BRIN VON SLEJENHAGEN

Zweites Buch

Karmilio Holbeck

Brin von Slejenhagen

Das zweite Buch
1032 und 1033 BF

Dies ist
Die Beschreibung des Lebens eines Brin ui Slejenhagen,
Eines Vaganten, der schließlich ein Ritter der Leuin geworden,
Wie er in die Welt gezogen,
Und was er darin gesehen, gelernt, erfahren und ausgestanden hat,
Und wie er schließlich das Ewige Licht gefunden.
Erbaulich und nützlich zu lesen.

Getreulich wiedergegeben von
Kamilio Holbeck zu Gareth

DAS SCHWARZE AUGE, AVENTURIEN, DERE, MYRANOR, THARUN, UTHURIA, RIESLAND und THE DARK EYE sind eingetragene Marken der Ulisses Spiele GmbH, Waldems.

Dieser Bericht ist die Chronik einer Das-Schwarze-Auge-Spielgruppe aus dem Jahr 2018. Einige Handlungselemente wurden aus den folgenden offiziellen Abenteuern übernommen:

- Tyll Zybura: „Posaunenhall“, 2009.
- Alex Spohr: „Schleierfall“, 2014.
- Rafael Knop: „Die Quelle des Nagrach“, 2017.
- Stephan Frings, Dominic Hladek, Rafael Knop, Katja Reinwald, Nina Schellhas: „Sturmgeboren“, 2013.

Alle erschienen bei Ulisses in Waldems.

© K. H. H. Berchem und C. Schaefer, 2020.
Coverbild © Luisa J. Preissler, www.luisapreissler.de

Inhalt

Rondra – Efferd 1032 BF, Raschtulswall
Wieder unterwegs 5

Boron – Hesinde 1032 BF, Koschberge
Auf dem Zwölfergang 21

Tsa – Phex 1032 BF, Zorgan
Brüderchen und Schwesterchen 79

Peraine 1032 BF, Warunk
Ein Alveranskommando 87

Rahja 1032 BF, Mhanadistan
Familientreffen 140

Praios 1033 BF, Palmyrabad
Ein Kassensturz 146

Rondra – Efferd 1033 BF, Elburum
Einer Katze letztes Leben 185

Efferd – Boron 1033 BF, Sewerien
Herz und Verstand 249

Hesinde – Firun 1033 BF, Sewerien
Eine kalte Spur 303

Tsa 1033 BF, Sewerien
Ein Mord 351

Phex 1033 BF, Grüne Ebene
Spinnen und Raben 374

Phex 1033 BF, Donnerbach
Der Schwurtausch 443

Peraine – Ingerimm 1033 BF, Ebene von Hardorp
Neu-Birselburg.....492

Rahja 1033 – Praios 1034 BF, Ebene von Hardorp
In Êi-Flanathil und Shir'Vadyr 528

Praios 1034 BF, Ebene von Hardorp
Das Debakel 570

Rondra 1034 BF, Donnerbach
Brins zweite Weihe 579

Rondra – Efferd 1032 BF, Raschtulswall
Wieder unterwegs

Aus Brins und Assadras Ausflug in die Berge wurde so schnell nichts, denn zuerst einmal mussten Falk und die anderen Neuankömmlinge der Sultana Sybia* Bericht erstatten.

Was Falk, Fanja und Suleyscha zu melden hatten, war auch für Brin eine Überraschung, gelinde gesagt. Die drei hatten den Zemal-el-Sulef, den Gürtel des Frevlergewands, unbehelligt nach Perricum geschafft und der Kirche des Götterfürsten ausgehändigt.

Im Praios-Tempel war daraufhin die Hektik eines Bienenschwarms ausgebrochen. Falk und die anderen waren in ein Ratszimmer geführt worden, wo alles versammelt war, was in der Kirche des Herrn Praios Rang und Namen hatte. Er hatte noch kaum den Mund aufgetan, da waren zwei Würdenträger von den Sitzen aufgesprungen, Praioslieb von Beilunk und Wahnfried von Winterkalt. Sie hatten ihn lautstark beschuldigt, ein notorischer Störenfried zu sein und die Ordnung der Kirche zu untergraben. Dann hatten sie eine ganze Litanei von Vorwürfen gegen ihn erhoben, auch dass er bei Gareth eine Hexe geschützt habe und einen Sonnenlegionär ermordet.

Die beiden hatten Suleyscha kurzerhand und gegen ihren Willen unter einen Heiligen Befehl zur Wahrheit gezwungen und so erfahren, dass Fanja mit Bienen und Mumien sprechen konnte. Das hatte ihnen gereicht, um Fanjas Verhaftung und peinliche Befragung zu fordern.

Die Inquisitorin Heliopais von Anderath, die auch zugegen war, war Fanja beigesprungen und hatte sich ebenfalls auf der Anklagebank wiedergefunden.

* Sybia al'Nabab, Herrscherin des Sultanats Zorgan.

Endlich hatte sich Praiowin von Orkenfeld, immerhin der Sonnenmarschall, Gehör verschaffen können. Er hatte alle daran erinnert, dass Heliopais von Anderath eine Legatin des Heliodan war, und den beiden Eiferern mit dem Sonnengericht gedroht. Schließlich hatten die beiden Männer sich unter Drohungen und wüsten Verwünschungen wieder gesetzt.

Der Gürtel war Heliopais von Anderath anvertraut worden, die ihn unter Bedeckung zur Burg Auraleth bringen sollte.

Zu guter Letzt hatte Falk noch erfahren, dass die Kirche des Herrn Praios in Malqis gerade Scheiterhaufen errichten ließ, um Hexen und Belkelel-Kultisten zu verbrennen.

Fanja, Suleyscha und auch Falk waren heilfroh gewesen, der Stadt Perricum unbeschadet entronnen zu sein. Suleyscha sprühte immer noch vor Zorn auf die beiden Priester, die sie verhört hatten, und Brin konnte ihr deshalb wirklich keinen Vorwurf machen.

Er hatte still zugehört und die Sultana beobachtet. Sie schien mit der Entwicklung der Dinge zufrieden zu sein, aber erzählte, dass seit dem Fund des Gürtels Mordanschläge auf sie, die Shahi und sogar auf ihren Sohn Arkos unternommen worden seien. Abt Assaban und seine Geliebte, die Priorin des Klosters Keshal Nassori, waren in ihrer Bleibe in Zorgan erdolcht worden.

Im Anschluss gingen die Gefährten zu Eleonora Shahi* und machten ihr ebenfalls Meldung.

Sie war sehr gnädig: „Ihr alle habt der Krone einen großen Dienst erwiesen, und ich will euch meinen Dank aussprechen. Dazu werde ich euch in einigen Tagen in aller Form empfangen. Ich wünsche, euch von nun an in meiner Nähe zu haben. Brin von Zorgan, hiermit

* Eleonora Shahi, Königin von Aranien und Schwiegertochter von Sybia al'Nabab.

ernenne ich dich zum Hofkaplan des Schwertbundes. Finde dich heute Abend ein, um Näheres zu besprechen."

Brin verneigte sich tief.

„Weiterhin wünsche ich, dass ihr eine angemessene Wohnung nehmt, sodass kein schlechtes Licht auf die Krone fällt. Man berichtete mir, ihr würdet in einem verfallenen Haus wohnen, ohne Dienerschaft, aber mit wilden Tieren. Das geht nicht an. Ich verfüge hiermit, dass ihr Diener einstellen sollt: eine Haushälterin, einen Koch, eine Zofe, Dienstmädchen, Kammerdiener, Gärtner und einen Pferdeknecht, so in etwa. Die Kosten trägt vorerst die königliche Schatulle. Hast du das?"

Der Schreiber, der in einer Ecke des Audienzzimmers saß, nickte.

„Darüber hinaus verfüge ich, dass das Haus von einem der Krongüter unentgeltlich mit Öl und Wein versorgt werden soll. Veranlasse das."

Der Schreiber nickte abermals.

Zuletzt wandte sie sich noch einmal direkt an Brin: „Ach ja, es wird dich sicherlich interessieren, dass die Verfolgung von Belkelel-Kultisten in Malqis gut vorankommt. Diese kleine Hexe, die euch besucht hat, mit der verfluchten Puppe, sie ist inzwischen gefasst."

„Ach ja?", fragte Brin.

„Der Scheiterhaufen war schon bereit", erwiderte Königin Eleonora zufrieden.

Brin versuchte, sich nichts anmerken zu lassen. Er hatte gedacht, dass Kementera im Wald von Da'Scheahr sicher versteckt sei. Entweder hatte sie sich herauslocken lassen oder es hatte eine Verwechslung gegeben. So oder so, es war eine Frau auf dem Scheiterhaufen gelandet, die dort vermutlich nicht hingehört hatte.

Dann standen die Gefährten wieder auf der Straße.

„Nun bist du also Hofkaplan", sagte Falk.

Brin lächelte stolz und begann, seine Schwertfibel zu polieren.

Falk räusperte sich. „Lass mich dich daran erinnern, dass das Königspaar eine offene Ehe führt. Arkos hat eine Menge Liebschaften und Eleonora auch, wie ich gehört habe. Hier kränkt es den Ehemann nicht, wenn seine Frau Verehrer hat. Ich bin wirklich nicht sicher, inwieweit sie heute Abend an einem Gespräch über die Donnernde interessiert ist."

So vorgewarnt fand Brin sich später wieder im Spiegelpalast ein. Die Shahi empfing ihn in ihren Gemächern und war allein. Sie wollte wissen, wie sich die Suche nach dem Ewigen Licht entwickelte, wo er herkam und warum er in die Kirche der Leuin eingetreten war. Brin antwortete freimütig. Die Königin war unterdessen nähergetreten, und einmal berührten sich ihre Hände. Brin war sich nicht sicher, ob es zufällig geschehen war, und begann sich unwohl zu fühlen. Zu seiner Erleichterung war er nach einer guten Stunde entlassen.

Auch in den nächsten Tagen kamen die Gefährten nicht zur Ruhe. Erst erschien ein Kämmerer, der sie zu einem Empfang in den Spiegelpalast lud. In seinem Schlepptau befand sich eine Hofschneiderin mit ihren Gesellen, um sicherzugehen, dass die Gefährten angemessen gekleidet erschienen. Assadra war ganz verzückt, als sie die verschiedenen Stoffe vorgelegt bekam.

Wenig später trafen Geschenke von Fürstin Sybia ein: ein Fass mit Rosenwein und ein Sack Kakaobohnen.

Schließlich meldete sich eine Schar von Dienern, geschickt von der königlichen Kanzlei. Sie standen etwas unbeschäftigt herum und blockierten die Küche. Brin versuchte, sie zum Herrichten des verwilderten Gartens zu bewegen, erntete aber nur Empörung, sowohl beim Gärtner, der keine Pfuscher in seinen Wirkungsbereich haben wollte, als auch bei den Hausbediensteten.

„Mir reicht's. Das Haus ist voll von fremden Leuten. Sie sollen wieder gehen", jammerte Brin. „Außerdem übersteigen sie unsere Mittel."

„Du wirst dich daran gewöhnen müssen", sagte Assadra zufrieden. „Wir verkehren nun bei Hofe."

Dann kam der Tag des Empfangs. Assadra war sehr glücklich mit ihrem Kleid, bis Brin ihr sagte, sie solle in Rüstung erscheinen, schließlich sei es eine Art Staatsakt. Die Gäste sollten sehen, dass Aranien Hilfe aus dem Volk der Amazonen erhalten hatte. Assadra schmollte, fügte sich schließlich aber. Brin selbst trug natürlich seinen frisch erworbenen Ornat.

Die Gefährten trafen protokollgemäß fast als Letzte ein, sodass ein jeder sie in Augenschein nehmen konnte, als ihre Namen und Titel ausgerufen wurden. Nach ihnen erschien nur noch die Shahi im Kreis ihrer Hofdamen und Favoriten. Der Haushofmeister geleitete die Lichtsucher zu ihr, wo sie niederknieten und huldvoll begrüßt wurden. Danach wurden ihnen in schneller Folge eine Menge Leute vorgestellt, die Brin alle nicht kannte: Priester der Zorganer Tempel, Adel aus der Umgebung, Bürger.

Später verteilten sie sich über den Saal. Brin wurde oft in Gespräche verwickelt und offen oder umständlich nach seiner Herkunft, nach dem Stand seiner Familie und nach seinem Vermögen ausgefragt. Mit Männern drehten sich die Gespräche meistens um die Jagd, um ihre Eroberungen oder um Assadra, die viele Gäste faszinierte. Am Ende des Abends war Brin eifersüchtig und schlecht gelaunt. Verdrossen musste er sich eingestehen, dass er ganz und gar dem Bild eines prüden Nordländers entsprach, wie man es sich hier machte.

Als er schließlich auf einem Balkon stand, einen Bierkrug in der Hand, gesellte sich ein älterer bornischer Kaufmann zu ihm, der ihm schon am Anfang des Abends vorgestellt worden war und dessen Namen Brin gleich wieder vergessen hatte.

„Ihr seid noch nicht lange in diesem Land, ist es nicht so?“

„Da habt Ihr wahrlich recht“, erwiderte Brin, der eigentlich keine Lust mehr hatte, sich zu unterhalten.

„Dass hier alles Land den Frauen gehört und an eine bevorzugte Tochter weitergegeben wird, die auch adoptiert sein kann, habt Ihr bereits erfahren. Als Mann führt man hier ein Drohnenleben, zumindest in den oberen Ständen. Ihr solltet Euch einen Falken oder etwas Ähnliches zulegen.“

„Ich habe eine Löwin.“

„Das wird einen guten Eindruck machen. Vielleicht ein wenig extravagant. Nun, wenn ich Euch noch einen Rat geben dürfte: Sagt nicht, dass Ihr ein Baumeister gewesen seid. Die einzigen Gelderwerbe, die sich hier ziemen, sind der Fernhandel und die Verwaltung der eigenen Ländereien.“

„Wie kommt Ihr als Kaufmann hier zurecht?“

„Meine Frau begleitet mich. Für uns Kaufleute des bornischen Hofs gelten eigene Privilegien und Gesetze, aber sie vertritt mich in allen Verhandlungen nach außen. Ja, so ist es hier.“

Brin mochte den Mann. Da wurden die Gefährten erneut zu Königin Eleonora gerufen. Sie dankte ihnen für ihre Taten und ließ eine Dienerin teure Geschenke überreichen.

Suleyscha erhielt ein kostbares Schwert und Brin einen Spiegelpanzer. Leira bekam einen Gwen Petryl, einen Stein so groß wie eine Faust, der aus sich selbst heraus ein sanftes blaues Licht abgab. Den anderen wurden schöne hölzerne Kistchen überreicht. Als Falk die seine später öffnete, fand er Täfelchen von bunter Tusche, Federn und Pinselchen. Assadra erhielt seltenen und wertvollen Tee, Fanja altertümliche Tätowiernadeln.

Schließlich zog die Königin sich zurück und gab so das Signal, dass das Fest zu einem Ende kommen sollte.

Die Tage, die nun kamen, waren ziemlich ruhig. Brin drängte nun mehr und mehr zum Aufbruch, ihn hatte wieder die Wanderlust gepackt. Es war herrlichste Sommerszeit, das Korn reifte auf den Feldern, und die Dienerschar in ihrem Haus, die sich mit Luwika nicht recht vertragen wollte, machte ihm den Abschied leicht.

Falk hatte von Heliopais von Anderath erfahren, dass im Herbst in Gareth eine Zusammenkunft von Lichtsuchern stattfinden solle, zum Austausch von Erkenntnissen und zum allgemeinen Nutzen.

„Danach könnten wir in den Kosch gehen“, sagte er, „wenn wir keine neue Spur aufgenommen haben. Es gibt dort einen Pilgerpfad, an dem Tempel oder Schreine aller zwölf Götter liegen. Ich habe vieles über diesen Weg gehört. Er ist bekannt in Garetien. Wer ihn beschreitet, der erfährt Erkenntnis, so wird gesagt.“

Brin schlug vor, dieses Mal die Zedernstraße zu nehmen, den Passweg durch den Raschtulswall, der die Tulamidenlande vom Mittelreich trennte. Es wäre eine Abwechslung, und Assadra würden die Berge gefallen.

Er sang, als sie endlich wieder unterwegs waren und die Stadt hinter sich ließen. Die Reise ging nach Süden und führte in den ersten Tagen über bekannte Straßen und durch fruchtbares und dicht besiedeltes Land. Die Lichtsucher hielten eine gute Reisegeschwindigkeit, aber eilten sich nicht übermäßig. Luwika, die nicht sehr ausdauernd war, lag die meiste Zeit auf dem Dach von Fanjas Wagen und döste.

Jeden Morgen wechselten Assadra und Brin sich mit kurzen Andachten ab. Assadra hatte ihm eine Tasche mit Gerätschaften geschenkt, wie sie für den Götterdienst gebraucht wurden: ein Altartuch, eine Feuerschale, eine Dose für Räucherwerk und einen eisernen Löffel, eine Messingflasche mit Brandöl, eine flache Schale zum Auffangen von Blut und eine schlanke Kanne für Brandopfer. Sie hatte ihm auch noch ein Widderhorn gegeben, welches er sich vom ersten Reisetag an umhängte.

Es war für Brin nicht zu übersehen, dass Assadra bei ihren Andachten nicht recht bei der Sache war, aber zumindest legte sie Wert darauf, dass er seine Aufgabe ordentlich erfüllte. Sie war überhaupt ziemlich launisch. Dauernd war ihr schlecht, und plötzlich konnte sie den Geruch von gebratenem Fett oder Pemmikan nicht mehr ertragen. Sie aß nur noch Honig, Datteln, Grütze, Eier und alle Melonen, die sie bekommen konnte. Quark mochte sie gern, aber Käse war ihr widerwärtig.

Fanja meinte, dass es vielen Frauen während einer Schwangerschaft so erginge und dass sich die Übelkeit meistens nach ein paar Wochen legen würde.

Daraufhin stürmte Assadra zu Brin und warf ihm wutentbrannt vor, es sei alles seine Schuld. Brin bemühte sich, nachsichtig und verständnisvoll zu sein, was sie allerdings nur noch mehr reizte. Das Ganze endete in einem lauten Streit. Um sie zu besänftigen, brachte Brin ihr einen Topf mit schaumig geschlagenem Eigelb, Wein und Honig, den sie zügig auslöffelte.

In der Nähe der Stadt Anchopal machte sich allmählich die Wüste Gor bemerkbar. Die Landschaft wurde karg, anstatt wohlbestellter Felder gab es nur noch hin und wieder eine Ziegenherde zu sehen. Wenn Südwind wehte, so war er heiß und trocken und brachte Staub mit, der den Reisenden zwischen den Zähnen knirschte.

Hinter Anchopal wand sich die Straße nach Südwesten und führte sie an den Mhanadi, dem sie die nächsten zwei Wochen stromaufwärts folgten. Sie kamen in reiches, grünes Hügelland. In den Tälern wurden Weizen und Hirse angebaut, und an den sanften Hängen weideten Rinderherden. Die Dörfer lagen abseits der Straße und sahen abweisend aus. Die Karawansereien waren befestigt und trutzig. Aber das Innere war einladend, schattige Höfe mit Wasserbecken und Blumen. Brin bewunderte auch die sinnreich angelegten Kamine, die den Wind einfingen und der Kühlung und Belüftung dienten.

Die Straße endete an der kleinen Grenzstadt Erkenstein. Hier begann der Passweg durch den Raschtulswall, die Zedernstraße.

In dem Ort sammelte sich gerade eine Maultierkarawane. Der Führer schätzte die Lichtsucher als vertrauenswürdig und kampferprobt ein und war gern bereit, sie in den Zug aufzunehmen.

Erkenstein war darauf eingerichtet, Reisende, die über die Berge wollten, mit allem Notwendigen zu versorgen. Als Erstes besorgte Assadra drei neue gute Seile, jedes einen Finger dick und dreißig Schritt lang, dazu noch sechzig Schritt Schnur. Dann gab sie beim Schmied zwei Bergstöcke mit eisernen Spitzen und kleine, ovale Ringe aus Eisen in Auftrag. Was es mit Letzteren auf sich hatte, wollte sie Brin später erklären. Die Bergstöcke waren aus Esche und so stabil, dass sie, wenn sie an beiden Enden auflagen, Brins Gewicht halten konnten. Die seltsamsten Ausrüstungsstücke kamen von einem Schreiner: kleine zurechtgeschliffene Holzleisten, die sie sich mit Schnüren vor die Augen binden konnten. Dort, wo die Augen waren, kerbte der Schreiner auf Assadras Anweisung hin feine Sehschlitze ein.

„Kannst du raten, was das ist?“ Sie lächelte Brin an.

„Schutzbrillen gegen den tödlichen Eishauch von Frostwürmern?“

Assadra verdrehte die Augen. „Das sind Schneebrillen. Auf den Firnfeldern bindet man sie sich vor die Augen, sonst wird man in dem grellen Licht bald blind.“

Außerdem erstand sie für jeden von ihnen zwei Paar Wollfäustlinge und gestrickte Mützen. Anschließend kaufte sie noch Unmengen von Talglichtern.

„Falls es sich ergibt, werden wir bis zum ewigen Schnee aufsteigen. Wenn wir Feuer haben wollen, so müssen wir Brennstoff mitnehmen. Talg in einer Bronzeschale mit altem Tauwerk als Docht reicht, um Schnee zu schmelzen und Wasser heiß zu machen.“

So brach die Karawane auf. Ihr Weg folgte anfangs dem Boden eines langen Tals, dann kletterte er ganz allmählich die Talflanke empor. Alle hielten wachsam Ausschau, aber Ferkinas* sahen sie keine, hoch über der Karawane kreisten nur Harpyien. Vier Marschtage und die letzten Bäume, krüppelige Kiefern, blieben hinter ihnen zurück.

Am Morgen blickten die Reisenden auf ein Wolkenmeer hinunter, welches das Tal, aus dem sie aufgestiegen waren, vor ihnen verbarg. Die Luft hier oben war klar, sodass sie zig Meilen weit sehen konnten. Assadra lachte und sang, entweder weil ihre Übelkeit verflogen war oder weil sie sich auf heimischem Grund fühlte.

Schließlich erreichte die Karawane den Pass. Es war ein breiter Bergsattel zwischen zwei himmelhoch aufragenden Gipfeln. Der Berg auf der nördlichen Seite zu ihrer Rechten hatte fast senkrechte Felswände, die sich in den Himmel aufzutürmen schienen. Er überragte die Passhöhe sicherlich noch einmal um gut zweitausend Schritt. Oben trug er eine weiße Kappe aus ewigem Schnee.

„Ist schon mal jemand auf diesen Berg gestiegen?“, wollte Assadra vom Karawanenführer wissen.

Verwundert sah er sie an. „Warum sollte das jemand tun? Dort oben gibt es nur Eis und Schnee und Riesen, die jeden Vorwitzigen in die Abgründe stürzen.“

Die Karawane begann nun den langsamen Abstieg ins Tal des Yaquir und ins Königreich Almada. Von der anderen Seite betrachtet zeigte der Berg ihnen ein ganz neues Gesicht. Hier war er weniger schroff. Es gab zwar eine Reihe steiler Felswände, diese wurden aber immer wieder von Schneehängen und schneegefüllten Rinnen unterbrochen. Ein Gletscher floss aus der Höhe herab und in ein Nebental. Assadra war zuversichtlich, durch dieses Gewirr einen Weg zum Gipfel finden zu können. Sie wollte es versuchen, mit Brin zusammen.

* Urtümliche, räuberische Bergstämme.

Ihr Führer ließ sie nur ungern ziehen und warnte sie vor den Ferkinas.

Aber Assadra zuckte nur mit den Schultern. „Zwei Priester der Donnernden sollten schon zurechtkommen."

Die beiden schulterten Felleisen mit Proviant für sechs Tage, dazu Mengen von Talglichtern, ihre Pelze, Decken und Zelttuch, die Seile und die Bergstöcke. Alles in allem wogen ihre Packen gut und gern zwanzig Stein. Wegen der Ferkinas gürteten sie ihre Schwerter. Brin trug sein Kettenhemd, Assadra ihren Harnisch. Dann sagten sie den Freunden Lebewohl, in Punin wollten sie sich wiedertreffen.

Sehr langsam begannen sie den Aufstieg. Brin war froh um den Bergstock, der ihm half, am Hang das Gleichgewicht zu halten. Bald hatten sie die mageren Bergwiesen hinter sich gelassen und kamen ins Gefilde des ewigen Schnees und an den Rand des Gletschers, den sie von unten ausgemacht hatten.

Assadra wollte ihm folgen und erklärte Brin die Vorsichtsmaßnahmen, die sie zu beachten hatten. Sie band sich und Brin mit einem ihrer langen Seile aneinander, in das sie alle anderthalb Schritt Bremsknoten geknüpft hatte. Dann warnte sie Brin, das Seil straff zu halten und genau in ihrer Spur zu folgen. Wenn sie plötzlich in eine der Spalten einbrechen sollte, die unter dem Schnee im Eis verborgen waren, so sollte er sich mit den Füßen voran hinwerfen, seinen Bergstock tief in den Schnee rammen und das Seil daran verankern. Anschließend sollte er sie mit einer Art improvisierten Flaschenzug, hierfür waren die Eisenringe gedacht, wieder hochziehen.

Sie zeigte es ihm, dann setzte sie ihre Schneebrille auf und stapfte los. Brin folgte ihr, aber ihm war nicht wohl bei der Sache. Er war schwerer als Assadra. Was, wenn er in eine der tückischen Spalten stürzte und sie mit sich in die Tiefe zog?

Je höher sie kamen, desto steiler wurde der Gletscher. Assadra wich mehr und mehr zur Seite hin aus, um große, sichtbare Spalten

zu umgehen. In regelmäßigen Abständen blieb sie stehen und prüfte mit ihrem Bergstock den Grund. Schließlich standen sie wieder am Rand des Gletschers.

„Es hat keinen Zweck“, schnaufte Assadra. „Wir versuchen es hier.“

Die Kante zwischen Gletscher und Felswand war gangbar. Es war eine anstrengende Kraxelei, aber Brin war froh, vom Eis mit seinen verborgenen Spalten herunter zu sein. Sie erkletterten Absätze, zogen sich gegenseitig hoch, hievten ihre Packen hinterher, durchstiegen einen Kamin und kamen langsam immer höher. Brin vermied es, nach unten zu sehen, Assadra hingegen war ganz aufgekratzt.

Sie gelangten an eine Art riesige Treppe, die sie ohne viel Mühe erklimmen konnten. Oben wartete ein großes Firnfeld, aus dem sich der Gletscher speiste, und welches von unten nicht auszumachen gewesen war. Hier fand Assadra auch einen kleinen ebenen Platz, der von einem Überhang geschützt war, passend für ein Lager.

Es war erst Nachmittag, aber sie wollte ihre Kräfte schonen. Außerdem hatte sie Sorge, dass sich in der warmen Nachmittagssonne Steine über ihnen lösen und sie treffen könnten.

Durch die klare Luft hatten die beiden einen guten Blick auf die Berge des Raschtulsturms im Süden. Ganz klein sah man die Karawane, die sich ins Tal hinabschlängelte. Brin kochte das Abendessen und schmolz Schnee, um ihre Wasserflaschen aufzufüllen. Als die Sonne versank, wurde es eisig. Assadra setzte sich mit dem Rücken gegen die Felswand, und Brin legte sich neben sie. Sie wickelten sich zusammen in ihre Decken und in das große Zelttuch und machten es sich so bequem, wie es eben ging. Schon bald war Brin eingeschlafen. Um Mitternacht weckte Assadra ihn und sie tauschten. Brin döste im Sitzen. Assadra hatte sich dicht an ihn gedrängt, weil sie fror. Immer wieder schreckte er aus der unbequemen Haltung auf und horchte in

die Dunkelheit hinaus. Aber der Wind war eingeschlafen, alles Wasser war gefroren, und es herrschte Totenstille.

Am nächsten Morgen waren sie müde, wurden aber durch einen grandiosen Sonnenaufgang entschädigt. Der Himmel leuchtete violett. Über dem Tal unter ihnen hing ein leichter Wolkenschleier. Die aufgehende Sonne warf die Hänge der Berge um sie herum in ein scharfes Relief aus Licht und Schatten, das sich jeden Augenblick änderte.

Nach einem einfachen Frühstück aus Brot, Käse und heißem Tee brachen sie das Lager ab und begannen, das Firnfeld hinaufzusteigen. Der Schnee war zum Ende des Sommers alt und hart, und der Hang wurde immer steiler. Brin hatte bald das Gefühl, keine Luft mehr zu bekommen. Assadra ging langsam voraus: ein Schritt, atmen, ein weiterer Schritt, atmen.

In einem weiten Bogen erreichten sie schließlich eine Felsrippe, an der sie nicht weiterkamen. Quer zum Steilhang arbeiteten sie sich vorsichtig an ihr entlang. Brin glitt an einer Eisplatte aus und hing einen schrecklichen Moment lang an seinen Fingern. Seine Muskeln verkrampften sich. Behutsam setzte er einen Fuß vor den anderen, drehte sich zum Hang hin und versuchte, nicht in den Abgrund zu blicken, der neben ihm gähnte.

„Hast du Höhenangst?“, rief Assadra, die nichts von seinem Zwischenfall mitbekommen hatte, zu ihm hinüber.

Brin knurrte nur: „Du wärst eben beinahe Witwe geworden.“

Als sie endlich auf einem kleinen Vorsprung rasteten, konnte er es nicht ertragen, dass Assadra sich mit dem Rücken zum Abgrund setzte. „Komm, setz dich neben mich. Wenn du dich nach hinten lehnst, fällst du ins Leere.“

„Hast du mich schon mal aus Versehen vom Stuhl fallen sehen?“ Assadra grinste. „Wie bist du in deinem früheren Leben eigentlich auf den Baugerüsten zurechtgekommen?“

„Wenn die Bauleute eine Entscheidung von mir wollen, bin ich abgelenkt.“

Assadra nickte nachdenklich. „Gut. Du kannst ab jetzt die Führung übernehmen.“

Aber dann kam abermals ein schwieriges Stück, und Assadra stieg wieder voran. Sie bogen um einen Felsvorsprung. Auf der anderen Seite wartete eine Rinne, steil wie eine Rutschbahn. Assadra war bereits auf der anderen Seite. Brin wurde klar, dass auch er sie queren musste. Aber wie? Sie führte steil viele Hundert Schritt in den Abgrund. Er zögerte und vermochte mit einem Mal nicht mehr, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Assadra bemerkte sein Zögern und kam zurück.

„Warte, ich zeige dir die Tritte.“

Brin schickte ein inbrünstiges Stoßgebet nach dem anderen zur Donnernden, während Assadra seine Füße dirigierte. Gemeinsam klettern sie hindurch, und irgendwann hatte Brin es auf die andere Seite geschafft. Er setzte sich auf einen Felsen und holte langsam und bedächtig Luft. Für Assadra war es gar nichts gewesen.

Das nächste Nachtlager richteten sie auf einer kleinen ebenen Kanzel ein. Tief unter ihnen lag das großartige Firnbecken, welches den Gletscher speiste. Die Felsklippe über ihnen hing etwas über und bot zumindest ein wenig Schutz.

Die Nacht war grausig kalt, und sie lauschten wieder abwechselnd in die Dunkelheit hinaus, weil sie nicht wussten, welche Geschöpfe hier oben vielleicht leben mochten.

Knapp über dem Lagerplatz begann wieder ein Firnfeld, über das sie die steile Gratkante erreichten, die sie bis zum Gipfel führen sollte.

Sie hieben ihre Schuhe in den Altschnee und schlugen Stufen, kamen in den pfeifenden Gipfelwind, krochen auf allen vieren das letzte Stück nach oben und waren nach etlichen Stunden endlich angekommen.

Sie lachten und freuten sich, und Brin war selig, dass es nun nicht mehr höher ging und er es geschafft hatte. Er hielt Umschau. Im Nordosten lag ein großes, vergletschertes Hochtal, der Talboden ungefähr auf ihrer Höhe. An den Seiten erhoben sich Giganten von Bergen, die sie um viele Tausend Schritt überragten. Es war ein Anblick, der ihm den Atem nahm.

Vorsichtig machten sie sich an den Abstieg. Assadra warnte ihn, dass die meisten Abstürze auf dem Weg nach unten passierten. Sie zeigte Brin, wie das Abseilen funktionierte: Sie knotete eine ihrer eisernen Ösen an ein Seilende, steckte das Seil durch und erhielt so eine große Schlinge, die sich zuziehen ließ. Diese legte sie um eine Felszacke und zog das Seil fest. Dann band sie eine ihrer langen Schnüre an die Öse.

„Ich klettere nun an dem Seil nach unten. Sobald ich einen sicheren Stand habe, ziehe ich an der Schnur, die Schlinge öffnet sich, und das Seil kommt. Man muss nur aufpassen, dass einem die Öse nicht auf den Kopf fällt."

Der Abstieg verlief ohne Zwischenfälle, und Brin war wieder einmal dankbar für den Bergstock, der sich auf dem Firnfeld als Segen erwies.

Zwei Tage später erreichten die beiden die Passstraße. Sie folgten dem Weg, bis sie zu einem Bergbach unter der Baumgrenze kamen. Hier lagerten sie. Das Wasser war eiskalt, aber es war ein Genuss, sich waschen zu können, und mit dem Schweiß fiel endlich die Angst von Brin ab. Assadra war hochzufrieden und strahlender Laune.

Bald kam ein weiterer Saumtierzug über den Pass, dem sie sich anschließen durften, und ohne weitere Vorkommnisse erreichten die beiden am 24. Tag des Efferd-Monds Punin, wo Falk und die anderen schon auf sie warteten.

In Punin gab es großartige Neuigkeiten. Ein Ausrufer hatte es gerade verkündet: „Frieden mit Albernia!“

Invher ni Bennain hatte zugunsten ihres Sohnes abgedankt und war in ein Rondra-Kloster verbannt worden. Albernia hatte die Waffen niedergelegt und war ins Reich zurückgekehrt.

„Willst du nun zurück nach Havena?“, wollte Assadra von Brin wissen.

„Ich möchte meinen Eltern Geld schicken“, sagte er, „jetzt, wo wieder Frieden ist, wird das Land einen Aufschwung nehmen.“

„Aber willst du nach Havena zurückkehren, wo dein Zuhause ist?“

„Nein. Ich würde meine Eltern gern wiedersehen, und meine Schwestern auch. Aber wenn ich im Rondra-Tempel von Havena dienen würde, wäre ich doch für alle nur der Junge aus der Goldenen Gans. Ich glaube, um ein guter Priester zu sein, sollte ich woandershin gehen.“

Von Punin folgten die Lichtsucher dem Eslamsweg. Je weiter sie nach Norden gelangten und je näher Falk seiner Heimat kam, desto mehr erzählte er von Sibel.

Der Empfang in Falkenroden war sehr herzlich. Die Wirtin Silvana war inzwischen niedergekommen und hatte Zwillinge geboren. Sie und ihr Mann Alwin hatten beraten und die beiden kleinen Wesen Falk und Fanja genannt, was beide sehr anrührte.

Boron – Hesinde 1032 BF, Koschberge
Auf dem Zwölfergang

Falks größte Erwartung für Falkenroden wurde enttäuscht: Sibel war nicht da. Vor einiger Zeit war Arras al'Achami, der blinde Praios-Priester aus Malqis, in dem Weiler erschienen. Er hatte lange mit ihr gesprochen, danach war die Hexe in den Kosch aufgebrochen.

Falk wollte nach Gareth zu den Beratungen seiner Kirche. Suleyscha und Fanja weigerten sich, ihn zu begleiten. Sie mochten nach ihren Erfahrungen in Perricum nicht schon wieder dem Klerus des Götterfürsten gegenübertreten. Auch Brin wollte in Falkenroden bleiben, weil er Luwika nicht in die große Stadt mitnehmen konnte. Assadra zog es ebenfalls nicht in die Hauptstadt, und so blieben am Ende alle bis auf Falk in Falkenroden.

Es war nun Herbstzeit, und Brin ließ sich vom Baron, der ihnen wohlgesonnen war, einiges Wild freigeben. Er ging mit Luwika in den umliegenden Wäldern auf die Pirsch, sie legte sich im Wind auf die Lauer und er drückte ihr das Wild zu. Die Löwin fraß am liebsten das Geschlinge und die Leber, und Brin und die anderen aßen lieber alles andere, sodass Zufriedenheit mit dieser Teilung herrschte.

Assadra blieb derweil bei Silvana und half ihr bei der Versorgung der Kinder.

Nach einer Woche kehrte Falk aus Gareth zurück. Er war ratlos und enttäuscht. In der Stadt des Lichts waren viele Kleriker versammelt gewesen und hatten gestritten. Er selbst hatte niemals zu kirchenpolitischen Fragen gesprochen (in einer so hierarchischen Kirche wie der des Götterfürsten hätten die Auffassungen eines Wanderpriesters auch kaum beeindruckt). Nun hatte er gemerkt, dass man ihn wegen seiner Herkunft und der Ereignisse in Falkenroden vor

einem Jahr im Lager der Braniborier* verortete. Eine Minderheit von Glaubensbrüdern hatte ihn herzlich als einen der ihren aufgenommen, von der Mehrheit war ihm Ablehnung entgegengeschlagen. Und für die Lichtsuche hatten sich keine neuen Ansätze ergeben.

Wie sollte es nun weitergehen?

„Wir könnten in den Kosch gehen“, schlug Falk vor, „wie ich es schon in Zorgan erwogen habe. Am Zwölfergang liegen Tempel und heilige Orte von allen Zwölfen. Vielleicht offenbart sich uns auf diesem Pilgerweg der Wille der Unsterblichen.“

„Kann es sein, dass du in den Kosch willst, weil Sibel dort ist?“, fragte Fanja.

„Es ist jetzt ein Jahr her, dass ich sie wiedergesehen habe, und ich hatte mich sehr darauf gefreut, sie hier zu treffen. Beim letzten Mal ist vieles zwischen uns ungesagt geblieben. Aber, um deine Frage zu beantworten: Ich glaube schon, dass ich zwischen unserer Suche und meinen eigenen Wünschen trennen kann.“

Dabei war er so rot geworden, wie sie ihn noch nie gesehen hatten.

So sagten die Lichtsucher Falks Verwandten Lebewohl. Eine gute Woche später erreichten sie die Stadt Ferdok und den großen Fluss. Die Stadt war nicht besonders groß, wimmelte von Zwergen und hatte einen geschäftigen Hafen. Die Gefährten fragten sich zu einem annehmbaren Gasthof durch, in dem Diener der Götter sich sehen lassen konnten.

Als sie in die Gaststube traten, fielen ihnen sogleich zwei Amazonen auf, die sich an einen der hinteren Tische gesetzt hatten.

---

* Diese Strömung innerhalb der Praios-Kirche betonte die Aspekte Gerechtigkeit und Wahrheit, die über alle Standesschranken hinweg eingefordert werden sollten. Andere Aspekte praiotischer Frömmigkeit wie Folgsamkeit, Ehrerbietung, Rangordnung und Untertanentreue traten demgegenüber etwas zurück.

Neugierig schlenderten sie näher. Suleyscha kannte die beiden und stellte sie als die Zwillinge Rhulana Bärentöterin und Aydara vor. Die beiden musterten Assadra interessiert, sprachen aber selbst nur die nötigsten Höflichkeitsfloskeln. Aydara berichtete knapp, dass Mactaleänata* in der Gegend gemeldet worden seien. Am Ende fanden die Lichtsucher einen freien Tisch am anderen Ende der Halle, nur Suleyscha blieb bei den Schwestern sitzen.

Später, als sie wieder unter sich waren, erzählte Suleyscha, dass die beiden sehr neugierig auf Assadra gewesen seien, und auf ihre Schwangerschaft. Aydara habe sogar eine Brieftaube abgeschickt.

Brin hatte die Geschichte mit den Mactaleänata nicht geglaubt, hatte es aber zu unhöflich gefunden, sie offen anzuzweifeln. Er schlief im Stall bei Luwika und wurde wach, als Aydara lange vor dem Frühstück ihr Pferd sattelte und davonritt.

Der Zwölferweg begann beim Kloster Garrensand, einige Tage flussabwärts.

Der Wirt riet Falk und den anderen, die Pferde bei ihm zurückzulassen und sich eine Passage auf einem der vielen Flussschiffe zu suchen. Es sei Brauch, den Pilgerpfad zu Fuß zu beschreiten, sagte er, und die Tiere seien in seinem großen und hellen Stall besser aufgehoben als in Garrensand, das nicht auf die Unterbringung von Reittieren eingerichtet war.

Also suchten sich die Gefährten ein Boot, und alle waren zufrieden bis auf Luwika, die sich über Tag in einen Verschlag einsperren lassen musste. Der Kapitän schien Brin ein zuverlässiger und ehrlicher Mann zu sein, und so vertraute er ihm, als sie von Bord gingen, einen Beutel

* Von der Göttin Rondra abgefallene Schwarzamazonen, die Todfeinde des Amazonenvolkes.

Goldes an. Der Mann versprach, die Dukaten bei Brins Eltern in Havena abzugeben.

„Wo hattest du das Geld her?“, fragte Fanja ihn später.

„Ich habe in Ferdok den Spiegelpanzer verkauft, den Königin Eleonora mir geschenkt hat.“

„Für wie viel?“

„Es war ein schlechter Handel, da es schnell gehen musste. Ich habe genommen, was ich kriegen konnte. Ich hätte das Ding sowieso nicht getragen.“

„Ich fand, er hat dir sehr gut gestanden“, meinte Assadra enttäuscht.

„Ich bin nun mal ein Albernier und kein aranischer Beyroun. Mir war er zu protzig.“

Das Kloster Garrensand lag direkt am Wasser. Der Bruder Pförtner wies ihnen eine karge Zelle zu und lud sie zum Mahl, das gemäß den Gewohnheiten der Boron-Kirche schweigend eingenommen wurde.

Nach dem Essen führte der Abt sie in die Krypta. In einem kleinen, schwarz und silbern geschmückten Gewölbe saß eine alte Frau auf einem Schemel. Aus einem Spalt unter ihr quoll ein Dunst hervor, und sie war weit entrückt oder schwer benebelt, wie es Brin schien.

„Dieses ist die Orakelkluft, wegen der dieses Kloster berühmt ist“, krächzte der Abt. „Heute hat sie gesprochen. Deswegen zeige ich euch diesen Ort.“

„Was hat sie gesagt?“

„Die Worte sind dunkel und nicht für jedermanns Ohr bestimmt.“

Tief in der Nacht schreckte Brin mit einem Mal aus dem Schlaf. Ein Gefühl von Unheil hatte ihn gepackt. Im Pilgerquartier war es sehr kalt geworden. Als er aus dem Fenster blickte, sah er im Innenhof Raureif. Er wandte sich um und blickte in Assadras dunkle Augen, die ihn wach und aufmerksam ansahen. Sie streiften sich die Kleider

über und gingen hinunter zum Bruder Pförtner. Alles war ruhig bei ihm.

Er sagte, dass der Frost zu früh einsetze in diesem Jahr.

Nach einem stärkenden Frühstück aus Würsten, Bratkartoffeln, Eiern und Speck begaben die Lichtsucher sich auf den Zwölferpfad. Sie waren das lange Zufußgehen nicht mehr recht gewöhnt, und es war unangenehm kalt.

Der Landstrich, in den sie nun kamen, war dicht bewaldet, mit kargen, steinigen Böden und nur wenigen auseinanderliegenden Weilern. Wenigstens waren diese darauf eingerichtet, Pilger zu beherbergen, entweder in eigens gebauten Pilgerquartieren oder unter dem Dach eines Bauern. Viele Zwerge siedelten hier Seite an Seite mit den Menschen, und Brin, der von seinen Baustellen her mit diesem Volk vertraut war, freute sich, sein Rogolan zu erproben.

Mit dem Boron-Mond erreichten die Pilger die Schwertschlucht, eine schmale, tiefe Klamm, welche die Göttin Rondra selbst mit ihrer Klinge in die Koschberge gekerbt haben sollte. Schmal krümmte und schlängelte sie sich zwischen hoch aufragenden Klippen hindurch.

Die Pilger waren bereits tief im Gebirge, als sie zu einem Bergrutsch kamen, der die Klamm über ihre ganze Breite versperrte. Der Haufen aus Trümmern und Geröll war so hoch, dass sie nicht drüberschauen konnten.

Brins Nackenhärchen stellten sich auf. Er legte den Finger an die Lippen.

„Mir ist hier nicht wohl“, flüsterte er. „Assadra und Suleyscha, könnt ihr die Wand erklettern und sehen, ob es oben einen Weg gibt? Warnt uns, wenn uns jemand auflauert.“

„Sollen wir auf beide Seiten?“

„Geht zusammen auf die höhere Seite, dann könnt ihr die andere Kante überblicken und euch gegenseitig helfen.“

Assadra legte ihr Gepäck, ihren Helm und ihren Schild ab. Sie fand eine Kluft in der Felswand, die Griffe und Tritte bot, und kletterte gewandt und anscheinend mühelos hinauf. Suleyscha folgte ihr. Trotz seiner Anspannung warf Brin den beiden bewundernde Blicke nach.

„Es gibt hier eine Art Pfad“, sagte Assadra leise von oben, „aber er ist schwer zu gehen. Ihr werdet auf uns warten müssen.“

Die anderen nahmen das Gepäck der beiden und folgten vorsichtig dem Weg am Fuße der Klamm.

Dann standen sie vor dem Schutthaufen. Brin bedeutete den anderen anzuhalten und kletterte, so leise er es vermochte, den Geröllhaufen hinauf. Als er zu Assadra sah, legte sie den Finger auf die Lippen und deutete hinter den Schutthaufen. Er trat auf die andere Seite. Mit einem Mal Knirschen und Rumpeln, als die Steine unter ihm sich verschoben. Brin blieb stocksteif stehen und hielt den Atem an. Es wurde wieder still. Langsam kletterte er weiter. Auf der anderen Seite befand sich eine Art Türöffnung in der Felswand. Erneut gerieten die Steine unter ihm ins Rutschen.

Da trat ein Gewappneter aus der Türöffnung, angetan mit Kettenhemd und Topfhelm und bewaffnet mit Schwert und Schild. Von oben erscholl Assadras Warnruf, und ein Pfeil schlug neben dem Mann in die Felsen. Er blickte hinauf, sah Brin, schrie und stürmte auf ihn los.

Der bekam sein Schwert gerade noch aus der Scheide. Sie tauschten Hiebe, die Klingen funkten. Dann wurde Brin an der Hüfte getroffen. Heiß lief ihm das Blut am Bein hinunter. Doch er streifte seinen Gegner und sah ebenfalls Blut. Da wurde Brin erneut getroffen. Er meinte, seine Rippen knacken zu hören. Dann eine Frauenstimme. Und mit einem Mal wurde er müde.

„Das war’s jetzt? Wie dumm“, zuckte ein Gedanke durch seinen Kopf.

Da eröffnete ihm sein Gegner eine Blöße. Leweschilt zischte und ein Rauchfaden kräuselte sich nach oben, als sich die geweihte Klinge in den Körper seines Gegners fraß. Brin drehte die Klinge. Sein Gegner schwankte und brach zusammen.

Doch der Schmerz wollte ihn überwältigen. Er sank auf einen großen Stein und wäre fast gefallen.

Da kam Assadra herbeigelaufen. Brin lächelte sie gequält an, und sie warf ihm einen erleichterten Blick zu. „Ich beglückwünsche dich zu deinem ersten Sieg im Kleid der Göttin. Aber ich dachte schon, unsere Tochter wird Waise."

Luwika drängte schon zum Eingang in der Felswand. Steif ging sie darauf zu und lies ein Winseln hören, welches Brin noch nie zuvor von ihr gehört hatte. Angespannt folgte Assadra der Löwin in die Höhle. Gleich darauf ertönte von drinnen ein Wut- und Schmerzensschrei.

Während Assadra und die anderen die Klause durchsuchten, nahm Fanja sich Brin vor. Sie zog ihm das beschädigte Kettenhemd über den Kopf, holte ihr Operationsbesteck hervor und begann behutsam, die einzelnen Glieder seines Kettenhemds aus den Wunden herauszuziehen. Brin stöhnte und meinte zu ersticken.

„Ich werde dir feste Verbände anlegen, aber du kannst nicht reisen. Wir müssen einen Platz finden, wo wir lagern können. Dort sollten Assadra oder Falk einen Heilsegen auf dich wirken."

Als sie fertig war, kämpfte Brin sich hoch und ging vorsichtig Schritt für Schritt setzend durch den Torbogen. Er fand sich in einer Kammer mit einem schmalen Lager, einem Stuhl und einem Lesepult. Jemand hatte sogar einen steinernen Ofen gemauert, wie ihn die Leute hier verwendeten. Es war eigentlich recht anheimelnd. Auf dem Stuhl saß eine gefesselte Frau im Kleid der Amazonen. Jemand hatte ihr den Brustkorb geöffnet. Überall krabbelten Fliegen.

Die Untersuchung der Klause und der beiden Toten ergab nicht viel. Oberarme und Schultern von Brins Gegner waren mit struppigem Fell bedeckt, vermutlich ein Dämonenmal. Assadra und Suleyscha zerrten den Kadaver in ein Seitental und bedeckten ihn mit großen Steinen. Dann wuschen sie die Amazone, legten ihr ihre Rüstung und Waffen an und hoben sie auf eine behelfsmäßige Trage.

Falk sprach derweil einen Heilsegen auf Brin.

Danach verließen sie diesen Ort des Schreckens. Assadra, Falk, Fanja und Suleyscha schleppten schwer an ihrem Gepäck und an der Toten, Leira sicherte, Brin humpelte mit seinem Bergstock als Krücke hinterher.

Der Himmel über ihnen rötete sich und in der Klamm war es bereits dunkel. Da begann Luwika, auffällig zu wittern. Ein Dunst erhob sich vor ihnen vom Boden. Das Fell der Löwin sträubte sich, ihre Augen leuchteten gelb.

Aus dem Nebel formte sich ein Gesicht: „Assadra, ich werde dich und die Frucht deines Leibes töten."

„Nakika Bärenfang, die sich nun Königin der Mactaleänata nennt. Du gehörst mir", antwortete Assadra kalt.

Damit war die Erscheinung verschwunden.

„Was will sie von uns?", fragte Brin, ziemlich entsetzt.

„Ich weiß es nicht", sagte Assadra. „Ich habe ihre Vorgängerin in die Niederhöllen geschickt, im Zweikampf. Wie kann sie wissen, dass ich schwanger bin? Aber wenn sie sich mir stellt, dann töte ich sie!"

Schließlich gelangte der traurige Zug in einen kleinen Talkessel. In einer der Felswände war eine Nische ausgemeißelt, darin befand sich ein Altar. Über ihm hing an Stricken ein Mann in Kettenhemd und weißem Wappenrock des Schwertbundes. Auch er war tot.

Brin brüllte eine Verwünschung. Auf Antwort brauchte er nicht lange zu warten. Drei Gestalten schälten sich aus dem Nebel, Schwerter in den Händen.

Die Gefährten standen günstig: Assadra in der Mitte, links von ihr Brin mit seinem großen Rundschild, rechts Fanja und Leira. Falk war hinter ihnen und nestelte schon seine Schleuder vom Arm. Suleyscha hatte gerade begonnen, die Felswand zu erklettern, und war über ihnen.

Nach dem ersten Anprall begann ein Hauen und Stechen.

„Ich kann ihn nicht verletzen!“, rief Fanja mit Panik in der Stimme.

Brin war auf Deckung bedacht und vermied es, seinem rechten Bein zu viel abzuverlangen. Als Leweschilt endlich sein Ziel fand, schlug es eine fürchterliche Wunde und trennte seinem Gegner beinahe den Arm ab. Der stierte noch, da traf Brin ihn erneut und schickte ihn in die Niederhöllen.

Assadras Gegner lag bereits am Boden. Sie war Fanja und Leira zu Hilfe geeilt und hatte auch diesen Feind für sich beansprucht. Dabei kämpfte sie angriffslustig, nicht besonders auf Sicherheit bedacht, und blutete schon aus zwei tiefen Wunden.

Brin überlegte einzugreifen, da brach Assadras Gegner zusammen. Er selbst war dieses Mal ungeschoren davongekommen, nur war viel frisches Blut auf seinen Verbänden.

Fanja versorgte die beiden, und Assadra sprach einen neuen Heilsegen auf Brin. Er fühlte sich so gestärkt, dass er es bei ihr ebenfalls versuchte.

„Ich glaube, es ist mir gelungen“, sagte er anschließend entzückt. „Ich konnte spüren, wie die Kraft der Donnernden durch mich hindurchströmte. Fühlst du dich besser?“

Sie bejahte, sah aber sehr blass aus.

„Assadra, du hast die Kraft der Leuin benutzt, im Kampf und jetzt auch. Es ist gut, dass du zurückgefunden hast.“

Sie sah ihn nur verständnislos an. „Was meinst du damit? Ich bin der Göttin nahe wie keine andere, schon seit meinem Noviziat. Hast du vergessen, was mein Seelentier ist?“

„Und was war in Yerkesh? Als du schwimmen wolltest?“

Mit einer Handbewegung wischte sie diesen unangenehmen Gedanken fort.

Schließlich hatten Falk und Fanja den toten Priester, der wohl schon einige Tage hier hing, auf den Boden gebettet und standen vor dem geschändeten Opferstein.

„Der Stein ist entweiht, aber wir haben einen Sieg über die Feinde der Göttin errungen, hier vor ihrem Altar“, sagte Assadra. „Wir sollten trotzdem einen Götterdienst feiern. Du kannst ihn halten, Brin, ich werde dir helfen.“

Als sie in der Klamm genug Holz für ein Feuer zusammengetragen hatten, war es Nacht. Brin sprach eine kurze Andacht und legte die Waffen ihrer Feinde in die Flammen, um sie auszuglühen.

Die Pilger wollten nicht an diesem Ort, inmitten ihrer erschlagenen Feinde, bleiben. Leira hatte in der Nähe einige Treppenstufen gefunden, die aufwärts zwischen die Felsen führten. Also nahmen sie ihre Bündel, entzündeten zwei Fackeln und stiegen wachsam die Treppe hinauf. Der Weg sah aus, als habe irgendjemand in mühevoller Arbeit mit Hammer und Meißel eine natürliche Kluft erweitert und begehbar gemacht. Er führte auf die bewaldete Hochebene oberhalb der Klippen.

An der erstbesten Stelle, die einigermaßen wettergeschützt schien, spannten sie ihre Zeltplanen auf und errichteten das Nachtlager. Es gab viel totes Holz, und so konnten sie ein großes Feuer unterhalten. Trotzdem war es eine kalte und zugige Nacht.

Am nächsten Morgen waren sowohl Assadra als auch Brin fiebrig. Als Fanja die Verbände abnahm, sah sie, dass die Verletzungen sich entzündet hatten. Sie reinigte die Wunden, schmierte ein wenig Honig darauf und verband sie erneut.

Die anderen schichteten zwei Scheiterhaufen auf, wuschen die Amazone und den toten Priester, betteten sie und gaben ihnen ihre Waffen. Als all dies getan war, sprachen Brin und Assadra die Totengebete, baten Mythrael, die beiden sicher an Rondras Tafel zu geleiten, und entzündeten die Holzstöße.

Die drei Feinde wurden in einer einfachen Grube verscharrt, über die Falk einen knappen Grabsegen sprach. Einer von ihnen hatte ein auffälliges Gebiss: verlängerte Eckzähne, die sich in seine Backen gebohrt und dort eitrige Wunden verursacht hatten.

Die Gefährten blieben noch drei Tage auf der Hochebene, dann meinte Fanja, dass man es wagen könne, weiterzugehen. Brins und Assadras Wunden hatten sich inzwischen geschlossen, aber beide fühlten sich immer noch matt und krank.

Bald sahen die Wanderer im Westen einen einzelnen hohen Bergkegel aufragen, das musste der First sein. Der Weg wurde immer schmaler, bis er zu einem steinigen Gebirgspfad herabgesunken war. Wäre er nicht in regelmäßigen Abständen mit den Zeichen der Rondra und der Rahja markiert gewesen, hätten sie sich vermutlich verirrt. Die Gegend war urtümlich und kaum besiedelt, nur gelegentlich sah man den Rauch eines Kohlenmeilers.

Als die Gefährten den Berg umrundet hatten, lag inmitten von Wald ein lieblicher See vor ihnen und an seinem Ufer die kleine Stadt Koschtal. Hier rasteten sie einen Tag, ergänzten die Vorräte und ließen ihre Kleider waschen.

Nahe der Stadt lag ein kleines, wildes Eiland, die Roseninsel, die der Göttin Rahja als heilig galt. Ein Priester setzte die Pilger der Reihe nach über, zuletzt Assadra und Brin. Alle schwiegen über die Gedanken, die sie auf der Insel gehabt hatten, aber Falk schien wehmütig und Brin und Assadra, die lange geblieben waren, wirkten sehr verliebt.

Der Pilgerweg wand sich nun nach Nordosten hin zum Angbarer See. Die Landschaft, in die sie kamen, erinnerte in ihrer Üppigkeit an Aranien. Alles wirkte wohlbestellt, wie ein großer Garten. Immer wieder entdeckten sie die seltsamen Behausungen der Hügelzwerge: halb in den Boden gegrabene Grassodenhäuser. Wenn aus den Schornsteinen nicht Rauch aufgestiegen wäre, hätte man sie leicht übersehen können.

Rohalssteg, zwei Tagesmärsche von Koschtal entfernt, lag an der Südspitze des Sees. Hier gab es einen Rondra-Tempel, wo Brin und Assadra die Asche der beiden Ermordeten beisetzten.

Die Stadt verdankte ihren Namen einem langen Steg aus verblichenem Holz, der sich weit ins Wasser hinausschob. Die Planken waren sehr exakt zugeschnitten und ordneten sich zu rätselhaften, sich niemals wiederholenden Mustern. Es wirkte irgendwie elfisch. Der Sage nach hatte der Weise Rohal diesen Ort sehr geschätzt und keine Gelegenheit ausgelassen, um sich hierher zurückzuziehen und Ruhe zu finden.

Die Pilger betraten den Steg und gingen langsam bis zu seiner Spitze. Ein feiner Nebel erhob sich, der das Ufer hinter ihnen verschwinden ließ. Nur das leise und gleichmäßige Plätschern der Wellen war zu vernehmen.

Brin war bald allein und starrte in das helle Grau. Bilder erschienen vor seinem inneren Auge: das Nebelmoor, der Dämon, Donnerbach, Luwika, Schattenwölfe, Orks und weiße Maden. Immer wieder seine Gefährten. Vor allem aber Assadra.

Als die Freunde sich am Ufer wieder zusammenfanden, waren alle verträumt und hingen ihren Gedanken nach.

Von Rohalssteg aus folgten die Pilger dem Flüsschen Hils, bis es erst zu einem Bach und dann zu einem Bächlein wurde. Es entsprang

aus einem Teich, der von Felswänden eingefasst war. Der Teich selbst wurde von einem kleinen Wasserfall gespeist, der in allen Farben funkelte. Während die Lichtsucher noch ganz verzaubert zusahen, versiegte der Wasserfall. Zu ihrem Erstaunen trat das Wasser an einer anderen Stelle wieder aus der Felswand und plätscherte nun über mehrere Steinstufen.

Sie schöpften Wasser aus dem kleinen Becken und tranken. Es schmeckte köstlich. Brin reckte und streckte sich. Er war all die Tage seit dem Kampf in der Schwertschlucht matt und krank gewesen, auch wenn die Wunden sich inzwischen geschlossen hatten. Nun aber war ihm, als sei er nach langer Krankheit eines Morgens gesund aufgewacht. Als er Assadra anblickte, sah er, dass es ihr ähnlich ging.

Dann versiegte die Kaskade, und das Wasser begann aus einer neuen Felsspalte zu sprudeln. Im Fallen zerstäubte es zu feinen Tropfen und kurz darauf zeigte sich ein Regenbogen.

Beglückt sahen sie dem wechselnden Farbspiel noch eine Weile zu, dann verließen sie diesen Platz, der offensichtlich der jungen Göttin heilig war.

In der nächsten Nacht fanden die Pilger wieder ein festes Dach über dem Kopf. Die Burg Fürstenhort war die alte Stammburg des Geschlechts Eberstamm und hatte lange Jahre leer gestanden, bis Fürst Blasius nach der Zerstörung Angbars seinen Hofstaat dorthin verlegt hatte.

Suleyscha hatte lieber auf freiem Feld nächtigen wollen. Es schien Brin, dass ihre Erfahrung in Perricum das Misstrauen neu geweckt hatte, das jemand aus der Unterschicht vor den Obrigkeiten empfand. Aber Falk hatte sie beruhigen können: „Fürst Blasius ist nicht so gerissen, mächtig oder reich wie seine Nachbarn, sagt man, aber er ist gastfreundlich. Und man sagt auch, dass er jedem seiner Untertanen

sein Haupt zum Schlaf in den Schoß legen kann. Ich glaube, du wirst ihn mögen."

So hatten sie dann am Tor vorgesprochen und Fürst Eberstamm hatte sie an seine Abendtafel gebeten. Als sie hereingeführt wurden, thronte er am Kopfende eines mächtigen Tisches und lächelte freundlich. „Reisende und Pilger. Ihr sollt mir willkommen sein, im Namen der Frau Travia!"

Die anderen Tischgenossen waren Heidruna, eine Hexe, Roderick, ein Garether Bote auf dem Rückweg in die Hauptstadt, Alvisior, der Hofmagier, und ein Barde namens Lan.

Suleyscha fand ihren Platz neben Roderick, und die beiden steckten schon nach kurzer Zeit tuschelnd die Köpfe zusammen.

Fürst Blasius wollte gern Neuigkeiten aus der Ferne hören, und der Barde berichtete ihm von der Baronin in Retogau, über deren Leichtlebigkeit und Nutzlosigkeit inzwischen manch lustige Geschichte umging.

Aber solche Reden waren gar nicht nach dem Geschmack des Fürsten. Der Barde wechselte flugs das Thema, da erwähnte Suleyscha, dass die Baronin in der Schlacht der drei Heere in vorderster Reihe gegen den untoten Drachen Rhazzazor gekämpft habe. Das habe ihr niemand Geringeres erzählt als Ayla von Donnerbach.

Nun war das Interesse des Fürsten geweckt, und auch das ihres Nachbarn Roderick, der plötzlich sehr aufmerksam zuhörte und gelegentlich eine Frage einstreute. Jetzt mischte sich auch Heidruna ein und erzählte, dass sie kürzlich Besuch von einer befreundeten Hexe aus dem Retogau erhalten habe. Diese habe ihr die vielen Schwänke bestätigt, die über die Baronin im Umlauf waren.

Später kam das Gespräch auf ein Untier von einem Bären, der sich beim Ort Bärenklamm herumtrieb, wo auch sonst. Das Tier hatte schon einige Pilger angegriffen und sich bisher nicht erlegen lassen.

Fürst Blasius riet den Gefährten dringend, sich mit Jagdspießen aus seiner Waffenkammer zu versorgen.

Falk war währenddessen zu der Hexe gerückt. Sie wollte erst nicht so recht damit herausrücken, weil er ein Priester des Götterfürsten war, aber sie hatte erst vor Kurzem Sibel getroffen. Sibel habe sich zum Hüterkloster auf dem Greifenpass wenden wollen, sagte sie.

Am nächsten Morgen war Suleyscha glücklich und ganz verträumt.

„Wie geht es dir?“, wollte Fanja wissen.

„Roderick ist so nett.“ Suleyscha lächelte versonnen. „Aber er ist neugierig. Er hat mich nach Retogau gelöchert und nach meinem neuen Schwert. Das hat ihm nicht gefallen.“

„Was hat er dagegen gehabt?“, fragte Brin.

„Er hat mich ganz ernst angeguckt und gesagt: *Nicht alles, was man haben möchte, ist auch gut für einen*. Er hat mir ein wenig die Freude daran verdorben.“

Bevor sie sich von dem freundlichen Landesvater verabschiedeten, rüsteten Assadra und Suleyscha sich in der fürstlichen Waffenkammer mit Jagdspießen aus, Brin nahm eine Hellebarde an sich.

Der Weg führte nun wieder tief in die Koschberge hinein. Auch am nächsten Abend fanden die Pilger ein Dach über dem Kopf, aber sie mussten die Wirtsstube mit drei verletzten Jägern teilen.

Fanja nahm sie sich gleich vor. Sie hatten schwere Krallenhiebe am Kopf und an den Armen. Fanja reinigte die Wunden und nähte, was zu nähen war. Es würden mit Sicherheit Narben bleiben, aber so es der Frau Peraine gefiel, würden die Männer genesen.

Der älteste Jäger erzählte, was sich zugetragen hatte: „Der Fürst hat uns ausgeschickt, das Untier von der Bärenklamm zu stellen. Wir sind heute Morgen hier weg. Ein Hirte hat uns zu einem gerissenen Schaf geführt. Die Hunde haben auch gleich die Spur aufgenommen,

bis wir zu einem Busch gekommen sind. Wir wollten ihn gerade umstellen, da ist der Bär hervorgebrochen und hat sich auf uns gestürzt."

„Und dann?"

„Er ist enorm groß, so hoch wie zwei Männer. Er ist gleich auf uns los, gegen die Hunde hat er nur ein-, zweimal ausgeteilt, die waren ihm gleich. Ich habe ihm den Spieß ins Blatt getan. Hat ihn nicht beeindruckt. Da haben wir uns zurückgezogen."

„Und der Bär hat euch ziehen lassen?"

Der Jäger senkte den Blick.

„Wir waren zu viert. Eichert muss gestolpert sein. Wir haben ihn noch schreien gehört, aber er war bald still ..."

„Ihr habt nicht versucht, ihm zu helfen?" Assadra sah ihn mit hochgezogenen Augenbrauen an.

Der jüngste der Jäger verhüllte sein Haupt.

Da fuhr ihn der Alte an: „Mach nicht so ein Getue! Wir hätten gar nichts tun können. Das ist ein Mörder! Er ist nicht aus dem Reich des Herrn Firun."

Als die Gefährten zur Ruhe gehen wollten, trat ein weiterer Gast ein. Es war niemand anderes als Rhulana, die schweigsame Amazone aus Ferdok. Sie hielt sich abseits, aber als das Gespräch wieder auf das Untier kam, trat sie hinzu.

„Ich werde mir den Bären holen", verkündete sie selbstverständlich.

„Du ganz allein?", fragte Brin ungläubig.

„Ich werde nicht umsonst die Bärentöterin genannt."

„Wo sind deine Spieße?"

„Mir reicht mein Dolch."

Brin schüttelte den Kopf, war aber doch beeindruckt.

Am nächsten Morgen schloss die Amazone sich ihnen an. Sie hielt sie sich für sich, aber es schien sie zu freuen, wenn Suleyscha sich zu den Rasten zu ihr setzte.

Sie hatten das größte Stück des Weges zum nächsten Weiler hinter sich gebracht, als Luwika plötzlich stehen blieb und witterte. Steifbeinig und mit gesträubtem Fell ging die Löwin weiter. Auf dem Weg lag das, was von dem vierten Jäger noch übrig war. Der Bär hatte ihn zerpflückt, aber eigentlich nur die Leber gefressen, und den Rest liegen lassen.

„Der Bär wird hier irgendwo sein", sagte Rhulana. „Wartet hier."

„Willst du wirklich allein auf die Jagd gehen?", fragte Brin. „Die Jäger meinen, es wäre kein gewöhnlicher Bär."

„Pah! Feiglinge übertreiben immer die Gefahr. Außerdem waren es Männer. Ich will mir eine neue Kerbe schnitzen."

Damit legte sie ihren Rucksack ab, dehnte und streckte sich, musterte die Spuren und ging dann langsam auf ein dichtes Gebüsch zu, das am Hang oberhalb des Weges wuchs.

Brin meinte, ein paar Absprachen treffen zu müssen. „Wenn der Bär uns angreift, bleibt dicht zusammen, drückt die hinteren Enden der Jagdspieße in den Boden, so, und haltet ihm die Spitzen entgegen."

Er drückte das Ende seiner Hellebarde schräg in den Boden und stellte seinen Stiefel darauf, sodass es nicht wegrutschen konnte. Dann richtete er die Spitze nach vorn.

„Soll er sich aufspießen. Wenn jemand allein gegen ihn zu kämpfen wünscht", sagte er und warf Assadra einen vielsagenden Blick zu, „dann wäre es danach vielleicht an der Zeit."

Die Gefährten legten ihre Bündel ab und setzten sich auf ein sonniges Plätzchen.

Die Sonne war noch nicht viel weiter gerückt, als über ihnen Schreie ertönten, erst gellend und herausfordernd, dann panisch.

Keuchend hetzten sie den Hang hinauf. Da verstummte das Gebrüll. Vor dem Gebüsch stand ein gewaltiger Bär und riss an Rhulana herum.

Die Gefährten schrien ihn an. Der Bär richtete sich auf seine Hinterbeine auf, brüllte, ließ sich nach vorn fallen und sprang mit gefletschten Zähnen auf sie zu. Sie rückten zusammen und streckten ihm die Spieße entgegen. Das Tier rannte mitten in die Spitzen hinein. Brins Hellebarde brach, als sie auf Knochen traf. Der Bär röchelte und kippte auf die Seite. Blut triefte aus seinem Maul. Dennoch versuchte er, wieder auf die Beine zu kommen, und erwischte Assadra mit einem Prankenhieb. Dann zuckten seine Gliedmaßen und ein weiterer Schwall schaumigen Blutes schoss aus seinem Maul. Endlich lag er still auf dem Boden des Waldes.

Fanja ließ ihren Schlangenstab fallen und rannte zu Rhulana.

„Ich kann es nicht glauben, sie lebt noch!“, rief sie den anderen zu. „Brin, Falk, ihr müsst Heilsegen sprechen!“

Falk legte Rhulana sofort die Hand auf. Die Amazone hatte wohl versucht, den Bären mit ihrem linken Arm abzuwehren. Er war so zerfleischt, dass man den blanken Knochen sehen konnte.

Brin sah nach Assadra. Ihre Hüfte war blau, sie hatte drei tiefe Schrammen, aber ihr Streifenschurz hatte das Ärgste abgehalten. Er war gerade dabei, sie zu verbinden, da sagte Fanja: „Eure Heilsegen kräftigen die Verletzte, aber sie fügen nicht ihre Muskeln und Sehnen wieder zusammen. Ich werde ihr den Arm abnehmen müssen, und auch dann kann es gut sein, dass sie stirbt. Das Einzige, was ihr helfen kann, ist mächtige Magie.“

Sie sah zu Falk, aber der protestierte nicht.

„Was sollen wir tun?“, fragte er stattdessen.

„Wir müssen sie so schnell wie möglich zum Fürstenhof zurückbringen. Dort gibt es einen Hofmagus und vielleicht ist die Hexe noch

da. Aber es ist eine weite Strecke. Wir werden zusätzliche Träger brauchen.“

Falk und Suleyscha machten sich sofort auf zum nächsten Weiler. Brin sah sich derweil den Bären genauer an. Ein Höhlenbär, groß, aber normal im Aussehen, kein Zeichen von dämonischen Verwachsungen. In einem Hinterbein steckte eine Pfeilspitze. Dann schlug er zwei Stangen für eine Tragbahre.

Bald war Falk mit einer Schar Leute zurück, welche jubilierte, endlich von dem Untier befreit zu sein. Während der Schulte vier Träger bestimmte, machten sich die anderen bereits daran, den Kadaver auszuweiden.

Der Rückweg nach Fürstenhort war ein Albtraum. Sie liefen die ganze Nacht hindurch. Vorn weg Luwika und Assadra mit einem Licht, dann Suleyscha, Brin, Falk und Leira mit der Tragbahre, gefolgt von den Ablöseträgern, nebenher Fanja, die ein Auge auf die Verletzte hatte.

Einige Male kam Rhulana kurz zu sich, und Fanja nutzte die Gelegenheit, ihr Wasser einzuflößen. Irgendwann war Brin so müde, dass er im Gehen einschlief und von Fanja auf den Weg zurückgezerrt werden musste. Bei Sonnenaufgang machten sie eine kurze Pause. Luwikas Pfoten bluteten, und Brin salbte sie und verband sie, so gut es ging.

Als sie weitergehen wollten, wären sie fast nicht wieder auf die Beine gekommen. Nur Suleyscha war gut gelaunt. Sie freute sich darauf, Roderick wiederzutreffen. Doch dann erzählte sie etwas verwundert, dass sie sich gar nicht an sein Gesicht erinnern könne.

Kurz vor Mittag kamen die Zinnen der Burg in Sicht, und schließlich hatten sie es geschafft. Die Hexe war inzwischen weitergezogen, aber der Hofmagus war sofort zur Stelle. Brin sah zu, wie er erst zur Herrin Peraine betete, der Verletzten dann die Hand auflegte und etwas murmelte. Die zerrissenen Muskelstränge wanden sich unter der

Haut wie Schlangen. Rhulana stöhnte auf. Mit einem Mal ruckte alles an seinen Platz. Dem Magus standen Schweißperlen auf der Stirn.

„Ein Teil des Schadens wird wohl bleiben“, sagte er. „Dazu war die Verletzung zu schwer und es hat zu lange gedauert, bis ich sie behandeln konnte. Dann sind da noch die anderen Verletzungen. Wir werden wohl auf ihre gute Konstitution hoffen müssen.“

Brin sah noch nach Luwika, dann legte er sich neben Assadra, die schon tief und fest schlummerte. Trotz seiner Müdigkeit konnte er lange nicht einschlafen, weil seine Beine zuckten.

Als die Gefährten am nächsten Mittag endlich aufwachten, waren sie alle steif und konnten sich kaum bewegen. Aber ihre Bemühungen hatten sich gelohnt. Rhulana war wach, und ihr linker Arm war wiederhergestellt. An ein paar Stellen, wo das Gewebe abgestorben war, waren dunkle Flecke zurückgeblieben.

Fanja untersuchte sie. „Ich bin nicht sicher, ob du deinen Arm wieder ganz gebrauchen können wirst. Es wird sicher langen, um einen Schild zu führen. Aber du solltest den Göttern danken, dass du so glimpflich davongekommen bist.“

Rhulana bedankte sich bei ihr, dann drehte sie das blasse Gesicht zur Wand und schwieg.

Fürst Blasius lud die Gefährten erneut an seine Tafel. „Ich bin kein Experte für Bären“, sagte er, als er die Geschichte mehrfach gehört hatte, „aber er hat sich nicht wie ein gewöhnliches Tier verhalten, bei Firun, das ganz und gar nicht. Ich bedanke mich, dass ihr mein Land von dieser Plage befreit habt. Prost!“

Sie blieben noch einen Tag in der Burg, dann brachen die Pilger wieder auf, mit wehen Beinen. Ein paar Tage später sahen sie vor sich einen markanten kegelförmigen Gipfel, der eine weiße Haube trug. Das musste der Firunszapfen sein.

Der Weg zum Gipfel war gut gangbar und wand sich in langen Kehren den Berg empor. Aber es wurde kalt, wirklich kalt, und die Kälte schien Brin schlimmer als im Raschtulswall. Der Wind blies schneidend und ließ die Tränen gefrieren. Immer beschwerlicher wurden ihre Schritte. Assadra sah nicht gut aus und ging wie in Trance. Dann liefen sie über Schnee, und Nebelschwaden wirbelten um sie herum.

Plötzlich sah Brin einen Firnfuchs, der ihm in die Seele zu blicken schien. Da blies der Wind die Nebelschleier weg, und sie sahen, dass sie den Gipfel erreicht hatten.

Die anderen nickten ihm zu. „Ich glaube, wir haben ihn alle gesehen“, sagte Falk.

Sie schafften es, bis zum Einbruch der Dunkelheit unter die Baumgrenze zu kommen, wo sie ein kaltes Lager bezogen, aber zumindest Feuer brennen konnten.

Vom Firunszapfen aus führte der Weg nach Norden, mitten durch die Koschberge, bis er auf die gepflasterte Reichsstraße von Angbar nach Gratenfels traf. Ihr folgten die Pilger bis hinauf zum Greifenpass. Auf der Passhöhe zweigte ein Kammweg ab, der zum Hüterkloster* führte. Der Abt nahm sie gern auf, ließ sie ins Pilgerquartier geleiten und lud sie ein, das Nachtmahl der Mönche zu teilen.

Falk fragte ihn sogleich nach Sibel und erntete Stirnrunzeln.

„Die Hexe ist hier gewesen und hat Bücher über die Theaterritter eingesehen“, erklärte der Abt. „Sie trug ein Empfehlungsschreiben von Lichtträger Arras al’Achami bei sich, sonst hätten wir sie niemals eingelassen. Nach ihrem Weggang haben wir bemerkt, dass sie ein

* Die Angehörigen des Ordens des Heiligen Hüters sammelten gefährliche und verbotene Bücher und Schriftzeugnisse, um sie einzuschließen.

Buch über den Korsmal-Bund gestohlen hat. Sie ist hier nicht mehr willkommen."

Es war noch tiefe Nacht, als einer der Brüder die Lichtsucher weckte und zum Gebet rief. Danach führte er sie durch die Dunkelheit zurück auf den Greifenpass. Es war kalt. Im Osten begann sich der Himmel zu röten. Es dauerte nicht lang, da stieg die Sonnenscheibe über den fernen Horizont, und der Himmel erglühte in allen Farben. Als die ersten Strahlen sie trafen, wurde es ihnen warm.

Brin fühlte sich mit einem Mal von neuem Tatendrang erfüllt.

„Die ganze Welt sieht aus wie neu gemacht", flüsterte Assadra und schmiegte sich an ihn. „Ist das schön."

Er legte den Arm um sie.

Da kam ein Windstoß, und eine brausende Stimme rief: *„Die Herrschaft meiner Ordnung ruht auf vier Säulen, Sumyrdalun!"*

Die Worte hallten ihnen noch in den Ohren, da brüllte Luwika, und Brin meinte, sie zu verstehen: „Meine Tochter hört mir noch immer nicht zu. Hab acht!"

Brin drehte sich nach ihr um. Die Löwin hatte sich nach Westen gewandt und sah aufmerksam in Richtung Gratenfels.

„Kommt alle mit!", rief er.

Er lief zur Passstraße hinunter, bis er einen guten Aussichtspunkt gefunden hatte, um die Schleifen der Straße zu überblicken. Unschlüssig blieb er stehen. Luwika war ihm gefolgt, hielt nun und sah weiter aufmerksam nach Westen. Plötzlich machte Brin in den Schatten im Tal eine Bewegung aus.

„Was ist eigentlich los?", wollte Falk wissen. „Meine Kirche muss hiervon erfahren!"

„Könntest du erklären, worauf du wartest?", fragte Assadra.

Brin schüttelte den Kopf. „Ich kann es nicht sagen!"

Bald sahen sie etwas blinken, und schließlich entdeckten sie ein Pferd mit Reiter. Das Tier trabte die Passstraße hinauf, der Reiter saß

zusammengesunken im Sattel und schwankte hin und her. Er trug eine goldene Rüstung.

„Verteilt euch über den Weg und wenn das Pferd durchkommt, greift ihm in die Zügel!“

Die goldene Rüstung des Reiters war blutig. Mit einem Sprung erwischte Fanja die Zügel und brachte das Pferd zum Stehen.

Der Reiter musste tot oder bewusstlos sein. Er wurde nur von der hohen Lehne seines Sattels gehalten, an die er sich mit einem Lederriemen festgegurtet hatte. Als sie ihn vom Pferd gezogen und ihm den Helm abgenommen hatten, erkannten sie Heliopais von Anderath.

Fanja griff erst nach ihrem Handgelenk, dann tastete sie nach ihrem Hals. „Sie lebt! Schnell, ein Heilsegen!“

Falk versenkte sich und legte Heliopais die Hand auf den Kopf.

Luwika sah immer noch aufmerksam nach Westen.

„Wir wissen nicht, was hier passiert ist. Besser, wir bringen sie von der Straße weg“, meinte Brin.

Sie trugen die Bewusstlose ins Kloster, wo Fanja mit der Versorgung ihrer Verletzungen begann.

Brin stand an der Tür und trat unruhig von einem Bein aufs andere.

„Woher wusstest du, dass sie kommen würde?“, wollte Assadra wissen.

„Ich weiß nicht, wie ich es dir nett sagen soll. Du hörst der Donnernden nicht zu. Deswegen hat sie nun mit mir gesprochen.“

Assadra wirkte ehrlich verblüfft.

Fanja unterbrach sie: „Heliopais ist wach. Ihr könnt mit ihr sprechen. Aber strengt sie nicht an.“

Die Geweihte sah sehr blass aus, begann aber sofort zu reden. „Es muss sofort eine Nachricht nach Gareth geschickt werden. Eine Katastrophe. Amando Laconda da Vanya, der Großinquisitor, ist in einen Hinterhalt geraten, vielleicht tot. Wir sind von Knechten des

Jenseitigen Mordbrenners* und des Herrn der Rache† angegriffen worden. Es stand schlecht. Dann ist mein Pferd durchgegangen, und ich muss das Bewusstsein verloren haben."

Falk schickte sogleich einen der Mönche, um den Abt zu holen. „Wie kommst du überhaupt nach Gratenfels? Ich dachte, du wolltest nach Auraleth."

„Es hat einen Sonnenzug gegeben, dem ich mich angeschlossen habe. Überall häufen sich die Angriffe auf unsere Tempel, auch im Gratenfelsschen. Einer unserer Kundschafter hat uns einen Hinweis gebracht. Wir sind zu sechst aufgebrochen und in einen Hinterhalt geraten."

„Wo war das?", wollte Brin wissen.

„In einem Weiler: Krawig am Garrensee. Es ist ein Desaster. Der Heliodan muss sofort benachrichtigt werden!"

„Falk kann einen Brief schreiben, und der Abt wird ihn befördern lassen. Ich nehme an, du kannst einem Priester deiner Kirche eine kurze Nachricht senden, auch über weite Entfernungen?"

„Ja. Wir nennen es eine göttliche Verständigung."

„In meiner Kirche auch. Schick eine Nachricht an da Vanya: *Heliopais spricht: Ich bin in Sicherheit, aber sehr besorgt. Meldet Euch!* – Vielleicht antwortet er."

„Sollte ich nicht lieber den Heliodan benachrichtigen?"

„Ich vermute, eine knappe Nachricht von dir wird in Gareth nur blinde Panik auslösen."

„Da hast du wohl recht. Aber der Bote soll fliegen." Dann musterte sie Brin genauer. „Was ist mit dir los? Du zappelst vor Ungeduld."

„Ich glaube, es droht Gefahr. Ich würde am liebsten überall zugleich sein, hier und auf dem Pass."

---

* Beiname des Belhalhar, des Widersachers der Göttin Rondra.
† Beiname des Blakharaz, des Widersachers des Gottes Praios.

Plötzlich zeigte Assadra auf Suleyschas Schwertgehänge. „Wo ist dein neues Schwert geblieben?“

„Ich habe es wohl verlegt. Es gefällt mir nicht mehr.“

„Man verliert kein Schwert“, meldete sich Brin, dessen Misstrauen sofort geweckt war. „Gestern Abend hast du es noch gehabt.“

Er bat den Abt, die Pforten zu schließen, und schickte sich an, alle Mönche der Reihe nach zu befragen.

„Ich füge mich dem nur, weil ihr Freunde von Heliopais von Anderath seid“, protestierte der Abt.

Die anderen sahen Brin an, als wäre er nicht recht bei Trost. Da fiel ihm ein, wie seltsam gleichgültig Suleyscha auf einmal war. Ein Einflusszauber? Vielleicht hatte sie das Schwert selbst verborgen und es dann vergessen? Er ging in ihre Kammer und begann, nach möglichen Verstecken für einen Gegenstand in der Größe eines Schwerts zu suchen. Als er aus dem Fenster sah, fand er an der Dachtraufe hängend die kleine hölzerne Pfote eines Fuchses. Auf dem Boden darunter waren der Abdruck eines nackten Fußes und Fuchsfährten.

Brin rannte nach draußen und folgte der Spur. Sie kam vom Greifenpass her und führte auch wieder dorthin zurück. Dort verlor er sie. Die Warnung der Donnernden hallte in seinem Kopf.

Der Abt war bei Heliopais. Sie war wach und hatte bisher keine Antwort auf ihre Geistbotschaft erhalten.

Er zeigte dem Abt die Pfote und den Fußabdruck. „Ich entschuldige mich, Eure Brüder verdächtigt zu haben. Es sieht so aus, als hätten wir Besuch von einem Phex-Geweihten gehabt. Aber ich weiß nicht, warum.“

„Was wollt Ihr nun tun?“

„Seit wir heute Morgen dem Sonnenaufgang beigewohnt haben, weiß ich, dass Gefahr droht. Ihr wisst, welche Nachricht die Inquisitorin gebracht hat. Und nun dieser heimliche Besucher. Ich bitte Euch, leiht mir ein Pferd. Ich muss die Passstraße absuchen.“

Brin bekam das Maultier des Abts und ritt den Pass hinunter nach Westen, gen Gratenfels. Er war noch nicht weit gekommen, da sah er weit unter sich einen Reitertrupp, Sonnenlegionäre und Bannstrahler, den Farben ihrer Gewänder nach zu urteilen. In der Mitte ritt eine Gestalt in prunkvollen goldenen Roben. Das konnte der Großinquisitor da Vanya sein. Aber warum hatte er nicht auf Heliopais' Nachricht reagiert?

Er wendete das Maultier und ließ es zum Kloster zurücktraben.

„Herr Abt, ich bitte Euch, mir noch einmal zu vertrauen. Es sieht so aus, als käme Großinquisitor da Vanya mit seiner Eskorte von Gratenfels her die Passstraße herauf. Ihr wisst, dass Heliopais von Anderath ihm eine Geistbotschaft gesandt hat. Er hat bisher nicht geantwortet, und das macht mich misstrauisch. Er muss doch wissen, dass hier helle Aufregung herrscht. Wenn er selbst nicht antworten konnte, dann hätte er zumindest einem Priester aus seinem Gefolge befehlen können, das zu tun. Hier stimmt etwas nicht. Wir müssen die Inquisitorin außer Sicht schaffen, und bitte verheimlicht, dass sie hier ist."

Der Abt sah ihn zweifelnd an. „Ich weiß selbst nicht, warum ich Euch glaube. Es klingt reichlich weit hergeholt."

Sie betteten Heliopais um, danach verzogen sich die Gefährten in den Schuppen des Bruders Gärtner.

Nach einiger Zeit kam der Abt zu ihnen.

„Es waren zwei Bannstrahler hier. Sie fragten, ob die Fahnenflüchtige Anderath hier sei. Ich habe gesagt, sie habe hier angehalten, aber weiter nach Gareth gewollt. – Ich werde mich geißeln müssen für meine Lügen", murmelte er und sah Brin betrübt an. „Nachdem sie mich befragt hatten, sind sie weggaloppiert. Aber Heliopais von Anderath eine Fahnenflüchtige? Mit derartigen Verletzungen? Ich muss Euch zustimmen. Hier ist etwas seltsam."

Brin nickte und dachte einen Moment nach. „Wir brauchen Reittiere.“

„Es gibt hier nur mein Maultier und einige Zugpferde. Übrigens haben die Bannstrahler erzählt, sie seien auf dem Weg in den Kosch, um die Umtriebe der Hexen hier einmal strengstens zu untersuchen. Mit der Oberhexe Heidruna wollen sie anfangen.“

„Bei allen Zwölfen! Wir müssen los! Wir bringen die Pferde bald zurück.“

Als sie alle die Passstraße in Richtung Angbar hinabtrabten, war Brin froh, dass Assadra an seiner Seite ritt und Luwika neben ihnen hersprang. Zumindest vor offener Gewalt brauchten sie sich kaum zu fürchten.

„Was sagt dein Gespür für Gefahr?“, fragte er sie.

„Ich wundere mich, was du tust. Aber du hast recht, da Vanya benimmt sich seltsam.“

Es dauerte nicht lange, da sahen sie unter sich eine Weide, auf der die Bannstrahler gerade ein Lager aufschlugen.

„Los, Falk, mach da Vanya deine Aufwartung. Sag ihm, du würdest auf dem Zwölfergang pilgern.“

Nach einer Weile kam Falk zurück. „Es ist da Vanya, ich habe ihn erkannt. Einer der Bannstrahler hat mich ihm gemeldet, aber er hat mich gar nicht an sich herangelassen. Er hat gebrüllt, ich sei ein Störer der Ordnung und ein Aufrührer, und ich solle mich aus seinen Augen scheren.“

„Das tut mir leid.“

„Er war magisch. Sogar sehr. Es hat sich richtig übel angefühlt.“ Unwillkürlich rieb Falk sich den Kopf.

„Und ich dachte schon, ich habe Wahnvorstellungen“, sagte Brin, „kannst du eine wirklich starke Liturgie gegen Magie wirken?“

Falk schüttelte den Kopf. „Nein, nicht ich. Aber Heliopais kann es. Erinnere dich an Praios’ Auge, das sie in Falkenroden gerufen hat.“

Brin wandte sich an Fanja. „Kann Heliopais wieder reiten?“

„Sie sollte im Bett bleiben. Ihre Wunden könnten sich sonst öffnen.“

„Es ist sehr, sehr wichtig. Wer weiß, was der Großinquisitor anstellt. Stell dir nur eine Horde von Bannstrahlern vor, die brennend und mordend durch den Kosch zieht. Bekommen wir Heliopais lebendig und bei Bewusstsein hierher?“

„Wenn wir ihr das Maultier geben, dann würde ich sagen, ja. Es hat einen ruhigen Gang.“

„Gut, also los. Wir haben keine Zeit zu verlieren!“

Sie trabten den Berg hoch, zogen die Nachtglocke und klopften den Pförtner heraus. Dann setzten sie die stöhnende Heliopais auf das Maultier und machten sich abermals auf den Weg hinunter ins Tal.

Unterwegs entwickelte Brin einen Plan: „Falk hat festgestellt, dass da Vanya hochgradig magisch ist, und das als Praios-Geweihter. Er hat nicht auf Heliopais’ Verständigung reagiert, und ich bin mir sicher, dass er verzaubert wurde. Festsetzen können wir ihn nicht, denn seine Begleiter werden ihn abschirmen. Aber neben dem Lager sind hohe Bäume, die noch Herbstlaub tragen. Wir werden dich in die Krone eines Baumes hochziehen, Heliopais. Suleyscha wird dir helfen. Suleyscha, könntest du das tun?“

Sie nickte.

Brin wandte sich an Heliopais: „Wenn du oben bist, dann warte, bis da Vanya morgens aus seinem Zelt tritt. Sobald dies der Fall ist, wirke die Liturgie, die du in Falkenroden gewirkt hast. Um alles Weitere kümmern wir uns.“

„Ich werde mein Bestes tun. Ich hoffe nur, dass ich mich davon erhole.“

„Ich weiß, dass du ins Krankenlager gehörst. Aber wenn da Vanya uns durch die Lappen geht, weiß ich nicht, wann wir erneut so eine Gelegenheit bekommen. Wer weiß, was er anrichtet. Die Bannstrahler

sagten, er wolle die Oberhexe des Kosch verbrennen. Vielleicht will er einen Bürgerkrieg anzetteln.“

Dann waren sie still und konzentrierten sich auf den Weg. Noch vor Morgengrauen waren sie wieder in der Nähe des Lagers. Im Küchenzelt regte es sich bereits.

„Wir trennen uns nun“, flüsterte Brin. „Geht leise zum Rand des Lagers und wartet. Assadra und ich werden für eine Ablenkung sorgen. Wenn ihr mein Horn hört, hievt ihr Heliopais und Suleyscha in einen passenden Baum. Die Zwölfe seien mit euch.“

Assadra und er umwickelten den Pferden die Hufe mit Stoff. Ganz leise führten sie die Tiere am Lager vorbei. Dann nahmen sie den Pferden die Stoffstreifen wieder ab und ritten von der anderen Seite, von Angbar kommend, trappelnd auf das Lager zu. Am Rand des Lagers zügelten sie die Pferde, und Brin tutete in sein Widderhorn.

Vor ihm erschienen vier gerüstete Bannstrahler. Zwei von ihnen trugen Fackeln, die anderen hielten lange Schwerter in den Händen.

„Rondra und den Zwölfen zum Gruße!“, rief Brin ihnen zu.

„Wer reitet da?“

„Wir sind Freunde! Diener der Leuin. Gebt mir einen Moment, ich werde absteigen.“

Langsam und steif stieg er ab. Dann trat er in den Lichtschein der Fackeln und zeigte seine leeren Hände.

„Wir sind Priester der Donnernden. Wir sind in wichtigem Auftrag unterwegs und die ganze Nacht durchgeritten. Können wir bei euch Furage für die Pferde und ein Frühstück bekommen?“

„Auf diesen Gäulen? Was treibt euch um?“

„Uns ist Stillschweigen auferlegt. Diese Pferde waren die besten, die wir requirieren konnten.“

Sie redeten hin und her, und Brin legte Mahabor ab. Endlich geleitete einer der Männer sie zum Küchenzelt und zum Proviantwagen. Inzwischen ging die Sonne auf. Brin und Assadra aßen. Langsam

begann sich das Lager zu regen. Stimmen aus dem großen Zelt in der Mitte. Dann, nach einiger Zeit, trat da Vanya heraus.

Brin hielt die Luft an und warf Assadra einen Blick zu. Sie war scheinbar entspannt, aber er sah, wie ihre Hand zum Griff ihres Krummschwerts wanderte. Er grinste zufrieden, sie war doch ganz die Alte. Unter tiefen Verbeugungen nährten sie sich dem Großinquisitor. Da erschien über dem Lager eine sonnenhelle Lichtkugel.

Die Bannstrahler blickten nach oben, einige sanken andächtig auf die Knie. Da Vanya schrie auf und stürzte zu Boden. Er wand sich, dann begann er sich zu verwandeln.

Assadra zog ihr Krummschwert und Brin riss Leweschilt heraus. Mit wenigen Sprüngen waren sie bei der schreienden Gestalt und Brin hieb ihr ohne Zögern seine Klinge in den Rumpf. Ein böses Zischen, dann lag das Wesen still. Es hatte zwei Arme und Beine, aber entlang seiner Wirbelsäule hatte sich ein Zackenkamm erhoben.

Die Bannstrahler hatten die Schwerter gezückt und drängten auf sie zu. Brin ließ Leweschilt fallen, und nach einigem Zögern tat Assadra es ihm nach.

„Vergesst nicht, ihr braucht uns lebend. Wir müssen befragt werden“, sagte Brin begütigend.

Heliopais von Anderath kam herbeigewankt, gestützt von Falk, und übernahm das Kommando. Zumindest einen Anschein von Ordnung hatte sie bald wiederhergestellt.

„Das ist gerade noch einmal gut gegangen“, sagte Brin hochzufrieden.

Er war hundemüde, dennoch machte er sich sogleich daran, das fremdartige Wesen zu zeichnen.

Heliopais wollte nun gleich nach Angbar zurückkehren, um dort in der Sicherheit des Tempels ihre Wunden auszukurieren. Sie beauftragte Falk, nach dem Verbleib des echten da Vanya zu forschen. Als Schutz und Begleitung unterstellte sie ihm den Ritter Gisbert von

Schwarzenstein und eine halbe Lanze Bannstrahler. Pferde bekamen die Gefährten auch, jedoch mit der Maßgabe, sie später in Ferdok zurückzugeben.

Das seltsame Geschöpf wurde verbrannt.

Brin händigte der Inquisitorin einen schnell geschriebenen Bericht aus, dem er die Zeichnung des Wesens beifügte. Er zählte die Verdachtsmomente auf und vergaß nicht, die Rolle des Abts, die von Falk Retogauer und von Heliopais von Anderath besonders zu loben.

So kam bald der Abschied.

„Wenn wir nun aufbrechen", meinte Brin noch, „dann schaffen wir es bis zum Kloster, ehe wir schlafend aus den Sätteln kippen."

Im Kloster kroch er sogleich zufrieden ins Bett. Er bemerkte gerade noch, wie Assadra neben ihm unter die Decken schlüpfte, dann war er schon eingeschlafen.

Als er aufwachte, war es Nacht. Jemand hatte ihn an der Schulter gerüttelt. Es war fast Vollmond, und im hellen Mondlicht sah er eine Frau neben dem Bett stehen. Sie sah aus wie Assadras Mutter oder wie sie selbst in zwei Dutzend Jahren.

„Folge mir, es droht große Gefahr, und du bist noch nicht bereit."

Brin stand auf und versuchte, Assadra zu wecken, aber sie rührte sich nicht. Als er an sich herunterblickte, sah er, dass er vollständig angekleidet und gerüstet war. Da ergriff er sein Schwertgehänge, zog Leweschilt heraus und stieß es in sein Kopfkissen. Es glitt durch das Kissen, ohne es zu beschädigen. Vorsichtig führte er den Handballen über die Schneide. Ein paar Blutstropfen erschienen. Er träumte, aber vermutlich würde das Schwert dennoch seine Schuldigkeit tun.

Er griff seinen Schild, folgte der Frau zur Kammertür hinaus ... und fand sich an einem fremden Ort wieder. Um ihn her prangten viele Sterne. Zu seiner linken Hand erstreckte sich eine Mauer, endlos lang und endlos hoch, die sich in der Ferne verlor. Sie war aus

mächtigen Quadern erbaut, in denen einzelne Kristalle schwach funkelten. Zu seiner rechten Hand lag ein Abgrund, in dem Wogen aus Dunkelheit rollten und aus dem ein schwaches Brausen zu ihnen hinaufdrang.

Die Frau hob ihr Schwert. „Greif mich an."

Brin schüttelte sich den Schild vom Arm, grüßte mit dem Schwert und griff an. Sie machte eine schwer zu verfolgende Bewegung mit ihrer Klinge. Im Nu hatte sie seine Deckung überwunden. Die Spitze ihres Schwerts hielt eine Handbreit vor seiner Brust. Schon ging sie erneut in die Auslage und erwartete ihn. Er griff an, und wieder antwortete sie mit einer undurchschaubaren Kombination von Hieben, die mit ihrer Klinge vor seiner Brust endete. Sie ging abermals in Auslage und erneut wechselten sie eine Serie von Hieben.

„Wenn unsere Siegel nicht länger die Mauern verstärken, droht der Untergang. Meine Tochter wurde ausersehen, mein Banner zu tragen. Doch es ist besser, sie stirbt, als dass sie fällt. – Du bist noch nicht bereit. Greif mich an."

Wieder wechselten sie Abfolgen von Hieben und Stichen.

„Eure Kinder wurden erwählt, meinem Banner zu folgen, doch sie müssen ihren Weg am Ursprung der Gemeinschaft beginnen. Aber wenn ihre Gemeinschaft zerbricht, so führen sie uns ins Verderben. – Du bist noch immer nicht bereit."

Zum dritten Mal kämpften sie. Brin hatte das Gefühl, dass er ganz allmählich verstand, was sie ihm zeigte.

„Bald naht die Zeit, in der ihr die Fackel unseres Hochkönigs finden möget. Ihr werdet das Licht durch die Zeit tragen oder den Brand des Untergangs entfachen. – Du bist noch immer nicht bereit, greif mich an."

Nochmals wechselten sie eine Abfolge von Hieben. Und plötzlich begriff Brin.

„Nun ist es genug. Geht und findet euren Weg."

Brin fand sich auf seinem Lager wieder. Er war von einem großen Glück angefüllt, sodass er fast platzen wollte. So ungefähr musste sich ein kleines Kind fühlen, das gerade erkannt hatte, dass es laufen konnte. Ganz aufgeregt rüttelte er Assadra wach.

Sie setzte sich auf und griff nach ihrem Schwert. „Was ist los?“

Brin schob es beiseite. „Nichts. Au! Tu es weg, man schneidet sich daran!“

Assadra sah ihn verwundert an. „Was ist eigentlich los mit dir?“

Die Worte sprudelten nur so aus Brin heraus: „Ich habe von der Donnernden geträumt.“ Er erzählte ihr alles. Allmählich kam er wieder zur Besinnung und wurde nachdenklich. „Bist du nun eifersüchtig auf mich?“

„Nein. Du kannst stolz sein. Nicht viele ihrer Diener werden von ihr unterwiesen. Das ist ein seltener Gunstbeweis.“

„Ja, das denke ich auch. Vermutlich fechten ihre anderen Diener besser als ich. Tut mir leid, das war geschmacklos. Sie sagte, dass du sie nicht hörst. Ich glaube, sie ist enttäuscht von dir.“

Assadra ließ sich ins warme Lager zurückgleiten und rekelte sich. „Was du immer denkst.“

Er sah sie an, konnte ihren Gesichtsausdruck in der Dunkelheit aber nicht erkennen. „Du hast dich verändert.“

„Du dich auch“, antwortete sie.

„Weißt du eigentlich, wer dein Vater ist?“

„Nein.“

„Hat deine Mutter nie gesagt, wie er hieß, wo sie ihn getroffen hat und was ihr an ihm gefallen hat?“

„Nein, sie hat nie von ihm gesprochen. Beim Volk der Amazonen ist das nicht wichtig. Das ist eine von diesen Überzeugungen von ihnen. Die andere Kirche der Göttin ist da weiter.“

„Die Amazonen, die Amazonen. Du bist selbst eine von ihnen. Brich nicht die Brücke hinter dir ab.“

„Ich werde nicht zu ihnen zurückkehren.“

„Nimm mich: Kratz mich, und es kommt ein Albernier zum Vorschein, ein Gleichteiler. Fanja ist offensichtlich eine Norbardin. Suleyscha ist irgendwie eine Ferkina aus den Armenvierteln von Fasar geblieben. Wir sind, wie wir sind. Du bist nun mal eine Amazone. Wenn dein Volk andere Sitten hätte, wäre es längst verschwunden und in den umliegenden Völkern aufgegangen. Ich liebe dich, weil du so bist, wie du bist: treu und pflichtbewusst. Wenn du dich lossagst, wirst du eines Tages nicht mehr in den Spiegel schauen können. Außerdem ist dein Volk nicht ganz so streng, wie du gesagt hast. In Havena ist einigen Leuten bekannt – zumindest meinem Lehrer Domnall Dalpert –, dass König Halman, der Großvater unserer Königin Invher, auch der Vater eurer Königin Yppolita gewesen ist. Er hat nie irgendwelche Ansprüche auf sie erhoben, aber einmal hat er Retter ausgeschickt, als ihre Schwester ihr den Thron geraubt hatte. Sie wird ihren Vater sicher gekannt haben.“

„Jetzt lass mich auch mal was sagen. Ich werde unsere Tochter nicht nach Keshal Rondra schicken. Sie soll anders aufwachsen als ich. Nicht einmal Suleyscha wird das verstehen können. Damit wird mir die Rückkehr verwehrt sein.“

Darauf wusste Brin keine Antwort. Er war in Sorge um sie, rückte an sie heran und legte seinen Arm um sie.

„Mir wäre auch nicht wohl dabei, wenn deine verdrehte Schwester in ihrer Nähe ist. Möglicherweise wird es ja ein Junge oder es werden Zwillinge, Junge und Mädchen. Dann dürfen wir sie sowieso nicht trennen. Aber du musst wissen, dass niemand dich zwingt, zwischen deinem Volk und mir zu wählen. Ich kann einen Tempel in deiner Nähe beziehen, und du kannst mich dort besuchen. Vielleicht kannst du auch als Botschafterin entsandt werden. Zorgan wäre nicht schlecht. Denk dran, Ayla schuldet mir immer noch einen Gefallen, und glaub mir, den werde ich einfordern.“

Er küsste sie in den Nacken. Assadra nahm seine Hand und war bald wieder eingeschlafen. Brin hingegen lag noch lange wach, und seine Gedanken kreisten.

Die Gefährten schliefen bis weit in den Tag hinein. Dann machten sie sich reisefertig, aßen zu Mittag, sagten dem Abt Lebewohl und ritten ins Tal hinunter. Hinter ihnen kam der Ritter Gisbert von Schwarzenstein mit seinen Bannstrahlern. Es verdross Brin, in dieser Gesellschaft reisen zu müssen. Schließlich atmete er aber ein paarmal tief ein und verbuchte es als eine Übung in Geduld und Demut, was er ganz passend fand für einen Pilger.

Während sie die Straße gen Gratenfels hinabritten, wurde ihr Zug von einer Schar Harpyien erspäht. Langsam kreiste der Schwarm tiefer und begann zu kreischen: „Da kommen die Jäger, aber ohne die Beute!“

Dann strichen sie ab, weit übers Tal hinaus. Die Gefährten schüttelten verdrossen die Köpfe. Kurz darauf begann es zu nieseln.

Als sie in den Bergwald kamen, flog eine einzelne Harpyie keckernd vor ihnen über die Straße. Sie trug schwer an einem Rucksack in ihren Fängen.

Hier mündete von Norden her ein Pfad ein, und als die Lichtsucher Umschau hielten, sahen sie wieder den Harpyienschwarm, wie er kreiste und schließlich irgendwo in Richtung des Pfades niederging.

„Sie haben dort etwas erspäht, lasst uns nachsehen“, sagte Fanja.

Brin wollte nicht recht, um nicht in ein neues Problem hineingezogen zu werden, aber Fanja und Assadra sahen ihn so vorwurfsvoll an, dass er seinen Widerspruch aufgab.

In einer langen Reihe bogen sie auf den Pfad ein und schon bald kamen sie zu einer kleinen Lichtung. Dort lag ein Mann mit verrenkten Gliedern, neben ihm ein großer grauer Wolf mit blutigem Fell. Es stank. Als Fanja den Mann auf den Rücken drehte, sahen sie, dass er

schon einige Tage tot sein musste. Seine Kehle war zerbissen und sein Gesicht von Schnabelhieben zerhackt. Das Maul des Wolfs und sein Fell waren mit eingetrocknetem Blut besudelt. Vermutlich war er an einem Stich in die Rippen verendet.

Die Harpyien hatten sich in den Baumwipfeln ringsum niedergelassen und sahen den Gefährten zu. Eine begann zu kreischen: „Seht den toten Helden, der die Welt errettet hat! Erweist ihm Respekt! Er hielt sich für einen großen König der Wölfe!“

Tatsächlich verneigte sich Brin vor dem Wolf. Der Harpyienschwarm flatterte auf und verschwand.

Fanja und Brin machten sich an die leidige Aufgabe, den Toten zu untersuchen. Von seinem Gesicht war nicht mehr viel zu erkennen, aber er war rothaarig, mittelgroß und trug ums Handgelenk gebunden eine Schleuder. Außerdem hatte er einen Wanderstab bei sich. Die Kleidung wirkte bäuerlich und passte ihm nicht recht. An den Händen hatte er Schwielen. Als sie ihn entkleideten, entdeckten sie auf der Innenseite seines Schenkels eine Narbe in Form eines Auges.

Die Bannstrahler hatten sich derweil nützlich gemacht, ein Grab ausgehoben und einen kleinen Scheiterhaufen aus trockenem Holz aufgeschichtet. Falk begrub den Toten, flocht aus Reisig ein Boronrad und sprach einen Grabsegen.

Der Wolf war sehr groß und mochte wohl wirklich ein Häuptling der Waldwölfe gewesen sein, deswegen bettete Brin ihn in Bauchlage auf das Holz, den Kopf zwischen den Pfoten, sprach ein kurzes Gebet zum Herrn Firun und setzte den Scheiterhaufen in Brand.

Auf dem Weg, den sie gekommen waren, hatten die Gefährten selbst alle Spuren zertrampelt, aber auf der anderen Seite der Lichtung waren im weichen Boden die Hufabdrücke eines Pferdes zu sehen. So folgten sie dem Pfad, der die Bergflanke entlangführte.

Kurze Zeit später wieherte es im Buschwerk über ihnen, und ein gesatteltes Pferd kletterte vorsichtig zu ihnen hinunter. Es kam

freudig zu ihren Pferden, die irritiert die Ohren anlegten, und schob den Kopf zu Fanjas Futterbeutel. Sie gab ihm ein paar Hände voll Hafer und nahm es am Zügel.

Etwas später sichteten sie in der Nähe des Pfads einen weiteren Toten, der im Ornat eines Praios-Priesters gekleidet war. Entsetzt sprangen Falk und Gisbert ab. Auch dieser Mann schien von wilden Tieren zu Tode gebissen, und auch er lag schon einige Tage. Als sie ihn untersuchten, fanden sie unter der Robe eine Lederrüstung. Er hatte ebenfalls ein Brandzeichen am Bein.

Bis auch dieser Tote beerdigt war, war es Nachmittag geworden. Ihre Umhänge waren inzwischen klamm und sie froren.

Der Weg hatte allmählich talwärts geführt und war breiter geworden. Die Lichtsucher folgten ihm nun in der Hoffnung, zu einem Weiler oder zumindest zu einem Einödhof oder einer Waldschmiede zu kommen. Sie trafen es besser und fanden bei Einbruch der Dämmerung ein Dorf vor sich liegen. Freudig spornten sie die Tiere an und hatten bald die ersten Gehöfte erreicht. Es gab hier sogar ein Gasthaus.

Die Magd, die das Essen auftrug, hatte den Blick kaum von Falk wenden können. Sie war jung, hatte rote Wangen und trug im Haar eine verblühte Quanione. Ein, zwei Mal hatte Brin den Eindruck, sie wollte etwas sagen, aber beide Male besann sie sich und ging in die Küche zurück.

Schließlich war das Essen beendet, und die Wirtsleute waren entlassen. Die Bannstrahler hatten sich in eine Ecke der behaglichen Wirtsstube zurückgezogen, hielten sich für sich und soffen. Die Gefährten rückten vor das Feuer, streckten die Beine von sich und ließen sich die Zehen wärmen. Brin entzündete seine Pfeife.

Während sie so saßen, kam die Magd noch einmal heraus. Sie zögerte und sah sich immer wieder nach der Küchentür um.

Schließlich sprach Fanja sie an. „Setzt dich ein Weilchen zu uns. Nur nicht so schüchtern. Nimm dir einen Schemel und komm ans Feuer.“

Die Magd nickte, wandte sich dann aber an Falk. „Hoher Herr, ich bitte vielmals um Entschuldigung, ich möchte Euch wirklich nicht belästigen. Bitte beschwert Euch nicht über mich. Der Herr duldet es nicht, wenn wir die Gäste stören. Hoher Herr, ist Euer Name vielleicht Falk Retogauer?“

„Ja, das ist mein Name. Und wie heißt du?“

Sie wirkte erleichtert. „Mein Name ist Rosa. Dann seid Ihr also wirklich gekommen. Habt Ihr auch meinen Torben wieder mitgebracht?“

Falk hob die Brauen. „Wer ist Torben?“

Mit einem Mal wirkte die Magd ängstlich. „Torben ist mein Mann. Er sollte doch die verletzte Ritterin zu Euch bringen!“

„Erzähle doch einmal der Reihe nach.“ Falk rückte ihr einen Schemel zurecht, und nun setzte sie sich.

„Torben und ich waren vor fünf Tagen in den Schlehen. Da stand plötzlich eine rothaarige Frau vor uns. Ich bin sicher, sie war eine Hexe. Sie hielt ein Pferd am Zügel, und auf dem Pferd saß eine verletzte Ritterin. Mein Torben kannte sie, die Hexe. Er hat sich furchtbar erschrocken, aber auch gefreut. *Sie hat uns doch ausdrücklich gewarnt: Das Auge wird uns leichter finden, wenn wir zusammenbleiben,* hat er zu ihr gesagt. *Du musst mir helfen,* hat die Hexe ihm da befohlen. *Diese Praiotin ist schwer verletzt. Die Gabe der Tochter erreicht sie nicht. Du musst sie über den Greifenpass bringen*. – Ich hab’s mir genau gemerkt“, erklärte die Magd und sah in die Runde.

„Du hast es gut behalten“, erwiderte Falk. „Nur weiter.“

„Die Hexe hat mich angestarrt, ihre Augen richtig in meine gebohrt: *Wenn mein Freund Falk zu dir kommt und dich nach diesem*

Gespräch fragt, wirst du dich an alles erinnern. Falls aber irgendjemand anderes dich befragt, so wirst du vergessen. Dann haben sie und Torben sich gestritten. Ich glaube, sie haben schwere Schuld auf sich geladen, als sie Kinder waren, besonders die Hexe. Mein Torben hatte eine Heidenangst vor einer Alten, aber die Hexe war sich ganz sicher, dass sie nun tot sei. Sie hat ihm befohlen, die Ritterin über den Pass zu Falk Retogauer bringen und ihn herzuführen. Sie selbst wollte zum Kloster gehen, um einen Praioten zu befreien. Sie hat uns versprochen, nicht mehr wiederzukommen. Daraufhin ist Torben noch in der gleichen Nacht aufgebrochen. Bei unserem Abschied sind auf einmal diese Blumen aufgegangen. Ich habe ihm eine davon als Talisman mit auf den Weg gegeben und mir diese hier als Andenken gepflückt. Aber sie ist schnell verblüht.“ Sie begann zu schluchzen.

„Beschreibe uns deinen Torben doch einmal“, bat Falk sie.

„Er ist der Schuster hier. Vor drei Jahren hat er sich niedergelassen. Er ist so groß wie Ihr, hat rote Haare und ein freundliches Lächeln. Alle finden, dass er hübsch ist. Er kann sehr lustig sein und die Leute zum Lachen bringen. Nur manchmal ist er nachdenklich. Er trägt ordentliche Lederschuhe und eine Joppe, die von meinem Vater geblieben ist. Sie war noch sehr gut, aber ich habe sie ihm noch nicht zurechtgemacht. Ich habe auch in seiner Werkstatt nachgesehen. Er hat sein Werkzeug eingepackt und mitgenommen. Warum sollte er das tun?“

„Hat er auf der Innenseite eines seiner Schenkel ein Mal?“

„Er hatte da eine alte Brandverletzung. Eine runde Narbe.“

„Die Ritterin, die du gesehen hast, hat uns gefunden, oder vielmehr ihr Pferd hat uns gefunden. Es kam mit ihr im Sattel zum Greifenpass hinauf. Sie selbst war bewusstlos. Dein Torben war allerdings nicht dabei. Ich könnte mir denken, dass er uns aus dem Weg gehen wollte. Auf dem Weg von hier zum Pass ist gekämpft worden, aber wir wissen nicht, was genau sich dort zugetragen hat. Dein Torben hat eine

sehr dunkle Vergangenheit, die ihn nun offenbar eingeholt hat. Er wäre sicher bei dir geblieben, wenn er gekonnt hätte, das glaube ich gewiss. Aber für mich sieht es aus, als ob er wieder auf die Wanderschaft gegangen ist, vielleicht auch, um Böses von hier fernzuhalten. Ob er noch lebt wissen wir nicht, aber falls wir von ihm hören, werde ich dir Nachricht senden.“ Falk tätschelte ihre Hand.

Rosa schluchzte auf und rannte hinaus.

Fanja wollte etwas sagen, aber Falk legte den Finger auf die Lippen und blickte zur Tür, die sich etwas bewegt hatte. „Morgen werden wir weitersehen.“

Zum Frühstück ließ die Magd sich nicht blicken, und die Wirtsleute waren düster und wortkarg. Schließlich ging Fanja in die Küche, um ihre Dienste als Heilerin anzubieten und einen Schnack zu halten. Als sie zurückkehrte, erzählte sie, dass regelmäßig Bannstrahler aus dem Kloster der Morgenröte herkämen, Vorräte und Vieh einsammelten und Dörfler zu Frondiensten wegführten.

Falk kam die ganze Geschichte seltsam vor. Er ließ den Wirt, die Wirtin und den Schulten holen.

Argwöhnisch sahen die drei ihn an. „Womit können wir Euch zu Diensten sein, hoher Herr?“

„Nun setzt euch erst mal. Guckt nicht so ängstlich, wir wollen euch nicht fressen. Wir haben von Bannstrahlern gehört, die hier Lebensmittel beschlagnahmen. Bitte erzählt uns davon.“

Die Wirtsleute sahen den Schulten auffordernd an und nickten ihm zu. Schließlich begann er zu sprechen.

„Es gibt einen Tag von hier entfernt ein altes Kloster. Der Ort lag wüst. Diesen Sommer hat Eure Kirche begonnen, das Kloster wiederaufzubauen. Es heißt nun das Kloster der Morgenröte. Ihr wisst sicherlich davon? Die umliegenden Dörfer sind verpflichtet worden, Vieh und Vorräte zu liefern und Frondienste zu leisten. Außerdem

haben wir gutes Bauholz abliefern müssen. Wir haben die alten Abgaben immer treu geleistet. Dafür bin ich der Schulte. Aber das sind neue und große Belastungen für uns. Wir haben uns deswegen bereits mit einem Gesuch an Gratenfels gewandt."

Herausfordernd blickte er Falk an.

„Das war völlig richtig von euch", sagte dieser. „Und was ist daraufhin geschehen?"

„Wir haben nie etwas gehört. Aber vor ein paar Tagen ist der Großinquisitor mit seinen Bannstrahlern persönlich hier durchgezogen. Er hat uns eine Strafpredigt gehalten, dass mir jetzt noch die Ohren klingeln, mit Verlaub."

Er verbeugte sich vor Falk, aber man sah doch, dass er ein stolzer, aufrechter Mann war und ihn das alles schwer ankam.

„Bitte erzähl mir mehr über das Kloster", forderte Falk ihn auf. „Bist du schon dort gewesen? Wie weit ist der Bau gediehen?"

„Ich habe dort sogar schon Arbeiten geleistet. Der Wald ist gerodet, und man ist dabei, die Mauern zu richten, alles aus Stein. Dort sind viele Arbeiter und einige Sklaven. Sie müssen alle verpflegt werden. Am meisten zu leiden hat Krawig am Garrensee, weil es das nächste Dorf ist. Der Schulte ist ein wohl angesehener Mann, aber seit man seinen Sohn dabehalten hat, rührt er sich nicht mehr."

Der Mann sah nun wirklich empört aus.

Die Gefährten hatten aufgehorcht, als von Sklaven die Rede war und von Krawig am Garrensee, wo Amando da Vanya und Heliopais von Anderath in den Hinterhalt geraten waren.

„Du willst uns sagen, sie halten dort Sklaven?"

„Ja, das tun sie."

„Wir wollen dort einmal nach dem Rechten sehen. Die Kirche des Götterfürsten hält keine Sklaven. Zudem ist es nach den Gesetzen dieses Landes verboten. Kannst du mir sagen, wie sie bewacht werden?"

„Man erzählt sich, dass einer der Sklaven von der Baustelle weg in den Wald laufen wollte. Er hat sich ganz plötzlich an seinen Hals gegriffen und ist hingefallen. Als die Leute bei ihm waren, war er schon tot, erwürgt von seinem Halsring."

„Das ist schwarze Magie", sagte Falk. „Wir werden das beenden. Wie kommt man dorthin?"

„Der Ort ist über die Straße von Gratenfels zu erreichen oder in einem Tag über den Fahrweg von hier."

„Wir brauchen einen Führer, der sich dort auskennt."

„Das kann ich tun."

„Wir danken dir. Weißt du, wie viele Leute dort sind?"

„Fünf Sonnenpriester, vielleicht zehn Bannstrahler, ein halbes Dutzend Sklaven und die Fronarbeiter."

„Wir wollen sogleich aufbrechen. Kannst du reiten?"

Über dem Verhör war es Mittag geworden, und so kam es, dass der Trupp erst in der Nacht die Gegend des Klosters erreichte. Sie ließen die Pferde in der Obhut zweier Bannstrahler zurück und schlichen langsam vor bis an den Waldrand. Dann hieß es leise sein und warten.

Endlich ging die Sonne auf und beschien den Bauplatz. Eine große Lichtung mit alten Mauern, die teilweise eingerüstet waren. Ungefähr auf Pfeilschussweite bis zum Waldrand war alles Unterholz und Buschwerk gerodet worden. Dort, wo das Tor sein würde, stand ein hölzerner Wachturm, der eine gelb-weiße Fahne trug, die tauschwer von ihrem Mast hing. Das Kloster selbst war verfallen, aber auch einer der Flügel war eingerüstet. Außerhalb standen zwei große Zelte, in denen die Arbeiter schliefen, wie ihnen der Schulte sagte.

Auf dem Turm regte sich etwas, und sie sahen einen Mann mit zerlumpter Kleidung Umschau halten. Schließlich schlug er einen Gong, und in den Zelten begann es, sich zu regen.

Leise zogen sie sich vom Waldrand zurück und hielten Kriegsrat. Wie das Kloster im Inneren aussah, konnte ihnen der Schulte nicht genau beschreiben. Es gab einen Neubau, und er fand es nun sehr verwinkelt. Auf alle Fälle waren dort ein Innenhof und ein verwildertes Gärtchen.

Brin wollte es einfach halten und auf alle Schlauheiten verzichten. Die Überzahl ihrer Gegner machte ihm keine Sorge, sie waren inzwischen alle kampferprobt.

Schließlich gab er den Bannstrahlern eine knappe Einweisung: „In dieser Stätte des Götterfürsten werden mithilfe schwarzer Magie Sklaven gehalten. Im Dorf haben wir gehört, dass der Großinquisitor hier gefangen war oder es noch immer ist. Unsere Gegner sind fünf falsche Priester und zehn eurer Brüder, die von ihnen verführt worden sind. Wir klettern über die Baugerüste, nutzen die Überraschung und werden so schnell wie möglich das ganze Kloster durchkämmen. Wer sich uns in den Weg stellt, muss sich ergeben oder wird unschädlich gemacht. Ein jeder von euch wird einen von Lichtbringer Falk Retogauers Leuten begleiten und ihm beistehen. Wir werden nun Andacht halten und die Waffen weihen, damit sie namenlosen und dämonischen Feinden Einhalt gebieten, und damit ihr im Angesicht dämonischer Feinde nicht den Mut verliert."

Brin weihte die Klingen. Es war das erste Mal, dass er diese Liturgie wirkte. Assadra half ihm, und er merkte beglückt, dass es ihm gelang. „Eure Waffen stehen nun unter dem Segen der Leuin. Deswegen führt den Kampf ihren Geboten gemäß, auf dass sie sich nicht von euch abwende: Wer die Waffen niederlegt, den schont. Greift nicht von hinten oder von der Seite her an. Sucht den ehrlichen Zweikampf, wie es der Donnernden wohlgefällig ist. Dämonenpaktierer tötet. Und noch etwas: Denkt daran, der Tempel ist unübersichtlich und eine Baustelle. Wir dürfen uns nicht abriegeln lassen. Also kein

Innehalten. Nutzt die Überraschung und gebt den Feinden keine Zeit, sich zu sammeln.“

Dann schlichen sie tief gebückt zurück zum Waldrand. Auf Brins Signal hin rannten sie auf die freie Fläche hinaus, leise, ohne Kriegsgeschrei. Schon hatten sie das hölzerne Gerüst erreicht, und niemand schien sie bisher bemerkt zu haben. Sie kamen gut über die Mauer. Luwika fand eine niedrige Stelle und sprang mit einem mächtigen Satz auf die Mauerkrone, dann hinunter zu den anderen.

Sie fanden sich in einer Art Halle noch ohne Dach. Nur an einem Ende war eine Türöffnung.

Alle drängten durch den Durchgang in eine Art Gasse, hinter ihnen die alte Umfassungsmauer, vor ihnen die Wand eines neuen Gebäudes. Brin winkte die halbe Gruppe nach links, er selbst lief mit Assadra, Leira, Luwika und drei Bannstrahlern nach rechts.

Eine Abbiegung. Zu ihrer Rechten öffnete sich eine Tür und sie sahen Stroh auf dem Boden liegen, es war wohl eine Schlafstätte. Brin langte eine Öllampe von der Wand und warf sie hinein.

Wieder eine Abbiegung, dann zur Linken das Portal des neu errichteten Gebäudes. Sie warfen einen Blick ins Innere: Es sah aus wie die spöttische Kopie eines Praios-Tempels. In der Halle standen zwei Männer in rotgoldenen Roben und glotzten sie verblüfft an. In einer Wandnische hinter dem Altar hatte man einen alten Mann angekettet.

„Ergebt euch!“, brüllte Brin und stürmte hinein.

Als Antwort stieß einer der beiden Priester ein seltsames Geheul aus, welches Brin die Haare zu Berge stehen ließ, aber weder ihn noch seine Begleiter zu vertreiben vermochte. Im nächsten Moment zogen die beiden Priester Schwerter unter ihren Roben hervor.

„Die gehören uns!“, zischte Assadra den anderen zu.

Die Priester kämpften mit schier übermenschlichen Kräften. Brins Schild krachte in seinen Verbänden.

„Wenn er mich trifft, ist der Arm ab“, dachte er, schüttelte sich die Trümmer des Schilds vom tauben Arm und sah kurz zu Assadra hinüber.

Sie hatte sich aufs Ausweichen verlegt und wirkte hoch konzentriert. Aber auch er selbst war nicht wehrlos. Wann immer Leweschilt traf, so schlug es eine fürchterliche Wunde. Schließlich hatte er seinen Gegner niedergestreckt.

Assadra zeigte mit der Schwertspitze auf die Hand ihres Gegners, der schon tot am Boden lag. Die Finger hatten sich in Krallen verwandelt. „Seht ihr? Ein Dämonenmal.“

Brin wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Bist du verletzt?“

„Nein. Das Blut ist von diesem Dämonenknecht. Und du?“

„Mein Schild ist hin.“

Der angekettete Mann in der Nische rief mit krächzender Stimme nach ihnen und flehte um Hilfe.

„Wir holen dich später!“, rief Brin ihm zu und wandte sich rasch an die anderen. „Los! Weiter, weiter! Keine Zeit verschenken!“

Sie eilten aus dem Tempel hinaus und folgten der Gasse, die sich in einen Innenhof öffnete. Von links, wo Fanja, Falk und Suleyscha sein mussten, klang Kampfeslärm.

Wieder eine Ecke und ein weiteres Gebäude. Durch ein Fenster sahen sie in ein Refektorium. Innen an der Tür kämpften Falk, Suleyscha, Leira und Fanja, sie wurden von drei Priestern bedrängt. Ihre Bannstrahler standen hinter ihnen und konnten nicht hinein. Schnell zwängten Assadra und die anderen sich durch eine Fensteröffnung.

Luwika fauchte und sprang sofort eine Treppe ins Obergeschoss hinauf, Assadra folgte ihr.

Brin griff Falks Gegner an. „Falk, lass ihn mir! Nimm die Unsrigen und sichert den großen Hof, von dem wir hergekommen sind! Wir

wissen nicht, wo die feindlichen Bannstrahler sind! Nur du kannst sie zur Vernunft bringen!“

Falk zog sich rückwärts durch die Tür zurück. Sein Gegner wandte sich nun Brin zu und grinste böse. Brin traf ihn und sah entsetzt, dass die geweihte Klinge ihn nicht verletzte. Der Mann begann höhnisch zu lachen und ließ einen Hagel von schweren Hieben auf Brin niedergehen. Der hatte Mühe, sein Schwert in der Hand zu behalten. Ihm wurde mulmig.

Zumindest Suleyscha hatte ihren Gegner mittlerweile getötet und kam nun Fanja zu Hilfe.

Brin wich langsam nach hinten zurück. Sein Gegner fand offensichtlich Gefallen an dem Kampf und folgte ihm Schritt für Schritt. Dann war Brin im Hof, sein Gegner war ihm dicht auf den Fersen.

„Wollen wir doch mal sehen, was dein Zauber im Licht der Sonne vermag!“, brüllte Brin.

Der Mann lachte. Wieder traf Brin. Wieder ohne Wirkung.

„Assadra! Zu mir!“, rief er.

Oben brüllte Luwika. In der nächsten Sekunde stieß Assadra einen Schrei aus, und aus einem Fenster des Obergeschosses kippte eine steinerne Statue. Sie fiel auf den Hof und zersprang. Brins Gegner griff an sein Herz, brach zusammen und rührte sich nicht mehr.

Brin lief zurück in den Speisesaal. Suleyscha und Fanja hatten den letzten Priester in die Zange genommen, aber der machte die unmöglichsten Sprünge, um ihnen zu entgehen.

„Nehmt ihn lebend!“, rief er ihnen zu.

Schließlich hatten die zwei den Priester in eine Ecke gedrängt. Er kreischte nach seinem Meister. Da sackte er plötzlich wie eine Stoffpuppe zusammen und war still. Sie alle atmeten tief durch.

Gisbert von Schwarzenstein kam und meldete, dass die Bannstrahler sich Falk und ihm ergeben hätten, womit der Kampf beendet war.

Der Brand in den Schlafräumen wurde gelöscht. Und bald waren auch die fünf Sklaven gefunden. Sie waren von ihren Halsbändern erwürgt worden.

Die gefangenen Bannstrahler waren verwirrt. Sie erzählten, dass ein da Vanya hier bis vor einigen Tagen gefangen gewesen sei und dass ihn eine rothaarige Hexe abgeholt habe. Sie wirkten benebelt wie nach einem schweren Traum und schienen nur langsam aufzuwachen. Als sie untersucht wurden, fanden sich bei einem von ihnen, es war der Anführer, Dämonenmale. Er wurde gefesselt und unter Bewachung gestellt.

Den Rest des Tages verbrachten sie damit, die toten Sklaven zu bestatten und den Tempelbau gründlich zu durchsuchen. Die Fronarbeiter wurden nach Hause geschickt.

In den Kammern der Priester fand sich einiges an gemünztem Gold und an Schmuck. Weiterhin fand sich ein unversehrtes Gewölbe, dessen alte Tür und Wände mit allerlei Bannzeichen bemalt waren und das die Paktierer wohl nicht betreten hatten. Dort lagerten fünf Dutzend uralte Folianten, die eingepackt wurden.

Die Kadaver der Dämonenknechte und alles, das den Gefährten unheilig schien, wurde in das neu errichtete Gebäude getragen, dazu Holz und Stroh. Dann wurde alles in Brand gesetzt.

Inzwischen war es Abend geworden. Als sie vor dem brennenden Gebäude standen und in die Flammen blickten, sah Assadra mit einem Mal müde und etwas kränklich aus.

„Brin, bring mich nach Hause."

„Welches Zuhause meinst du?"

„Ich will nicht mehr reisen. Ich will irgendwo hin, wo ich unsere Tochter bekommen kann. Ich will den Winter nicht auf der Landstraße verbringen."

„Aber wohin?" Mit einem Mal klang er mutlos. „Unsere Feinde waren bereits bei meiner Familie in Havena. Womöglich wird sie

beobachtet. Und in Zorgan sind wir als Lichtsucher bekannt wie bunte Hunde.“

„Was ist mit Falkenroden? Silvana und Alvin haben uns gern.“

„Unsere Taten waren großes Gespräch in der Kirche des Götterfürsten. Wenn uns jemand sucht, wird er früher oder später dort auftauchen. Wie wäre es mit Donnerbach?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich will irgendwohin, wo es warm ist.“

„Wir sollten an einen Ort gehen, wo uns niemand kennt, und dort in Ruhe das Kind großziehen. Punin vielleicht. Aber dann verstößt dich dein Volk und die Gruppe zerbricht.“ Brin grübelte. „Ich weiß nicht weiter.“

Suleyscha rollte die Augen. „Ihr habt Probleme. Wer sollte euch schon was tun, mit Luwika und mir in der Nähe?“

„Wart’s nur ab, wenn dein Kind kommt, siehst du die Welt mit ganz anderen Augen.“

Sie sah Brin verblüfft an. „Ich trinke Rahjaliebtee*.“

„Ich wette mit dir, deine Nächte mit Roderick waren trotzdem von Tsa gesegnet.“ Brin grinste.

„Das könnte man überhaupt noch nicht wissen.“

„Wir werden es ja sehen.“

Sie überlegten hin und her. Schließlich entschied Assadra sich für Zorgan. Es war warm, sie hatten ein bequemes Haus und genossen das Wohlwollen der Herrscherin. Brin fand es im Grunde zu gefährlich, aber etwas Passenderes fiel ihm nicht ein.

Es dauerte bis zum nächsten Morgen, bis das Gebäude vollständig niedergebrannt war.

Falk gab dem Schulten, der sie geführt hatte, einen letzten Auftrag: „Du musst in die umliegenden Dörfer gehen und aufschreiben, wer

* Empfängnisverhütendes Mittel.

ihnen wie viel überlassen musste. Mache es nach bestem Wissen und danach, was dir glaubhaft erscheint, und lege überall das gleiche Maß an. Wenn du damit fertig bist, verteile das Geld, das wir hier gefunden haben, anteilig an die Geschädigten. Du kannst auch noch das Pferd verkaufen, auf dem du hergekommen bist. Leg die Abrechnung dem Tempel in Gratenfels vor. Wir werden sie bitten, aus ihren Schätzen den Rest zu begleichen. Ich werde dich ankündigen, dass sie dich gut empfangen."

Schließlich brachen die Gefährten mit ihrem kleinen Trupp nach Gratenfels auf. Es war kein schöner Weg. Ihr Gefangener verwünschte und verfluchte sie die ganze Zeit, und die anderen Bannstrahler waren mürrisch.

In Gratenfels wurde der Gefangene übergeben, und Falk und Brin verfassten einen Bericht über das Geschehene. Die Bücher wurden verteilt. Ein Teil blieb in Gratenfels, einen Teil bestimmte Falk für den Tempel in Gareth und einige Folianten behielt Brin. Es waren die Werke, die sich mit Kirchengeschichte befassten. Zwei Bücher zur Heilkunst nahm Fanja an sich.

Am letzten Tag des Boron-Monds erreichten die Pilger wieder das Hüterkloster auf der Höhe des Greifenpasses. Der Abt war besorgt, weil sie den Großinquisitor nicht bei sich hatten.

Falk versuchte, ihn zu beruhigen. „Die Hexe Sibel, die hier gewesen ist, ist uns zuvorgekommen. Sie war es, die ihn befreit hat. Er wird in Sicherheit sein."

Im Kloster wartete auch Rhulana. Sie dankte Assadra und den anderen für ihr Leben und bat darum, die Gefährten auf dem letzten Stück des Zwölfergangs begleiten zu dürfen. Es wurde ihr gestattet. Sie grübelte und war in sich gekehrt, keine lustige Reisegenossin, aber um Assadras willen war Brin froh, sie dabei zu haben.

Auf der Ostseite der Koschberge war das Wetter noch mild, und ein warmer Westwind wehte vom Kamm hinab. Bis zum Abend erreichten die Pilger Trallik, ein Kloster der Frau Travia.

Es war ein einfaches Gebäude, und die Pilger saßen mit den wenigen Mönchen in einer schlichten, aber warmen Halle. In einer Ecke stand eine sehr alte geschnitzte Figur einer Gans, aber ansonsten hätten sie auch in einem gewöhnlichen Gasthaus sein können. Es war heimelig, auch wenn Brin mit Missfallen zur Kenntnis nehmen musste, dass Bier oder andere vergorene Getränke hier nicht ausgeschenkt wurden.

Assadra drängte es nun mit Macht zurück nach Zorgan. Sie sagte, dass sie spüren könne, wenn sich das Kind in ihr bewege. Als sie Brins Hand auf ihren Bauch legte, fühlte er es auch.

Suleyscha hatte sich gelegentlich zu Rhulana gesellt, um sie etwas aus sich herauszulocken. Nun kam sie zu Brin: „Sie sagte, Assadra sei ganz anders, als sie es erwartet habe."

Aus irgendwelchen Gründen machte sie das sehr zufrieden.

„Das glaube ich unbesehen", meinte Brin. „Ich erkenne sie seit ihrer Schwangerschaft fast nicht mehr wieder. Die Göttin interessiert sie kaum noch."

„Meinst du nicht, sie hat jetzt das rechte Maß gefunden?"

„Nein. Sie ist eine Priesterin, und sie hat eine besondere Aufgabe. Seit den Kämpfen in der Schwertschlucht war sie wieder mehr bei der Sache. Jetzt vergisst sie sich abermals. Das macht mir Sorgen."

Noch immer begannen Assadra und Brin den Tag mit einem Schattenkampf oder einem Schwerttanz. Danach wechselten sie sich mit einer kurzen Andacht ab, das heißt, nachdem Falk die seinige beendet hatte.

„Wir sind ein ziemlich heiliger Haufen, was?", war Fanjas bissiger Kommentar.

Was Assadra wirklich interessierte waren Geschichten von Brins Schwestern und wie es war, als er klein gewesen war. Sie wurde auch nie müde, sich von Fanja erzählen zu lassen, wie man Kinder zu versorgen habe. Dabei kuschelte sie sich in Brins Arm und ließ sich gerne küssen.

In den nächsten Tagen führte der Weg sie ins Tiefland um den Angbarer See und dann über eine Heide zur Storchsklause. Das Peraine-Kloster war im Jahr des Feuers geplündert worden und gerade erst wiederaufgebaut.

Der eigentliche Schatz des Klosters lag außerhalb der Mauern: Die Priesterin führte die Pilger auf einen Pfad in den nahen Wald. Die Bäume hatten ihr Laub längst abgeworfen und reckten ihre kahlen Äste gegen den grauen Himmel. Da öffnete sich ihnen eine kleine Lichtung, auf der üppiges Gras und die unterschiedlichsten Blumen wuchsen. Bienen und Hummeln summten.

Sie erlaubte jedem, eine Blume zu pflücken. Assadra wählte eine rote Rose. Brin pflückte einen Stängel Vergissmeinnicht, den er neben seine Quanione in die Fibel seines Umhangs klemmte. Auch Fanja bückte sich nach einer Blume, dann stand sie plötzlich starr.

„Still! Habt ihr das gehört?“

„Was denn?“, fragte Suleyscha.

„In der alten Sprache meines Volkes: *Surjakoscha, die Zeit wird kommen. Ohne Dienen kann nichts gedeihen, und nur die Gemeinschaft hat Dauer. Wenn eins der Siegel zerbricht, dann werden die Mauern nicht halten. Eile mit Weile*.“

Am nächsten Mittag erreichten die Pilger die Ange, das war einer der Quellflüsse des Großen Flusses. Dort stand ein niedriger Turm, der in seinem Inneren einen Altar und ein Relief des Herrn Efferd barg.

Brin machte sich daran, ein Rindenschiff zu schnitzen, wie er es als Junge getan hatte. Er übergab es dem Fluss und bat, es möge heil den ganzen weiten Weg bis nach Havena getragen werden und seinen Eltern einen Gruß bringen.

Als Leira ans Wasser trat, erhob sich eine Welle. Sie stand einen halben Schritt hoch in dem munter plätschernden Flüsschen, bewegte sich nicht und brach nicht. Leira lauschte und verneigte sich, da sank das Wasser zurück.

„Das Rauschen hat zu mir gesprochen, habt ihr es nicht gehört?“, fragte sie die anderen, fuhr aber sogleich fort: „*Kind der Wellen, achte auf euren Weg. Wenn die Kette der Siegel zerbricht, so kommt die lange Nacht. Aber auch in toten Landen keimt Hoffnung, und in endloser Zeit entsteht nicht nur Verderben*. – Es klang nicht freundlich, sondern eher drohend.“

Der Zwölferweg folgte nun dem Flussufer bis zur Brücke der Reichsstraße. Letzterer folgten die Gefährten nach Westen, wieder in Richtung auf den Greifenpass zu, bis sie in die Stadt Angbar kamen.

Die Stadt lag an dem See, dem sie ihren Namen gegeben hatte. Sie war im Jahr des Feuers teilweise zerstört worden, und es waren immer noch einige geschwärzte Ruinen zu sehen, aber die meisten Schäden hatten die geschäftigen Bewohner bereits beseitigt.

Die Häuser bestanden aus Basalt und Ziegeln und waren vom Rauch vieler Schmiedefeuer grau gefärbt. Sie waren oft zweigeschossig, mit einem halb im Erdboden vergrabenen Erdgeschoss, das von Zwergen bewohnt war, und einem von Menschen bewohnten Obergeschoss.

Die Pilger gingen zum letzten Tempel des Weges, dem Tempel der Ewigen Flamme. Es war das Hauptheiligtum des Gottes Ingerimm. Vor dem Tempel stand eine alte Basaltsäule, auf der der Vertrag

eingemeißelt war, den Menschen und Zwerge einst geschlossen hatten, um den Kosch friedlich und gemeinsam zu bewohnen.

Vom Platz aus führte ein breites Portal in die Tiefe, in den eigentlichen Tempel hinein. Hier waren Opfergaben ausgestellt, alles, was ein kluger Geist zu ersinnen und kunstfertige Hände anzufertigen vermochten. Brin schaute noch ganz verzückt, da erklangen Hammerschläge und riefen die Gläubigen zur Flamme, die aus einer Bodenspalte aufloderte. Als die Gefährten hinzutraten, brauste sie mächtig empor und die vielen frommen Gläubigen begannen zu stampfen und zu rufen.

Nachdem der Ausgangssegen gesprochen war, rief die Hohepriesterin die Lichtsucher zu sich und befragte sie nach ihren Namen, ihrer Herkunft und nach ihrer Reise. Sie maß dem Zeichen des Feuers Bedeutung zu und wollte es getreulich in das Tagbuch des Tempels einschreiben.

Wen die Gefährten nicht antrafen, war Heliopais von Anderath. Sie war inzwischen leidlich wiederhergestellt und hatte Angbar bereits verlassen. Der ganze Praios-Tempel redete davon, dass der Heliodan sie zur Großinquisitorin ernannt habe, vorläufig, bis da Vanya zurückgekehrt sei. Für Brin hatte sie eine Nachricht hinterlassen: Als eine ihrer ersten Handlungen hatte sie angeordnet, das Wirken der Inquisition im Beyrounat Malqis zu überprüfen.

Es wurde nun mit jedem Tag kälter, und die Gefährten brachen sogleich wieder auf. Bald hatten sie Ferdok erreicht. Die geliehenen Pferde wurden, wie versprochen, zum Praios-Tempel gebracht. Anschließend steuerten sie das Gasthaus an, wo Fanjas Wagen und ihre eigenen Pferde untergestellt waren. Letztere waren inzwischen vermutlich fett und rund.

Am Eingang kam ihnen Aydara entgegen, Rhulanas Schwester. Sie lächelte und ging auf Assadra zu. Ohne zu überlegen verstellte

Brin ihr den Weg, und plötzlich hatte sie einen Dolch in der Hand. Sie rangelten noch, da packte Rhulana Aydaras Arm und drehte ihn ihr auf den Rücken, sodass sie die schwarze Klinge fallen ließ.

„Was sollte das werden?“, wollte Brin wissen.

Aydara presste die Lippen zusammen und funkelte sie zornig an.

Sie banden ihr die Arme auf den Rücken und stießen sie zum Rondra-Tempel. Dort riefen sie einen Priester hinzu, um einen Zeugen zu haben.

Ein Dämonenmal oder etwas Ähnliches trug Aydara nicht, aber ihre kleine Zehe fehlte, was Rhulana sich nicht erklären konnte.

Die Attentäterin weigerte sich zu sprechen. Brin merkte mit einem Mal, wie müde er war. Er hatte keine Lust mehr auf die Finessen eines Verhörs. Kurzerhand bat er Falk, sie auf die Wahrheit zu verpflichten, wie es der Praios-Priester in Perricum mit Suleyscha getan hatte.

„Du bist mit einem verborgenen Dolch auf Assadra zugegangen. Warum wolltest du sie töten?“, fragte Brin.

Aydara sah ihn trotzig an: „Ich glaube an die Schwarze Göttin der Mactaleänata. Ihr frömmelndes Getue hat mich gereizt. Da wollte ich ihr den Bauch aufschlitzen.“

Nun war der Damm gebrochen, und sie begann bereitwillig zu reden. In den Kämpfen mit den Mactaleänata hatte sie erkannt, dass jene unter dem besonderen Segen der Schwarzen Göttin standen. Die ewigen Rondra-Dienste auf Keshal Rondra empfand sie bald als hohl und dumm. Eigentlich sträubte es sich in ihr, den Tempel überhaupt zu betreten. Als sie vor zwei Jahren fern der Burg gewesen war, war es ihr gelungen, mit einigen Mactaleänata zu sprechen. Sie hatten geopfert, und die Schwarze Göttin hatte sie für ihre Kühnheit mit überragender Kampfkunst belohnt.

Rhulana spuckte aus und wischte schnell den Speichel vom Boden des Tempels. Brin war ehrlich entsetzt darüber, dass Aydara zwei Jahre unerkannt geblieben war.

Als sie das bemerkte, begann Aydara, sich mit ihren Taten zu brüsten. Die tote Amazone aus der Schwertschlucht hatte Ayla von Donnerbach gesandt, um einen Orakelspruch einzuholen. Aydara selbst hatte ihr das Herz herausgeschnitten. Als sie erzählte, wie überrascht ihr Opfer gewesen sei, musste sie lachen.

„Aber du hast doch gesagt, Leona Chad'Assadra habe uns geschickt, Assadra zu töten, weil Königin Gilia weich geworden sei", wandte Rhulana ein.

„Das habe ich gesagt, damit du mitmachst."

„Du hast mich angelogen?"

„Du bist wirklich nicht die Hellste. Ich habe dir gesagt, was du hören musstest, um mitzukommen. Vergiss nicht, dass ich diejenige von uns beiden bin, die denkt."

Rhulana verstummte. Sie sah blass und mehr als mitgenommen aus.

„Ich war es auch, die euch die Diener des Seelensäufers* in die Schwertschlucht geschickt hat. Solche Schwächlinge. Wir hätten es selbst erledigen sollen."

„Woher wusstest du von ihnen?", fragte Brin.

„Die Mactaleänata haben mir gesagt, wo ich Unterstützung finden würde. Man kann sich seine Verbündeten nicht immer aussuchen. Das mit dem Bären war auch mein Plan. Diese Eselin", knurrte Aydara und blickte zu Rhulana, „hätte den Bären zu euch locken sollen, damit er euch tötet. Ich hätte wissen müssen, dass sie es verpfuschen und nachher wieder ihre erbärmlichen Gewissensbisse bekommen würde."

„Also dieser Plan war ziemlich naiv. Ich hatte schon überlegt, ob es ein Anschlag auf uns sein könnte, aber es erschien mir zu abwegig

* Beiname Belhalhars, des Widersachers der Göttin Rondra.

und viel zu stümperhaft.“ Brin lachte belustigt. „Du solltest das Denken lieber einem Mann überlassen.“

Aydara begann, nach ihm zu spucken. Bald war er sicher, dass sie nichts Wesentliches mehr zu gestehen hatte. Er bat Falk, noch einmal das Wort der Wahrheit zu sprechen. Als Falk geendet hatte, stellte Brin ihr eine letzte Frage: „Bereust du deine Taten?“

Aydara lachte bloß.

„Was wird nun mit meiner Schwester geschehen?“, fragte Rhulana.

Der Priester meldete sich zu Wort: „Ihre Seele ist dem Jenseitigen Mordbrenner* verfallen. Auf sie wartet der Scheiterhaufen.“

Da ging Rhulana hinaus.

Später sagte sie: „Sie hat es immer zu toll getrieben, und sie war immer so sehr davon überzeugt, im Recht zu sein.“

„Es tut mir leid um deiner willen“, sagte Brin. „Aber es ist gut, dich hier zu haben. Assadra hat einige Botschaften, die dringend nach Keshal Rondra müssen, auch eure tote Schwester aus der Schwertschlucht betreffend. Du könntest sie dorthin bringen. Verabschiede dich nun von deiner Schwester und komm mit uns nach Osten. Bis zur Darpat-Lücke haben wir den gleichen Weg. Wir können auf Kämpfe rechnen und würden uns freuen, dich an unserer Seite zu haben.“

Ergeben willigte Rhulana ein.

Am nächsten Tag sattelten sie ihre Pferde und machten sich auf den Rückweg. Sie kamen gut voran. Assadra war ihre Schwangerschaft nun deutlich anzumerken. Sie kam schneller außer Atem und verkürzte den morgendlichen Schwerttanz. Sie jammerte auch wieder über das kalte Wetter, obwohl sie bisher vom Ärgsten verschont geblieben waren.

* Beiname Belhalhars, des Widersachers der Göttin Rondra.

Rhulana war noch schweigsamer als sonst, und Brin war froh, dass sie zumindest bei Suleyscha ein wenig Anschluss fand.

In Gareth übergab er seine Bücher aus dem Kloster der Morgenröte an den Hesinde-Tempel und bat darum, dass man Falk, ihm und dem Praios-Tempel Nachricht geben möge, wenn etwas für die Lichtsuche Bedeutsames daraus zutage gefördert würde.

Hinter Rommilys überholten sie zwei alte Bekannte aus Elburum, Vater Rassan und Shanya ash Shaya, die gemeinsam reisten.

Shanya ash Shaya erzählte, dass sie in Auraleth gewesen sei, um dort den Schleier der Rahja in Augenschein zu nehmen. Sie galt inzwischen wohl als eine Expertin für dieses Artefakt.

Vater Rassan hatte in Rommilys weitere Unterstützung für seinen Tempelbau eingeworben. Die zugesagten Gelder waren eingegangen, aber der Bau würde wohl noch Jahre dauern. Immerhin, ein Anfang war gemacht.

Jedoch waren das nicht alle Neuigkeiten aus Elburum. Anscheinend war Jashild saba Dalilah, die neue Sultana, eifrig dabei, sich einen Ruf für ihre Orgien und ihre Launenhaftigkeit zu erarbeiten.

So reisten sie vorerst gemeinsam weiter. An einem der folgenden Tage bat die Rahja-Priesterin Brin um ein Gespräch: „Assadra und du, ihr habt zueinandergefunden. Trotzdem spüre ich eine gewisse Spannung zwischen euch, die neu ist. Willst du darüber sprechen?“

„Wir sind seit dem letzten Rahja-Mond verlobt. Ich liebe sie, aber sie hat sich seit dieser Zeit sehr verwandelt“, gab Brin offen zu. „Das, was ihr ein Leben lang etwas bedeutet hat, ist ihr plötzlich gleichgültig, oder doch fast. Das kann, nein, das wird ein Problem werden. Außerdem lässt sie mich mit der Sorge um die Lichtsuche und um unsere Sicherheit ein Stück weit allein.“

Er erzählte von den Anschlägen auf Assadra und dass er inzwischen immer und überall Gefahr witterte. Zorgan erschien ihm nicht

sicher, es wäre jedem Feind ein Leichtes, ihr Haus ausfindig zu machen.

„Darauf weiß ich auch keine Lösung“, gab die Priesterin zu. „Hast du mit Assadra darüber gesprochen?“

„Nicht so deutlich wie nun mit dir. Ich versuche, sie die Donnernde nicht vergessen zu lassen. Sie ist gerade dabei, ein Leben fern ihres Volkes zu erproben: modische Kleider, Feste, Familienleben, Kinder. Das ist alles neu für sie, und ich wollte sie nicht verunsichern, indem ich es missbillige.“

„Willst du denn, dass sie ihr Volk verlässt?“

„Nein! Ich hoffe, für uns beide, dass wir einen Ausgleich finden. Ihre Verbannung dauert sowieso noch vier Jahre, noch ist reichlich Zeit.“

An diesem Abend bat die Priesterin Assadra um ein Gespräch unter vier Augen. Als sie nach längerer Zeit wieder in die Stube des Gasthauses zurückkehrten, wirkten beide leicht entrückt.

Das Erste, was Brin auffiel, war, dass Assadra sich ans Feuer setzte und gedankenverloren und zufrieden summend die Schneide ihres Krummschwerts abzog. Als er sie später zum Einschlafen in den Arm nahm, schien es ihm auch, sie schliefe besser als in all den Wochen zuvor.

Hinter der Darpat-Lücke verließ Rhulana die Gruppe und bog in Richtung Südwesten ab, Richtung Keshal Rondra. Vor ihr lag noch ein langer, einsamer Weg. Brin und die anderen dankten ihr für die Begleitung und wünschten ihr sichere Schritte und den Segen der Donnernden.

Tsa – Phex 1032 BF, Zorgan
Brüderchen und Schwesterchen

In der Mitte des Winters ritten die Gefährten schließlich wieder in Zorgan ein. Das Haus lockte, und selbst die Pferde mussten etwas gespürt haben, sie waren auf den letzten Meilen kaum noch zu halten gewesen.

Bald hatte die Dienerschaft sich wieder eingefunden, und das Haus wurde warm und heimelig. Eine Zeit der Muße brach an, und nach ein paar Tagen der Rast waren sie in ihren gewohnten Trott verfallen. Fanja nahm sich abermals ihr altes Buch vor, Brin war meistens im Tempel oder ordnete seine Aufzeichnungen. Falk übte sich in Kalligrafie. Assadra war nun sichtbar schwanger. Sie ging gern in den Basar, sah sich Kleider an und kaufte Ausstattung für ihre Tochter.

„Und wenn es ein Sohn wird?“, fragte Brin.

„Nein. Es ist ein Mädchen. Das spüre ich.“

Brin sah es nicht gern, dass sie allein unterwegs war, und bat Leira oder Suleyscha, sie zu begleiten. Assadra fand das lächerlich, freute sich aber über die Gesellschaft.

Wenn Brin konnte, so ging er selbst mit, und sie flanierten Arm in Arm durch die Straßen. Trotzdem verließ ihn seine Wachsamkeit nie. Einmal, als in der Küche ein Tablett zu Boden schepperte, stand er Augenblicke später mit gezogenem Schwert und gefletschten Zähnen in der Tür und schreckte die Magd fast zu Tode.

Eines Tages kam Suleyscha zu ihm. „Brin, ich muss dir etwas sagen. Es gibt wichtige Neuigkeiten: Ich bin schwanger. Es muss die Nacht mit Roderick gewesen sein, wie du gesagt hast. Woher hast du es gewusst?“

„Meinen Glückwunsch!“ Etwas ängstlich forschte er in ihrem Gesicht. „Was hat Assadra dazu gesagt?“

„Sie freut sich. Ich soll mit ihr in den Basar kommen, Sachen aussuchen. Aber nun sag, woher wusstest du es?“

„Nur so ein Gefühl. Es passte irgendwie. Dein Roderick ist ein Phex-Priester. Er hat uns mit dem Garether Fuchs auf seinem Wappenrock einen Hinweis gegeben, habe ich später gedacht. Er hat dir Eleonoras Schwert madiggemacht, und ein Diener des Fuchses hat es dir später am Greifenpass gestohlen. Da war ich sicher.“

Es war schließlich Luwika, die Brin wegen Assadras Sicherheit beruhigte. Seit seiner Weihe hatte die Löwin sich ihm angeschlossen, nun aber blieb sie in Assadras Nähe. Brin träumte einige Male von ihr, wie sie in der Dunkelheit ums Haus schlich. Da beschloss er, dass Assadra unter der Obhut der Donnernden stünde und er sich keine Sorgen machen müsste.

Er bemühte sich, sein Amt als Hofkaplan gewissenhaft auszuführen und ging zweimal wöchentlich in den Spiegelpalast. Die Stimmung dort war aufgeräumt, denn auch Eleonora war wieder in froher Erwartung. Es schien, als ob die ganze Welt sich vermehren wollte. Trotz ihrer Schwangerschaft ließ ihn die Shahi ihr Interesse spüren. Schließlich verfiel er darauf, ihren Tagesplan zu erfragen, der kein großes Geheimnis war. Hatte sie nach den Andachten Zeit, so ließ er sich von einem Novizen in dringenden Geschäften in den Rondra-Tempel rufen.

Dann, sechs Wochen nach der Rückkehr und Wochen vor der erwarteten Zeit, setzten bei Assadra die Wehen ein. Fanja sagte etwas von Senkwehen und dass es noch nicht so weit sei, aber während sich über Zorgan ein enormes Frühlingsgewitter entlud, gebar Assadra ein Mädchen und einen Jungen. Sie waren wohlgeformt und gesund, aber klein.

Brin war entzückt. Er spazierte im Regen herum, bis er pitschnass war. Dann nahm er die beiden Kinder mit hinaus ins Gewitter, um sie der Donnernden zu zeigen und den Geburtssegen zu sprechen.

Der Mutter ging es gut, nur war sie verblüfft, dass es Zwillinge waren. Das Mädchen wollte sie Azila nennen, nach ihrer Mutter und ihrer Urgroßmutter. Die war auch die Mutter von Ayshal al'Yeshinna gewesen, die Königin auf Keshal Rondra geworden war. Brin schlug für den Jungen den Namen Halman vor, nach seinem Vater.

Der Knabe trug im Nacken ein Muttermal, welches aussah wie ein Kreis mit neun Haken, oder wie eine neunfingrige Klaue. Brin schwante nichts Gutes, als er es sah. Neun Finger, das deutete auf den blutigen Kor* oder den Namenlosen† hin. Assadra hatte dieses Zeichen in einer der Visionen getragen, die er bei seiner Weihe gehabt hatte, und sie beide hatten gekämpft. Außerdem hatte Sibel im Hüterkloster dem verdorbenen Korsmal-Bund nachgeforscht, der ebenfalls dieses Zeichen verwendete. Zu allem Überfluss war der Junge auch noch magisch begabt, wie Falk feststellte, als er ihn hochhob.

Assadra war sehr stolz. „Es ist das Zeichen des Herrn Kor. Sein Segen liegt auf dem Jungen und sicher ist er zu großen Taten bestimmt."

Trotzdem bat Brin Fanja inständig, das Zeichen zu entfernen. Sie war nicht gerade begeistert, aber er war so aufgebracht, dass sie schließlich in die kleine Operation einwilligte.

Natürlich hatte er sich die Worte vom Greifenpass gemerkt, wie hätte er sie auch vergessen können? *Eure Kinder wurden erwählt, meinem Banner zu folgen, doch sie müssen ihren Weg am Ursprung der Gemeinschaft beginnen. Aber wenn ihre Gemeinschaft zerbricht, so führen sie uns ins Verderben*.

---

* Der Gott des blutigen, gnadenlosen Kampfes, laut den Priestern ein Sohn der Rondra. Zumindest bei Brin war der Gott Kor nicht gut angesehen.

† Der Widersacher der anderen Götter, das Übel schlechthin.

Wer wichtig und erwählt war, hatte auch mächtige Feinde, dachte er, und wünschte seinen Kindern nichts sehnlicher als ein Leben in Ruhe und Frieden. So schlich er sorgenschwer und niedergedrückt umher. Dann, eines Tages, als er sie aus der Krippe nehmen wollte, lächelten sie ihn an. Das Herz ging ihm auf, und seine schweren Gedanken verflogen im Nu.

Assadra war eine liebevolle Mutter, aber es zeigte sich bald, dass sie nicht genug Milch für beide hatte. Somit ging Brin in den Travia-Tempel und bat um die Vermittlung einer Amme. Der Priester kannte nur eine einzige Frau, die bereit war, die Stadt Zorgan vielleicht zu verlassen. Sie war eine junge Witwe, und er hatte Sorge gehabt, was aus ihr werden könnte. Ihre Tochter war ein Jahr alt und aß schon Brei, und sie konnte wohl noch ein oder zwei Kinder stillen.

Die Amme besah sich das Haus und war sehr angetan, wie großzügig alles war. Sie zog in Suleyschas altes Zimmer, das neben Assadras Zimmer lag, und Suleyscha zog in Brins alte Kammer.

Sie waren noch dabei, sich an ihre neue Hausgenossin zu gewöhnen, da klopfte ein Bote ans Tor und brachte Nachrichten für Brin. Ayla von Schattengrund forderte ihn auf, sich in der zweiten Peraine-Woche in der Löwenburg in Perricum einzufinden. Die anderen Gefährten bat sie, sich anzuschließen. Außerdem war da noch eine kurze Nachricht an Assadra, geschrieben von Ayla von Donnerbach, worin ihr befohlen wurde, ebenfalls mitzuziehen.

Nun stellte sich die Frage, was mit den Kindern geschehen sollte. Assadra und Brin überlegten, sie zu Azila zu bringen, Assadras Mutter. Sie wohnte auf einer Alm in der Nähe des Höhlentempels und versorgte die Herde der Opfertiere. Haus und Höhlentempel waren verboten, und die Lage war nur wenigen Außenstehenden bekannt,

sodass Feinde die Kinder nicht leicht finden würden. Andererseits kamen sie damit in den Bereich von Assadras verdrehter Schwester.

„Ich weiß nicht, was ihr immerzu habt mit ihr“, sagte Suleyscha kalt. „Wenn sie eine Bedrohung für die Kinder ist, werde ich mich um sie kümmern. Das verspreche ich euch.“

Also wurde es beschlossen. Suleyscha wurde vorausgeschickt, um Assadras Mutter zu holen, und es wurde vereinbart, sich am ersten Tag des Peraine-Monds in Iziqnedim wiederzutreffen. Dieses Städtchen lag auf der Straße von Zorgan nach Perricum und war außerhalb der Grenze, die Assadra als Verbannte nicht übertreten durfte.

Luwika konnte lange nicht entscheiden, mit wem sie gehen sollte. Sie schnupperte eine halbe Ewigkeit an den Kindern, aber folgte schließlich Suleyscha.

Es blieben nun noch einige Wochen Zeit, der Amme die Grundzüge des Reitens beizubringen, was Assadra übernahm. Brin suchte derweil zwei sanfte Maultiere aus. Er ließ auch einen Reisekorb für die drei Kinder flechten, den man dem Maultier aufpacken konnte und in dem sie vor Sonne und Regen geschützt waren.

Nach all diesen Vorbereitungen verschlossen die Gefährten am Glückstag ihr Haus, traten auf die Straße und schlugen den Weg nach Perricum ein.

Als nach ein paar Tagen Iziqnedim in Sicht kam, wurde Assadra unruhig. „Was meine Mutter sagen wird, wenn sie dich trifft? Was soll ich ihr erzählen?“

„Suleyscha hat ihr sicher viel von dir berichtet. Sie wird sich längst ihren Teil gedacht haben. Sag ihr alles.“

Azila und Suleyscha waren noch nicht da, als Brin und die anderen Quartier machten, aber Assadra hatte nicht lange zu warten.

Vornweg trabte Luwika, die Brin, Assadra und die anderen Gefährten mit Schnurren und Kopfstößen begrüßte und sich

anschließend vor die Bettchen der Kleinen stellte, um sie zu beschnuppern.

Dann kamen Suleyscha und Azila. Assadras Mutter hatte einen guten Reitersitz, aber ihr Pferd wurde von Suleyscha am Zügel geführt. Brin schätzte, dass sie im fünften Lebensjahrzehnt stand. Sie sah aus wie eine ältere Assadra, groß und schwarzhaarig, jedoch mit vielen grauen Strähnen. Sie musste einmal sehr schön gewesen sein, nun aber wurde ihr Gesicht von einer langen Narbe entstellt, die quer über ihre Augenhöhlen und die zerschlagene Nasenwurzel verlief. Ihre Augenlider waren geschlossen und etwas eingefallen, ganz offensichtlich war sie blind. Trotzdem hatte sie ein Krummschwert gegürtet.

Gewandt stieg sie vom Pferd und wurde sogleich von Assadra in die Arme genommen. Nach einiger Zeit schob ihre Mutter sie sanft zurück und begann, neugierig ihr Gesicht zu betasten. Assadra stellte ihre Gefährten vor, dann gingen Mutter und Tochter in den Garten der Karawanserei, wo die Bettchen der Kinder aufgestellt waren.

Sie blieben eine gute Weile. Anschließend bat Azila, Brin solle einen kleinen Gang mit ihr tun. Sie benutzte einen langen Stecken, mit dem sie den Boden vor sich abtastete, und fand sich nach dieser kurzen Zeit bereits gut im Garten zurecht.

„Du bist also Brin. Gestattest du mir, dein Gesicht zu berühren?“

Er nahm ihre Hände und führte sie an sein Gesicht. Sie tastete es ab, dann seinen Hals, seine Schultern und Oberarme. Auf ihrer Stirn war die gleiche steile Konzentrationsfalte erschienen, die er von Assadra so gut kannte.

„Sag mir, wie hast du den Weg zur Leuin gefunden?“, fragte Azila ihn schließlich.

„Wenn Assadra nicht bei uns gewesen wäre, dann wäre es wohl nicht geschehen.“

„Aber wie genau? Erzähl es mir.“

„Liebe, Einsicht, Pflichtgefühl. Die genaue Antwort bin ich selbst der Donnernden schuldig geblieben, als ich die Weihe empfangen habe."

Azila fragte nicht weiter, wollte nun aber gern von seiner Familie hören.

Brin erzählte ihr von der Goldenen Gans in Havena, von seinen Eltern und Schwestern.

Danach sagte sie: „Ich muss wissen, dass du ein Gefährte bist, der im Kampf an der Seite meiner Tochter stehen kann."

„Wir haben so manchen Kampf zusammen bestanden."

„Zeig mir, was du kannst!" Sie schob den Kopf vor, ein bisschen so, als wollte sie wittern.

Brin zog Leweschilt und grüßte: „Was ist mit dir? Willst du nicht dein Krummschwert ziehen?"

Sie lachte, zog blank und ging in Auslage.

Brin hatte von Suleyscha bereits gehört, dass Azila trotz ihrer Blindheit eine begnadete Fechterin war. Trotzdem war sein erster Hieb sehr zurückhaltend, er wollte sie nicht verletzen. Doch Azila parierte mühelos. Ganz leise wechselte Brin seinen Standpunkt und führte einen langsamen, geräuschlosen Stoß. Assadras Mutter runzelte kurz die Stirn und parierte.

Dann lachte sie: „Ich benutze mein Gehör, aber nicht nur. Ich kann spüren, wo die Klinge ist. Kannst du nichts Besseres?"

Brin schlug eine vorsichtige Finte, immer auf Deckung bedacht.

Wieder parierte sie. „Ist das alles?"

„Mehr würde ich in einem Kampf nicht zeigen. Deine Tochter ist die bessere Fechterin von uns beiden. Ich bin mehr darauf bedacht, dass uns nichts geschieht."

„Sie wird wissen, wen sie bei sich haben will. Vielleicht solltet ihr eines Tages mit mir üben."

Sie schob ihr Krummschwert zurück in die Scheide. Dann trat sie an Brin heran und legte ihm sanft die Hand an die Wange. Sehr einträchtig gingen sie zurück zu den anderen.

Fünf Tage blieben die Gefährten in Iziqnedim, und Brin malte in dieser Ruhepause für Assadra einige Bilder der Kinder.

Dann kam der Zeitpunkt der Trennung. Die Gefährten würden weiter gen Perricum reiten, Suleyscha, Azila, die Amme und die Kinder auf die Alm. Assadra packte die Kleidung der Kinder und ihre wenigen Spielsachen sehr sorgfältig zusammen und weinte dabei.

Brin erklärte ihrer Mutter, dass Halman magisch begabt sei und einen Lehrer benötige, wenn er neun Jahre alt war. Er schärfte ihr auch ein, dass die beiden Kinder nicht getrennt werden dürften.

Schließlich machte sich die kleine Gruppe auf den Weg: vorweg Luwika, dann die Amme mit den Maultieren und dem Reisekörbchen der Kinder, gefolgt von Suleyscha und Azila. Brin und Assadra blickten ihnen lange nach. Als die kleine Gruppe um eine ferne Biegung verschwand, begann Assadra wieder zu weinen.

Brin wollte ihr vorschlagen, die Lichtsuche an den Nagel zu hängen und sich irgendwo in Ruhe und Frieden niederzulassen. Aber tief im Herzen wusste er, dass ihnen daraus kein Segen erwachsen würde.

Peraine 1032 BF, Warunk
Ein Alveranskommando

Zwei Tage waren seit der Trennung vergangen, die Reisenden hatten gerade die Brücke über den Tasilim erreicht, da kam ihnen ein reitender Bote im Wappen der Rondra-Kirche entgegen.

Als er in Brin einen Diener der Leuin erkannte, schwenkte er seinen Hut und brüllte: „Frieden! Wir sind nicht mehr im Krieg!“

„Was ist los?“, rief Brin ihm zu.

„Das Schwert der Schwerter hat den Kriegszustand beendet!“ Damit galoppierter er weiter.

Brin fühlte sich wie vor den Kopf geschlagen. „Die Schwarzen Lande sind noch nicht besiegt. Wisst ihr, was nun passieren wird? Die Leute werden beginnen, sich zu gewöhnen. Und bald redet niemand mehr davon, dass diese Länder befreit werden müssen.“

„Manchmal verstehe ich deine Kirche nicht“, sagte Assadra. „Dieser Frieden erscheint mir feige.“

Brin konnte sich gar nicht wieder beruhigen. „Bei allen Zwölfen! Jetzt habe ich gerade die Weihe erhalten und komme nur noch rechtzeitig zu einem schmählichen Friedensschluss.“

Er drängte voran, aber in den Marktflecken und Gasthäusern unterwegs war nichts Genaueres zu erfahren.

Als die Gefährten ein paar Tage später in Perricum anlangten, wurden sie bereits erwartet. Ein Knecht wies ihnen ein Quartier auf der Löwenburg zu und richtete ihnen aus, sich zur Verfügung zu halten. In der ganzen Burg wurde geredet und gerätselt, was das Schwert der Schwerter* zu ihrem Schritt bewogen haben mochte.

* Titel des Hohepriesters der Rondra-Kirche, derzeit Ayla von Schattengrund.

Am nächsten Morgen kam ein Bote und führte Brin und die anderen zu einem Ratszimmer in Ayla von Schattengrunds Gemächern. Vor der Tür standen zwei Wachen, die sie einließen und die Tür hinter ihnen sofort wieder verschlossen.

An einem großen Tisch saßen das Schwert der Schwerter und die Räte der Kirche, darunter der Herold Rondred Donnerklinge und der Heermeister Mythram Leuenschlag. Auch Bibernell von Hengisford, Aldare Donnerhall und Thalia Donnerhall waren da. In einer Ecke hockte mit unbeteiligter Miene der Mann, der sich ihnen auf Burg Fürstenhort als Roderick vorgestellt hatte und den Brin für einen Priester des Phex hielt.

Mythram Leuenschlag deckte ein Tuch über den Tisch, auf dem viele Karten und Pergamente ausgebreitet lagen, und begrüßte die Neuankömmlinge. Dann kam er gleich zur Sache:

„Ihr fragt euch, warum wir euch haben rufen lassen. So hört. Die Kirche plant einen Schwertzug gegen die Schwarzen Lande. Er wird den Feinden der zwölfgöttlichen Ordnung eine empfindliche Niederlage bringen. Der Kriegsplan verlangt, dass eine kleine Vorhut der Hauptmacht den Weg ebnet. Diese Vorhut begibt sich in Gefahr, aber ihre Aufgabe ist von großer Wichtigkeit. Wir haben uns in dieser Sache auch an die Kirchen der zwölfgöttlichen Geschwister gewandt und um die Unterstützung gebeten, die sie uns geben können. Wisst ihr, was das Ergebnis war? Wir haben Namen erhalten, und ihr steht auf jeder dieser Listen. Einige Male seid ihr die Einzigen gewesen, die uns benannt worden sind. Könnt ihr mir das erklären?“

„Ich bin genauso verwundert wie ihr“, antwortete Brin. „Wir haben in den vergangenen Jahren mit manchen Kirchen zu tun gehabt und könnten ihre Aufmerksamkeit erregt haben. Aber nicht mit Dienern des Herrn Firun, der Frau Tsa oder des Herrn Ingerimm.“

„Wie dem auch sei. Die einzigen Kirchen, die Bedenken geäußert haben, sind eure eigenen.“

„Es ist nicht so, dass ich euch nicht für geeignet halten würde“, sagte Bibernell von Hengisford. „Nur habe ich bei deiner Weihe auf deine Seele geblickt und die Spuren und Vernarbungen gesehen, die du vom Kontakt mit dämonischen Wesenheiten zurückbehalten hast. Ich hätte dir lieber eine andere Aufgabe gegeben.“

„Die Kirche des Herrn Praios“, sagte Mythram Leuenschlag, „hat die Entscheidung, ob der Schwertzug unterstützt werden soll, Gwidûhenna von Faldahon übertragen, der Fürst-Illuminierten von Beilunk.“

Nun ergriff Ayla von Schattengrund das Wort: „Ihr sollt unserem Schwertzug vorausziehen und dem Heer den Weg bereiten. Weiteres wird euch gesagt, sobald ihr zugestimmt habt. Für diese Aufgabe werde ich nur Freiwillige in Betracht ziehen. Deshalb werde ich euch nun der Reihe nach fragen. Fanja Fantinen aus dem Bornland?“

Fanja bejahte nach gewissem Zögern, desgleichen Leira und Falk.

„Assadra sunya Asirfa?“

„Ich gehe dorthin, wohin die Königin mich schickt.“

„Das ist nicht genug.“

„Ich werde Falk und meine Freunde begleiten, aus eigenem Antrieb.“

„Brin von Zorgan?“

„Ich komme gern mit. Ich hatte schon befürchtet, ich käme nur noch rechtzeitig für einen schmählichen Frieden.“

Ayla von Schattengrund sah ihn nachdenklich an. „Eine Stimme meiner Kirche. Gut. Mythram, wenn ihr nun den Kriegsplan in groben Zügen erläutern wollt.“

„Der Schwertzug richtet sich gegen die Stadt Warunk, Hauptstadt der Warunkei und ehemaliger Wohnsitz des untoten Drachen Rhazzazor. Die Stadt wird seit dem Fall des Drachen im Jahr des Feuers von einem Nekromantenrat regiert, der seine Macht aus dem

Thargunitoth-Splitter* bezieht. Wie ihr wisst, verleiht dieses erzdämonische Artefakt Macht über Untote und über die Träume der Einwohner. Ihr wisst, dass Leomar von Baburin mit dem Donnersturm nach Warunk gefahren ist. Bevor er wieder entrückt wurde, hat er eine große Kaverne im Stadtberg zum Einsturz gebracht und das getötet, was dort gewohnt hat. In der Unterstadt hat sich ein tiefer Riss aufgetan, will sagen, Teile der Unterstadt sind ein Schutthaufen."

Nun entrollte er eine Karte.

„Warunk liegt nur zwei Tagesreisen von Beilunk entfernt. Unser kleines, aber handverlesenes Heer wird sich übermorgen nach dorthin einschiffen. In Beilunk muss Gwidûhenna von Faldahon, die Fürst-Illuminierte, überzeugt werden, den Schwertzug zu unterstützen. Das ist entscheidend, und es wird diplomatisches Geschick erfordern. Ich erwarte, dass ihr dort nicht aneckt."

„Wir können unsere Gedanken für uns behalten, wenn ihr das meint", sagte Brin.

„Von Beilunk aus werden wir sofort gegen Warunk marschieren. Unser Schwertzug wird achtzig Ritter der Göttin umfassen, ihr Gefolge und die Truppen, welche die Fürst-Illuminierte beisteuert. Warunk wird von Verteidigern entblößt sein, weil jetzt gerade der Graf von Bregelsaum mit einem Heer die Grenze der Warunkei von Norden her überschreitet und weil die Golgariten aus der Rabenmark ebenfalls marschieren. Nun ist es so, dass die Verteidigung von Warunk nicht so sehr auf Heeresmacht ruht, sondern auf dem Thargunitoth-Splitter. Jedes feindliche Heer, welches sich der Stadt bisher genähert hat, fiel unter ein Gewitter aus Albträumen und musste kehrtmachen. Aber der Nekromantenrat ist nicht Rhazzazor. Er kann den Thargunitoth-Splitter nur kontrollieren, wenn seine

* Ein mächtiges Artefakt, welches dem Träger Macht über die Sphäre der Erzdämonin Thargunitoth verlieh. Thargunitoth war die Widersacherin des Gottes Boron.

Mitglieder in einem Geistesbund zusammengeschlossen sind. Eure erste Aufgabe liegt also darin, in die Stadt einzudringen und so viele Mitglieder des Rats zu töten wie möglich."

„Wie viel Zeit haben wir, und wie viele Ratsmitglieder müssen wir aus dem Weg räumen?"

„Ihr werdet nur eine Nacht Zeit haben. Ein früherer Angriff würde uns die Überraschung nehmen. Wir glauben, dass der Rat etwa ein Dutzend Mitglieder hat und dass davon vielleicht fünf ausgeschaltet werden müssen. Eine Warnung: Greift nicht das Haupt des Rats an, den Seelensammler, wie er sich nennt. Er ist mit Sicherheit zu mächtig für euch. Das Gleiche gilt für den Thargunitoth-Splitter selbst."

„Gibt es innerhalb der Stadtmauern Unterstützung? Eine Nacht ist schnell vergangen. Wer kann uns dort führen?"

„Die Kirche des Listigen hat einen Kundschafter in Warunk, den ihr treffen sollt. Roderick hier kennt ihn und kennt die Stadt. Er hat sich freiwillig gemeldet, euch zu leiten. Ihn könnt ihr später über die Einzelheiten befragen. – Es gibt allerdings noch weitere Aufgaben für euch. Ihr sollt ein Artefakt der Praios-Kirche in der Nähe des Stadttors platzieren. Es wird ein gleißendes Licht ausstrahlen, in dessen Schein jedwede Magie vergehen muss. Damit werden Untote, Dämonen und vor allen Dingen der Splitter der Thargunitoth vom Stadttor ferngehalten. Das Licht ist gemäß seiner Natur weithin sichtbar, es wird also Gegenangriffe herausfordern. – Außerdem sollt ihr mit den Söldnern in der Stadt sprechen. Warunk wird neben Untoten von einer Söldnereinheit verteidigt und von der Nirraven-Garde. Letztere gilt als zuverlässig, haltet euch von ihnen fern. Aber die Söldner könnten vielleicht zur Flucht oder zur Aufgabe überredet werden. – Wir werden im Morgengrauen mit dem Heer vor den Toren stehen und die Posaunen von Nebachot blasen. Das wird die Mauern zum Einsturz bringen und uns schnellen Zugang zur Stadt verschaffen. Mit Rondras Hilfe werden wir einen großen Sieg erringen."

Damit waren die Gefährten entlassen. Sie zogen sich mit Roderick in ihr Quartier zurück, schlossen sich ein und ließen sich von ihm die Örtlichkeiten erklären.

Warunk war auf den Molchenberg gebaut, ein Kalksteinhügel, der von Höhlen durchzogen war. Auf der Kuppe befand sich die Oberstadt mit dem ehemaligen Markgrafenschloss, in dem nun der Thargunitoth-Splitter aufbewahrt wurde. Am Stadttor in die Oberstadt sollte das Artefakt der Praios-Kirche aufgepflanzt werden. Am Westhang des Molchenbergs lag die Unterstadt. Roderick wollte den Voraustrupp auf einem geheimen Pfad durch die Höhlen in die Unterstadt bringen und die Mitglieder des Nekromantenrats töten, die dort wohnten. Er gab sich die ganze Zeit aufreizend lässig und unbeteiligt, als plane er derartige Unternehmungen alle Tage.

Schließlich konnte Brin nicht mehr widerstehen, ein wenig Unruhe zu stiften: „Verzeih, ich hatte dich noch gar nicht beglückwünscht. Du wirst ja nun Vater!“

Roderick zuckte zusammen und sah schuldbewusst drein. Dann, nach einer kleinen Weile, begann er breit zu grinsen. „Suleyscha? Wie geht es ihr?“

Fanja und Assadra klärten ihn gern, aber eilig auf. Denn viel Zeit blieb den Gefährten nicht, nachdem sie in die Örtlichkeiten von Warunk eingewiesen worden waren. Am übernächsten Morgen schon sollte der Konvoi auslaufen, der das kleine Heer nebst Tieren, Futter, Lebensmitteln und Ersatz nach Beilunk bringen würde. In den verbleibenden Stunden waren Seile, Haken, Brecheisen, eine lange Strickleiter und Blendlaternen zu organisieren, und was ihnen sonst noch praktisch und notwendig erschien.

Die Überfahrt gelang problemlos, und schon nach zwei Tagen auf See hatten sie wieder festen Boden unter den Füßen.

Fanja war sehr seltsamer Stimmung, als sie ihre Pferde zu den Pferchen führte, die dem Heer angewiesen worden waren. „Ich bin schon einmal hier gewesen“, erklärte sie den anderen. „Die Gebäude da drüben sind neu.“ Sie deutete auf einige verwitterte Magazine. „Und die goldene Kuppel auch. Aber die Hafenbecken sind geblieben.“

Am nächsten Tag ging Ayla von Schattengrund zum Palast der Fürst-Illuminierten, in ihrem Gefolge fanden sich auch die Gefährten dort ein.

Der Thronsaal war voll von Menschen, als sie eintraten. Auf einem niedrigen Podest unter einem Baldachin saß eine rüstige, alte Frau. Sie trug eine Robe aus Goldbrokat, darüber eine goldbestickte Schärpe und einen goldenen Gürtel, an dem fünf goldene Sphärenkugeln baumelten. Auf dem Kopf trug sie eine ebenfalls goldbrokatene Tiara. Ihr zur Rechten und zur Linken standen eine Frau und ein Mann, sie schlicht in Gold und er in einem prunkvoll vergoldeten Harnisch. Vor dem Thron befand sich eine Ehrengarde aus Sonnenlegionären. Im Saal standen Grüppchen von Dienern des Götterfürsten in rot-goldenen Roben und reinweißen Gewändern, Bannstrahler in ihren versilberten und vergoldeten Kettenhemden und etwas für sich eine Gruppe Rondrianer. Der Gesamteindruck ... Nun ja, Brin fand diese Zurschaustellung von Prunk und Üppigkeit überladen und ziemlich geschmacklos.

Falk erklärte den Gefährten: „Dort sitzt Gwidûhenna von Faldahon, die Fürst-Illuminierte. Neben ihr sind Solaria Praiosstolz, Inquisitionsrätin, und Praiowin von Orkenfeld, der Sonnenmarschall.“

Ganz in ihrer Nähe standen drei Gestalten, die angefangen hatten zu tuscheln und zu zeigen.

„Das sind Praioslieb von Beilunk und Wahnfried von Winterkalt“, sagte Falk leise. „Von denen haben wir euch erzählt. Gwidûhennas Sekretär und der Ordensmeister des Bannstrahl für Aranien und Maraskan. Den dritten Mann kenne ich nicht.“

Das Schwert der Schwerter schritt zum Thron. Die Fürst-Illuminierte und sie begrüßten sich mit Wangenküssen. Dann fragte Gwidûhenna von Faldahon nach dem Grund für ihren Besuch und nach ihrem Begehr. Ayla von Schattengrund sagte, dass nun die Zeit reif sei, die Stadt Warunk zu befreien, und bat um Unterstützung und Truppen. Alles wirkte sehr gestelzt. Die Fürst-Illuminierte gab ihr zu verstehen, dass sie ihr keine Truppen geben könne und dass das ganze Unternehmen fragwürdig sei. Ab hier ging es bergab.

Brin war erstaunt, dass sich zwei so hochgestellte Persönlichkeiten vor einer so großen Kulisse derartig anfauchen konnten, wenn auch in wohlgesetzten Worten. Die Fürst-Illuminierte schien ihm regelrecht herablassend, obwohl sie doch nur so etwas wie eine Sennemeisterin war. Ungläubig und peinlich berührt hörte er zu.

Da ertönte eine laute Stimme im Saal: „Jene, die von unserem Herrn Praios zum Herrschen berufen sind, tun seinen Willen. Deswegen ist es ihm wohlgefällig, wenn du dich den Herrschenden fügst, wo es gerecht ist. Falls aber einer sich aufschwingt ohne Recht und ohne Ordnung, ohne dass das Wohlwollen des Götterfürsten auf ihm liegt, so ist man ihm keinen Gehorsam schuldig. Gwidûhenna von Faldahon, ihr handelt unrecht. Euer Verlangen, Eure weltliche Herrschaft über Beilunk zu sichern, macht Euch blind. Doch gemäß dem Codex Raulis ist Eure weltliche Herrschaft ungesetzlich. Gebt sie auf und folgt mit Euren Truppen dem Ruf der Götter nach Warunk.“

Alle blickten auf den frechen Redner. Es war niemand anderes als Falk. Assadra trat zwei Schritte vor und schob sich zwischen ihn und die Beilunker Bannstrahler. Halblaut sagte sie zu Brin: „Hier endet es also. Ich liebe dich.“

Auch Brin trat vor. Die Stimme versagte ihm, er konnte ihr nur zunicken. Zu überraschend war alles gekommen.

Überall im Saal wurde gemurrt, aber auch ein zustimmendes „Hört, hört!“ war zu vernehmen.

Einige Sonnenlegionäre kamen drohend näher.

„Gemach, gemach. Wir wollen doch die Entgegnung hören“, sagte Brin mit seinem gewinnendsten Lächeln.

„Wer wagt es, solche unverschämten Reden in dieser meiner Halle zu führen?“, donnerte die Fürst-Illuminierte von ihrem Thron herab.

„Eminenz, dies sind die Quanionspilger, von denen ich Euch berichtet habe“, sagte der Sonnenmarschall, der neben ihr stand. „Es sind diejenigen, die mit Peraines Hilfe den Erzfrevler Xeraan und seine Legion von Yaq-Monnith vernichtet und dem Patriarchen der Peraine-Kirche das Leben gerettet haben. Diejenigen, die der Fürst-Erzgeweihten von Donnerbach und dem herzoglichen Hause von Weiden halfen, ein großes magisches Übel zu vernichten, und deren Namen dort in hohen Ehren gehalten werden. Es sind diejenigen, die dem aranischen Königshaus oft geholfen und unserer eigenen Kirche ein erzfrevlerisches Artefakt überantwortet haben, von dem wir hier nicht sprechen wollen. Diejenigen, die eine namenlose Unterwanderung unserer Kirche in Garetien und im Kosch vereitelt haben. Weswegen der Heliodan selbst ihnen seinen Dank hat bekunden lassen. Sie sind diejenigen ...“

Eine schrille Stimme unterbrach ihn. „Schweigt! Ihr macht aus Kreaturen, deren Seelen im Feuer geläutert werden müssen, Heilige!“ Es war Praioslieb von Beilunk. „Das ist Verblendung! Aber das wird Euch nicht gelingen. Nicht die Unterwanderung unserer Kirche haben sie verhindert, sondern die Festnahme einer Hexe im Bund mit dem Namenlosen. Die Beweise der Inquisition sind überwältigend! Mit Sicherheit haben sie die Sultana von Elburum ermorden lassen. Ihr wisst nur zu gut, dass Beweise gegen sie vorliegen, die von ihrer Freundin,

der sogenannten Großinquisitorin, zurückgehalten werden. Praios allein mag wissen, wie diese Frevler Macht über sie erlangt haben und welche Hexenmittel sie verwenden. Dass diese zwei“, er zeigte auf Falk und Brin, „selbst vor Unzucht mit Hexen nicht zurückschrecken, ist allgemein bekannt. Ich kenne solche Leute. Sie selbst sind die Ursache der namenlosen Übel, von denen sie sich so frech brüsten, sie bekämpft zu haben. Diese hier“, er zeigte auf Assadra, „ist eine Verstoßene. Sie wird sogar von ihrem eigenen verblendeten Volk für eine Ketzerin gehalten!“

Die Fürst-Illuminierte wedelte mit der Hand. „Ich habe es Euch schon einmal gesagt, Schönheit mag im Auge des Betrachters liegen. Geschwätz wird auch durch Wiederholung nicht wahrer. Ihr wisst genau, dass das Sonnengericht die aranischen Depeschen nicht als beweiskräftig eingestuft hat. Ihr wisst auch, dass die Großinquisitorin sich unter einem heiligen Eid von allen Vorwürfen gereinigt hat. Der Heliodan selbst hat ihre Aussagen als wahr erkannt und sie in ihrem Amt bestätigt. Und nun schweigt endlich still.“

Dann wandte sie sich an Falk, eine tiefe Zornesfalte auf der Stirn. „Jene, denen die Beurteilung meines Tuns zusteht, sind zu klug und zu besonnen für solch unreife Reden. Du irrst dich: Mein Entschluss rührt nicht von dem Wunsch her, meine Herrschaft und meinen Reichtum zu schützen. Er ist begründet in meiner Pflicht gegenüber meinen Untertanen, ihr Leben, ihr Gut und vor allem ihre Seelen zu beschützen. Vielleicht weißt du nicht, dass der Erzverräter Haffax seine Truppen an unseren Grenzen sammelt. Wenn wir nach Warunk ziehen, so wird Beilunk schutzlos zurückbleiben. Bevor du also andere der Pflichtvergessenheit bezichtigst, stünde es dir wohl an, zu prüfen, ob du in ihren Schuhen gehen könntest. Prüfe, ob dich nicht dein Hochmut leitet. Würde ich oder würde das Sonnengericht sich von seinen Gefühlen leiten lassen so wie du, so wärt ihr längst unrechtmäßig als Ketzer verurteilt.“

„Unrechtmäßig? Das kann nicht Euer Ernst sein!“ Praioslieb von Beilunk und Wahnfried von Winterkalt waren rot und weiß vor Wut. „Seht sie Euch doch an: Sie wagen nun schon, eine norbardische Totenmeisterin hier hereinzuschmuggeln. Bis hierher und keinen Schritt weiter!“

„Macht euer Hass euch blind?“ Die Fürst-Illuminierte schlug mit der Hand auf die Thronlehne. „Seht ihr nicht die strahlenden Quanionen an ihren Gewändern? Könnt ihr nicht sehen, dass sie unter dem Segen des Götterfürsten stehen?“

Noch während sie sprach, zog Wahnfried von Winterkalt einen Dolch. Der Dritte in seiner Gruppe stürzte sich geistesgegenwärtig auf ihn und riss ihn zurück. Praioslieb von Beilunk, der mit seinem Sonnenzepter ausholte, wurde von zwei Sonnenlegionären zu Boden gerungen.

Mit einem Mal stöhnte die Fürst-Illuminierte. „Praioslieb, ich wollte Euch dem Heliodan als meinen Nachfolger vorschlagen. Wahnfried, Euch wollte ich als Oberst des Bannstrahl sehen. Noch in dieser Stunde verlasst ihr die Stadt und kehrt nach Jilaskan zurück. Praiodan von Weißenfels, Ihr werdet den Bannstrahl führen, bis der Heliodan eine endgültige Entscheidung getroffen hat.“

„Bedankt Euch bei Praiodan von Weißenfels“, sagte Assadra zu Wahnfried von Winterkalt. „Er hat Euer Leben gerettet.“

„Die Audienz ist beendet!“, wetterte die Fürst-Illuminierte. „Falk Retogauer, du bleibst hier!“

Alle schoben sich nach draußen. Den Rest des Tages sahen die Gefährten Falk nicht wieder. Im Heerlager waren sie nun bekannt wie bunte Hunde. Wenn sie sich einem Feuer näherten, so verstummten die Gespräche, und die Leute stießen sich an und deuteten auf sie.

Die Gefährten waren es bald leid und trennten sich. Leira und Fanja gingen los, um den Rahja-Tempel zu besichtigen, Brin und Assadra schlenderten zum Rondra-Tempel. Die Rondrianer waren

neugierig, aber Brin fand sie ein wenig hinterwäldlerisch und zurückgeblieben. Es war ein einziges „Gwidûhenna dies“ und „Gwidûhenna das“. Ihr ganzes Streben schien nur darauf ausgerichtet zu sein, das zu tun, was die Fürst-Illuminierte ihnen auftrug.

Etwas später kehrten auch Fanja und Leira zu den Zelten zurück. Es schien Brin, als sei auch Fanja von etwas Göttlichem gestreift worden, wenn er die Zeichen richtig deutete. Sie war weit weg und schien keinen klaren Gedanken fassen zu können. Leira erzählte, dass sie beim Hesinde-Tempel gewesen waren, der auf seinem Dach seit jeher Bienenstöcke trug. Fanja war ganz verträumt geworden und hatte immerzu etwas von Honig gemurmelt, und so hatte ein Priester ihr schließlich ein Krüglein gegeben.

Spät abends kam ein Bote mit der der Nachricht, dass die Fürst-Illuminierte den Schwertzug nicht mit bewaffneter Macht unterstützen würde, aber einzelnen Rittern aus ihrem Gefolge freigestellt habe, Urlaub zu nehmen und sich dem Zug anzuschließen. Der Bote brachte auch das Artefakt, das Ayla von Schattengrund erbeten hatte: einen glatt polierten hölzernen Stab, mannshoch, unten mit einer goldenen Spitze und oben mit einer goldenen Kugel versehen. Dann händigte der Bote einem jeden aus dem Vortrupp noch eine kleine goldene Sonne aus, welche sie an einem Lederriemen um den Hals tragen sollten. Diese Amulette würden ihren Mut und ihre Entschlossenheit im Angesicht der Untoten stärken.

Als Letzter kehrte Falk vom Tempel zurück. Er war nicht ganz da und sagte, er habe wieder Thalia und die Orks gesehen, und sie alle auf einem schmalen Grat mit Abgründen zu beiden Seiten, und ihr Haus in Zorgan. Dann habe sich eine schwarze Wolke über das Traumbild gelegt.

Am nächsten Morgen, als die Vorhut sich zum Aufbruch rüstete, schienen Fanja und Falk immer noch mit offenen Augen zu träumen.

Brin zog für die Reise ein altes wollenes Wams über sein Kettenhemd und klebte ein rundes Stück Leder auf die Vorderseite seines Schildes. Sogar Falk legte seine Robe ab, Assadra ihren blutroten Umhang und ihren Helm. Falls jemand sie fragen sollte, würden sie als abgediente Söldner durchgehen, dachte Brin.

Aber er hätte sich keine Sorgen machen müssen. Die Straße war fast leer, und die wenigen Leute, die unterwegs waren, wichen ihnen aus. Dann kamen sie ins Niemandsland zwischen Beilunk und Warunk. Menschen waren keine mehr zu sehen, nur immer wieder verwahrloste Felder, Wäldchen mit kahlen Bäumen, rauchgeschwärzte Gehöfte und wüste Dörfer.

„Seid wachsam und bleibt an der Straße, auch wenn wir rasten", sagte Roderick. „Auch die Natur hat sich verändert. Manche Pflanzen können einen unaufmerksamen Wanderer umschlingen, und manche Tiere, die scheu sein sollten, gebärden sich wie tollwütig. Haltet euch auch von den Ruinen fern. Man weiß nie, ob irgendwo unter dem Schutt Untote liegen."

Als es dunkelte, führte Roderick sie zu einer Lichtung neben der Straße. Brin holte seine Laute hervor, um ein paar fröhliche Melodien zu spielen, aber Roderick gefiel das gar nicht.

„Lass das lieber sein. Der Schall trägt weit in der Nacht."

„Es ist der letzte Abend. Morgen Nacht gehen wir in Warunk unseren mörderischen Geschäften nach, dann kommt die Schlacht."

Stur spielte Brin ein Liebeslied. Aber als ausgerechnet Assadra ihn schließlich fragte, ob er nun endlich fertig sei, packte er das Instrument zurück in seinen Kasten.

Für diese Nacht teilten sie doppelte Wachen ein: erst Fanja und Leira, im Anschluss Assadra und Brin, dann Falk und Roderick. Brin war kaum eingeschlafen, als die beiden Frauen sie wieder wachrüttelten, weil sie aus dem Wald schleifende Geräusche gehört hatten. Da streifte ihn ein Pesthauch, und beinahe hätte er sich übergeben.

Aus dem Wald kam eine Handvoll Untote und schlurfte auf das Feuer zu. Sie sahen grausig aus und stanken. Sie waren langsam, aber zielstrebig, und mussten mehr oder weniger in Stücke gehackt werden, bevor sie aufhörten, zu zucken und sich zu rühren.

Die nächste Wache übernahmen Assadra und Brin. Plötzlich war sie ganz mutlos und flüsterte, dass sie ein mulmiges Gefühl bei diesem Unternehmen habe. Sie blieb im Schein des Feuers, während Brin in die Dunkelheit hinausschlich und einen Horchposten bezog. Die ganze Zeit kreiste eine Eule über ihnen.

Müde und bedrückt, aber auch erleichtert sahen sie endlich die Sonne aufgehen. Kaum einer von ihnen sprach ein Wort.

Am späten Vormittag ließ Roderick halten und versammelte alle um sich herum. „Ich werde euch nun verhehlen, so der Herr der Schatten und ich handelseinig werden."

Er schloss die Augen und versenkte sich in stumme Zwiesprache mit seinem Gott. Als er die Augen endlich aufschlug, wirkte er ruhig und gelöst. Er zog eine kleine Kugel aus seinem Beutel, die aussah wie ein blau-golden gesprenkeltes Drosselei. Sie sprang auf, ein lichter grauer Nebel quoll heraus und hüllte sie alle ein. Nur ein paar Augenblicke, dann hatte ein leichter Wind den Dunst wieder fortgetragen.

„Der Herr der Schatten ist mit uns. Solange ihr in meiner Nähe bleibt, wird niemand euch bemerken."

Brin sah an sich herunter. Nichts an ihm hatte sich verändert. Aber als sie des Mittags auf einen Karren trafen, mussten sie sich Hals über Kopf in den Straßengraben retten, weil der Fuhrmann mitten durch ihre Gruppe hindurchfuhr.

Als die Sonne sich zu neigen begann, bog Roderick von der Straße ab. Es ging durch Buschwerk und Unterholz, dann ritten sie ein Stück durch den Radrom und folgten endlich einem Bach, der von Norden

in den Fluss mündete. Er entsprang am Fuß einer Kalksteinklippe aus einer Höhlenöffnung, die tief in den Felsen hineinführte.

„Das ist ein Ausläufer des Molchenbergs. Die Höhle durchzieht den ganzen Berg." Roderick bedeutete ihnen, die Pferde in den niedrigen Gang hineinzuziehen. „Bindet sie hier an, tränkt sie noch einmal reichlich und hängt ihnen die Futterbeutel vor. Wenn alles gut geht, so werden wir sie morgen Abend wohlbehalten wiederfinden."

Sobald sie die Tiere versorgt hatten, entzündeten sie ihre Blendlaternen und folgten dem Bach in den Berg hinein. Der Gang krümmte und wand sich, es gab viele Verzweigungen, aber ihr Führer schritt ohne Zögern voraus. Nach einer halben Stunde weitete sich der Gang zu einer Höhle und sie standen vor einer hohen Klippe, deren Kante sich in den Schatten über ihnen verlor. Von hoch oben fiel ein Rest Tageslicht herab.

„Hier geht's hinauf. Dieser Riss ist entstanden, als Rhazzazors goldene Pyramide eingestürzt ist. Dort oben ist die Unterstadt."

„Da sollen wir hochklettern?", fragte Brin.

Roderick nickte. „An den schwierigsten Stellen habe ich ein paar Holzkeile eingetrieben, als Tritte. Bemüht euch, leise zu sein."

„Du sollst wissen, dass mir in großen Höhen unwohl wird."

„Brin, du schaffst das schon", ermunterte ihn Assadra. „Wir haben im Raschtulswall höhere Wände erklettert. Hier gibt es auch kein Eis, und ich werde neben dir bleiben."

„Danke", erwiderte er gereizt.

Sie stiegen langsam hinauf, vornweg Roderick mit Falk, dann Leira und Fanja und als Nachhut Assadra und Brin. Der Fels war brüchig, und sie mussten jeden Tritt vorsichtig prüfen. Dabei mussten sie auch noch die Laternen halten. Immer wieder traten sie Steine los, die hinter ihnen in die Tiefe prasselten. Brin fluchte leise. Zum Glück gab es gelegentlich kleine Absätze in der Wand, auf denen sie rasten konnten.

Roderick wurde immer gereizter. „Ich hätte niemals für möglich gehalten, dass ihr einen derartigen Radau macht. Ich dachte, ihr wärt die Besten, die man für dieses Unternehmen finden konnte."

„Von dieser Kletterei hat niemand etwas gesagt", knurrte Brin.

Am dritten Absatz warnte Roderick: „Über uns gibt es Geister. Seid wachsam und lasst euch nicht ablenken, sonst stürzt ihr ins Verderben. Ich glaube, es sind die Seelen von Myrhiam von Garrel, ihren Mitverschwörern und ihren Kindern. Sie wollte einen Aufstand anzetteln, nachdem der Donnersturm das Omegatherion besiegt hat. Man hat sie hier hinuntergestürzt."

„Ich werde vorangehen. Vor Geistern habe ich keine Angst", sagte Brin.

Er legte sich die schwarze Halskette um, weil er sich dachte, dass ein dem Herrn Boron heiliger Gegenstand einen Geist vielleicht besänftigen mochte. Dann kletterte er langsam und ziemlich geräuschvoll weiter nach oben.

Endlich hatte er den nächsten Absatz erreicht und setzte sich auf einen Stein, um zu verschnaufen. Da kam eine Frau mit verzerrtem Gesicht auf ihn zu. Das Licht seiner aufgeblendeten Laterne fiel teilweise durch sie hindurch. Ihre Kleidung war üppig, aber zerrissen. Hinter ihr drängten sich weitere Gestalten, dabei Kinder. Brins Nackenhaare richteten sich auf, als er hinter sich weitere Geräusche zu hören meinte.

Er schluckte, zwang sich zur Ruhe und sagte: „Myrhiam von Garrel? Wir sind hier, um deine Tat zu vollenden und die Herren dieser Stadt zu stürzen. Danach werden wir eure Körper suchen und sie bestatten, wie es dem Herrn Boron gefällt."

Die Frau blieb stehen. „Schwörst du?" Ein fernes, fernes Stimmchen.

„Ich schwöre dir, dass ich es versuchen werde. Wenn ich morgen noch lebe, werde ich hierher zurückkehren, um eure Körper zu bestatten."

Plötzlich fühlte er, wie unglaublich kräftige Finger seine Hand griffen. Etwas wurde ihm in die Hand geschoben, dann wurden seine Finger ihm zur Faust geballt. Die Gestalten, die sich um ihn versammelt hatten, verblassten. Als er seine schmerzenden Finger öffnete, fand er darin einen kleinen Anhänger in Form eines Storchs. Er hängte ihn um und rief die anderen zu sich hinauf.

Dann kletterten sie weiter. Als Assadra und Brin, die wieder die Nachhut bildeten, beinahe oben waren, hörten sie über sich mit einem Mal das Klingen von Schwertern. Sie kletterten, so schnell sie es wagten. Abermals prasselten Steine in die Tiefe. Als sie sich endlich auf den nächsten Absatz zogen, steckte Roderick gerade sein Schwert zurück. Vor ihm lagen Knochentrümmer.

„Drei Skelette. Wir sind schon fast in der Stadt. Und nun seid endlich leise!"

Er führte sie den Absatz entlang. Dann blieb er so abrupt stehen, dass Falk in seinen Rücken rannte. Als die anderen an ihm vorbeilugten, sahen sie einen verrenkten Körper am Boden liegen. Er trug eine graue Kutte, so wie ihr Führer.

„Das ist unser Kundschafter." Roderick fluchte und machte sich daran, den Toten zu untersuchen.

„Jemand hat ihm einen Dolch zwischen die Rippen geschoben. Er ist schon kalt." Er rollte den leblosen Körper auf den Rücken. „Phex sei Dank, das ist er nicht. Ich kenne diesen Mann nicht. Aber er trägt das Gewand eines Sternschattens. Unser Mann hätte hier auf uns warten sollen. Was wollt ihr nun tun?"

„Du musst für diesen Fall vorgeplant haben. Bitte sag nicht, ihr hättet diese Möglichkeit nicht in Betracht gezogen", stöhnte Brin.

„Gehen wir zu seinem Haus. Ihr müsst jetzt sehr leise sein. Ich habe uns vor den Augen unserer Feinde verhehlt, aber nicht vor ihren Ohren."

Sachte stiegen sie über den Toten hinweg, gingen weiter und kamen schließlich in einen halb eingestürzten Keller. Durch Steinhaufen und zusammengefallene Balken wanden sie sich nach oben, dann war über ihnen Nachthimmel. Dunkle, stille Häuser um sie herum. Die Stadt war wie ausgestorben.

Roderick brachte sie durch kleine Gassen zu einem schmalen Haus. „Hier ist es."

Die Tür war verschlossen, und er öffnete sie mit einem Dietrich. Im Haus herrschte ein riesiges Durcheinander, und auf dem Boden waren Lachen trockenen Bluts. Bestürzt sahen sie sich um.

Roderick runzelte die Stirn. „Ein bisschen viel Blut, nicht wahr?"

„Erst der unbekannte Tote im Umhang deines Freundes, jetzt das ganze Blut hier. Das hat alles ein wenig von einer Schaubühne", überlegte Brin.

„Ich werde mich umsehen", sagte Roderick.

Er verschwand. Nach einiger Zeit rief er die Gefährten in den Keller hinunter und zeigte auf eine Wand.

„Diese Wand hier ist neu. Dahinter müsste ein Hohlraum sein." Er begann sie abzuklopfen. Dann rief er: „Tislan, komm raus! Ich bin's, Roderick. Wir wissen, wo du bist."

Eine dumpfe Stimme ertönte: „Der Eingang ist in der Küche. Geht hoch, ich komme gleich."

Sie stiegen die Treppe wieder hinauf. Da wurde in der Asche der Feuerstelle eine Luke aufgeklappt und ein Kopf erschien. Der Mann war blass und hatte einen struppigen Bart. Mit großen, angstvollen Augen sah er sie an. „Wer ist euch gefolgt?"

„Niemand, würde ich sagen. Ich habe uns alle mit Phexens Schatten verhehlt. Nicht schlecht gemacht, dieser Eingang."

Der Mann wirkte tief verängstigt, und so legte Brin ihm die Hand an die Schläfe und ließ die Kraft der Donnernden in ihn fließen. Daraufhin atmete der Mann tief durch, setzte sich an einen Tisch und begann, seine Pfeife zu stopfen.

„Ah, tut das gut. Ich konnte da unten nicht rauchen. Der Geruch hätte mich verraten. Mein Name ist übrigens Tislan. Ich glaube, dass ich aufgeflogen bin. Deswegen dieses Theater. Ich habe einen meiner Leute mit meinem Umhang zu unserem Treffpunkt geschickt. Hast du ihn angetroffen?“

„Er ist tot.“

„Das habe ich kommen sehen. Was wollt ihr nun tun?“

Brin stellte die Gefährten und sich vor, dann fragte er: „Wie ist die Stimmung unter den Söldnern? Wir sollen sie zur Flucht bewegen.“

„Wie viel Zeit habt ihr? Die Söldner nennen sich selbst das Verlorene Fähnlein, das sagt wohl alles. Ihre Moral ist schlecht.“

„Wir haben nur diese Nacht. Morgen bei Tagesanbruch wird ein Heer hier sein.“

„Nun, ich denke, im Moment schlafen sie. Wie wollt ihr also mit ihnen reden?“

Brin schnaufte. „Gut, also vergessen wir die Söldner. Wir haben noch weitere Aufgaben. Die wichtigste: Wir müssen Mitglieder des Nekromantenrats töten. Fünf, besser mehr. Außerdem müssen wir ein Gebäude in der Oberstadt besetzen, welches das Stadttor überblickt. Kennst du ein passendes? Was kannst du uns über den Nekromantenrat sagen?“

„Wenn der Rat sich versammelt, dann im Schloss in der Oberstadt. Ich kenne nicht alle seine Mitglieder, aber hier in der Unterstadt wohnen vier von ihnen. Da wäre einmal der Alchemist Aluris Mengreyth. Sein Labor ist nicht weit von hier. Des Nachts wachsen ihm Fledermausflügel, so sagt man. Er hat Haare und Fingernägel von vielen der Söldner gesammelt, und sie glauben, dass er sie aufspüren kann, wenn

sie von der Fahne gehen. Des Weiteren gibt es hier einen Beinschnitzer, Torben Radbrecher. In der alten Villa von Rakolus dem Schwarzen hat sich nun ein anderer Magier niedergelassen, Orgulf von Brabak. Der Letzte, von dem ich weiß, dass er hier in der Unterstadt wohnt, ist ein Ork namens Kunkarar."

„Ein Ork? Hier?"

„Er ist einer ihrer heiligen Männer, ein Schamane. Er hat einige Orks und Goblins um sich geschart und wohnt in einem Haus direkt am Molchenberg. Er hält auch einen Troll. Das Haus muss tiefe Keller haben. Die anderen Mitglieder des Rats wohnen in der Oberstadt, soweit ich weiß."

„Kannst du sagen, wo?", hakte Brin nach.

„Sie gehören dem Magierzirkel an, dem Beschwörerkreis des Karasuk, wie sie sich nennen. Der Zirkel wird geführt von Murak di Zeforika. Die Mitglieder des Zirkels haben einige Villen bezogen, alle in der Nähe des Schlosses."

„Fünf müssen wir erwischen, damit der Rat kein Albtraumgewitter über das Heer schicken kann."

„Mit Aluris Mengreyth können wir beginnen", schlug Tislan vor. „Aber ich muss euch warnen, die Ratsmitglieder sind nachtaktiv. Das bringt die Beschäftigung mit Thargunitoth wohl so mit sich."

Brin streifte seinen Wappenrock über und riss das Leder vom Schild, welches die rote Löwin auf weißem Grund verdeckt hatte.

„Wie ist der Plan?", wollte Fanja wissen.

„Uns bleibt keine Zeit zum Auskundschaften", sagte Brin. „Wir gehen rein, töten alle und machen uns auf den Weg zum Nächsten."

Sie brauchten nur die Gasse zu überqueren. Die Haustür des Alchemisten war von innen verriegelt, aber nicht besonders stabil. Roderick zog ein kurzes Brecheisen hervor, es knackte einmal vernehmlich, dann waren sie in einer großen Diele. Eine breite Treppe führte nach oben, und durch eine angelehnte Holztür sah man

Steinstufen, die nach unten gingen. Brin legte den Finger auf die Lippen und bedeutete Assadra und Tislan, mit ihm die Kellertreppe zu nehmen. Die anderen winkte er nach oben.

Mit gezogenen Schwertern schlichen sie die Stufen hinab und kamen in einen Flur, in dem ein Öllämpchen brannte. Vor ihnen lag eine grobe Tür. Durch die Ritzen im Holz schien Licht, und sie vernahmen ein lautes Schaben und Knarzen. Brin deutete auf die Türklinke und nickte Tislan zu. Der zog die Tür auf, und Brin und Assadra stürmten durch die Öffnung. Blinzelnd fanden sie sich in einem Laboratorium wieder. Ein hagerer Mann blickte verdutzt von einem Folianten auf. Die Kratzgeräusche kamen von einem Golem, der gerade eine große Kiste aus einer Wandnische zog.

„Assadra, töte den Alchemisten, ich halte dir den Golem vom Leib!“

Der Mann rief etwas und flüchtete hinter einen Tisch mit gläsernen Apparaturen. Von einem Wandbrett angelte er eine kleine Phiole herunter. Assadra stieß einen Kampfschrei aus und setzte ihm nach.

Brin konzentrierte sich auf den Golem. Der war ziemlich langsam, und er hatte keine Mühe, ihn mit seinen Hieben zu erreichen. Leweschilt schlug Funken, und Steinsplitter sprangen von dem Golem ab, dem das nichts auszumachen schien. Dann traf die Faust des Golems Brins Schild. Es fühlte sich an, als habe ihn ein Pferd getreten.

Als er kurz zu Assadra blickte, war der Alchemist in eine Ecke des Labors geflohen und versuchte, den Stopfen aus der kleinen Phiole zu fummeln. Tislan hatte ein Blasrohr in der Hand.

Brin wandte sich wieder dem Golem zu. Da hörte er hinter sich ein lautes Krachen.

„Assadra?“, rief er.

„Wir haben ihn! Er ist unsichtbar, aber er muss hier irgendwo liegen.“

Da traf ihn die Faust des Golems, und ihm wurde schwarz vor Augen.

Wieder und wieder rief jemand seinen Namen. Alles tat ihm weh. Schmerzen. Jemand ohrfeigte ihn.

„Brin! Brin! Wach auf!“

Brin öffnete die Augen. Das grelle Licht einer Laterne blendete ihn, dahinter erkannte er schemenhaft Fanja und Assadra.

„Wo ist der Alchemist?“, krächzte er und hustete.

„Tot“, sagte Assadra. „Ich kam gerade noch rechtzeitig, um den Golem von dir abzuhalten. Wie geht’s dir?“

„Das Atmen tut weh. Als wäre ich unter die Hufe gekommen.“

„Der Golem hat dich an der Brust getroffen“, sagte Fanja. „Ich habe die Rippen zurechtgerückt, aber deine Lunge ist verletzt. Du solltest es überleben, aber es wird dauern, bis alles geheilt ist.“

„Bei den Niederhöllen, und wir haben gerade erst angefangen. Wie lange war ich ohnmächtig?“

„Eine Viertelstunde, nicht länger.“

„Uns rennt die Zeit weg. Versteckt mich hier in dem Gerümpel und dann seht, dass ihr weiterkommt.“ Plötzlich fiel sein Blick auf die Fläschchen auf dem Regalbrett. „Da, das kleine Fläschchen mit dem grünen Kristall und dem Storch drauf. Gib mir das.“

Assadra langte es vom Regalbrett.

Mühsam zog Brin den Stopfen heraus und setzte die Phiole an den Mund. Zwei Tropfen fielen auf seine Zunge. Es schmeckte nach Erde. In seiner Brust begann es unerträglich zu kribbeln, er stöhnte auf und begann sich zu kratzen. Dann war es vorbei, und ein wohliges Gefühl breitete sich in ihm aus.

„Ich glaube, mir fehlt nichts mehr. Das könnte etwas auf Basis von Theriak gewesen sein. Hoffentlich trage ich nun kein Frevlermal. – Los, wir müssen weiter!“

Er erhob sich, holte vorsichtig Luft und bewegte versuchsweise die Arme. Die anderen gingen die Treppe hoch. Brin steckte noch schnell vier kleine Flaschen ein, auf zwei von ihnen waren Wellen aufgemalt, auf den anderen beiden Flammen.

Assadra hatte ihn die ganze Zeit sorgenvoll angesehen.

„Danke, dass du den Golem getötet hast“, sagte er nun. „Ich dachte, ich hätte ihn im Griff. Es ging so schnell.“

Sie wischte das Thema mit einer Handbewegung beiseite.

„Glaubst du, wir kommen heil aus dieser Sache heraus?“, fragte Brin.

„Ganz gewiss“, log sie.

Oben beratschlagten sie kurz das weitere Vorgehen.

Brin meinte: „Wir sollten hier Feuer legen und das Haus verbrennen. Vielleicht ermutigt das die Söldner zur Flucht, wenn ihre kostbaren Fingernägel und Haare vernichtet sind.“

„Genug Brennbares ist hier“, sagte Tislan. „Aber erst, wenn wir in der Unterstadt fertig sind, sonst verscheuchen wir unsere Beute.“

„Was ist das nächste Ziel?“

„Das Haus des Orks. Dort müssen wir besonders vorsichtig sein. Er hält einen Troll und ein kleines Gefolge aus Orks und Goblins.“

Es war nicht weit bis zu dem Haus, das mit der Rückwand direkt an den Burgfelsen herangebaut war. Links und rechts vom Eingang standen zwei Wachen.

„Die Orks waren vorgestern noch nicht hier“, flüsterte Tislan.

„Lockt sie weg.“

Die beiden Phex-Priester beratschlagten sich kurz und verschwanden in der Dunkelheit. Ein Betrunkener kam schwankend die Straße entlang. Er kramte in seiner Tasche. Dann fiel ihm etwas zu Boden und man hörte das Klimpern und Rollen von Münzen. Die beiden Orks beobachteten das Ganze interessiert. Der Mann stieß einen götterlästerlichen Fluch aus, bückte sich und fiel hin. Da schlenderten die

beiden Orks näher. Mit einem Mal röchelte einer von ihnen und griff sich an den Hals, etwas hatte ihn von hinten gepackt und riss ihn nun in den Schatten. Im gleichen Augenblick sprang der Betrunkene auf und stieß dem anderen Ork eine lange Klinge unter die Rippen. Gurgelnd brach der Ork zusammen.

„Kommt, die sind wir los!“, raunte Roderick. „Den Geldbeutel muss eure Kirche mir ersetzen.“

Leise traten sie in das Haus. Es roch. Die Diele war bis auf einige Schemel und einen großen Kübel leer. In einer Ecke lagen benagte Speisereste. Eine breite Treppe führte abwärts in den Berg hinein. Von dort waren Stimmen zu hören, und ein Qualmfaden zog unter der Decke zu ihnen herauf.

„Angriff!“, befahl Brin. „Ein paar Orks und Goblins werden wir schon besiegen.“

„Und der Troll?“

„Wir besiegen auch einen Troll. Aber lasst mich vorgehen. Ich will versuchen, was es mit dieser Flasche auf sich hat.“

Brin zog eines der kleinen Fläschchen mit dem Flammensymbol hervor. Dann schlich er voran, die Treppe hinab. Sie krümmte sich, und eine große, von einigen Öllichtern schwach erleuchtete Halle öffnete sich vor ihnen. Brin blieb stehen. Massen von Orks und Goblins lagen auf dem Boden und schnarchten. Ein Durchgang führte von der Halle tiefer in den Berg hinein. In einer Ecke war eine Feuerstelle. In einer anderen Ecke ruhte angekettet ein Troll. Schließlich sah Brin den Schamanen, er lag auf einem Bettgestell. Noch hatte sie niemand bemerkt.

Er warf die Flasche vor den Durchgang, der tiefer in den Berg führte, und das Glas zerschellte. Wo immer Spritzer der Flüssigkeit hintrafen, erhoben sich hohe Flammen. Die Strohmatten der Orks begannen zu brennen. Die Hitze wollte ihn überwältigen.

„Raus hier!“, schrie Brin den anderen zu.

Sie hasteten den Tunnel aufwärts und zurück in die Eingangshalle. Noch bevor sie sich formieren konnten, flitzten zwei Goblins zwischen ihnen hindurch und waren verschwunden. Aus dem Tunnel heulte es.

Dann erschien tief gebückt der Troll. Er war so groß, dass er den Treppentunnel fast verstopfte. Brin und Assadra blockierten ihm den Weg und hackten auf ihn ein. Bald lag er tot auf der Treppe, aber nicht, ohne Brin mit einer Kralle am Bein getroffen zu haben.

Das Geheul hinter dem Kadaver des Trolls steigerte sich immer weiter, Rauch und Flammen schlugen unter der Tunneldecke heraus in die Halle.

„Und diesen kleinen Freund habe ich einfach so in meinem Beutel getragen“, sagte Brin. Er nahm die andere Flasche mit dem Flammenzeichen und wickelte sie vorsichtig in eines seiner Sockenknäuel. Dann verstaute er sie gut gepolstert in seinem Rucksack. Als Nächstes warf er eine von den Flaschen mit den Wellenlinien die Treppe hinunter. Es brauste. Heißer Dampf waberte zu ihnen herauf.

„Sollen die ertrinken, die es tiefer in den Berg geschafft haben“, sagte Brin. „Ich denke, wir sind hier fertig.“

„Das nächste Haus wäre die Wohnung des Beinschnitzers“, meinte Tislan.

„Gut, gehen wir dorthin.“

Wieder brach Roderick die Haustür auf. Sie waren schon im Obergeschoss, da öffnete sich eine Tür, und ein magerer Mann blickte sie überrascht an.

„Seid ihr lebensmüde? Sagt mal, wisst ihr eigentlich, wo ihr hier eingebrochen seid?“

„Stirb!“, brüllte Brin und stürmte auf ihn zu.

Der Mann wandte sich um und rannte zu einem der Fenster.

„Assadra, nach draußen, er springt! Oh Göttin, verzeih mir und lass mich gut treffen“, dachte Brin noch und stieß dem Mann das

Schwert von hinten zwischen die knochigen Schulterblätter. Der Mann schrie auf und fiel aus dem Fenster. Schwer schlug er auf, hatte sich aber schon hochgerappelt, als Assadra aus dem Haus schoss und ihn in die Niederhöllen schickte.

Brin atmete tief durch. „Der Herr der Schatten ist mit uns. Nun zum Anwesen von Orgulf von Brabak. Ich mag es kaum sagen, aber langsam glaube ich an unseren Erfolg."

Unbehelligt führte Tislan sie durch die dunklen Straßen zum Anwesen des Magiers. Das Haus stand in einem schmalen Garten, das eiserne Tor war verschlossen. Roderick hatte das Schloss bald geöffnet, aber als er die Klinke herunterdrückte, begann sie zu schreien: „Diebe! Diebe! Es ist euch nicht gestattet, mich zu öffnen!"

Ängstlich hielten sie inne und lauschten. Aber nichts rührte sich. Leise traten sie zum Haus. Die Tür war verriegelt, Roderick setzte sein Brecheisen an, ein kräftiger Stoß, ein ziemlich lautes Knacken, und sie fanden sich in einer hohen Halle.

Zwei breite, geschwungene Treppen führten nach oben. Von irgendwo her klang Musik. Roderick legte den Finger an die Lippen und schlich lautlos in Richtung der Klänge. Dann sahen die Gefährten seine Silhouette gegen einen hellen Türdurchgang.

„Es ist sicher, ihr könnt kommen!", rief Roderick ihnen zu.

Sie traten in eine behagliche, gut geheizte Stube. An den Wänden brannten schwarze Kerzen in geschwungenen Messingleuchtern, und aus einem Bild klang Harfenmusik. Neben einem Feuer standen zwei Lehnstühle. In einem saß zusammengesackt eine Gestalt. Auf einem Beistelltischchen standen eine Karaffe mit tintig schwarzem Wein und ein Glas.

„Ich habe ihm die Kehle durchgeschnitten, aber er blutet nicht."

Mit einem Mal entsprang irgendwo im Raum ein Feuerstrahl, traf Roderick und hüllte ihn ein. Brennend und schreiend stolperte er ein paar Schritte und brach zusammen.

Brin griff die Karaffe und spritzte den Inhalt in die Richtung, aus der der Feuerstrahl gekommen war. Er meinte, in dem kurzen Schauer eine Gestalt ausmachen zu können, und stach mit seinem Schwert dorthin, aber umsonst. Fanja hatte ihn beobachtet und schlug nun mit ihrem Stab zu. Irgendetwas traf sie. Im nächsten Moment schoss ihr ein Schwall Blut aus Nase und Mund. Wilde Streiche mit dem Schwert austeilend ging Brin in den Raum hinein und traf nun ebenfalls, wieder und wieder. Dann gab es ein dumpfes Krachen, und der Magier wurde sichtbar. Er rührte sich nicht mehr, aber Brin ging sicher und nagelte Leweschilt in seinen Brustkorb.

Fanja, bleich wie eine Wand, beugte sich schon über den Phex-Priester. Seine Kleider waren verbrannt, und seine Haut war schwarz und lose. Er sah furchtbar aus.

„Es ist noch ein schwacher Lebensfunke in ihm."

Falk legte ihm die Hand auf die verbrannte Brust und begann zu singen. Die Haut um seine Hand herum schien zu heilen. Roderick schlug die Augen auf und begann zu schreien und zu stöhnen.

„Bei Peraine, kannst du ihn irgendwie betäuben, Fanja?"

Sie schüttelte den Kopf. „Ich habe kein Schlafmittel dabei."

„Ich habe Blasrohrpfeile mit Schlafgift", sagte Tislan. Er zog einen Pfeil hervor und stach Roderick in den Arm, der augenblicklich verstummte.

„Sucht zwei Stangen für eine Trage", bat Brin, „oder findet eine Leiter. Wir müssen zurück zum Haus des Alchemisten, Feuer legen und dann weiter in die Oberstadt. Tislan, wie willst du uns dort hineinbringen?"

„Ich werde die Stadtmauer hochklettern und euch die Strickleiter herunterlassen."

„Du wirst die Stadtmauer hochklettern?", fragte Brin ungläubig.

„Der Listenreiche wird mir beistehen. Es scheint mir übrigens so, als wäre eure Tarnung nun abgeklungen, vielleicht, weil Roderick bewusstlos ist. Ich kann euch ohne Mühe sehen."

Alles lief nach Plan. Das kleine Häufchen war auf dem gewundenen Weg hinauf zur Oberstadt, als es hinter ihnen zu prasseln begann. Funken stoben und plötzlich schlugen Flammen aus dem Dach des Hauses des Alchemisten. Eine Glocke begann zu bimmeln. Eilig gingen sie weiter.

Sie hatten bereits ein gutes Stück ihres Weges geschafft, da kam ihnen ein Mädchen entgegen. Es war zehn oder zwölf Jahre alt und blass. Fledermäuse flatterten um es herum.

Brin war an der Spitze. „Gehörst du nicht ins Bett? Was machst du um diese Zeit hier draußen?"

„Ich bin Morgwyn. Ich will zu meinen Freunden. Bist du gut oder böse?"

„Ich? Ich bin natürlich gut."

Brin warf Tislan einen fragenden Blick zu. Der war einen Schritt zurückgetreten und machte abwehrende und bannende Handbewegungen.

Assadra trat neben Brin, und das Mädchen sah sie neugierig an.

„Dich kenne ich", sagte es. „Ich habe deinen Tod gesehen, er war nicht schön."

Brin riss sein Schwert heraus.

„Du hast doch gesagt, du seiest gut. Du glaubst wohl auch nicht an die Dunkle Mutter*? Das ist sehr, sehr dumm."

Das Mädchen griff nach Brins Arm. Schmerzen brandeten durch seinen Körper und er stürzte zu Boden, unfähig, sich zu rühren.

* Beiname der Thargunitoth, der dämonischen Widersacherin des Boron.

Assadra, das Krummschwert schon in der Hand, schlug zu. Verblüfft sah das Mädchen auf das Blut, welches aus seiner Seite quoll.

„Wie tot werde ich wohl sein, wenn du mich tötest?“

Da traf Assadra es noch einmal, und es brach zusammen. Der Schmerz in Brin ebbte allmählich ab, und er kämpfte sich wieder auf die Beine.

Tislan begann zu erklären: „Das war Morgwyn. Sie ist gemeingefährlich. Sie ist eine begabte Nekromantin. Gewesen. Sie wird hier verehrt, weil die Leute sie für eine Erwählte der Thargunitoth halten. Entschuldigt: hielten. Sie hat ihre kleinen Spielkameraden getötet und die Leichen zu untotem Leben erweckt, weil sie mit Toten besser zurechtkommt als mit den Lebenden.“

Fanja untersuchte das Mädchen. Ihr fiel ein Armreif auf, der den Schmuckstücken glich, die Suleyscha am Madasee gefunden hatte. Assadra zog ihn der Toten ab und steckte in ein, bevor sie sich wieder auf den Weg machten.

Schließlich standen sie am Fuß der Mauer zur Oberstadt.

„Wenn ihr euch irgendwo verschanzen wollt, mit Blick auf das Tor“, sagte Tislan, „dann wäre es vielleicht am einfachsten, einen der Tortürme zu besetzen. Die Häuser dort sind nur aus Fachwerk, also nicht gerade fest. Andererseits, wenn ihr einen der Türme besetzt, so wird das vermutlich einen starken Gegenangriff herausfordern.“

„Wir haben ein heiliges Artefakt dabei, das uns vor Dämonen und Magie schützt“, erklärte Brin rasch. „Aber es ist alles andere als heimlich, einen Gegenangriff wird es folglich sowieso geben. In einem Turm sollten wir uns halten können. Tislan, du bekommst die Flasche mit flüssigem Feuer. Schleich dich damit zu den Häusern des Magierzirkels und lege einen Brand, wo Leute schlafen. Damit sollten wir ein weiteres Ratsmitglied erwischen.“

Tislan versenkte sich ins Gebet, dann kletterte er wie eine Spinne die Stadtmauer empor.

Bald kam die Strickleiter zu den Gefährten herunter. Ängstlich kletterte Brin hinauf, oben ergriffen ihn kräftige Arme und zogen ihn über die Brustwehr. Zuletzt kam der bewusstlose Roderick an einem Seil, das Fanja unter seinen Armen durchgezogen hatte.

Sie schlichen zum Torturm. Die Pforte war verschlossen, aber Tislan hatte keine Mühe mit ihr. Im Inneren fanden sich gleich drei Untote, die bald unschädlich gemacht waren.

„Bald geht die Sonne auf. Wir werden uns hier verschanzen, bis das Heer der Unsrigen hier ist“, sagte Brin. „Tislan, nimm die Flasche und geh. Wir werden hier nach dir Ausschau halten. Wenn du nicht zu uns zurückkehren kannst, verbirg dich irgendwo, bis alles vorbei ist. Unseren Dank hast du in jedem Fall.“

Tislan hob die Hand zum Gruß und huschte zurück auf den Wehrgang.

Schnell und leise durchsuchten die Gefährten den Turm. Dieser besaß drei oberirdische Stockwerke und einen Keller. Der unterste Raum, das Erdgeschoss, lag etwas erhöht. Von dort führte eine stabile, eisenbeschlagene Tür nach draußen in die Oberstadt. Darüber lag ein Raum mit zwei soliden Türen, die auf die Wehrgänge gingen. Durch die eine Tür waren die Gefährten gerade eingedrungen, die andere lag in der gegenüberliegenden Wand und führte auf den kurzen Wehrgang zum Nachbarturm, der das Stadttor auf der anderen Seite flankierte.

Das oberste Zimmer war einmal recht wohnlich gewesen. Es gab einen Tisch und Stühle und an einer Wand zwei Bettgestelle. Nun jedoch roch alles feucht und moderig. An der Wand lag eine Feuerstelle, neben der Brennholz aufgeschichtet war, und an einem schwenkbaren Galgen hing ein Kessel mit zähem Pech. Daneben standen ein kleiner Eimer und eine große Kelle mit Holzstiel bereit. In allen Wänden waren Schießscharten. Eine Leiter mitten im Zimmer

führte aufs flache Dach des Turms, das mit einer Brustwehr versehen war. Dort stand auch eine Speerschleuder.

Die Stockwerke waren über eine schmale Wendeltreppe im Inneren der dicken Mauer verbunden. Im Boden eines jeden Stockwerks waren zusätzlich große hölzerne Luken eingelassen, um innerhalb des Turms bequem Lasten senken und heben zu können.

Brin meinte, dass sie nur das oberste Turmzimmer und das Dach verteidigen sollten. Dann fiel ihm ein, dass auf dem anderen Torturm vermutlich auch eine Speerschleuder stand und man sie mit dieser mörderischen Waffe aus nächster Nähe beschießen würde.

Also mussten Assadra und er auch den anderen Torturm überprüfen. Schon auf dem kurzen Stück Wehrgang dorthin kam ihnen eine Gestalt entgegengeschlurft, langsam und entsetzlich stinkend. Nach kurzem Schlagabtausch stieß Brin sie von der Mauer.

„Wer da?“, erscholl es von der Spitze des Nachbarturms.

Mit zwei schnellen Schritten waren Brin und Assadra eingetreten. Von rechts vernahmen sie schleifende Schritte.

„Den nehme ich!“, zischte Brin Assadra zu. „Geh du aufs Dach, aber Vorsicht!“

In der Dunkelheit konnte Brin eine große Gestalt erahnen, die aus einer Wandnische kam. Assadra war noch auf der Leiter, da ertönte über ihnen ein Horn. Sie waren entdeckt worden.

Brins Gegner war von Stoffstreifen umwickelt und unglaublich kräftig. Angst flackerte in Brin auf. Von oben kam Kampfeslärm. Jedoch, die Donnernde war mit ihm, und obwohl er den Feind zerhacken und zerschneiden musste, lag die Mumie schließlich still.

Als Brin aufs Dach des Turms kam, hatte Assadra ihren Gegner bereits besiegt. Schnell wuchteten sie die Speerschleuder über die Brustwehr und ließen sie in die Tiefe krachen.

Die Nacht war unruhig geworden. Man hörte Rennen und Hornblasen. In aller Eile bereiteten die Gefährten sich auf den Angriff vor.

Als Erstes schlossen sie die Türen und legten die schweren Riegel vor. Falk war es zu verdanken, dass Assadra einen Bannkreis gegen Untote auf das Zimmer zum Wehrgang legte. Sie zogen sich nun in das oberste Zimmer zurück, schoben das Mobiliar in die Wendeltreppe nach unten und verkeilten es, so gut es in der Eile ging. Fanja hatte derweil begonnen, ein Feuer anzulegen, um das Pech heiß zu machen. Leira blieb bei Roderick, den sie an eine Wand gebettet hatten, und wachte über ihn. Falk befestigte die Stange mit der goldenen Kugel am Fahnenmast des Turms. Schließlich waren sie bereit.

Brin legte einen neuen, sauberen Wappenrock an und reinigte sein Schwert. Dann nahm er das Altartuch mit der roten Löwin, das Assadra ihm zu seiner Weihe geschenkt hatte, und fädelte Bändsel an die Ecken.

„Unsere Feinde sollen wissen, wer hier ist. Wenn der Angriff beginnt, werde ich es am Flaggenmast aufziehen."

Er überprüfte noch einmal alles und legte noch ihre Seile und die Strickleiter auf der Plattform des Turms bereit. „Falls wir uns zurückziehen müssen."

„Wir ziehen uns nicht zurück", sagte Assadra. „Das Heer verlässt sich auf uns."

„Du bist wieder ganz die Alte", freute er sich.

Sie stemmte die Hände in die Hüften. „Ich bin überhaupt nicht alt."

Brin lachte und küsste sie. Er war ganz aufgekratzt. Aber dann wurde er mit einem Mal ernst. „Belaste dich nicht mit dem, was diese Morgwyn zu deinem Ende gesagt hat. Denk an die Visionen, die ich bei meiner Weihe gehabt habe. Es gibt manches Ende für uns, und man kann nur einen Tod sterben. Daher weiß ich, dass unser Ende nicht festgeschrieben steht."

Noch einmal ließ er seinen Blick über alles schweifen. „Wenn die Feinde es bis auf die Wendeltreppe geschafft haben, werde ich die Barrikade bewachen, damit sie nicht weggezogen wird. Assadra, bitte

bleib hinter mir, um mich abzulösen. Sollten sie durch die Barrikade kommen, gehen wir aufs Dach und ziehen die Leiter hoch.“

„Wir sollten unsere Amulette nun auslösen“, meinte Falk, „ehe wir womöglich überrumpelt werden.“

Sie griffen nach den kleinen goldenen Sonnen, die ihnen Gwidûhenna von Faldahon hatte bringen lassen, und sprachen ein Gebet an den Götterfürsten. Brin spürte, wie sein Verstand eine klare, kalte Schärfe bekam. Dann kehrte Stille ein, die Ruhe vor dem Sturm. Im Osten färbte sich der Himmel braun und man konnte die Morgendämmerung erahnen.

Leira, die aus einer Schießscharte lugte, rief: „Jenseits des Flusses bewegt sich etwas!“

Mit einem Mal erklang vom Schloss her ein Schrei, der ihnen allen die Haare zu Berge stehen ließ. Dann das Trappen vieler Schritte. Falk bezog seinen Posten auf der Plattform des Turms. Alle saßen angespannt auf dem Boden und warteten.

Es war schon ein wenig heller geworden, da fiel Brins Blick auf Assadra. Sie sah blass aus und so ängstlich, wie er sie noch nie gesehen hatte. „Was ist los?“

Sie schüttelte nur den Kopf.

„Flüstere es mir ins Ohr.“ Sie erinnerte ihn an sein Traumgesicht, in dem sie in Panik verfallen war.

„Sieh!“, stammelte sie.

Brin stand auf und blickte durch die Schießscharte neben ihr. Die Tore des Schlosses hatten sich weit geöffnet, und heraus ergoss sich eine wahre Flut von Untoten.

„Sie werden uns nicht kriegen. Wir haben einen ausgezeichneten Platz hier. Und in der Oberstadt brennt es! Hört alle, Tislan hat’s geschafft, es brennt!“, jubelte er, aber niemand stimmte mit ein. Er wandte sich wieder an Assadra: „Komm, wir haben unseren Schwerttanz noch nicht gemacht.“

Brin zog Leweschilt und grüßte. Etwas mechanisch zog Assadra ihren langen Säbel. Sie war nicht bei der Sache, und so versetzte er ihr schnell zwei schmerzhafte Schläge mit der flachen Klinge.

„Pass gefälligst auf, was du tust!“ Sie wurde wütend.

„Dann träum nicht!“, tadelte er sie.

Assadra atmete mehrmals tief ein und die Konzentrationsfalte erschien auf ihrer Stirn. Als Brin sich ein paar kleine Nachlässigkeiten erlaubte, erwischte sie ihn schließlich. Auf alle Fälle hatte sie die Fassung wiedergefunden.

Da begannen Schläge gegen die Türen des Turms zu hallen. Fanja ging zurück zur Feuerstelle und rührte in dem Pech. Immer wieder dumpfes Krachen. Brin besetzte die Barrikade auf der Wendeltreppe. Ein lautes Bersten, als die Tür zum Wehrgang nachgab. Dann Rascheln und trockenes Klappern, wie wenn jemand Würfel auf den Boden fallen lässt. Leira wagte einen Blick durch die Bodenluke.

„Die Untoten zerfallen, sobald sie das Zimmer betreten!“, rief sie erleichtert.

„Der Schutzsegen wirkt.“ Brin lächelte Assadra an.

Auch die zweite Tür war inzwischen offen, aber die Gefährten saßen vorerst sicher in ihrem Turmzimmer, hoch über allen anderen. Assadra hatte sich hinter Brin an der Barrikade aus Möbeltrümmern postiert, die die Wendeltreppe verstopfte. Ihre Knöchel waren weiß, so fest umfasste sie ihren Schwertgriff.

Lange tat sich nichts.

Dann hörten sie Falks Stimme: „Ein Trupp Soldaten! Sie kommen über den Wehrgang! Macht euch bereit! Und über dem Schloss kreist ein Drache!“

„Beschreib uns die Soldaten!“

„Kettenhemden, Helme und Schilde und alle möglichen Waffen. Sie sind zögerlich. Offensichtlich Sterbliche.“

„Was macht das Pech?“

„Heiß genug für ernsthafte Verbrennungen“, sagte Fanja.

„Gieß es aus, wenn sie an die Tür kommen. Falk, der Drache darf auf keinen Fall landen. Setz dich neben die Stange. Falls er näherkommt, löse das Artefakt aus. Was machen die Unsrigen?“

„Ich kann sie sehen. Sie sind auf der anderen Seite des Flusses“, sagte Leira vom anderen Ausguck her.

Draußen platschte es. Sie hörten ein Zischen, dann Schreie und Heulen.

„Sie machen kehrt und steigen die Treppe vom Wehrgang hinab“, berichtete Falk. „Sie wollen durch den unteren Eingang in den Turm kommen!“

Wieder krachten Schläge.

Dann, viel zu früh, gab es Bewegung auf der anderen Seite der Barrikade. Ein Gewappneter versuchte, einen Stuhl herauszuziehen, aber Brin stach nach ihm. So ging das eine ganze Weile hin und her.

Brin knurrte ihn an: „Gib’s auf! Es hat keinen Zweck, das siehst du doch. Unser Heer ist schon vor der Stadt. Sieh zu, dass du dich rettest.“

„Du machst dir ja schon in die Hose“, entgegnete der Gewappnete und versuchte abermals am Stuhl zu zerren.

Solange seine eigene Aufmerksamkeit nicht nachließ, meinte Brin, konnte ihnen nicht viel geschehen. Schließlich zog der Mann sich mit einem Fluch von der Barrikade zurück.

Eine ganze Weile blieb es ruhig. Dann vernahmen sie von oben Leiras Stimme: „Über den Wehrgang kommt ein alter Mann mit einem Stab.“

Bald hörte Brin von unten eine krächzende Stimme: „Macht Platz, ihr Stümper!“ Dann: „Brenne, toter Stoff!“

Brin wusste, was nun kam, machte augenblicklich kehrt und rannte die Treppe hinauf. Flammen schlugen hinter ihm her. Er warf die Flasche mit dem Wassersymbol die Treppe hinunter, und es brodelte und

zischte. Aber die Flammen breiteten sich immer weiter aus. Von unten hörten sie Schreie.

Mit einem Mal erschien über ihnen ein gleißend helles Licht. Falk hatte das Artefakt ausgelöst und die Dachluke geöffnet. Leira riss die Bodenluke auf und das Licht fiel ins Zimmer unter ihnen. Der Magier schrie und sprang aus dem Lichtschein.

„Schnell, schnell! Reißt die Dachplatten ab! Wir brauchen mehr Licht!“, brüllte Brin.

In Windeseile begannen Falk und Leira, die Schieferplatten des Daches aus ihrer Befestigung zu lösen und in die Tiefe zu werfen. In den Turmzimmern wurde es immer heller. Langsam sanken die Flammen in sich zusammen. Die Wendeltreppe strahlte eine Wärme aus wie ein Backofen. Brin ging die Treppe so weit hinunter, wie er es ertragen konnte. Von der Barrikade waren nur noch glimmende Reste übrig.

Dann kamen die Soldaten. Auf der Treppe war jedoch nur Platz für einen Kämpfer. Lange tauschten sie Hiebe. Brins Gegner, der an der heißesten Stelle des Gangs stand, rann der Schweiß in Strömen vom Gesicht und er keuchte. Brin wollte schon triumphieren, da erwischte der Mann ihm am vorgestellten Bein. Es trug noch, aber Brin war entsetzt, wie stark es blutete.

„Assadra, du löst mich besser ab“, schnaufte er und rückte etwas zur Seite.

Assadra, die die ganze Zeit über hinter ihm gestanden hatte, drückte sich nun an seiner linken Seite vorbei hinter seinen Schild. Dann machte Brin zwei Schritte zurück und der Wechsel hatte geklappt.

Verstohlen sprach Brin einen Glückssegen auf sie, dann wickelte er einen Stoffstreifen um sein Bein und sprach einen Heilsegen. Augenblicklich ging es ihm besser, aber er wusste, dass die zerstörten Blutgefäße und Muskeln nicht wiederhergestellt waren.

Vor ihm ein Schrei und Poltern.

„Was ist?“, fragte er.

„Einer weniger“, keuchte Assadra zufrieden.

„Du brauchst sie nicht zu töten. Halte sie nur auf.“

Dann, nach einer langen, aber doch viel zu kurzen Zeit: „Brin, lös mich ab.“

Er schob sich neben Assadra und sah, dass sie aus vielen Wunden blutete.

„Wir räumen das Zimmer“, entschied er. „Bring die anderen aufs Dach. Macht euch bereit, die Leiter zu verteidigen.“

„Was ist mit dir?“

„Ich komme nach, sobald ich kann.“

Lange kämpfte er mit seinem Gegner. Dann stolperte der nach hinten. Das war Brins Gelegenheit. Er drehte sich um, flitzte die Wendeltreppe hoch und auf die Leiter zum Dach. Als der erste der Soldaten zögerlich die Schwelle des Zimmers überschritt, war die Leiter bereits hochgezogen.

Viel Raum blieb den Gefährten nun nicht mehr. Sie alle saßen mit dem Rücken zur Brustwehr und blinzelten im blendenden Licht von Falks Kugel. Vor ihnen gähnten die offene Bodenluke und das halb abgedeckte Dach.

„Denkt gar nicht daran, aufzustehen!“, warnte Falk sie. „Sie werden euch vom Nachbarturm aus mit Pfeilen spicken.“

Brin nickte und wandte sich dann an Assadra. „Wie geht es dir?“

„Ich habe Golgaris Schwingen rauschen gehört, aber der Hieb ging fehl. Falk hat mich noch einmal geheilt, während du unten warst.“

Brin kroch zu einer Schießscharte und sah zum Fluss. Das Heer war am anderen Ufer, und einige Untote und Bogenschützen, die sich in den Büschen am Wasser versteckt hatten, hinderten es daran, die Brücke zu überqueren. Etwas flussaufwärts versuchte eine kleine Schar Reiter zu furten.

„Sie sollten bald hier sein.“

Der Drache kreiste noch immer um den Turm. Sein Skelett lag stellenweise bloß und seine Schwingen waren löchrig wie ein verschlissener Mantel. Er sah schauerlich aus, hielt aber Abstand von der gleißenden Kugel aus Licht.

Auf dem Wehrgang erschien eine lange Reihe von Männern, Frauen und Kindern und wurde von den Gewappneten zum Turm getrieben.

Dann eine laute Stimme von der Wendeltreppe her: „Ich bin Morcas Schattenschlag. Hört ihr mich? Ergebt euch, sonst werden wir eure Freunde, die ihr hier seht, von der Mauer stürzen.“

„Wer bist du, dass du mit uns verhandelst?“, rief Brin.

„Bist du taub? Ich bin Morcas Schattenschlag, Oberst der Nirraven-Garde.“

„Ich bin Brin von Zorgan. Unser Heer steht vor der Stadt. Wenn ihr euer jämmerliches Leben retten wollt, dann bleibt euch nicht mehr viel Zeit, euch davonzumachen.“

„Dummes Gewäsch. Ergebt euch, oder diese Leute sind tot.“

Brin lachte. „Ich bin Kriegsmann, so wie du. Das Leben dieser Leute ist mir völlig gleichgültig.“

Jemand trat gegen sein Knie. Brin japste und blickte zu Assadra, die ihn wutentbrannt und enttäuscht ansah. Er legte den Finger auf die Lippen. Dann rief er nach unten: „Die Leute sind mir wurst, sie sind sowieso alle verdorben. Aber wir können über freien Abzug für uns verhandeln.“

„Freien Abzug sollt ihr haben, wenn ihr uns den Turm überlasst.“

„Gut. Aber wie sieht es mit unseren Waffen aus? Wir werden unsere Waffen behalten.“

„Ihr habt gut gekämpft. Meinetwegen behaltet eure Waffen.“

„Also, wir räumen den Turm und dürfen mit unseren Waffen abziehen?“

„Ja. Ihr bekommt freien Abzug.“

Brin meinte, leises, unterdrücktes Gelächter zu hören.

„Wirst du schwören?“

„Ich schwöre hiermit bei der Dunklen Mutter, dass ihr mit euren Waffen abziehen dürft, wenn ihr uns den Turm übergebt.“

„Einen Moment. Wir müssen das beraten.“

Brin begann, den anderen laut, lange und breit zu erklären, dass es sich bei der Dunklen Mutter um niemand anderes als die Erzdämonin Thargunitoth handele. Anschließend fragte er Falk, wie ein Schwur bei einem Dämon aus kirchlicher Sicht zu bewerten sei. Der begann zu erläutern. Da brüllte der Oberst: „Es reicht jetzt! Ich zähle bis zehn, dann lernen die Leute fliegen.“

„Oberst, wir sind einverstanden mit Eurem Schwur bei der Dunklen Mutter. Aber da wäre noch ein Punkt: Was ist mit unserem Eigentum? Es soll niemand unser Gepäck durchwühlen und unsere Sachen antasten. Schwört uns das.“

„Macht voran. Ich schwöre bei der Dunklen Mutter, dass euer Eigentum nicht angetastet wird.“

Laut und vernehmlich sagte Brin: „Packt die Bündel. Fanja und Leira, nehmt den Verletzten.“ Nach unten rief er: „Vorsicht! Wir lassen nun die Leiter herab. – Nein, halt! Da wäre noch eine letzte Frage: Wie wissen wir, dass deine Vorgesetzten dein Tun gutheißen? Wir sollten erst ihre Genehmigung einholen.“

Da hörten sie unten eine zweite Stimme. „Oberst, lass gut sein. Der verarscht dich. Wir nehmen die Leute als Schutzschilde und treiben sie vor uns die Leitern herauf.“

„Fang an!“, brüllte der Oberst sogleich.

Entsetzt blickte Brin zu Assadra: „Was können wir noch tun?“

„Ich kann ihn fordern und zum ehrlichen Zweikampf zwingen. Wie im Nebelmoor.“

„Du müsstest die Liturgie auf alle Soldaten im Raum wirken. Kannst du das?“

„Ja.“

„Wirke sie auch auf mich. Ich komme mit.“

„Willst du das wirklich?“

„Da sind sechs Leute. Aber zu zweit können wir es schaffen.“

Assadra legte die Hände ineinander und versenkte sich kurz ins Gebet. „Es ist getan.“

„Ich liebe dich und danke dir für alles.“

„Ich weiß. Ich liebe dich auch. – Morcas, ich fordere Euch zum Zweikampf! Kämpft mit mir oder legt eure Waffen nieder!“

„Dann komm doch her, du Schlampe, und stell dich!“

Assadra rollte eines der Seile aus und hangelte sich nach unten. Brin folgte ihr. Die Soldaten sahen sie hasserfüllt an, aber noch griff niemand sie an. Die beiden stellten sich nebeneinander, die Rücken zur Wand, zogen die Waffen und grüßten. Oberst Morcas Schattenschlag stürzte sich auf Assadra und ein kleiner drahtiger Mann griff Brin an. Die anderen standen ungerührt daneben und gafften. Offensichtlich juckte es sie einzugreifen, aber ebenso offensichtlich hielt sie etwas zurück.

Brins Kampf zog sich lange hin. Er hörte neben sich einen gurgelnden Schrei, als Assadra den Obristen durchbohrte. Wütend griff der nächste Mann sie an. Nach einer Ewigkeit fiel auch Brins Gegner aus vielen Schnitten blutend, und gleich hatte er den nächsten auf dem Hals.

Leira rief von oben: „Unsere Leute kommen den Berg herauf. Aber sie werden von oben beschossen.“

Brin meinte, dass die Göttin mit ihm sein müsse. Er war wieder und wieder getroffen worden. Schmerzen empfand er keine mehr. Seine Beine trugen ihn. Dann kippte sein Feind nach hinten und fiel

in die offene Bodenluke. Der Letzte der Gegner griff ihn an. Da hörte Brin neben sich einen schweren Fall. Triumphgeheul!

„Ha ha! Ich bin der Größte, ich habe sie erledigt! Seht ihr? Erledigt!“

Brin sackte das Herz in die Hose. Dennoch schickte er auch seinen dritten Gegner in die Niederhöllen. Müde und schwindelig trat er über Assadra, die reglos am Boden lag, und wandte sich ihrem letzten Gegner zu, der ebenfalls blutete.

„Lass deine Waffe fallen und ergib dich. Du stehst dann unter dem Schutz der Leuin und ich werde dich schonen.“

Der Soldat zeigte seine schwarzen Zahnstummel und lachte. „Auf mich wartet nur der Scheiterhaufen.“

Mit einem Mal erklang ein heller und klarer Ton, der Brin durchs Mark ging. Feine Wellen liefen über das Mauerwerk, wie das Wasser eines stillen Teiches, in den ein Kiesel gefallen ist. Mörtel rieselte zwischen den Steinen hervor.

„Sie blasen die Posaunen!“, rief Leira entzückt.

Da gingen Brin und sein Gegner aufeinander los, und Brin streckte ihn nieder. Er fasste Assadra an den Hals und spürte mit unendlicher Erleichterung einen Puls.

„Schnell, zieht uns hoch!“, rief er den anderen zu.

Fanja ließ das Seil herunter und Brin zog es Assadra unter den Armen hindurch. Dann kam für ihn die Strickleiter. Als er oben war, war Fanja bereits dabei, Assadra zu untersuchen. Wieder bliesen die Posaunen, und der Turm bebte.

„Wir müssen hier runter!“ Brin warf die Strickleiter auf der Außenseite in die Tiefe.

„Falk, du zuerst. Dich werden unsere Leute als Priester erkennen.“

Nach Falk seilten sie Assadra und Roderick ab. Als Letztes schnitt Brin ihre Fahne vom Mast. Kaum waren sie alle unten, trugen sie die beiden Bewusstlosen eilig vom Fuß der Mauer weg.

Es war nicht zu früh gewesen. Beim zwölften Posaunenstoß schien der Turm zu wanken, dann gab es ein dumpfes Grollen wie von Donner, und die beiden Tortürme und ein großer Teil der Stadtmauer sanken in sich zusammen. Eine riesige Staubwolke erhob sich. Die Rondrianer jubelten und stürmten in die nun offen liegende Stadt.

Fanja war bereits dabei, Assadra zu versorgen. „Falk, vermagst du noch einen Heilsegen zu sprechen?“

Falk nickte und machte sich sogleich ans Werk. Kurz darauf schlug Assadra die Augen auf und begann suchend umherzublicken.

Brin nahm ihre Hand. „Wir haben unsere Aufgabe erfüllt und sind bei den Unsrigen. Das Tor ist offen. Das Heer ist in der Stadt.“

Ayla von Schattengrund hatte mit ihren Offizieren bereits einen der beiden großen Schutthügel bezogen, die dort lagen, wo soeben noch die Tortürme gestanden hatten. Nachdem Assadra wieder auf die Beine gekommen war, gesellten sich die Gefährten zu ihrem Gefolge.

Überall zwischen den Häusern wurde gekämpft, aber die Reihen der Feinde waren im Wanken. Da stampfte ein großer Troll zwischen den Häusern hervor. Er schwang seine riesige Keule, trampelte einige seiner eigenen Leute nieder und wandte sich dann den Reihen der Rondrianer zu. Fast hatte er sie erreicht, da warf eine grauhaarige Priesterin ihren Schild weg, riss ihren Zweihänder von der Schulter und stürmte vor. Sie durchbohrte seine Brust, aber mit dem letzten Hieb seiner stachelbewehrten Keule zerschlug er ihr den Schädel.

Assadra versuchte, sich loszureißen, aber Brin hielt sie eisern fest. „Wir haben das Unsrige getan. Denk dran, dass du geschworen hast, Falk auf seiner Suche zu begleiten!“

Bibernell von Hengisford hatte indes den anderen Schutthügel erklommen, wo sie tanzte und sang. Rings um sie verdichtete sich die Luft, und drei große Löwinnen erschienen. Sie brüllten und liefen ins

Schlachtgetümmel, und wo sie erschienen, da wurden die Feinde von Schrecken ergriffen.

Am Sieg konnte es nun keinen Zweifel mehr geben. Doch da erschien aus dem Schloss eine Gestalt aus Dunkelheit. In den Händen trug sie ein gezacktes Stück Silber. Schattenhafte Fäden gingen von ihm aus, breiteten sich aus wie Spinnweben und flossen zu den nächsten Kämpfern. Jeder, der berührt wurde, gleich, ob Freund oder Feind, sank leblos nieder.

Aber wieder ertönten die Posaunen, und die schwarzen Fäden wurden weggeblasen. Die Schattengestalt stieß einen Schrei aus, schwang sich auf den untoten Drachen, der sich neben ihr niedergekauert hatte, und flog nach Norden davon.

Damit war die Schlacht entschieden. Die Gefährten übergaben Roderick der Fürsorge der Peraine-Priester. Sie selbst waren nach den zwei durchwachten Nächten sterbensmüde und gingen in das Haus des Magus. Zwei Rondrianer wurden abgestellt, um über sie zu wachen, während sie schliefen.

Am nächsten Tag fragte niemand nach ihnen, und so schliefen sie weiter, nur dass Fanja nach ihren Verbänden sah und Falk und Leira gingen, um die Pferde zu holen.

Abends saßen Brin und Assadra auf einem Balken vor einem prasselnden Wachfeuer. Brin hatte eine Decke um sie beide gezogen und den Arm um Assadras heile Schulter gelegt. Es hatte eine Weile gebraucht, hierher zu hinken, und er fühlte sich wie zerschlagen. Aber seine Frau neben ihm war warm und lebendig.

„Was bin ich für ein Glückspilz, dass wir uns gefunden haben."

Assadra lehnte sich behutsam an ihn. „Weißt du, warum ich solche Angst hatte? Es waren solche Massen von Untoten. Ich dachte, wenn ich hinabstürze, dann würden sie mich zerreißen und meine Seele gleich mit."

„Das können sie nicht."

„Ich wollte einfach weg, irgendwohin. Meine Füße haben mir den Dienst versagt. Ein paar Augenblicke noch, und ich wäre geflohen."

„Wie groß ist wohl die Gefahr, von einem Weg zu fallen, der einen halben Schritt breit ist? Das passiert niemandem. Aber wenn neben dem Weg ein gähnender Abgrund lauert, dann zittern mir die Knie. Ich will damit sagen, es gibt Dinge, die uns übertriebene Angst machen. Für jeden ist es etwas anderes. Jemand Kluges hat mir mal gesagt, Ängste müsste man bekämpfen."

„Den letzten Kampf habe ich verloren. Man sagt, eine Löwin der Göttin gewinnt einen jeden Kampf, bis auf ihren letzten."

„Sei deshalb nicht bedrückt. Du hast mir in dieser Nacht das Leben gerettet, im Kampf gegen den Golem. Vielleicht noch mal, als diese Morgwyn meinen Arm genommen hat und als ich auf der Wendeltreppe zu unterliegen drohte. Gönn mir doch, dass ich dir auch einmal helfen konnte."

Sie schwiegen eine Weile.

Schließlich sagte Brin, und er klang mit einem Mal ganz traurig: „Feind liegt, Stich ins Leben, nur nicht verkanten, gleich den nächsten. – Es macht mir überhaupt nichts aus, all diese Leute zu töten."

„Das ist gut."

„Aber es sollte mir etwas ausmachen. Vor ein paar Jahren hätte es das noch. Jetzt zähle ich nur noch, und wenn auf der anderen Seite mehr niedergestreckte Gegner liegen, oder bessere, dann bin ich zufrieden."

„Brin, liebst du mich?"

Er nickte. „Ja."

„Siehst du, du bist nicht gefühllos. Wir waren nur zu lange in der Dunkelheit. Wir sollten nach Hause gehen."

„Ich will hier weg. Überall klebt Blut. Und nach Zorgan will ich auch nicht. Irgendjemand dort verrät uns und will uns auf dem Scheiterhaufen sehen. Und Königin Eleonora stellt mir nach."

„Wir werden dorthin zurückkehren. Denk daran, Falk hat in Beilunk unser Haus gesehen. Aber vorher könnten wir vielleicht die Kinder besuchen."

„Das ist eine gute Idee. Ich hole sie ab und wir treffen dich wieder in Iziqnedim."

Abermals schwiegen sie.

„Manches, was mir schwierig und verworren erscheint, siehst du ganz klar", sagte Brin schließlich. „Ich bin sehr dankbar, dass du bei mir bist."

Assadra nahm seine Hand und küsste sie.

Am zweiten Tag ließ Ayla von Schattengrund die Gefährten rufen. Sie hatte alle Hände voll zu tun, und so blieb es bei einem sehr kurzen Bericht. Abschließend erhielten sie von ihr den Befehl, sich am nächsten Tag zu den Siegesfeierlichkeiten einzufinden.

Es war ein großer Sieg gewesen, und wenn es auf der eigenen Seite nicht viele Gefallene gab, so gab es doch viele, viele Verletzte, auch Thalia und ihre Mutter hatten mit Blut bezahlt.

Die Toten wurden auf Scheiterhaufen gebettet, dann nannte Ayla von Schattengrund ihre Namen und Taten und stieß eine Fackel in das Holz. Danach versammelte sich das ganze Heer an Tischen und Bänken, um zu tafeln. Bevor aber der Braten und das Bier aufgetragen wurden, rief Ayla einige Kämpfer nach vorn, so auch die Gefährten, und dankte ihnen für ihren Einsatz. Im Namen des Herzogs hängte sie jedem von ihnen den Anhänger des Greifenordens um. Und vielleicht, das sagte sie, würden ihre Abbilder in den Flammen unter dem Löwentempel in Perricum erscheinen, wenn sie dereinst in Rondras Halle eingegangen sein würden.

In den folgenden Tagen machte Brin sein Versprechen wahr und stieg in die Klamm in der Unterstadt hinunter, um die Toten dort zu bergen. Ein Priester des Boron begleitete ihn. Sie fanden auch manchen, aber es war wohl eine Lebensaufgabe, alle auszugraben, die dort hinuntergestürzt oder verschüttet worden waren. Am Ende musste der Priester den ganzen Hang segnen, sodass nun auch diese Toten in geweihter Erde ruhten.

Eine Woche nach der Schlacht fühlten die Gefährten sich gesund und ausgeruht genug, um den Rückweg anzutreten.

Es hatte die ganze Zeit leise geregnet, und der Boden war mit Wasser vollgesogen und matschig. Der nasse Lehm saugte an den Hufen der Pferde, und bald waren Pferde und Reiter bespritzt mit Schlamm. Wieder verbrachten sie die Nacht im Freien, und so sehr sie sich auch bemühten, am nächsten Morgen waren Kleidung und Decken lehmverschmiert und klamm. So waren sie ehrlich froh, als endlich die goldene Kuppel des Praios-Tempels in Beilunk in Sicht kam.

Als sie am Stadttor angelangt waren, verstellte der Posten ihnen den Weg. Der Wachhauptmann trat aus dem Torhaus, begleitet von vier Sonnenlegionären.

„Falk Retogauer, Assadra sunya Asirfa, Brin von Zorgan, Fanja Fantinen und Leira Efferdlieb?“

„Das sind wir.“

„Im Namen der Fürst-Illuminierten: Ihr seid schwerer Verbrechen angeklagt. Sie befielt, dass ihr euch übermorgen am Praiostag im großen Tempel einzufinden habt, wo über euch Gericht gehalten wird. Bis dahin dürft ihr die Mauern der Stadt nicht verlassen. Diese Legionäre“, sagte er und zeigte auf seine Begleitung, „werden euch bis dahin begleiten.“

Dann zog der Offizier schwungvoll ein Schriftstück aus seinem Ärmel und verbeugte sich. „Weiterhin habe ich die Ehre, euch für den morgigen Abend zur Fürst-Illuminierten zu laden.“

Er übergab das Schriftstück an Falk. Etwas verdutzt fragte der: „Wisst Ihr, worum es sich handelt?“

„Ich habe von einem Abendessen reden hören.“

„Richtet unseren Dank aus. Gibt es besondere Anweisungen, wo wir uns aufhalten sollen?“

„Das steht euch frei.“

Zwei der Legionäre setzten sich nun an die Spitze ihres Zuges und zwei ans Ende. Etwas belustigt bemerkte Brin, dass sie sich bemühten, sicheren Abstand zu Assadra zu halten.

Einstweilen lenkten sie ihre Schritte zum Rondra-Tempel, wo sich schnell ein Grüppchen von Neugierigen um sie sammelte, um Nachrichten von der Schlacht um Warunk zu hören.

Als die Lichtsucher endlich allein im Pilgerquartier waren, begann Brin zu fragen: „Falk, was sollen wir nun tun? Flucht kommt jawohl nicht in Betracht. Sollten wir uns einen Advokaten suchen?“

„Das würde keinen günstigen Eindruck machen. Ich bin in Rechtsdingen bewandert und kann für uns sprechen.“

„Hast du eine Vermutung, worum es geht?“

Falk zuckte mit den Schultern. „Wir werden es übermorgen erfahren. Ich glaube nicht, dass wir uns in ernster Gefahr befinden. Sonst hätte Gwidûhenna von Faldahon uns nicht zu sich geladen. Vielleicht wird sie uns das Ganze erklären.“

Am nächsten Morgen waren die Sonnenlegionäre abgezogen, die am Abend noch in der Wachstube des Rondra-Tempels Position bezogen hatten.

Brin verbrachte den Tag damit, seine Kleidung zu waschen und sein zerrissenes Kettenhemd flicken zu lassen, und besorgte sich wieder einmal einen neuen Schild.

Fanja und Leira gingen abermals zum Hesinde-Tempel. Als sie am Nachmittag zurückkehrten, waren Fanjas Augen bernsteingelb und sie war wieder entrückt.

„Ich war im Hesinde-Heiligtum“, murmelte sie. „Es war gut und richtig, dass ich dorthin zurückgekehrt bin. Was habe ich sonst gemacht?“

Brin sah sie etwas verständnislos an. „Du warst den ganzen Tag mit Leira unterwegs. Assadra und ich haben unsere Rüstungen reparieren lassen, und Falk hat sich neue Roben richten lassen.“

„Dann bin ich für morgen gut vorbereitet. Und jetzt gehe ich zum Abendessen mit der Fürst-Illuminierten?“

„Es wäre wohl unhöflich, wenn du wegbliebest.“

Fanja starrte in die Ferne. „Ja. Ich sollte zusammenbleiben.“

Für Brin sah es so aus, als hätte sie gewisse Schwierigkeiten, zwischen sich und dem Rest der Gruppe zu trennen. Vielleicht fühlte sie sich auch als Bienenschwarm.

Die Fürst-Illuminierte empfing sie zusammen mit dem Sonnenmarschall Praiowin von Orkenfeld in ihren eigenen Gemächern. Sie befragte sie über den Verlauf der Schlacht, ließ aber keinen Zweifel daran, dass sie das ganze Unternehmen für eine strategische Verirrung hielt. Helme Haffax’ Heer stand im Feld, und alles rätselte über seine Absichten.

Brin hatte den Eindruck, dass sie Falk noch immer nicht mochte, dass sie das gemeinsame Mahl jedoch als ein Zeichen ihres Wohlwollens gedeutet sehen wollte. Über das anstehende Gericht äußerte sie sich nicht.

Zum Glück, wie Brin fand, sagte Fanja an diesem Abend fast kein Wort.

Lautes Gesumme weckte sie früh am nächsten Tag. Ein Bienenvolk hatte unter der Dachtraufe vor Fanjas Fenster mit dem Nestbau begonnen. Fanjas Augen hatten über Nacht wieder ihre normale Farbe angenommen und sie redete mit den Bienen, dass sie einen geeigneteren Platz finden sollten.

Zur Mittagsstunde traten die Lichtsucher in den großen Tempel. Falk trug eine weiße Robe mit rotgoldenem Überwurf. Assadra hatte ihre ledernen Arm- und Beinschienen mit Rötel nachgefärbt, ihre Rüstung poliert, sodass sie dunkel glänzte, und sich einen neuen Umhang besorgt. Brin trug einen blütenweißen Wappenrock über seinem reichlich geflickten Kettenhemd. Auch Fanja und Leira waren in neuen Kleidern erschienen. Ihre Quanionen leuchteten.

Der Tempel war so voll wie an dem Tag, als Ayla von Schattengrund der Fürst-Illuminierten ihren Besuch abgestattet hatte. Als der Gottesdienst vorbei war, wurde der große Gong geschlagen und ein Priester sprach förmliche Worte, mit denen er den Gerichtstag eröffnete und alle Anwesenden zur Wahrhaftigkeit verpflichtete.

Acht hohe Geweihte zogen feierlich ein und nahmen auf hohen Stühlen Platz, die vor dem Altar aufgebaut worden waren. Der Älteste gab einem Priester am Eingang der Halle ein Zeichen, welcher sogleich einen Stab auf den Boden stieß, bis Ruhe herrschte.

„Ich rufe als Klägerin die Inquisitionsrätin Solaria Praiosstolz. Als Angeklagte rufe ich den Lichtbringer Falk Retogauer, die Löwin Rondras Assadra sunya Asirfa, den Knappen der Göttin Brin von Zorgan, die Heilerin Fanja Fantinen und den Grauling Leira Efferdlieb vor dieses Gericht.“

In einer Reihe traten die Gefährten vor das Gestühl der Richter. Eine ältere Frau mit den Amtsinsignien einer Inquisitorin war derweil neben den Altar getreten.

Der Älteste wandte sich ihr zu: „Solaria Praiosstolz, ich frage Euch, was habt Ihr vorzubringen?“

Mit lauter, geübter Stimme, die weithin zu vernehmen war, antwortete die Inquisitorin: „Ich stehe hier als Vertreterin der aranischen Krone.“

Ein Raunen ging durch die Halle.

„Ich habe in die Schranken des Gerichts rufen lassen: Fanja Fantinen, eine Fahrende, die über Untote gebietet, Assadra sunya Asirfa, eine aus ihrem Volk verbannte Ketzerin, Falk Retogauer, einen Priester unseres Herrn Praios, der allen hier vor wenigen Tagen eine Probe seines widersetzlichen Geistes gegeben hat und der nie bestritten hat, Unzucht mit Hexen zu treiben. Weiterhin rufe ich auf: Brin ui Slejenhagen, der ihm auf diesem Weg vorangeschritten ist und ihn vermutlich angestiftet hat, und Leira Efferdlieb, ein unbeaufsichtigter Grauling fern ihres Tempels, die sich sehr heimlich verhält und über die nicht viel in Erfahrung gebracht werden konnte. Im Namen der aranischen Krone erhebe ich Anklage gegen sie wegen mehrfachen Mordes, wegen der Begünstigung gesuchter Ketzer und wegen Hexerei.“

Solaria Praiosstolz hob ein Pergament mit großen roten Siegeln in die Höhe und übergab es feierlich den Richtern. „Dieses ist die Anklageschrift der aranischen Krone, übergeben an uns mit der Bitte, unseres Amtes zu walten!“

Dann zählte sie eine lange Reihe von Vorwürfen auf. Die Angeklagten hätten eine Intrige gegen den Baron von Malqis gesponnen, ihn ermordet und Brin an seiner statt auf dem Thron platziert. Sie hätten die Hexen in Malqis und in Retogau vor der heiligen Inquisition gewarnt und so ihre Festsetzung und Untersuchung vereitelt. Sie hätten eine Intrige gegen die neu ernannte Fürstin von Elburum gesponnen und ihre Untertanen aufgewiegelt, sodass sie ermordet worden sei. Sie hätten der Magierin Khelbara ay Baburia, einer

Feindin der aranischen Krone, die Flucht ermöglicht. Sie hätten im Kosch den Großinquisitor entführen lassen und seine Nachfolgerin im Amt ihren Zielen gewogen gemacht, mittels Hexerei. Ihre Umgebung hätten sie bisher zu täuschen vermocht mit völlig fantastischen Behauptungen über ihre angeblichen Taten.

„Diese Anklage, die ich im Namen der aranischen Krone vorbringe, wird bezeugt von der aranischen Großwesira Dassareth von Zorgan und vom Ordensmeister des Bannstrahl für die Kirchenprovinz Aranien, Wahnfried von Winterkalt. Sie wird bezeugt von niemand Geringerem als der Wahrerin der Ordnung Illtschjana Praiadne Krasnakoff, die den Beklagten einst vertraut hat. Weitere Zeugen sind ..."

Dann folgte eine Reihe von Namen, darunter auch der von Praioslieb von Beilunk.

Sie schloss: „Für diese schwersten Verbrechen, die im Verborgenen vollbracht wurden und die geeignet sind, die zwölfgöttliche Ordnung zu untergraben und die Herzen der Gläubigen zu verwirren, kann es nur eine Strafe geben: die reinigenden Flammen."

Nun begann überall im Saal aufgeregtes Gemurmel. Brin, dem während der Anklage mulmig geworden war, musste feststellen, dass die Umstehenden von ihnen abgerückt waren.

Da trat Falk vor die Richter. Er sprach den Eid und berichtete, was sich wirklich zugetragen hatte. Als Zeugen für die Wahrheit und für ihren Leumund benannte er die Schwertlöwin Ayla von Donnerbach, das Schwert der Schwerter Ayla von Schattengrund, den Diener des Lebens Leatmon Phraisop, die Großinquisitorin Heliopais von Anderath, die Meister des Bundes Aldare Donnerhall von Donnerbach und Bibernell von Hengisford, die Großmeisterin des Ordens der Golgariten Borondria, König Arkos von Aranien, Prinz Arlan von Löwenhaupt und seine Schwester Walbirg von Löwenhaupt, den Lichtträger Arras al'Achami, die Erbprinzessin Thalia Donnerhall

von Donnerbach, den Hohen Bruder Rassan von Elburum, die Dienerin des Raben Bishdalia von Mersingen, Magister Khedirion von Albenhus, Mondsilberwesir Salamon ibn Dafar von Elburum und die Lehrerin der Leidenschaft Shanya ash Shaya von Elburum.

Diese illustren Namen schienen bei den Zuhörern Eindruck zu machen.

Die Anklägerin erwiderte darauf: „Hohes Gericht, Euch wird nicht entgangen sein, dass niemand dieser Benannten hier ist und dass sie größtenteils so hochgestellt sind, dass dieses Gericht sie nicht wird vorladen können. Das scheint mir Berechnung zu sein."

Zu Brins Verblüffung trat nun Gwidûhenna von Faldahon vor die Schranken des Gerichts und ließ sich von den Richtern vereidigen.

„Ich schätze den Lichtbringer Falk Retogauer von Gareth nicht. Jedoch ist zu dieser Anklage einiges zu sagen. Diese Vorwürfe sind vor einigen Monden schon einmal von unbekannter Seite vor dem Sonnengericht in Gareth erhoben worden. Damals sind Zeugen zu den Ereignissen in Malqis, in Retogau und im Kosch befragt worden. Ich selbst war gerufen, darüber zu richten. Die Zeugen haben unter Eid den Bericht von Lichtbringer Falk Retogauer in allen wesentlichen Punkten bestätigt. Deswegen, und weil der Ankläger sich nicht zu erkennen gegeben hat, was uns auf dunkle Absichten schließen ließ, ist die Anklage damals nicht gehört worden."

Die Richter berieten sich nun leise. Schließlich ließ der Älteste die Anwesenden wieder zur Ruhe bringen und verkündete, dass die Gefährten von der Anklage freigesprochen seien. Er forderte die Inquisitorin auf, Großwesira Dassareth von Zorgan wegen der verleumderischen Anklage zu verfolgen. Zuletzt wies er den Schreiber an, ein Protokoll über die Verhandlung zu den Akten des Gerichts zu nehmen und Falk Retogauer eine Abschrift desselben auszuhändigen. Dann schloss er das Gericht.

Die Gefährten gingen zurück in ihr Quartier.

„Was sollen wir nun tun?“, fragte Fanja, als sie endlich wieder unter sich waren. „Sollen wir zurück nach Aranien? Die Anklage stammt aus Königin Eleonoras Kanzlei. Vielleicht will sie uns loswerden.“

„Ehrlich gesagt, ich würde es ihr zutrauen“, meinte Brin.

„Aber warum dieser Aufwand? Warum nicht einfach Meuchler auf uns ansetzen?“, überlegte sie.

„Wenn wir verurteilt werden, so würde es Fürstin Sybia, die uns in Dienst genommen hat, bloßstellen. Das könnte in Königin Eleonoras Interesse sein. Damit würde ihre Schwiegermutter, die keine Gelegenheit auslässt, ihr hineinzuregieren, gebremst.“

„Ich will meine Kinder treffen“, sagte Assadra. „Und ich will mich weiterhin in Aranien sehen lassen können. Lasst uns nach Zorgan gehen und dieser Sache auf den Grund gehen.“

„Gut, aber wir werden vorsichtig sein müssen“, seufzte Brin. Er fühlte sich beinahe niedergedrückt von der Last auf seinen Schultern.

In Beilunk wurden sie nun mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt, aber es hielt sie dort nichts mehr, und als bald darauf ein Konvoi nach Perricum auslief, gingen die Gefährten an Bord.

Rahja 1032 BF, Mhanadistan
Familientreffen

Das Wetter während ihrer Seereise war wie bei Efferd bestellt, und nach ein paar Tagen konnten die Lichtsucher wohlbehalten in Perricum an Land gehen. Dort hielten sie sich nicht auf, sondern machten sich sogleich auf den Weg nach Süden.

Nach einer guten Woche Wegs verließ Brin die anderen, um die Kinder zu holen. Die Verabredung war, sich in drei Wochen in Iziqnedim wieder zu versammeln.

Zuerst blieb er am Ufer des Karnah. Assadra hatte ihn immer wieder die Namen der Dörfer aufsagen lassen, über die er in die Nähe des Höhlentempels kommen würde. Der Tempel war verboten, aber den Namen des Dorfes, in dessen Nähe ihre Mutter mit den Kindern lebte, hatte sie ihm gesagt.

Das Wetter war mild und überall prunkte das frische Grün. Als einzelner Rondra-Geweihter wurde er überall gern aufgenommen und hatte keine Mühe, jeden Abend ein gutes Schlafquartier zu finden. Je näher er dem Raschtulswall kam, desto wehrhafter wurden die Dörfer.

Schließlich hatte er das letzte Dorf in der Kette von Namen erreicht. Er fragte nach der Herde des Amazonen-Volks und bekam eine Alm gezeigt, die am halben Hang eines der umliegenden Berge zu sehen war, bereits ein Ausläufer oder Vorposten des Raschtulswalls.

Es war bereits Nachmittag, und so trieb er sein Pferd und machte sich auf die letzte Etappe. Karrenspuren und viele Ziegenfährten wiesen ihm den Weg und führten ihn zu einem lang gestreckten, niedrigen Stall und einem gedrungenen Haus.

Keine Menschenseele war zu sehen, aber aus der Ferne vernahm er das Geläut von Glöckchen, und von hinter dem Haus Stimmen.

Brin band den großen Grauen an und ging ums Haus. In einem gepflasterten Winkel, der von der Abendsonne warm beschienen wurde, saßen Assadras Mutter Azila und die Amme, neben ihnen eine Krippe. Der Junge der Amme spielte auf dem Boden. Luwika lag auf einem Felsen über ihnen und ließ sich die Sonne auf den Bauch scheinen. Es war ein Bild tiefen Friedens, und eine Weile blickte er stumm. Dann kam Suleyscha über die Weiden gegangen. Sie musste ihn gesehen haben, denn sie blieb stehen und hob die Hand gegen die tief stehende Sonne.

„Ich bin's, Brin!"

Freudig kam sie angelaufen. Als er sie umarmte, stieß er gegen ihr pralles Bäuchlein. Sie war inzwischen hochschwanger. Danach begrüßte er die anderen und trat an die Krippe. Die Kinder schliefen und sahen rosig aus.

An diesem Abend gab es in der niedrigen Stube des alten Hauses ein langes Erzählen. Assadras Mutter wollte in allen Einzelheiten von dem Schwertzug berichtet haben. Suleyscha wurde etwas neidisch, dieses schöne Abenteuer verpasst zu haben, und war in Sorge wegen Roderick. Irgendwann kam ein alter Mann hinzu, dem die rechte Hand fehlte. Er wurde Brin als Gereon vorgestellt, und die anderen fanden nichts dabei, ihn die ganze Geschichte wieder von vorn beginnen zu lassen.

Eine große Neuigkeit war, dass Suleyscha von Azila adoptiert worden war.

„Bestens. Dann bist du nun meine Schwägerin. Aber was hat Ayla Al'Zusabith* gesagt?"

„Ich habe mit ihr gesprochen", sagte Suleyscha. „Sie lässt uns in Ruhe."

* Assadras Schwester und ihr spinnefeindlich gesonnen.

Brin schenkte ihr den Armreif, den er in Warunk dem Mädchen Morgwyn abgenommen hatte. Dann erzählte er, dass Assadra Sehnsucht hatte, und bat Azila, ihn mit den Kindern nach Iziqnedim zu begleiten. Zu seiner großen Erleichterung stimmte sie sofort zu. Nur Suleyscha würde dieses Mal nicht mitkommen können.

„Ich könnte Rhulana fragen“, schlug sie vor. „Sie ist im Tempel. Ihr Schildarm ist nicht mehr gut zu gebrauchen, weshalb die Königin sie vom normalen Dienst befreit hat. Sie schiebt Trübsal und weiß noch nichts Rechtes mit sich anzufangen.“

„Ich werde auch mitkommen“, sagte Gereon.

Zu Brins Verblüffung hatte Assadras Mutter nichts einzuwenden. Etwas zweifelnd musterte er den alten Mann.

„Du kannst mich ruhig mitnehmen“, sagte der. „Ich habe schon lange gelernt, mit der linken Hand zu kämpfen. Für einen Strauchdieb reicht es wohl, und ich habe die Kinder inzwischen so lieb, als wären es meine eigenen. An mir ist doch nichts mehr gelegen, und ich würde mich eher in Stücke schlagen lassen, als dass ihnen etwas zustößt.“

Brin sah ihn plötzlich mit ganz anderen Augen und begann, nach Ähnlichkeit zu Assadra zu suchen. Aber sicher konnte er nicht sein.

„Ein so großmütiges Angebot soll nicht abgelehnt werden“, sagte er schließlich.

Also war es beschlossen.

Die Kinder kannten Brin nicht wirklich, aber als er sie am nächsten Morgen begrüßte, lachten sie ihn fröhlich an und strampelten mit ihren kleinen Ärmchen und Beinchen. Da ging ihm das Herz auf und er wollte vor Glück fast platzen.

In der Zeit, die ihm noch blieb, zeichnete Brin die Kinder, die Alm und ihre Bewohner.

Zwei Tage später kam tatsächlich Rhulana. Bevor sie alle aufbrachen, ließ Assadras Mutter Brin einige Gänge gegen sie fechten.

Suleyscha musste alles genau beobachten und ihre Fragen zu Stil und Haltung beantworten.

Am Ende gab Azila ein Urteil ab: „Du fichtst ganz ordentlich, aber du stehst in der Deckung und lauerst, deswegen ziehen sich deine Kämpfe lange hin. Es mag sein, dass du keine Zeit hast. Ich werde dich lehren, mit dem Tempo deines Gegners zu spielen. Wenn du in seinen aufziehenden Schlag hineingehst, dann eröffnen sich dir Lücken in seiner Deckung. Es wird dich Schrammen und einen Blutzoll kosten, aber du kannst einen Kampf dadurch schnell beenden, wenn du es musst. Auf der Reise kannst du mit Rhulana üben."

Schließlich brach die kleine Karawane aus Azila, der Amme, Gereon, Rhulana, Brin und dem Maultier mit dem Korb samt Kindern auf. Vorn weg trabte Luwika. Suleyscha blieb zurück und winkte lange.

Sie waren alle gerüstet, sogar die Amme, und Brin dachte, dass dem kleinen Trupp, der keine Fracht transportierte, aber vor Waffen starrte, wohl keine Gefahr drohte. Dabei hatte er weniger Sorge vor dem Hinweg, sondern dachte an den Rückweg, den die anderen ohne ihn zurücklegen würden.

Als er nach oben blickte, sah er hoch am Himmel über ihnen einen Schwarm Harpyien seine Kreise ziehen.

Die Reise verlief glatt. Rhulana fügte sich gut in die kleine Gruppe ein, sie war neugierig auf alles am Weg. Hauptsächlich hielt sie sich an Azila, und unter ihrer Anleitung übte sie hingebungsvoll und ausdauernd ihren linken Arm.

Als die kleine Karawane in Iziqnedim ankam, warteten Assadra und die anderen bereits. Es war die Zeit des Fests der Freuden, und das Dorf war mit bunten Lichtern geschmückt. Im Hof der kleinen Karawanserei waren große Tische aufgebaut worden, und es wurde gegessen, getrunken, gesungen und getanzt.

Assadra war ganz aus dem Häuschen, ihre Kinder wiederzusehen, und herzte und küsste sie. Sie hatte eine Kammer für sie allein gefunden, und als sie endlich unter sich waren, musterte Brin sie eingehend.

„Gefalle ich dir noch?“, fragte sie.

„Wie eine große Katze. Du bist schön mit deinem schwarzen Haar, deiner braunen Haut und deiner drahtigen Figur. Und du hast keine Kämpfe gehabt in der letzten Zeit, wie es aussieht.“

„Ich könnte unverletzt geblieben sein. Wo hast du die blauen Flecke her?“

„Deine Mutter hat begonnen, mir halbe Hiebe beizubringen, um den nächsten Schlag zu überstürzen und dem Gegner in den aufziehenden Hieb hineinzugehen. Rhulana hat mit mir geübt.“

„Das kannst du ab jetzt mit mir machen.“

„Bist du eifersüchtig?“

Er lachte und fing sie ein. Sie trat und entwand sich ihm, dann erwischte er sie wieder, und sie begannen, sich stürmisch zu küssen.

Spät in der Nacht wachte er auf, weil sein Arm eingeschlafen war. Als er ihn unter ihr hervorzog, war sie sofort hellwach.

„Sch, es ist nichts“, murmelte er leise.

Er legte den Arm um sie, sie griff nach seiner Hand und war bald wieder fest eingeschlafen. Brin lag noch eine Weile wach und dankte den Göttern, sie gefunden zu haben.

Die Zeit, die nun anbrach, war eine glückliche. Assadra kümmerte sich hingebungsvoll um die Kinder. Sie war vielleicht ein wenig eifersüchtig auf die Amme, weil sie selbst die Kinder nicht mehr stillen konnte. Außerdem war sie begierig auf Neuigkeiten von Keshal Rondra und von der Alm und ließ sich alles genau beschreiben.

Nachher war sie wehmütig: „Ich glaube nicht, dass ich all das noch einmal wiedersehen werde.“

„Warum nicht? Deine Verbannung ist halb rum.“

„Ich will dich behalten, und das bedeutet, dass ich nicht zu meinem Volk zurückkehren kann.“

„Ich habe gedacht, wenn deine Königin dir wohlgesonnen ist, könnte sie dich in die Ferne schicken, als Botschafterin oder als Vorsteherin eines Kontors oder so etwas. Sie könnte dich jedes Jahr für ein paar Monate Dienst auf die Burg rufen, damit du dich deinem Volk nicht entfremdest.“

„Ich verstehe nichts vom Handel.“

„Es war ja nur ein Beispiel. Und die eigentliche Arbeit könnte von einem Gehilfen gemacht werden.“

„Aber ich will nicht ein paar Monate im Jahr auf dich verzichten müssen.“

„Lass uns erst mal abwarten. Wer weiß schon, was uns die nächsten Jahre bringen werden.“

Nach zwei Wochen war es Zeit für die Trennung, denn Azila und die Kinder sollten vor Anbruch der Namenlosen Tage zurück auf der Alm sein. Assadra weinte wieder sehr, als die kleine Truppe von dannen ritt.

Es war eine schöne Zeit gewesen, aber eine Nachricht aus Iziqnedim hatte die Gefährten beunruhigt: Ein Magus namens Rasulan, ein Lehrmeister der dreimal verfluchten Schule der Schmerzen in Elburum, war einige Zeit vor ihnen hier gewesen. Der Mann war ein Frevler, der seit Langem seine Seele der Belkelel verkauft hatte, und wurde steckbrieflich im ganzen Reich gesucht. Trotzdem hatte er sich nicht die Mühe gemacht, sich verborgen zu halten, sondern hatte sich hier mit einem seiner Schüler getroffen. Es schien, dass er allen Frauen im Dorf den Kopf verdreht hatte, einschließlich der Beyrouni. Und obwohl er ganz offen aufgetreten war, hatte es keinen Versuch gegeben, ihn festzusetzen.

Praios 1033 BF, Palmyrabad
Ein Kassensturz

Zwölf Wochen nach dem Aufbruch waren die Gefährten wieder zurück in Zorgan.

Zu Hause wartete eine Einladung auf sie: Magister Khedirion von Albenhus bat sie zum Reinigungsfest* in den Hesinde-Tempel. Er sollte dort in aller Feierlichkeit zum Prätor geweiht werden.

Zunächst einmal jedoch ersuchten Falk und Assadra um eine Audienz bei Eleonora Shahi, um eine Erklärung für den Anklagebrief zu fordern, der ihnen in Beilunk solche Schwierigkeiten bereitet hatte.

Brin mit seiner Schwarzseherei überredete die anderen, nicht mitzugehen, auf dass Eleonora nicht alle von ihnen gleichzeitig verhaften könne. Er biss den ganzen Tag unruhig auf seine Fingernägel, bis Falk und Assadra am Abend wohlbehalten zurückgekehrt waren.

Eleonora Shahi hatte den Brief sofort als Fälschung entlarvt. Das Schriftstück war dem Augenschein nach von Großwesira Dassareth von Zorgan abgefasst worden, nur war sie einige Tage vor dem Datum des Briefs vergiftet worden. Der Mörder wurde noch gesucht.

Dann war der letzte Tag des Rahja-Monds herangerückt und mit ihm das Fest der Reinigung. Die Gefährten gingen in ihren besten Kleidern zum Hesinde-Tempel. Sie waren sehr früh und fanden Khedirion in der Halle, wie er die Vorbereitungen inspizierte.

„Bist du aufgeregt?“, fragte Brin ihn.

„Nein, ich war oft genug dabei. Übrigens wird meine Weihe von Heriodas von Kuslik selbst vollzogen. Es ist eine Ehre für mich.“

„Steht ihr euch nahe?“

„Nein, er hat sich mir vorhin erst vorgestellt.“

* Der letzte Tag des alten Jahres.

Plötzlich war Brins nur leise schlummerndes Misstrauen wieder geweckt. „Wer sonst kennt ihn hier?“

„Er ist zum ersten Mal in Zorgan. Kommt nach hinten, ich mache euch bekannt. Er ist ein interessanter Gesprächspartner.“

In einer Sakristei wartete ein tulamidisch aussehender Mann. Er war mittelgroß, schlank und dunkelhaarig und trug eine prachtvolle Weste aus grüngoldenem Brokat, ein weites gelbseidenes Hemd und eine dunkelgrüne Pluderhose. Über einem Pult lag ein besticktes Obergewand. Khedirion stellte die Lichtsucher vor.

„Wie war die Reise von Kuslik?“, fragte Brin.

„Es war ein langer, sehr interessanter Weg. Es wäre mir ein Vergnügen, Euch später davon zu berichten.“

Brin konnte seinen Akzent nicht ganz einordnen. „Ihr habt Euch den Gepflogenheiten dieses Landes schnell angepasst, was Eure Kleidung anbelangt.“

Heriodas von Kuslik lächelte freundlich. „Ich stamme eigentlich aus Anchopal.“

Brin fing Falks Blick auf, der neben den Geweihten geschlendert war und mit den Lippen das Wort „magisch“ formte.

„Es ist niemals fruchtlos, einem Priester der Allweisen zu begegnen. Darf ich fragen, welcher Wissenschaft Euer besonderes Interesse gilt? Mada* hat Euch gesegnet?“

Der Geweihte hob kurz die rechte Hand und zeigte Brin für einen Augenblick ein Akademiesiegel. „Könnt Ihr das nicht erraten? Gern werde ich mich später darüber unterhalten. Aber nun lasst mich bitte allein. Ich muss mich sammeln.“

„Was ist eigentlich mit dir los?“, wollte Falk wissen, als sie wieder in der Tempelhalle standen.

---

* Mehr noch als Hesinde, die Göttin der Magie.

„Ich weiß, dass ich inzwischen vielleicht ein wenig verrückt bin, aber ich wittere überall Feinde.“

Dann begann der Hesinde-Dienst. Die Gefährten saßen mit den anderen Ehrengästen in der vordersten Bankreihe. Als Heriodas von Kuslik Magister Khedirion schließlich die Hand aufs Haupt legte, um die Weihe zu vollziehen, wanderte Brins Hand unwillkürlich zu Leweschilt.

„Ich kann gar nicht hinsehen“, stöhnte er.

Assadra drückte ihm die Hand auf den Arm. „Wir sind hier in einem Tempel, Brin.“

Da zog Heriodas mit einer fließenden Bewegung einen schwarzen Dolch aus seinem weiten Ärmel. Er packte Magister Khedirion, der ihn ungläubig ansah, mit der linken Hand an der Schulter. Da war Brin bereits auf den Beinen.

„Korun lebt!“ Mit diesem Kampfschrei stieß Heriodas dem Magister den Dolch in den Hals, sodass der gurgelnd auf die Knie sank.

Der Schrei war noch nicht verhallt, da drang Brin mit blitzendem Schwert auf den Mörder ein. Der murmelte etwas, Flammen schossen aus seinen Fingern und hüllten Brin und die Leute hinter ihm ein. Doch Brin traf ihn mit einem mächtigen Streich, durchbohrte ihn und Heriodas brach zusammen.

Für einen Augenblick dachte Brin, der Mörder sei tot. Einen Puls konnte er nicht spüren. Er schickte ein Stoßgebet zur Donnernden und riss hastig Stoff von seinem Wappenrock, um die große Wunde in der Brust abzudichten. Er drückte den Stoff, der sich rasch mit schaumigem Blut vollsaugte, auf die Wunde. Dann zog er dem Mörder den Kopf in den Nacken, woraufhin dieser schwach hustete.

„Einen Magus!“, rief Brin in die Menge. „Ich brauche hier einen Magus oder eine Hexe!“

„Warum machst du dir die Mühe?“ Assadra war taumelnd neben ihm aufgetaucht.

Ihr Umhang war verbrannt und sie hatte übel aussehende Brandverletzungen an den Armen. Brin fühlte plötzlich Schmerzen an Schulter, Hals und Gesicht. Sein Wappenrock war verkohlt. Um ihn herum gab es ein unbeschreibliches Geschrei und Gerenne.

„Drück ihm den Stoff auf die Brust“, befahl er Assadra. „Wir brauchen ihn lebend.“

Brin begann, die andere große Wunde zu verbinden, und sprach einen Heilsegen. Als er damit fertig war, fragte er Assadra: „Was ist mit Khedirion?“

„Fanja und Sybias Leibmagier sind bei ihm. Sybia ist auch von der Feuerlanze getroffen worden, aber sie stand weiter hinten. – Brin, du hast den Angriff vorausgesehen“, Assadra wirkte etwas neidisch. „Ich habe nichts bemerkt, und ich hätte es ebenfalls spüren müssen.“

„Nein, ich habe nichts vorhergesehen. Ich bin nur sehr, sehr vorsichtig.“

Endlich kam der Hauptmann der Wache, bei ihm ein Mann im Gewand eines Magus.

„Wer ist dieser Mann?“, fragte Brin den Hauptmann. „Kennt Ihr ihn und bürgt Ihr für ihn?“

„Ich kenne ihn wohl. Er ist ein götterfürchtiger Mann, und ich kann für ihn bürgen.“

„Nun gut“, sagte Brin und trat beiseite. „Die Wunde in der Brust muss geschlossen werden.“

Der Magus kniete nieder, legte dem Verletzten die Hand auf die Brust und begann eine Beschwörungsformel zu murmeln. Es dauerte lange. Schließlich erhob er sich müde und streckte seine Knie. „Er wird leben.“

Brin wandte sich an den Hauptmann: „Ich gebe diesen Mann lebend in Eure Hände. Bringt ihn in den Sternenpalast, und seht zu, dass niemand, aber auch niemand, der nicht von der Sultana ermächtigt ist, an ihn herankommt. Er ist magisch begabt, also zieht ihm ein

Kettenhemd an und legt ihn in Ketten. Er wird vermutlich versuchen, sich umzubringen, sobald er die Gelegenheit bekommt. Das darf nicht geschehen. Wenn er stirbt, wird es Euch schlecht ergehen."

„Das hat die Sultana mir auch schon gesagt", brummte der Hauptmann.

Als der Mann gefesselt und auf einer Bahre abtransportiert worden war, ließen Assadra und Brin sich von Fanja verbinden. Dann zogen die Gefährten sich bedrückt in ihr Haus zurück, wo sie die Tür verrammelten und die fünf Namenlosen Tage abwarteten.

Gleich am ersten Tag des neuen Jahres, zur Sommersonnenwende, schickte Sultana Sybia nach ihnen. Sie empfing sie in einem kleinen Gemach, ohne Bedienstete und Schreiber, und kam ohne Umschweife zur Sache.

„Zunächst die gute Nachricht: Magister Khedirion lebt, allerdings wird er wohl stumm bleiben. – Zur Befragung des Attentäters: Es ist besorgniserregend. Er gehört den Beni Asharan an, das ist eine geheime Bruderschaft des Kor* oder Korun, wie sie ihn nennen. Sie schicken gegen gutes Gold Leute vor der Zeit zu Boron. Viele ihrer Mitglieder sind magisch begabt."

„Werden sie es erneut versuchen?", fragte Brin.

„Im Allgemeinen sind sie zuverlässig. – Ich habe lange über die letzten Worte der Iphemia von Elburum nachgesonnen, erinnert ihr euch? *Dimionas Körper mag getötet und geschändet worden sein, doch sie lebt! Ihr Tag wird kommen, und dann werden alle Untreuen in ihrem Blut ertrinken!* – Inzwischen glaube ich daran. Ich weiß nicht wie, aber Dimionas Geist geht um und schmiedet Ränke. Dieses ist nicht das einzige Attentat gewesen. In den letzten Monden gab es

* Der blutige Kor, Sohn der Rondra und des Efferd, war der gnadenlose Gott von Kampf und Gemetzel.

Anschläge auf die Shahi, auf mich, auf Abt Assaban, auf die Großwesira Dassareth und nun auf Magister Khedirion. Ich meine, dass der Staatskasse erhebliche Summen Gold fehlen und sehe hier eine Verbindung. Möglicherweise benutzt Dimiona das Gold, um die Beni Asharan zu bezahlen."

„Wie viel fehlt?", fragte Brin.

„Es könnten bis zu einhunderttausend Dinar sein."

„Wollt Ihr sagen, dass eine ganze Wagenladung Gold von Eurem Schatz abhandengekommen ist?"

„Nein, das Gold fehlt nicht im Schatz. Aber wenn man die Einnahmen früherer Jahre mit dem vergleicht, was in den letzten Jahren eingegangen ist, dann ergibt sich ein großer Fehler."

Brin wirkte plötzlich müde und unendlich gereizt. „Wir sind gerade erst von schweren Kämpfen zurückgekehrt. Könnten die gesunkenen Einnahmen nicht auf den Bürgerkrieg in den letzten Jahren zurückzuführen sein?"

„Der Fehlbetrag im Steueraufkommen ist im Sultanat Palmyramis besonders auffällig. Geht dorthin. Ich möchte, dass ihr mit den Beni Asharan sprecht und nach Dimiona sucht. Folgt der Spur des Goldes."

„Fürstin, mit Verlaub, wir sind Sucher nach dem Ewigen Licht und nicht Eure Büttel. Nennt uns den Ort, an dem Dimiona sich verbirgt, und wir werden sie festsetzen. Aber sie zu finden, ist vielleicht eher eine Aufgabe für Eure Spione. Und dürfte ich vorschlagen, dass Ihr das Gold von Euren Ministerialen suchen lasst, oder meinetwegen von der Kirche des Listenreichen? Und den Meuchlern kann auch ein königlicher Richter nachforschen."

„Auf meine eigenen Leute kann ich mich nicht verlassen, weil vermutlich Oronier* unter ihnen sind. Deswegen ist meine Wahl auf euch gefallen."

„Gibt es Beweise für einen Zusammenhang zwischen Dimiona, den Attentätern und den zurückgehaltenen Steuern?"

„Ich werde eine Mada Basari† mit euch nach Palmyrabad entsenden, die sich im Finanzwesen auskennt, aber ihr sollt sie begleiten und beschützen. Ihr könnt dort auch Kontakt zu den Beni Asharan aufnehmen. Haltet sie davon ab, weitere Attentate zu verüben. Leider werden sie wohl kaum ihre Auftraggeber nennen, das wäre gegen ihre Ehre."

„Hat der Mörder einen Auftraggeber genannt und andere Anhänger seiner Sekte?"

„Er stammt von hier und hat unter Befragung die hiesigen Mitglieder benannt. Die meisten gehören seiner eigenen Familie an. Sie sind nun in unserem Gewahrsam. Brüder und Schwestern an anderen Orten kennt er nicht. Seinen Auftrag hat er als verschlüsselte Botschaft erhalten."

„Wie stellt Ihr Euch das vor, Kontakt aufnehmen? Wir sind, auch dank Eurer Schwiegertochter, inzwischen bekannt wie bunte Hunde."

„Man kontaktiert die Beni Asharan, indem man Nachrichten, die auf eine besondere Weise verschlüsselt sind, an geheimen Orten ablegt. So erhalten sie auch ihre Bezahlung. Alles das ist der Krone und den Sultanas bekannt. Nur der Schlüssel für Elburum ist mit Iphemia verloren gegangen, und ich weiß nicht, ob ihrer Nachfolgerin bereits ein neuer zugespielt wurde."

---

* Anhänger des Moghulats Oron, des kurzlebigen Staats, den Dimiona, Tochter von Sultana Sybia und Schwester von Arkos Shah, im östlichen Landesteil von Aranien errichtet hatte. Das Moghulat Oron war eines der Schwarzen Lande. Die Anbetung der Belkelel, der dämonischen Widersacherin der Göttin Rahja, war hier Staatsreligion gewesen.

† Der Mondkontor, ein Orden der Phex-Kirche.

„Wollt Ihr sagen, Ihr und die anderen Fürsten benutzt sie selbst?“ Brin war aufrichtig empört.

„Nur wer sie zu erreichen weiß, vermag das, und sie sind sehr teuer. Der Attentäter hat achthundertsechzehn Dinar erhalten. Wenn du auf dem Thron säßest, so wüsstest du, dass die Krone manchmal Anlass hat, sich gefährlicher Gegner zu entledigen. Zum Beispiel habe ich die Beni Asharan auf den Dämonenmeister angesetzt.“

„Das war wohl ein Misserfolg. Und offensichtlich hatten sie auch keinen Erfolg gegen Dimiona. Dafür versuchen sie jetzt, Euch zu töten. Ihr erntet nun, was Ihr gesät habt. Ein paar Hundert Dinar können von den meisten Adeligen und von vielen Bürgern dieser Stadt aufgebracht werden, wenn es nottut.“ Brin hatte sich in Wut geredet. „Es ist ein Frevel an der zwölfgöttlichen Ordnung, eine Meuchlerbande heranzuzüchten. Und es ist wirklich, wirklich dumm, wie Ihr nun seht.“

Sybia wurde frostig. „Du redest mit deiner Sultana.“

„Meine Fürsten sind Rohaja von Gareth und Idra ni Bennain.“

„Ich dachte, nach all den Wohltaten, die ich euch erwiesen habe, könnte ich auf eure Dankbarkeit und Loyalität zählen.“

„Wir werden uns bemühen, die Beni Asharan an den Galgen zu bringen. Dazu werden wir allerdings in Eurem Namen auftreten müssen und benötigen dementsprechende Schreiben. Unser Sold wird zehn Dinar pro Kopf und Tag betragen, und ich hoffe, dieses wird unser letzter Auftrag sein.“

„Ich bin keine Söldnerin“, widersprach Assadra ziemlich empört.

„Ich werde ebenfalls kein Geld nehmen“, sagte Falk.

„Wenn du Gold begehrst, dann soll Gold dein Lohn sein“, sagte Sybia. „Ihr braucht die Beni Asharan nicht an den Galgen zu bringen. Es reicht, wenn sie aufhören, Attentate auf uns zu begehen.“

„Wenn ich kann, werden sie trotzdem hängen“, sagte Brin. „Morde, die von Obrigkeiten angeordnet worden sind, werde ich nach Möglichkeit mit Fingerspitzengefühl behandeln.“

„Brin, ich will dir einen Rat für deine Zukunft geben.“ Sybia hatte nun Eis in der Stimme. „Leute, die die Hand beißen, die sie füttert, bringen es zu nichts.“

Als die Gefährten entlassen waren und vor dem Audienzzimmer standen, meinte Assadra: „Du hast sie herausgefordert. Geh nicht zu weit.“

Plötzlich war es mit Brins Beherrschung vorbei, und er begann zu schimpfen: „Unbekannte, die das königliche Siegel benutzen, um uns auf den Scheiterhaufen zu bringen. Staatsverbrecher, die in aller Öffentlichkeit unbehelligt durch dieses Land flanieren. Fürsten, die Mörderbanden hegen und pflegen. Wagenladungen von Gold, die einfach so abhandenkommen. – Was ist das nur für ein Schlendrian! Und an uns bleibt jetzt die Arbeit hängen. Sybia hat hier jahrzehntelang regiert, und sie ist für diesen Saustall mitverantwortlich!“ Allmählich ging ihm die Puste aus. „Ist doch wahr. Kommt, wir gehen nach Hause.“

Einiges von der Audienz musste sich wohl herumgesprochen haben, denn als Brin abends im Spiegelpalast seinen Rondra-Dienst feiern wollte, fand er sich allein.

Am nächsten Morgen erschien eine Sänfte vor dem Haus und eine prunkvoll gekleidete Dame stieg heraus. Nina von Zorgan war ihr Name. Sie war einige Jahre jünger als Brin, durchschnittlich groß und hatte mittellanges braunes Haar. Die einzige Eigentümlichkeit in ihrem durch und durch unauffälligen Gesicht waren ihre schmalen, wachen Äugelein.

Die Sultana selbst hatte sie für die Reise nach Palmyrabad ausgewählt und dafür gesorgt, dass Eleonora Shahi sie zu ihrer persönlichen Abgesandten ernannt hatte.

Ihr war für die Reise ein Flussschiff gewährt worden. Die Barke war groß genug für zwanzig Ruderer, aber für diese Fahrt waren nur sechs Rudersklaven an Bord genommen worden. Stromaufwärts bis Palmyrabad sollte getreidelt werden.

Als weitere Begleitung waren sechs königliche Gardisten abgestellt worden und einige Kanzleischreiber der Mada Basari, kurzsichtig und etwas gebeugt von jahrelanger Arbeit in der Schreibstube. In den Tagen auf dem Fluss merkte Brin, dass sie sich trotzdem sehr flink und geschmeidig zu bewegen wussten, besonders, wenn sie unter sich waren. Dann waren da noch der Kapitän, ein Koch und eine Zofe, und natürlich Fanja, Falk und Leira.

Gemächlich wurde der Kahn von einem Pferdegespann auf dem Uferweg stromaufwärts gezogen. Brin und Assadra folgten mit den Reittieren. Über das halbe Deck war zum Schutz vor der Sonne ein großer Baldachin gespannt worden. Es gab an Bord sogar eine gemauerte Feuerstelle, an der der Koch den lieben langen Tag buk und kleine Leckereien und Kuchen zubereitete. Fässer mit verschiedenen Weinen waren kühl entlang des flachen Kiels gestaut. Die Dienerin des Phex saß die längste Zeit unter dem Baldachin, gestützt von festen Polstern, knabberte an Süßigkeiten und ließ sich von ihrer Leibsklavin Ritterromane vorlesen. Zu den Gefährten hielt sie kühle Distanz. So kamen sie täglich zwanzig Meilen voran. Des Abends wurde angelegt und die Rudersklaven errichteten Schlafzelte.

Bei Revennis bogen sie in den Karnah ein, der sich hier von Westen kommend in den Barun-Ulah ergoss. Das Land, durch das der Fluss sie nun führte, war wahrlich gesegnet in seiner Üppigkeit, mit niedrigen Hügeln, auf denen Wein wuchs, und goldenen Weizenfeldern in den Tälern.

Nach zwei geruhsamen Wochen auf dem Wasser legte das Schiff in Palmyrabad an, wo die Gefährten schon vor zwei Jahren beim Donnersturmrennen durchgekommen waren. Die Stadt, reich an Gärten, hatte keine schützenden Mauern, sondern lag weit ausgebreitet am östlichen Ufer des Flusses.

Sie stiegen hinauf zum Eibenpalast, wo die Sultana residierte, und sahen, dass seit ihrem letzten Besuch ein großer Garten angelegt worden war, bestockt mit einer üppigen Fülle von Rosen und geschmückt mit Wasserspielen und Statuen.

„Wenigstens weiß man, wo das Geld geblieben ist“, meinte Brin zu der Phex-Geweihten. „Bald können wir wieder abreisen.“

„Ist dir in den Sinn gekommen, dass die Sultana gänzlich unschuldig sein könnte?“

„Nein, eigentlich nicht.“ Brin war nun doch sehr überrascht. „Aber du hast recht. Ich werde diese Möglichkeit in Betracht ziehen.“

Die Abordnung aus Zorgan wurde gleich zu Sultana Rashpatana al’Kira vorgelassen. Brin fiel auf, dass die Palastwache seit ihrem letzten Besuch verstärkt worden war. Nun standen Doppelposten von stattlichen Thorwalern an jedem Durchgang.

Die Sultana war eine Mittfünfzigerin, wirkte wegen der dick aufgetragenen Schminke aber älter.

Die Phex-Priesterin übergab das Sendschreiben und verneigte sich: „Phex und den Zwölfen zum Gruße! Ich bin Nina von Zorgan. Wir überbringen Euch die besten Wünsche von Eleonora Shahi. Sie hat uns entsandt, um die Vermögenslage und das Steueraufkommen in ihren Landen festzustellen und um die Steuerlisten zu überarbeiten.“

Kurz stellte sie die Gefährten vor, die sich ebenfalls verneigten.

Die Sultana runzelte die Stirn. „Um die Belange des Schatzes kümmert sich meine Wesira, besprecht Euch mit ihr. Aber ich will Euch

gleich sagen, dass die Zeiten hart sind, hier in der Nähe des Raschtulswalls.“

Eine Frau von etwa fünfzig Jahren, die neben ihr stand, verneigte sich: „Shubinai sunya Perainibith, zu Euren Diensten.“

Zur anderen Seite der Sultana saß eine wirklich runde Frau, die in teure perlenbestickte Schleier gehüllt war. Brin hatte inzwischen gelernt, dass üppige Rundungen und alabasterweiße Haut im Vorland des Raschtulswalls als Schönheitsideal galten, zumindest im Adel.

„Dies ist meine Tochter Rashpatanë“, erklärte die Sultana.

Die Ankömmlinge verneigten sich auch vor ihr.

Nachdem ein paar Artigkeiten hin- und hergegangen waren, sagte Brin: „Seit wir diese Stadt vor zwei Jahren das letzte Mal sehen durften, ist dieser wunderbare Rosengarten hinzugekommen. Er ist wahrlich eine Bereicherung.“

„Ihr habt ihn schon besucht? Er ist meine Huldigung an die Schönheit.“

„Er ist über alle Maße prächtig. Zudem ist mir jedoch aufgefallen, dass Ihr die Wachen sehr verstärkt habt. Fürchtet Ihr einen Angriff?“

„Das ist meine Thorwaler-Garde. Sehr ansehnlich, nicht wahr? Sie sind alle so massig. Diese Muskeln. Nicht so schmächtig wie viele Männer hier. Es liegt wohl an den Wintern dort, die sehr hart sind, wie man hört.“

„Hm, gut möglich. – Sultana, wir haben noch einen weiteren Auftrag. Wir müssen die Beni Asharan sprechen.“

Zu ihrer Ehre guckte die Fürstin entsetzt und machte eine abwehrende Handbewegung. „Was habt ihr mit ihnen zu schaffen?“

„Keine Sorge, ich teile Eure Auffassung. Die Königsmutter hat uns beauftragt. Sie verüben Attentate, denen Einhalt geboten werden muss.“

„Ich bin niemals selbst mit ihnen zusammengetroffen. Wenn ihr sie sucht, so müsst ihr in den Marbo-Tempel gehen.“

„In den Marbo-Tempel?“

„Ganz recht. Einige von ihnen haben dort Wohnung genommen.“

„Habt Dank. Wir möchten Euch nun bitten, den Hofstaat zusammenzurufen und uns vorzustellen. Wir werden mit Euren Kanzlisten und Dienern zusammenarbeiten, und es wäre einfacher, wenn sie uns kennen würden.“

„Wir leben hier in Ruhe und Frieden, deswegen geht unauffällig vor und macht mir die Leute nicht scheu. Ich werde das Gesinde morgen Nachmittag zusammenrufen lassen.“

„Geht es nicht früher?“

„Nicht vor dem Mittagessen. Ihr könnt mit mir speisen. Abgesandte der Königin sind an meiner bescheidenen Tafel stets willkommen.“

„Das ist zu großzügig. Aber wir würden gern schon am Vormittag mit der Arbeit beginnen.“

„Das wird nicht gehen. Ich pflege nach dem Aufstehen ein Bad in Stutenmilch zu nehmen und mich massieren zu lassen. Und Aufregung dulde ich in diesen Stunden nicht. Daran habe ich mich stets gehalten, und ich glaube, es ist das Geheimnis meiner Schönheit.“

Brin wurde nun ungeduldig. „Dann sollten wir die Leute jetzt gleich zusammenrufen.“

Die Fürstin wurde erkennbar ärgerlich. „Ist das wirklich euer Wille?“

„Ja.“

Auch Nina von Zorgan nickte.

„Nun gut, einer Abgesandten der Shahi werde ich nichts abschlagen.“

Ein großer Gong wurde geschlagen, und bald füllte sich der Saal mit Dienern und Höflingen. Brin trat an den Rand der niedrigen Plattform, auf der der Baldachin mit dem Thron der Sultana stand.

„Den Zwölfen zum Gruße!“

Dann stellte er die wichtigsten Leute der Gesandtschaft vor. Er hatte eigentlich eine gemäßigte, erklärende Ansprache halten wollen. Was herauskam, war in etwa das Folgende:

„Wir sind hier, weil jemand die Staatskasse bestiehlt. Jawohl, in diesen Zeiten, in denen das Land im Inneren gegen Oronier kämpft, die die zwölfgöttliche Ordnung unterwühlen, und in denen die Stadt Anchopal von den Ungläubigen besetzt ist, in diesen Zeiten bekommt die Königin nicht die Steuern, die ihr zustehen und auf die sie angewiesen ist. Aber wir werden hier mit aller Härte durchgreifen. Jeder, der sich die eigenen Taschen gefüllt hat, wird empfindlich bestraft werden, so wahr ich hier stehe. Wer uns aber Unregelmäßigkeiten anzeigt, wer das Rechte tut, der wird sich unser Wohlwollen erwerben."

So ging es noch ein Weilchen weiter. Und irgendwie wuchs Brins Zorn auf die Lumpen in diesem Tempel der Verschwendung mit jedem Wort an, sodass seine Rede am Ende viel heftiger und wütender geraten war, als er es beabsichtigt hatte. Als er abtrat, sah er in die entsetzen Gesichter der Wesira und der Sultana, und mit einem Mal schämte er sich.

Er verließ den Saal durch eine Nebentür und wartete auf die anderen. Da trat eine kostbar gekleidete Frau an ihn heran.

„Ihr wart so ... gewalttätig. Ich liebe Männer, die wissen, was sie wollen."

„Wer seid Ihr?"

„Ich bin Perainibith sunya Shubinai, die Tochter der Wesira. Ihr könnt mich Peri nennen." Sie drängte sich gegen ihn und fuhr mit der Hand an den Schritt seiner Hose.

„Geh weg, ich will nichts von dir!" Vergeblich versuchte Brin ihr auszuweichen.

Sie schob ihn in eine Ecke, als Assadra durch die Tür trat. Mit einem Blick hatte sie die Lage erfasst, oder was sie dafür hielt, und stürzte sich wie eine Furie auf die Nebenbuhlerin.

„Lass meinen Mann in Ruhe, du Hure!“

Assadra riss die Tochter der Wesira an den Haaren von Brin weg und schimpfte. Schließlich gelang es Brin, Assadra von der Frau wegzuziehen und sie zu ihrer Kammer zu bringen, wo sie den Rest des Abends vor sich hin fauchte.

Ihr Liebesspiel in dieser Nacht war wild und berauschend, aber auch übertrieben und maßlos. Assadra zerkratzte Brin die Brust so sehr, dass er später einen Verband brauchte. Er biss ihr dafür die Lippe blutig.

Am folgenden Morgen, als die Gefährten durch die Palastgärten wandelten, trafen sie einen jungen Mann, Qamar, den Leibmagus der Sultana. Er trug ein fein gestutztes Bärtchen, dezente Schminke und ausgesuchte Kleider und war Brin sogleich unangenehm. Vom Alter her hätte er der Gefährte von Rasulan sein können, nach dem sie suchten.

Brin, der immer noch schlecht gelaunt war, ließ ihn in Gewahrsam nehmen und in sein Zimmer sperren.

„Es liegt doch gar nichts gegen ihn vor“, sagte Falk später.

„Ich mag ihn nicht. Außerdem wird es die Leute hier verunsichern, wenn wir den einen oder anderen festsetzen. Das nützt uns bei unseren Nachforschungen.“

„Mach das nicht noch einmal. Es ist ein Frevel gegen die Gebote des Götterfürsten.“

„Wenn wir nicht bald etwas finden, lasse ich ihn wieder laufen. Aber ich habe ein schlechtes Gefühl bei ihm.“

„Das kannst du wohl kaum einem Richter sagen.“

Zur Mittagszeit wanderten sie vor die Stadt, wo inmitten eines Friedhofs der Marbo-Tempel lag. Die Tempelhalle und die Wohngebäude waren um einen schattigen Innenhof gebaut, der mit Granitplatten in unterschiedlichen Grautönen gepflastert war. Die

Platten bildeten in ihren Farbschattierungen ein verwirrendes, aber harmonisches Muster.

Als sie in den Hof traten, fühlte Brin mit einem Mal tiefen Frieden. Die Wut, die er die ganze Zeit verspürt hatte, verflog. Sie setzten sich auf zwei kleine Bänke und warteten. Nach einer halben Stunde kam ein Mann in schwarzen Roben und mit kahl geschorenem Kopf zu ihnen und verneigte sich. Sie warteten darauf, dass er sie ansprechen würde, aber der Mann schwieg.

„Marbo und den Zwölfen zum Gruße“, versuchte Brin es schließlich. „Ich bin Brin von Zorgan und dies sind meine Gefährten Assadra, Falk, Fanja und Leira. Wir sind Sucher nach dem Ewigen Licht“, fuhr Brin fort und deutete auf seine Quanione, „und suchen die Beni Asharan, um mit ihnen zu reden ... Korun lebt.“

Der Mann musterte sie lange, dann drehte er sich um und ging. Nach geraumer Zeit kehrte er zurück und winkte ihnen, ihm zu folgen. Er führte sie durch die Tempelhalle und in eine spärlich möblierte Sakristei. Auf einem Stuhl saß dort ein Mann in den Roben eines Priesters, so alt, als wäre er dem Grab entstiegen.

Er wies auf einige Strohmatten und nickte ihnen zu.

Sie verneigten sich, ließen sich mit gekreuzten Beinen nieder, und Brin nannte wieder ihre Namen.

Mit krächzender Stimme begann der alte Mann zu sprechen: „Ihr könnt mich Abu nennen. Nun sagt, warum seid ihr gekommen?“

„Wir suchen die Beni Asharan. Sultana Rashpatana sagte, wir könnten sie hier finden.“

„Was begehrt ihr von ihnen?“

„Die Sultana Sybia schickt uns. Die Beni Asharan verüben Attentate auf sie, ihre Familie und ihre Höflinge. Das muss ein Ende haben.“

„Ich werde es bedenken.“

„Wie kommt es, dass eine Meuchlerbande wie die Beni Asharan in diesem Tempel Zuflucht findet?“

„Die Beni Asharan verehren Kor, den sie Korun nennen. Sie sehen ihn als einen Sohn der Marbo.“

Plötzlich sprang Falk wutentbrannt auf. „Nichtswürdiger Greis! Hängt auch Ihr derartigen Ketzereien an?“

Er war drauf und dran sich auf den Alten zu stürzen, aber Leira gelang es mit all ihrer Kraft, ihn zurückzerren. Dabei wurde der schwarze Ring sichtbar, den Brianna Brin vor Jahren gegeben und den er Falk zur Verwahrung anvertraut hatte.

Der Priester zuckte zusammen und läutete ein kleines Glöckchen. Hinter einem Vorhang, den Brin noch gar nicht recht beachtet hatte, trat eine schwarz gekleidete und verschleierte Frau hervor. Der Alte wies auf Falk: „Sag mir, wer ist dieser Mann?“

Die verschleierte Frau erstarrte und schien zu wittern. „Er ist ein Diener des Sonnengottes. Der Ring gehört jedoch diesem“, sie zeigte auf Brin, „der einer von uns ist.“

„Brin gehört der Leuin“, sagte Assadra mit Nachdruck.

„Wie dem auch sei“, erwiderte die Frau. „Urgroßvater und Großmutter erheben Anspruch auf seine Seele.“

Assadras Hand fuhr an den Schwertgriff.

„Tragt euren Streit draußen aus, Kinder“, sagte der Alte. „Ich werde mich versenken und euch wegen der Beni Asharan dann Nachricht geben.“

Damit entließ sie der Mann, den sie Abu nennen sollten. Die verschleierte Frau geleitete sie zurück in den Innenhof. Ihre Berührung fühlte sich für Brin so kalt an wie die Hände von Brianna und Sagarta.

„Wer bist du?“, fragte er sie.

„Du kannst mich Layla nennen. Und wer bist du?“

„Mein Name ist Brin. Vielleicht trage ich ein kleines Fünkchen des Herrn Boron oder der Frau Marbo in meiner Seele, deswegen glaubst

du, mich zu erkennen. Doch ich bin ein Diener der Donnernden.“ Dann sagte er zu Falk: „Du kannst mir den Ring nun zurückgeben. Es ist wohl nicht nötig, dass du ihn bewahrst, wenn alle gleich erkennen, dass er mir gehört.“

Sie waren in einen Garten gekommen. Während Brin sich den Ring aufsteckte, sah er sich um. An einem Tischchen saß eine blasse Frau. Ihre Augen blickten leer drein. Der Diener, der sie empfangen hatte, war gerade dabei, Brot und Fisch in kleine Häppchen zu zerschneiden. Die Brocken steckte er der Frau sanft in den Mund, woraufhin sie kaute und schluckte.

„Wer ist sie?“, fragte Brin.

„Wir wissen es nicht. Wir haben vor langer Zeit eine Seelenprüfung an ihr vorgenommen. Sie hat keine Seele. Sie isst und trinkt, wenn man ihr Nahrung in den Mund legt, aber sie hat keinen eigenen Antrieb. Wir hüten sie hier und kümmern uns um sie, bis sich offenbart, welchen Plan die junge Göttin mit ihr verfolgt.“

„Es heißt, dass Dimionas Geist noch in dieser Welt umgeht. Ich könnte mir denken, dass sie einen Körper sucht. Behütet diese Frau gut.“

„Und ihr? Was wollt ihr hier?“

„Wir sind Sucher nach dem Ewigen Licht. Aber nun sind wir im Auftrag von Sultana Sybia hier, um mit den Beni Asharan zu sprechen. Du hast es drüben gehört. Ihre Attentate werden zu einer Bedrohung für das Königreich.“

„Wenn du es willst, dann kann ich die Beni Asharan beseitigen“, sagte sie kalt.

„Das glaube ich dir. Aber dies betrifft nicht die Frau Marbo oder den Herrn Boron, sondern nur eine törichte Regentin.“

Als sie wieder auf dem Rückweg waren, brach es aus Assadra heraus: „Diese Frau hat gesagt, dass der Herr Boron und die Frau Marbo

deine Seele beanspruchen. Ich will die Zeit des Wartens an Rondras Tafel nicht ohne dich verbringen!“

„Wir wissen seit meiner Weihe, dass ich weitere Fünkchen in meiner Seele trage.“

„Ich dachte, sie würden mit der Zeit verschwinden.“

„Ich will lieber der Donnernden dienen, als einem anderen Unsterblichen, und möchte eines Tages in ihre Halle eingehen. Aber selbst wenn nicht, hab keine Angst. Hier ist eine Geschichte von Domnall Dalpert, meinem Lehrer: *Eine Frau und ein Mann liebten sich sehr und waren den Travia-Bund eingegangen. Dann starb der Mann. Die Frau war noch jung, und nach einigen Jahren des Trauerns heiratete sie erneut. Sie und ihr neuer Mann lebten glücklich bis ins hohe Alter und starben fast am gleichen Tag*. – Mein Lehrer hat mich anschließend gefragt, mit welchem der beiden sie in Alveran jetzt zusammen ist? Ich habe überlegt, ob ihr erster Mann nun das größere Recht hat, oder der, mit dem sie ihr Leben verbracht hat und alt geworden ist. Der Lehrer hat gesagt, dass Alveran ein vollkommener Ort ohne Trauer ist, und deswegen müsste keiner verzichten. Es wäre gänzlich anders als die Welt der Sterblichen. Wir wären glücklich dort, selbst wenn die Unsterblichen uns in verschiedene Paradiese holten.“

Assadra sah nicht überzeugt aus.

Da wurde Brin nachdenklich. „Gestern du und ich, heute Falk und beinahe auch du. Wir verlieren die Selbstkontrolle. Wut, Streitlust, Enthemmung. Und wir sind hier in einem Landstrich, in dem die Belkelel stark ist. Lasst uns doch einmal in den Rahja-Tempel gehen.“

Zhulamin, die Priesterin, begrüßte sie freundlich. Brin erzählte ihr, was sich zugetragen hatte, und von seinem Verdacht.

„Was ihr bemerkt habt, ist mir schon seit Langem aufgefallen“, meinte sie. „Diese Stimmung breitet sich aus wie ein Geschwür. Begonnen hat es im Eibenpalast. Ich wollte dort hinein, aber seit ein

Magus namens Rasulan hier war, bin ich dort nicht mehr willkommen.“

„Er war hier? Er ist ein gesuchter Staatsverbrecher und Belkelel-Paktierer.“

„Er kommt regelmäßig her. Inzwischen hat er ein eigenes Zimmer, das stets für ihn bereit ist. Die Wesira, die Prinzessin und auch die Hauptfrau der Thorwaler schmachten ihn an.“

„Und mit wem sonst pflegt er Umgang?“

„Mit vielen. Die Frauen sind ihm hörig. Besonders widmet er sich der Wesira, Prinzessin Rashpatanë und der Hauptfrau der Thorwaler, aber auch Meister Qamar und Irmenella von Albenhus, der Rondra-Priesterin, wie ich gehört habe.“

„Und die Fürstin?“

„Die Fürstin hat er bisher links liegen gelassen. Man munkelt, sie sei deshalb sehr enttäuscht.“

„Wir werden uns im Palast umsehen. Habt Dank für Eure Hilfe.“

Damit gingen sie zurück und suchten Nina. Sie fanden sie in der Kanzlei, inmitten ihrer Gehilfen. Die Wesira war auch da, thronte hinter einem großen Pult und sah missmutig zu, wie die Mada Basari Kerbhölzer abzählten und Zahlen auf ihre Wachstafeln übertrugen.

Die Gefährten baten die Phex-Priesterin hinaus und ließen sich von einem Diener zu Rasulans Zimmer führen.

Im Gehen erzählte Nina, was sie bisher herausgefunden hatte: „Eins kann ich schon sagen. Der Rosengarten und mehr noch die Thorwaler-Garde verschlingen Unsummen.“

Die Tür zu Rasulans Zimmer war zugesperrt, aber Nina hatte keine Mühe mit dem Schloss. Das Zimmer war groß und aufgeräumt, aber wirkte stickig. Sie durchsuchten es gründlich und fanden unter den Bodendielen einen versteckten Hohlraum, darin eine Statue der Belkelel und ein Bündel Briefe.

Die Statue war scheußlich, und Falk griff einen Schürhaken und zerschlug das Machwerk. Die Briefe waren teilweise verschlüsselt, teilweise aber auch in Klarschrift. Eine schnelle Durchsicht förderte Liebesbriefe von Abt Assaban und Briefe von Meister Qamar zutage. Anschließend marschierten sie zu der Kammer, in die Meister Qamar auf Brins Geheiß hin eingesperrt worden war.

Nachdem er die Briefe gesehen hatte, hatte Falk keine Gewissensbisse, den Magus unter einen Heiligen Befehl zu zwingen: „Im Namen des Herrn Praios! Sprich die Wahrheit oder sei verdammt!“

Dann begann Brin mit seinen Fragen: „Wie lange stehst du schon in Kontakt mit dem Magier Rasulan?“

„Seit ich neun Jahre alt war. Ich bin einer seiner Schüler.“

Damit war der Widerstand gebrochen, und Qamar begann, freimütig zu reden. Er sei in all diesen Jahren Rasulans Vertrauter und Gehilfe geblieben. Der Meister habe hier in Palmyrabad immer wieder große Geldsummen von der Wesira oder der Prinzessin empfangen. Wenige Tage vor der Ankunft der Lichtsucher sei er jedoch nach Baburin aufgebrochen.

„Und warst du es auch, den Rasulan in Iziqnedim getroffen hat?“

„Das war unser vorletztes Treffen. Der Meister war aufgewühlt, weil er vor gar nicht langer Zeit die Moghuli getroffen hatte, Dimiona von Zorgan. Sie lebt!“

„Hat er sie getroffen oder ihren Geist?“

„Nein, sie. Leibhaftig in Fleisch und Blut! Deswegen war er ja so aufgeregt.“

„Wo war das?“

„Das hat er mir nicht gesagt.“

„Du hast uns geholfen, und das soll zu deinem Vorteil ausgelegt werden. Nun sage uns, was ist dein Auftrag hier in Palmyrabad?“

Rasulan hatte ihn hier platziert, um ein Auge auf alles zu haben. Schließlich erzählte der junge Magus noch etwas, das sie alle

aufhorchen ließ: Vor einigen Monden habe er eine Nachricht nach Elburum senden müssen, an eine Tanamin, dass sie eine Maga mit bunten Haaren und einer Schlangentätowierung entführen solle. Letztere solle am Leben bleiben, bis Rasulan sie befragt habe. Er, Qamar, habe mehrmals deswegen nachfragen müssen, aber im Ingerimm-Mond habe er schließlich die Bestätigung erhalten, dass die Maga gefasst sei.

„Das könnte diese Khelbara sein", sagte Brin nachdenklich.

Zuletzt musste Qamar sich entkleiden. Ein sichtbares Dämonenmal trug er nicht, also war vielleicht noch Hoffnung für seine Seele.

Als die Gefährten berieten, was sie nun mit dem jungen Magus anfangen sollten, bat Brin: „Falk, er muss eingehend befragt werden, und ich glaube nicht, dass das hier geschehen kann, wo alle seinem Meister hörig sind. Er kann hier zu leicht befreit oder ermordet werden. Könntest du die Gardisten als Eskorte nehmen und ihn nach Zorgan bringen?"

„Warum ich?"

„Ehrlich gesagt, ich habe Sorge, dass er Fanja, Leira oder Assadra verführt, wenn sie zu lange mit ihm allein sind. Denk an die Macht, die sein Meister über die Frauen hat. Und ich selbst möchte hierbleiben wegen der Beni Asharan."

„Wann soll ich aufbrechen?"

„Am besten gleich. Wir kommen so bald wie möglich hinter dir her, sowie wir mit unseren Untersuchungen hier fertig sind."

Nina, als Anführerin der Mission, gestattete es, und so legte das Flussschiff noch am selben Nachmittag mit Falk und dem Gefangenen ab.

Zuvor knöpften sie sich aber noch die Wesira vor. Sie war empört über die Anschuldigungen, aber als Nina ihr die Aussage von Qamar vorlas, gab sie alles zu.

„Rasulan ist ein herrlicher, ein wahrhaft großer Mann. Ich bin es nicht wert, den Staub von seinen Sandalen zu küssen. Ich bin stolz darauf, dass ich ihm helfen konnte."

„Woher stammt das Geld?"

„Die Sultana braucht ein Vermögen für ihre Garde und den Rosengarten. Es wird von den Steuereinnahmen abgezweigt. Dass ein Teil davon auch Rasulans hehren Zielen zugutekommt, hat sie nicht bemerkt."

„Und was sollen seine Ziele sein?"

„Die Welt wird es sehen, wenn seine Pläne gereift sind!"

„Und die Prinzessin?"

„Der Meister hat ihr gestattet, mir zu helfen. Obwohl das eigentlich nicht nötig gewesen wäre. Er meinte wohl, ich würde zu große Wagnisse für ihn eingehen." Sie sah stolz aus.

„Wusste die Sultana davon?"

„Das weiß ich nicht. Der Meister hatte kein Interesse an der alten Wachtel. Aber sie weiß, woher die Mittel für den Garten und ihre Zinnsoldaten stammen."

Nina war zufrieden, ihre Arbeit war nun fast getan. Es blieb nur noch, die Kanzlei nach allen sonstigen Nachrichten zu durchkämmen, die für die Mada Basari von Interesse sein konnten.

Die Gefährten baten um eine Audienz bei Sultana Rashpatana und legten ihr dar, was sie herausgefunden hatten. Sie guckte etwas ertappt wegen ihrer eigenen Diebereien, und sie war leicht entsetzt, dass ein Staatsfeind hier solche Hilfe und Unterstützung erfahren hatte. Andererseits schien sie zu faul, um sich groß zu erregen. Immerhin zögerte sie keinen Augenblick, durchzugreifen. Die Wesira wurde auf ihre Güter verbannt, und ihrer Tochter verbot sie bis auf Weiteres den Nachtisch.

Brin war versucht, das Trio zu hängen, schließlich schob er diesen Impuls aber auf den Einfluss der Belkelel, der noch nicht gänzlich

verflogen war. Zufrieden mit dem vollbrachten Tagwerk schlenderte er abends zum Rondra-Tempel.

Es war ein Hallenbau mit hohen, sehr schmalen Fenstern, schmucklos, aber mit gefälligen Proportionen. An einer Schmalseite war ein Turm angesetzt, der ein Stockwerk hoch über das Dach hinausragte. Der Tempelraum war zwei Geschosse hoch und dreischiffig. An der Schmalseite standen ein Altar, Glutschalen und in einer Wandnische ein hohes Marmorbild der Göttin. Sie war mit einer altertümlichen Bronzerüstung angetan, die den Rüstungen der Amazonen glich. Auf der gegenüberliegenden Schmalseite lagen das Eingangsportal und der Zugang zum Turm. Auf dieser Seite war auch eine Empore, unter der einige kleine Kammern lagen.

Brin sank auf die Knie und betete. Als er damit fertig war, trat eine Priesterin zu ihm.

„Rondra zum Gruße! Ich bin Irmenella von Albenhus. Wir haben in diesen Tagen selten Besuch aus anderen Tempeln. Seid mir willkommen! Was gibt es Neues auf dem Derenrund?“

„Ich bin Brin von Zorgan, unterwegs im Auftrag der Shahi. Mir wurde berichtet, du pflegst Kontakt zu einem Magus namens Rasulan?“

„Ihm ist doch nichts zugestoßen?“ Sie sah ihn erschrocken an.

„Wir suchen ihn. Er hat einen Pakt mit der Herrin der Schwarzfaulen Lust geschlossen und war Magister an der Schule der Schmerzen in Elburum.“

„Das ist eine Verleumdung und Lüge!“

Sie nahm ihr Schwertgehänge auf und zog den Rondrakamm heraus. Dann griff sie Brin an. „Gib zu, dass du lügst, und schwöre, ihm nichts zu tun!“

Brin konnte gerade noch sein Schwert ziehen. „Ich werde ihn auf den Scheiterhaufen bringen, wenn ich kann!“

Mit der Wut einer Berserkerin drang die Priesterin auf ihn ein.

Brin wehrte sich nach Kräften, aber Blitze aus Schmerz durchzuckten ihn, als ihr Schwert ihn wieder und wieder traf. In seinen Ohren begann es zu rauschen, dann wurde ihm schwarz vor Augen.

Als Brin aufwachte, sah er kahle, weiß gekalkte Wände. Er versuchte sich zu bewegen, sofort schossen ihm Schmerzen durch die Schulter und Tränen in die Augen. Vorsichtig drehte er den Kopf. Neben ihm brannte ein kleines Talglicht. In einem Stuhl saß Assadra und schlief. Am Bett stand ein Schemel mit seinen Kleidern und seinem Schwert. Mit Entsetzen begann er sich zu erinnern.

Als er das nächste Mal erwachte, wurde es draußen hell.

„Bist du wach? Ich bin gleich gekommen, als ich von dem Kampf gehört habe“, sagte Assadra.

Er drehte den Kopf zur Wand. „Lasst mich in Ruhe.“

Kurz darauf kam Fanja und sah nach seinen Verbänden, ließ sie aber ungeöffnet. Brin schloss die Augen und stellte sich schlafend. Dann endlich ließen sie ihn allein.

Am Mittag kam wieder Assadra. In der Zwischenzeit hatte hin und wieder ein Novize nach ihm gesehen.

„Deine Augen sind offen“, sagte Assadra leise. „Wie geht es dir? Fanja kommt nachher und sieht nach dir.“

„Ich habe mich verprügeln lassen wie ein Schuljunge. Es ist eine Schmach.“

„Sie ist eine Frau und dient der Göttin länger als du.“

„Was soll es damit zu tun haben, dass sie eine Frau ist? Hör auf damit.“

„Frauen stehen der Göttin nun einmal näher. Falls es dich tröstet: Sie liegt in der Kammer nebenan und pflegt ihre Verletzungen.“

„Sobald es mir besser geht, werde ich sie fordern.“ Dann war er lange still. „Und wenn sie mich wieder besiegt, suche ich mir in der Wildnis eine Einsiedelei.“

„Das wäre wirklich feige. Denk an das Traumgesicht bei deiner Weihe, als du das Blitzmal empfangen hast. Falls du es schon vergessen hast*.“

Am Abend kehrte Assadra zurück und hatte das Kamelspiel mitgebracht.

„Ich habe den ganzen Tag nachgedacht“, sprach Brin schließlich. „Meine Kämpfe machen der Leuin und dem Schwertbund† wenig Ehre, und ich lüge. Und ich hätte Sybia gegenüber hilfsbereiter sein sollen. Könntest du Irmenella holen?“

Bald kam Assadra mit der Geweihten zurück. Letztere ging mit Vorsicht und hinkte, wie Brin befriedigt feststellte.

„Ich würde gern beichten“, sagte er.

Er erzählte die ganze Geschichte vom Schwertzug nach Warunk und alles, was er seither getan hatte. Als er schilderte, wie er die Orks mit dem alchemistischen Feuer verbrannt hatte, schüttelten sich beide Zuhörerinnen, obwohl Assadra damals hinter ihm gestanden und alles gesehen hatte.

Als er zu der Stelle kam, wo er dem Beinschnitzer das Schwert in den Rücken gerammt hatte, war Irmenella entsetzt. Assadra meinte, es sei gleichgültig gewesen, bei einem verdammten Gegner ohne Ehre.

---

* Am Tag seiner Weihe hatte Brin einen Traum gehabt: Er war tief enttäuscht gewesen. Als Antwort hatte er alles hingeworfen und sich eine abgelegene Klause gesucht: Fern der Welt wollte er dort malen und seine Aufzeichnungen ordnen. Da war ein Blitz in seine rechte Hand gefahren, und die Löwin hatte gegrollt: „Erinnere dich, deine Hand für andere zu rühren, nicht nur für dich selbst!“

† Kirche der Göttin Rondra.

Dass er zum Schein mit dem Oberst der Nirraven-Garde verhandelt hatte, fand Assadra eine erlaubte List gegen einen heimtückischen Feind.

Irmenella hingegen setzte zu einer Predigt an: „Wir müssen auch im Kampf mit den Dienern der Niederhöllen ein strahlendes Beispiel abgeben, um Zweifel in ihre Herzen zu säen und unsere Freunde zu ermutigen. Viele unserer Feinde sind keine Paktierer, nur verblendet. Sie können gerettet werden."

Brin winkte ab. „Ja. Aber was wäre gewesen, wenn der Beinschnitzer entkommen wäre und die anderen gewarnt hätte? Vielleicht wären wir gescheitert. Und die Orks hätten wir im Handgemenge niemals besiegt. Und den Obristen und seine Begleiter in einen Zweikampf zu zwingen, war der Weg der Verzweiflung. Ich würde in allen Fällen wieder so handeln."

„Wenn du dir so sicher in deinen Entscheidungen bist, warum rufst du mich dann und stiehlst mir meine Zeit?"

Brin seufzte und dachte einen Moment lang nach. „Ich wäre gern ein guter Diener der Donnernden, aber ich weiß nicht, wie ich es in diesen Zeiten sein kann."

„Wenn du nicht selbst wüsstest, dass es falsch ist, was du tust, dann hättest du mich nicht gerufen. Es wäre wohl unpassend, dir eine Buße aufzuerlegen, es sei denn, du bittest darum. Nun wünsche ich dir, dass die Göttin dich auf den rechten Pfad leitet."

Damit ging sie.

Assadra sagte leise: „Ich bin auch vom Pfad abgewichen. Erinnerst du dich an deinen Kampf in der Schwertschlucht?"

„Ja, natürlich."

„Ich habe einen Pfeil auf deinen Gegner geschossen."

„Dein Volk lehrt den Umgang mit dem Bogen."

„Aber es war dein Zweikampf."

„Du hast ihn verfehlt. Vielleicht hat ein kleines Stimmchen dich im Moment des Schusses zögern lassen. Außerdem hast du aus Sorge um mich gehandelt, und ich kann dir dafür nicht böse sein.“

Die Tage vergingen, und Brin ging es langsam besser. Die anderen besuchten ihn, und Assadra und er spielten stundenlang Rote und Weiße Kamele.

Als sie eines Abends zu ihm in den Tempel kam, war sie sehr in sich gekehrt. Schließlich begann sie zu erzählen: „Ich war heute im Marbo-Tempel. Ich wollte wissen, was diese Layla in dir gesehen hat. Wir haben uns gestritten, und ich habe mein Schwert gezogen. Es hat nicht viel gefehlt, und ich hätte eine Priesterin verletzt. Ich weiß nicht, was mit mir los ist.“

„Was hat sie denn gesagt?“

„Sie sagte, der Weg deiner Seele hänge davon ab, wer von uns beiden zuerst sterbe. Erklärt hat sie es nicht.“

„Vielleicht meinte sie, wenn du vor mir stürbest, dass ich mich mit der Zeit der Frau Marbo zuwenden würde.“

„Aber die Donnernde spricht mit dir. Ich hingegen höre sie nicht mehr.“

„Sie hat seit dem Greifenpass nicht mehr mit mir gesprochen.“

„Und im Hesinde-Tempel? Woher wusstest du, dass der Priester ein Meuchler war? Und hier, dass der Magier ein Diener Rasulans war?“

„Ich wusste es nicht. Ich bin wie eine Falle, die bei der leisesten Berührung zuschnappt. Überall lauert Gefahr. Belkelel-Paktierer, Belhalhar-Paktierer und Tionnin Madaraestadin, und sie alle suchen uns. Die Kinder des roten Löwen, die, vor denen wir uns hüten müssen. Irgendjemand in Zorgan fälscht Anklagen, um uns auf den Scheiterhaufen zu bringen. Darüber hinaus will ich nicht in die

Schlingen Iribaars* tappen, dessen Diener mich vermutlich am Tag des Schwurs wieder heimsucht. Und ich mache mir Sorgen um die Kinder. Deswegen sitzt mir das Schwert so locker. Ich hoffe nur, dass ich in meiner Hast nicht irgendwann den Falschen erschlage."

„Warum machst du die Sorgen um unsere Kinder?"

„Dass jemand in Keshal Rondra so töricht ist, sie zu trennen, weil Azila zusammen mit den anderen Amazonen erzogen werden soll."

„Solange Luwika, Suleyscha, meine Mutter und auch Gereon bei ihnen sind, wird ihnen nichts geschehen. Und gegen die anderen Feinde können wir kämpfen."

„Da hast du recht."

„Die Marbo-Geweihte hat gesagt, dass Gefahr von mir ausgeht."

Brin runzelte die Stirn. „Hat sie auch gesagt, was sie damit meint?"

„Nein. Aber ich fürchte, dass Rasulan mich verhexen könnte."

„Wenn wir in seine Nähe kommen, werde ich einen Schutzsegen auf dich sprechen", sagte Brin, dann bat er Assadra: „Die Marbo-Geweihte war der Meinung, dass ich zu ihnen gehöre. Aber ich will kein Kind der Nacht werden. Erst wollte ich nicht, weil ich weiß, wie dein Volk darüber denkt, doch nun möchte ich den Blutschwur mit dir tauschen."

„Ja. Aber nicht heute und hier."

„Vielleicht kann Bibernell von Hengisford uns trauen."

Dann schwiegen sie eine Weile.

„Assadra, kannst du nicht versuchen, eine Prophezeiung zu machen? Damit wir wissen, ob wir auf dem rechten Weg sind?"

„Natürlich sind wir auf dem richtigen Weg."

Trotzdem ließ Assadra ein Böckchen herbeiführen, trug es zum Altar und opferte das Tier. Sie goss einen Teil des Blutes in eine

* Siehe Buch 1, Kapitel „Albträume". Iribaar war der dämonische Widersacher der Göttin Hesinde.

Schale, die mit klarem Wasser gefüllt war, und blickte in die roten Wolken, die sich langsam mit dem Wasser vermischten. Nach langer, langer Zeit hob sie den Kopf. Sie sah besorgt aus.

„Unser Pfad ist dunkel und voller Gefahren“, sagte sie. „Ich glaube, der Weg ist eine Prüfung für uns.“

„In der letzten Zeit habe ich mich manchmal sehr an die Spitze gesetzt. Denk an den Greifenpass und an Warunk.“

„Nur manchmal?“ Assadra lächelte geduldig.

„Ich dachte, wenn ich schon nicht mit meinen Kampfkünsten glänzen kann, dann beeindruckt dich womöglich mein klarer Verstand.“

„Manchmal seid ihr Männer wirklich sehr oberflächlich“, antwortete sie, klang aber nicht böse.

„Es ist ja nun auch gleichgültig. Ich werde von jetzt an die Entscheidung über den Weg dir und Falk überlassen. Vielleicht spricht die Göttin dann wieder zu dir.“

„Ehrlich gesagt, es ist mir eine Erleichterung, dass sie nun stumm ist.“

„Ich beneide dich nicht und werde versuchen, es dir leichter zu machen. Aber sie hat dich ihre Tochter genannt, und wenn es um den richtigen Weg geht, so traue ich deinem Spürsinn mehr als meinem.“

Einige Tage später, Brin saß gerade auf der steinernen Bank vor dem Tempel und ließ die Sonne auf seinen Verband scheinen, trat ein alter Mann zu ihm. Er trug einen ausgeblichenen Kaftan, der wohl einmal dunkelblau gewesen war, und einen ebenso ausgeblichenen Turban.

„Rondra und Kor zum Gruße! Es ist ein schöner Abend. Darf ich mich niedersetzen?“

Brin wies auf den Platz neben sich. „Seid gegrüßt! Vielleicht säßet Ihr lieber im Schatten im Haus der Donnernden?“

„Es gefällt mir gut hier.“

Brin rief in den Tempel, und als der Novize den Kopf zur Tür herausstreckte, ließ er Pfeifen und glühende Kohlen bringen. Als die Pfeifen brannten, begann Brin zu sprechen: „Es ist gut, dass Ihr gekommen seid."

„Weswegen interessiert Ihr Euch für uns?"

„Ich bin ein Abgesandter von Sultana Sybia von Aranien. Die Anschläge, die ihr auf ihre Familie, ihre Berater und sie verübt, beginnen die innere Ordnung des Königreiches zu untergraben."

„Was geht uns das an?"

„Sie wird bald mit aller Härte zurückschlagen. Sie kann gar nicht anders. Wer immer auch regiert, er kann so etwas nicht dulden. Er darf nicht den Eindruck erwecken, ihm seien die Zügel entglitten. Sie wird mit aller Macht darauf drängen, euch zu vernichten. Ich möchte Euch nun einen anderen Vorschlag unterbreiten. Tötet einen Mann namens Rasulan. Ihr könnt Euren eigenen Preis benennen."

„Das können wir nicht tun. Es ist gegen unsere Ehre, einen Kontrakt gegen einen unserer Auftraggeber zu schließen."

„Er ist ein Belkelel-Paktierer. Korun ist gewiss nicht erfreut, dass ihr euch mit Dämonenknechten gemeinmacht."

„Wenn Ihr uns das Doppelte der Summe gebt, die wir mit ihm ausgehandelt haben, so können wir seinen letzten Auftrag ablehnen."

„Wie viel soll das sein?"

„Viertausend Dinar."

„Es muss jemand sehr Wichtiges sein für einen derartigen Preis."

„Ich werde Euch den Namen nicht nennen."

Brin nickte. „Gut. Ich werde darüber nachdenken, aber ich glaube nicht, dass wir bezahlen werden." Er nahm einen langen Zug aus seiner Pfeife. „Ich bitte Euch, lasst Euch meine Worte durch den Kopf gehen."

„Werdet bald wieder gesund. Ich sehe, dass Euch Kämpfe bevorstehen.“ Damit erhob sich der alte Mann und verschwand in den Gassen gegenüber dem Tempel.

Brin hatte Nina gebeten, ihn beobachten zu lassen. Er vermochte niemanden zu sehen, aber später sagte die Phex-Priesterin ihm, der Alte habe sich nicht die Mühe gemacht, etwaige Spitzel abzuschütteln, sondern sei gemächlich geradewegs zum Marbo-Tempel geschlendert.

Nach zehn Tagen war Brin einigermaßen wiederhergestellt. So trat er vor die Rondra-Priesterin:

„Irmenella von Albenhus. Du hast mich ohne Veranlassung angegriffen, als ich mich bei dir nach dem Magier Rasulan erkundigte, und hast mich schwer verletzt. Dafür schuldest du mir Genugtuung.“

Zweifelnd sah sie ihn an. „Willst du das wirklich? Willst du mich nun wirklich fordern? Muss das sein?“

„Ja, ich fordere dich. Willst du kneifen?“

„Ich dachte an dich. Wie lange willst du kämpfen? Ich überlasse es dir.“

„Bis einer von uns den Kampf nicht mehr fortsetzen kann.“

Sie nahm Schwert und Schild und trat auf den Hof. Dort begann sie, sich warm zu machen und zu dehnen.

„Warte noch einen Augenblick“, sagte Brin. „Ich werde nach unserer Heilerin schicken.“

Der Novize machte sich auf den Weg, und es dauerte nicht lange, dann kamen Fanja und Assadra gelaufen.

Die beiden Kämpfer beteten kurz, nahmen Aufstellung, grüßten und begannen. Diesmal war das Glück mit Brin. Er schlug einen mächtigen Hieb, der vielleicht einen Augenblick später kam, als die Geweihte ihn erwartet hatte. Ihre Parade ging ins Leere, der Schwung riss ihren Arm mit, und Brin bot sich für einen Augenblick eine

Lücke. Mit voller Wucht traf er sie am Helm. Blut lief unter dem Rand des Helmes hervor, und die Geweihte sank in die Knie. Doch sie kämpfte sich mühsam und taumelig auf die Beine.

„Es soll gut sein“, sagte Brin. „Du hast dich mir wacker gestellt. Mit deiner Zustimmung können wir den Kampf nun beenden.“

Irmenella von Albenhus nickte, und Fanja machte sich gleich daran, ihr behutsam den zerschlagenen Helm abzunehmen.

Dabei fluchte sie unablässig vor sich hin: „Sie könnte tot sein. Ihr seid Verrückte! Als ob dieser Kampf irgendetwas geändert hat. Und mir macht ihr Arbeit. Ihr habt wohl völlig den Verstand verloren!“

Brin hingegen war hochzufrieden. Er war bald wieder ganz der Alte, und leider muss man sagen, dass manche seiner guten Vorsätze doch etwas in Vergessenheit gerieten.

Die Gefährten waren begierig, nach Zorgan zurückzukehren, aber der Tag des Schwurs rückte heran. Irmenella von Albenhus lag immer noch auf dem Krankenlager, und so war es an Brin und Assadra, den Tempeldienst zu verrichten.

Der Tempel war an diesem Tag gut gefüllt, und sie opferten einen Widder ohne Fehl und opferten auch von ihrem eigenen Blut. Die Feier endete mit einem Schwerttanz, bei dem Assadra die heilige Thalionmel vorstellte. Brin hatte einen Burnus umgelegt und stellte eine Reihe von Novadis dar, die Assadra auf alle möglichen Weisen ins Jenseits beförderte. Sie tanzte hinreißend. Sie trug ihre Rüstung, aber ohne Helm, und bewegte sich fließend und leichtfüßig, und ihre Klinge zischte immer wieder blitzschnell auf Brin zu, um im letzten Moment abgelenkt oder abgestoppt zu werden. Seinen mächtigen Hieben wich sie elegant aus. Als er sie zum Abschluss des Tanzes mit einem niederträchtig-ehrlosen Hieb tödlich traf, murrten die Gläubigen aufgebracht.

Es war Assadras Tsatag, und Brin schenkte ihr abends die Pinselzeichnungen, die er von ihren Kindern und von den lieben Leuten auf der Alm gemacht hatte.

Er war den ganzen Tag darauf gefasst gewesen, von dem roten Dämon, Iribaars Boten, heimgesucht zu werden, aber es war Assadra, der er in dieser Nacht im Traum erschien. Er habe sie meckernd ausgelacht, wie sie am nächsten Morgen erzählte.

In Palmyrabad blieb nichts mehr zu tun, und so verabschiedeten die Lichtsucher sich von Nina und von Fürstin Rashpatana und machten sich auf den Rückweg.

Am dritten Tag, kurz vor Revennis, kam ihnen die Barke entgegen, zurück aus Zorgan. Sie riefen Falk an Land, übergaben ihm sein Maultier und hießen ihn umdrehen.

„Denk daran, es hat auch sein Gutes“, konnte Brin sich nicht verkneifen. „Wenn es mit der Lichtsuche nichts wird, dann könntest du dich auf diesem Flussstück als Lotse verdingen.“

Eine gute Woche später waren sie wieder zu Hause und gingen geradewegs zu Sultana Sybia. Im Sternenpalast herrschte große Freude, denn Eleonora Shahi hatte eine gesunde Tochter zur Welt gebracht. Das Kind sollte Dassareth heißen. In dieser freudigen Erregung blieb nicht viel Zeit für die Gefährten, und Falk berichtete sehr kurz und sehr knapp, was sich in Palmyrabad zugetragen hatte.

Die Sultana erzählte, dass Qamar noch immer verhört wurde und sehr gesprächig sei. Dann beauftragte sie die Gefährten, nach Elburum zu gehen, um Rasulan und Dimiona nachzuspüren.

Als sie gingen, blieb Brin, der die ganze Zeit geschwiegen hatte, hinter den anderen zurück: „Ich möchte Euch um Verzeihung bitten, Sultana, weil ich bei der letzten Audienz so wenig Bereitschaft gezeigt habe, Euch zu helfen. Das war eines Dieners der Leuin unwürdig.“

„Und was, wenn ich dir nicht verzeihe?“

„Das Wichtigste war es, Euch um Entschuldigung zu bitten.“

Sie sah ihn nachdenklich an und winkte ihn dann hinaus.

Nun gingen die Lichtsucher der guten Ordnung halber in den Spiegelpalast, um Eleonora Shahi ihre Rückkehr zu melden und ihr ebenfalls Meldung zu machen. Der Palast war geschmückt, und Diener brachten ihnen kleine Körbchen mit bunten Süßigkeiten, wie es zur Begrüßung einer kleinen Prinzessin Sitte war. Die Shahi empfing sie tatsächlich. Sie konnte die ganze Zeit kein Auge von der Krippe wenden, in der Dassareth lag und schlief, und begann alsbald mit Fanja und Assadra ein Gespräch über Kinder.

„Es ist ein Wunder“, sagte sie.

„Das ist doch schon ihr zweites“, murmelte Leira Falk zu.

Schließlich hörte die Shahi doch einen kurzen Bericht über Palmyrabad, zeigte sich jedoch nicht sonderlich interessiert. Damit entließ sie die Gefährten, nur Fanja bat sie, noch ein Weilchen zu bleiben.

Als Fanja später zu den anderen trat, war sie sichtbar nachdenklich. „Falk, geh hinein, sie möchte dich jetzt sprechen.“

Sie wurden alle der Reihe nach zu einem Vieraugengespräch gerufen.

Als sie endlich zu Hause waren, versuchte Brin, Sinn in das Ganze zu bringen. „Fanja, was hat sie dich gefragt?“

„Sie hat mir gesagt, dass sie uns nun auch, wie Sybia, für Günstlinge der Götter halte. Dann hat sie gefragt, ob ich als Heilerin auch Dämonenpaktierern helfen würde. Ich habe Ja gesagt. Wenn jemand verletzt sei, so würde ich mich auch um einen Paktierer kümmern, sofern er keine Gefahr darstelle.“

„Und was hat sie daraufhin gesagt?“

„Sie war zum Erbarmen dankbar. Ich dachte, sie weint gleich. Ein paar Mal hat sie sich geschnäuzt und ganz merkwürdig geklungen. Was wollte sie von dir?“

„Sie wollte wissen, wie ich mit reuigen Paktierern umgehen würde. Ich habe ihr gesagt, wenn sie wahrhaft reuig seien, dann sollten sie sich in einen Tempel begeben und um Hilfe bitten. Ich habe ihr auch gesagt, man könne Paktierern ihre Reue nicht ansehen, die meisten seien nun mal gemeingefährlich, deswegen würde ich sie nach Kräften bekämpfen."

„Wie fand sie das?"

„Kann ich nicht sagen. Sie hat nur noch gefragt, wie viele ich getötet hätte, und ich muss sagen, wenn man sie der Reihe nach aufzählt, dann ergibt das schon eine gute Liste."

Die Gespräche von Falk, Leira und Assadra waren im Ganzen wohl ähnlich abgelaufen, wie sich herausstellte.

Wenig später klopfte es an der Haustür, und ein Bote brachte für jeden von ihnen eine kleine Schatulle mit Edelsteinen, mit dem Dank der Sultana.

Es war fürstlich, und dabei blieb es nicht. Eine Sänfte erschien vor dem Haus, und ihr entstieg eine junge Frau, sehr rahjagefällig gekleidet, klopfte und trat etwas zögernd ein. Ihr folgte einer der Sänftenträger mit einer Schranktruhe.

Die junge Frau ließ sich zu Brin führen, der schon neugierig in die große Halle gekommen war. Sie war schlank und hatte bronzefarbene Haut, die ihn an Waldmenschen denken ließ. Ihr langes Haar hatte sie weißblond gefärbt, was ihr zusammen mit ihren schwarzen Augen ein fremdartiges, aber sehr reizvolles Aussehen gab. Sie fiel anmutig vor ihm auf die Knie und berührte mit der Stirn den Boden.

„Mein Herr und Gebieter, ich bin Sudinah. Eleonora Shahi sendet mich. Ich bin ein Geschenk für Euch."

„Aber wir haben genug Diener hier", erwiderte Brin.

„Ihr versteht nicht, Herr ..." Sie fasste an einen dünnen goldenen Ring, den sie um den Hals trug. „Ich kann für Euch tanzen und musizieren und Euch und Eure Gäste erfreuen."

Etwas zweifelnd sah sie sich in der Halle um, die sehr sparsam möbliert war. An der einen oder anderen Stelle blätterte der Putz.

„Du bist eine Sklavin?“

Sie nickte. „Ich habe lange im Palast gewohnt. Nun hat die Shahi selbst mich zu Euch geschickt.“

„Ich kann keine Sklavin brauchen, die für mich tanzt.“

Sie begann etwas theatralisch zu schluchzen. „Wenn Ihr mich wieder zurückschickt, so wird man mich bestrafen, weil ich Euch nicht gefallen habe.“ Sie erhob sich anmutig und drehte sich. „Seht nur, was Ihr Euch entgehen lasst.“

Brin überlegte kurz. „Du gehörst mir, ja?“

Der Sänftenträger, der die junge Frau ins Haus begleitet hatte, zog ein zusammengerolltes Pergament hervor und reichte es ihm. Es war eine Schenkungsurkunde.

„Also schön“, sagte Brin. „Ich werde dich freilassen.“

Nun begann sie ernsthaft zu schluchzen. „Und wo soll ich dann bleiben? Ich werde in der Gosse schlafen und meinen Körper den Matrosen feilbieten müssen.“

„Du kannst dir hier jede Woche vier Schekel abholen, einen Götterlauf lang.“

„Das ist nicht genug“, schluchzte sie, „da muss ich hungern.“

„Also gut, sieben Schekel.“

„Das ist nicht gerecht“, meldete sich der Diener, der das Gespräch neugierig verfolgt hatte. „Sie bekommt fürs Nichtstun halb so viel wie ich, und ich muss Frau und Kinder ernähren. Ich muss Euch bitten, meinen Lohn zu erhöhen.“

„Schweigt beide still. Du kannst gehen, wenn es dir hier nicht mehr gefällt. Und du kommst nun mit.“

Brin nahm die Frau am Handgelenk und zog sie zum Travia-Tempel. Dort holte er das Pergament hervor, schrieb eine Freilassung dazu und gab es dem Travia-Geweihten zur Beglaubigung. Danach nahm

er eine Zange und zwackte den goldenen Ring durch, den sie um den Hals trug.

Sie sah ihn mit großen Augen an. „Ich bin frei?“

Brin gab ihr das Pergament.

„Du bist frei“, bestätigte ihr der Geweihte.

„Mögen die Zwölfe Euch für Eure Großzügigkeit segnen, Herr. Kann ich dann die sieben Schekel für diese Woche bekommen?“

Brin gab ihr das Geld.

„Wollt Ihr nicht doch versuchen, was Euch nun entgeht? Ihr könntet ein Zimmer für mich mieten und mich besuchen, wenn Ihr Zerstreuung wünscht.“

„Meiner Frau wäre das gar nicht recht.“

„Jeder weiß, dass sie nicht Eure Frau, sondern Eure Geliebte ist. Und trotzdem lasst Ihr Euch an vielen Abenden in den Rondra-Tempel rufen ...“

„Nun geh. Wenn du Arbeit brauchst, dann komm hier in den Tempel.“

Sie verbeugte sich anmutig und ging rückwärts zur Tür.

„Ich gehe zum Tempel des Listigen, um diesen Freibrief zu hinterlegen und für mein gutes Glück zu danken. Ich werde auch in den Tempel der Frau Hesinde gehen und für Euch bitten, dass sie Euren Verstand mehren möge.“

Damit trat sie auf die Straße und war verschwunden.

„Da gehen fünfhundert Dinar“, sagte der Geweihte.

„In meinem Heimatland glaubt man, dass es einen Menschen verdirbt, wenn er sich mit Kriechern umgibt, die den lieben langen Tag Bewunderung und Zuneigung heucheln.“

„Du hättest eine gute Herrin für sie finden können. Nun hast du die Unterstadt um eine weitere Seele vergrößert.“

„Ich glaube nicht, dass die Sklaverei den Zwölfen wohlgefällig ist.“

„Einige stehen unten und andere oben. Das ist der natürliche Lauf der Welt. Die Katzen stehen über den Mäusen und die Hunde über den Katzen. Und vergiss nicht, dass dieses Land schon geblüht hat, als sich bei euch im Westen noch Elf und Goblin gute Nacht gesagt haben."

„Euer Vergleich hinkt, will ich meinen. Aber ich bitte Euch, wenn sie wiederkommt und Arbeit sucht, dann helft ihr."

„Das werde ich tun."

Nachher grübelte Brin, was Eleonora Shahi mit diesem Geschenk wohl bezweckt haben mochte. Wollte sie etwa Unfrieden in ihrer kleinen Gruppe stiften?

Rondra – Efferd 1033 BF, Elburum
Einer Katze letztes Leben

Wie die Gefährten es Sybia versprochen hatten, machten sie sich unverzüglich bereit, um nach Elburum zu reisen und Rasulan und Dimiona nachzuspüren.

Am Tag des Aufbruchs ritt eine Abordnung königlicher Gardisten vor das Haus, um die Gefährten auf ihrem Weg zu geleiten. Es war ein weiterer Gunstbeweis der Shahi. Brin teilte ihnen mit, dass die Abreise um einen Tag verschoben war, und schickte sie einstweilen zurück in ihr Quartier.

Als sie abgerückt waren, ließ er satteln und anspannen, und sie machten sich auf den Weg. In Falks Augen meinte er einen Vorwurf zu lesen.

„Was ist? Es ist nur zu ihrem Besten. Wo wir hingehen, lauert Gefahr, und ich weiß nicht, ob wir sie dort beschützen können." Brin schnaufte. „Du hast ja recht. Aber was sollte ich auf die Schnelle machen? Wir können sie nicht gebrauchen. Sie halten uns auf und machen jeden, aber wirklich jeden auf uns aufmerksam."

„Warum hast du ihnen nicht einfach die Wahrheit gesagt? Und warum bist du immer so erpicht auf Heimlichkeit?"

„Um stundenlang mit ihnen über ihren Befehl zu disputieren? Und ich mag kein Aufsehen, weil es unser Wild aufscheucht."

Falk sagte nichts weiter. Trotzdem war Brin schlecht gelaunt, als sie zum Tor hinausritten.

Ein paar Tagesreisen vor Elburum, auf der Ostseite des Höhenzugs, der sich über die elburische Halbinsel erstreckte, lag das Kloster Keshal Taref. Hier hatte Arkos Shah seine Schwester Dimiona, die Moghuli von Oron, besiegt und getötet. Wenn Dimiona tatsächlich

noch lebte, dann mochte sich an diesem Ort ihres vermeintlichen Todes vielleicht ein Hinweis finden. Deswegen entschieden die Gefährten, dem Kloster einen Besuch abzustatten.

Es lag etwas abseits der Straße auf einer niedrigen Hügelkuppe. Die Gebäude und der Tempel waren von schattigen Säulengängen umgeben, die nun in der Mittagssonne sehr einladend aussahen. Am Fuß des Hügels war ein Lager aus Zelten und Holzhütten aufgeschlagen. Dorthin lenkten sie ihre Pferde. Als sie in die Lagergasse ritten, trat ein Diener der Frau Rahja auf sie zu.

„Seid gegrüßt! Wohin des Weges? Alle Fremden müssen sich beim Abt melden!“

Der Abt empfing sie in seinem Zelt, in dem ein Schreibpult und ein paar Schemel standen. Die Gefährten zeigten Sultana Sybias Sendschreiben und ihren Ring vor, den Falk noch immer bei sich trug.

Ihr Gastgeber erzählte, dass dieses Kloster zu Zeiten des Moghulats Oron ein Lieblingsplatz der Moghuli Dimiona gewesen sei. Hier habe sie alle Erkenntnisse und alles Wissen zusammengetragen, welches sie zur Meisterin der Schwarzfaulen Lust* habe finden können.

„Es war hier vor fünf Jahren, dass Arkos und einige Getreue die Moghuli zum Kampf gestellt haben, und obwohl alle seine Gefährten beim Betreten des Klosters den Verstand verloren haben, mit Ausnahme von Eleonora Shahi, hat er sie schließlich überwunden. Das Kloster ist ein durch und durch dämonisch verseuchter Ort. Wir reinigen es Schritt für Schritt, aber vor uns liegt noch die Arbeit von Jahren.“

„Was mag den Shah und die Shahi geschützt haben?“

„Arkos hat die Amethystlöwin getragen und stand unter dem besonderen Schutz der Sturmherrin und der schönen Göttin. Ohne das Schwert wäre es ihm wohl nicht gelungen, in das Belkelel-

* Beiname der Belkelel, der dämonischen Widersacherin der Göttin Rahja.

Unheiligtum vorzudringen. Das Unheiligtum ist uns noch verborgen, genauso wie Dimionas Schriftensammlung.“

„Weiß Arkos Shah denn nicht, wo es ist?“

„Er hat fast alles aus dieser Nacht vergessen, eine Gnade des Herrn Boron, nehme ich an. Er und die Shahi haben Dimionas Leichnam herausgebracht. Er wurde verbrannt und die Asche ausgestreut. Aber wo sie im Kloster genau gewesen sind, vermochten sie später nicht mehr zu sagen. Dieser Ort ist verdorben, und Geister gehen um. Es ist gefahrvoll, das Kloster zu betreten, und wir können uns nur Schritt für Schritt, Raum für Raum vorarbeiten.“

„Ich fürchte mich nicht vor Totengeistern“, sagte Brin. „Ich werde in dieser Nacht hier wachen, um mit ihnen zu sprechen. Möglicherweise können sie mir etwas über die letzten Augenblicke in Dimionas Leben erzählen.“

Der Abt sah ihn ärgerlich an. „Vielleicht habe ich mich nicht deutlich genug ausgedrückt. Die Geister sind nicht das größte Übel. Tief im Kloster liegt ein Unheiligtum, eine Pforte des Grauens. Drei Vermessene haben bisher versucht, in dem Kloster zu nächtigen. Um den einen kümmern sich jetzt die Noioniten. Die anderen sind noch irgendwo da drinnen ...“

„Aber nun dort einzutreten, am helllichten Tag, das würdet Ihr mir gestatten?“

„Wenn Ihr es müsst. Aber bleibt nicht zu lange. Das Flüstern dort ... Nach und nach bemächtigt es sich Eures Geistes.“

„Ich werde vorsichtig sein.“

Die fünf stiegen den Hügel zum Kloster hinauf und traten in die große Tempelhalle. Brin meinte, Blut zu riechen. An einer Wand führten Stufen hinunter in die Krypta.

„Ich werde nun die schwarze Kette umlegen“, wies Brin die anderen an. „Wenn ich mich seltsam benehme, dann zerrt mich ins Freie. Mit Gewalt, falls es sein muss.“

Als er die Kette um den Hals gelegt hatte, sah er in den Ecken der Halle geisterhaft menschliche Gestalten.

„Ich bitte euch, hört mich an. Ich bin Brin von Zorgan. Wir kämpfen gegen Kultisten der Belkelel und müssen erfahren, was sich hier am Tag von Dimionas Tod zugetragen hat."

Eine der Gestalten näherte sich ihm, ein Mann in zerlumpter Kleidung mit Ketten an Armen und Beinen. In seinem Hals klaffte eine tödliche Wunde. Er bewegte den Mund, aber Brin hörte nichts. Schließlich zog er eine Tafel aus seinem Bündel und schrieb die Schriftzeichen des tulamidischen und des garethischen Alphabets darauf. Dann bat er den Geist, auf die Zeichen zu deuten und die Antworten zu buchstabieren.

„Was ist geschehen, als Arkos Shah die Moghuli tötete?"

Es war mühsam, aber langsam entzifferte er, dass Dimiona in ihrer Bibliothek getötet worden war. Die Bibliothek war ein verborgener Ort, zu dem auch die Totengeister keinen Zugang hatten. Des Weiteren erfuhr Brin, dass Dimiona kurz vor ihrem Tod ein sehr mächtiges Ritual durchgeführt hatte, für das sie einige Sklaven geopfert hatte.

„Hab Dank. Gibt es etwas, das ich für dich tun kann, eine Nachricht, die ich überbringen soll, einen letzten Gruß?"

„R Ä C H E U N S."

Damit trat Brin wieder hinaus ins warme Licht der untergehenden Sonne. Er erzählte dem Abt und den Gefährten genau, was sich begeben hatte, aber die Bilder der Geister ließen ihn nicht los.

Er schlief unruhig in dieser Nacht und war froh, als sie am Morgen das Kloster hinter sich ließen.

Zwei Tage darauf sahen sie in der roten Abenddämmerung die Weiße Stadt vor sich liegen.

Brin sagte: „Nun, da wir endlich hier sind. Ich hatte einen Hintergedanken. Ich möchte auch nach Yelayas Mutter suchen, nach

Elaisha. Vielleicht habe ich mich damals täuschen lassen, als der Botenjunge den Ring und die Nachricht von ihr brachte. Möglich, dass es eine Finte war, damit ich die Suche beende. Wenn sie wirklich in Freiheit wäre, dann hätte sie sich längst gemeldet, spätestens, nachdem ich ihr von Yelayas Tod geschrieben habe."

„Wie willst du sie jetzt noch finden?", fragte Fanja.

„Ihr Rabe. Da hätte ich schon früher drauf kommen können. In ihrem Zimmer war gekämpft worden, und überall lagen Rabenfedern, falls ihr euch noch erinnert. Es hat aber niemand einen toten Raben gefunden. Wenn ich an Elaishas Stelle gewesen wäre, ich hätte den Raben auf die Flucht geschickt. Sie liebt ihn, und so ein Vogel kann ihr im Kampf wenig nützen, nur verletzt werden. Es ist schwer, so ein flatterndes Tier einzufangen, unter Umständen ist er also entwischt. Und wenn das der Fall ist, treibt er sich möglicherweise noch irgendwo in der Nähe herum. So ein Hexentier ist nicht dumm. Auf einen Versuch will ich's ankommen lassen."

„Und wie willst du den Raben in Elburum finden?"

„Lasst euch überraschen. Ich will nicht zu viel verraten, weil es vielleicht nicht klappt."

Als die Gefährten durchs Stadttor ritten, wartete ein Bote auf sie. Er forderte sie auf, ihm zum Pfauenpalast zu folgen, und führte sie in den Garten des Schlosses. Sie brauchten nicht lange zu warten, da kam Jashild saba Dalilah, die neue Sultana, zu ihnen heraus. Bei ihr war ihre Mutter, Dalilah al Mhanachi. Die Sultana hieß sie willkommen und lud sie ein, im Palast zu wohnen, wie bei ihrem letzten Aufenthalt.

Dann sagte sie: „Wie ihr seht, hat es der Shahi gefallen, unseren Rang zu erhöhen und mich zur Sultana von Elburum zu ernennen. Nun, was ist dies Mal euer Begehr?"

„Wir suchen nach zwei Bekannten", antwortete Brin, „von denen wir lange nichts gehört haben, ein Magus namens Rasulan und die

Maga Khelbara, von der es heißt, sie sei einst seine Schülerin gewesen.“

Die Sultana nickte, ging aber nicht weiter darauf ein. „Ich gebe heute Nacht ein Fest, zu dem ich auch euch erwarte. Ihr werdet euch köstlich unterhalten, und meine Freunde werden entzückt sein, neue Gesichter zu sehen.“

Dann sah sie fragend zu ihrer Mutter.

„Die Sultana wird euch selbstverständlich nach besten Kräften bei eurer Suche unterstützen“, mischte diese sich ein. „Welche Hinweise habt ihr?“

„So gut wie keine, bisher“, erwiderte Brin. „Wir hoffen auf eure Hilfe.“

„Lasst uns morgen davon sprechen. Es ist schon spät, und ihr habt euch noch nicht vom Staub der Reise befreit.“

Damit war die Audienz beendet. Als die Sultana gegangen war, richtete die Mutter noch einmal das Wort an die Ankömmlinge: „Ich werde mich für euch umhören. Es ist eine große Freude für meine Tochter, euch alte Freunde bei uns zu haben. Mein Augenstern hat die ganze Zeit von euch gesprochen, ob ihr wohl noch einmal hierherkommt. Unser Haus ist euer Haus, und euer Besuch ist ein Fest! Aber da ist etwas, das mein Herz mit Sorgen belastet ...“

„So sprecht. Was bedrückt Euch?“

„Meine Tochter will heiraten. Ich denke, dass die süße Rahja selbst euch geschickt haben muss, genießt ihr doch sogar das Vertrauen und die Freundschaft des Spiegelpalasts. Es wäre eine große Ehre, wenn ihr die Brautwerbung übernehmen könntet.“

Die Gefährten standen unschlüssig da. Brin fand nicht, dass man die Sultana irgendjemandem zum Heiraten empfehlen könnte. Das Schweigen drohte unangenehm zu werden.

„Wer ist der glückliche Erwählte?“, fragte Falk.

„Marwamir von Zorgan, der Vetter des Shah. Ich bitte um nichts weiter, als dass ihr einen Brief überbringt. Reist dorthin, führt euch bei Hofe ein, lernt den Herrscher kennen, gewinnt seine Freundschaft und bahnt die Sache an."

Es war ein großer Vertrauensbeweis. Brin sah nicht, wie sie diese Aufgabe ablehnen konnten, ohne die Sultana-Mutter völlig vor den Kopf zu stoßen.

„Es ist uns eine Ehre", antwortete Falk.

„Ich danke euch. Diese Verbindung wird unser gutes Verhältnis zum Haus Aranien befestigen."

So bezogen die Gefährten die gleiche Zimmerflucht, in der sie beim letzten Mal gewohnt hatten, badeten und warfen sich in ihre Festgewänder. Wie schon bei ihrem letzten Besuch sah Assadra umwerfend aus. Sie freute sich offensichtlich auf das Fest, wurde jedoch enttäuscht.

Die Feierei fand in einem kleinen Saal statt, der einladend mit Blumen und vielen brennenden Leuchtern geschmückt war. Die großen Türen in den Garten standen offen und ließen kühle, nach Blüten duftende Nachtluft herein. In einer Ecke saßen einige Lauten- und Flötenspieler.

Die fünf hatten gehofft, Shanya ash Shaya und Vater Rassan wiederzusehen, aber die beiden waren nicht geladen worden oder nicht erschienen. Sie kannten sonst niemanden von den anwesenden Gästen, dafür fanden sie sich plötzlich in der ungewohnten Rolle, die Ältesten zu sein. Die anderen Gäste waren junge Adelige von den umliegenden Landsitzen und schienen untereinander vertraut.

Die Sultana sprach eine knappe Begrüßung und stellte die Lichtsucher vor. Dann kamen attraktive Palastsklaven und -sklavinnen und boten verschiedene Weine und Schnäpse an, auch gestopfte Pfeifen mit gutem Rauschkraut. Kleine Häppchen wurden gereicht. Während die Musiker leise spielten, begann ein heftiges Gelage. Endlich fand

Brin ein Thema, das seine Gegenüber zu interessieren vermochte: Thorwaler Saufspiele, zu denen er dank seiner in einer Gastwirtschaft verbrachten Jugend einiges sagen konnte. Die junge Brut hatte von diesem Volk gehört, glaubte aber nicht recht, dass Thorwaler mit ihnen mithalten könnten. Bald klebte der Boden von verschüttetem Wein und Schnaps.

Je mehr Zeit verrann, desto mehr waren die Palastsklaven darauf bedacht, sich von den Gästen fernzuhalten. Irgendwann zog einer der besoffenen Jünglinge eine Sklavin auf seinen Schoß und begann, sie zu begrapschen, was sie ergeben über sich ergehen ließ. Brin rang noch mit sich, da war Assadra bereits aufgestanden und hatte dem Jüngling einen Fußtritt verpasst, der ihn von seinen Polstern kippte. Die Sklavin raffte ihre Kleider zusammen und verschwand.

Die Sultana bekam einen Lachanfall und prustete: „Na, willst du dir das bieten lassen?“

Als Antwort erbrach der Jüngling eine große Ladung Wein und Schildkrötensuppe. Als er keine Anstalten machte, wieder aufzustehen, schwankte die Sultana zu ihm und spie vor ihm aus: „Du Wurm!“

Dann übergab sie sich in eine Schüssel mit Süßigkeiten, die neben ihr stand, kippte einen der wirklich guten Liköre hinunter und wankte zu Falk.

„Du stehst auf der richtigen Seite“, lallte sie. „Habe ich immer gesagt. Schwert und Zepter stützen sich gegenseitig. Sie stützen sich gegenseitig. So ist es immer gewesen.“

Er entkam ihr mit einem flinken Schritt zu Seite, woraufhin sie einem seiner Nachbarn in den Schoß fiel.

„In den Garten“, säuselte sie diesem ins Ohr. „Nein, im Garten ist es jetzt nass. Lass es uns gleich hier machen.“

Dann wandte sie sich noch einmal den Gefährten zu: „Amüsiert euch! Sucht euch welche von den Sklaven aus. Seid nicht so prüde! Das hier ist Aranien!“

Schließlich war sie für einen Moment abgelenkt. Die Gefährten blickten sich an, Fanja ruckte mit dem Kopf zur Tür, und sie nutzten die Gelegenheit zur Flucht.

Am nächsten Morgen gingen sie in die Stadt. Die Gefährten waren noch nicht weit gekommen, als sie einen Ausrufer trafen. Er verkündete, dass fünf Ehrengäste der Sultana in der Stadt weilten, unerschrockene und weitbekannte Kämpfer gegen den Kult der Belkelel. Alle Untertanen sollten den edlen Gästen aufmerksam und hilfsbereit begegnen. Dann beschrieb er die Lichtsucher.

„Dieses Biest!“, regte Brin sich auf. „Ich habe sie unterschätzt. Jetzt kennt uns hier jeder.“

„Es wird wohl eher die Mutter gewesen sein“, überlegte Falk. „Ich glaube nicht, dass die Sultana es vor dem Nachmittag aus den Federn schafft.“

Als sie weitergingen, zeigten die Leute auf sie und begannen zu tuscheln. Manche grüßten freundlich, die meisten jedoch drückten sich schnell aus ihrem Weg.

„Es hat wohl wenig Sinn, jetzt noch Nachforschungen anzustellen“, sagte Brin enttäuscht.

„Und was willst du jetzt tun?“, fragte Falk.

„Wenn wir zu einem Schneider gehen und nach Verkleidungen fragen, werden wir endgültig zum Stadtgespräch. Lasst uns Salamon ibn Dafar besuchen. Vielleicht kann er uns helfen.“

Der Mondsilberwesir hieß sie willkommen. Nachdem sie Tee getrunken und eine ganze Weile lang Höflichkeiten und belanglose Neuigkeiten ausgetauscht hatten, legte er die Hände zusammen und

fragte: „Was führt euch wieder in die Weiße Stadt? Womit kann ich euch dienen? Es gehen bereits Gerüchte über euch um."

„Wir brauchen passende Verkleidung, um uns frei bewegen zu können", sagte Brin. „Könntest du uns dabei helfen? – Außerdem möchte ich dich bitten, einige Erkundigungen für uns einzuziehen."

„Was bietet ihr mir im Tausch?"

Falk zeigte ihm das Schreiben von Sultana Sybia und ihren Ring.

„Das hatten wir schon beim letzten Mal. Aber es gäbe etwas, das ihr für mich tun könntet, und denkt daran, ihr schuldet mir noch einen Gefallen. Es erfordert keine besondere Anstrengung."

„Nun, so sprich", sagte Brin schicksalsergeben.

„Überbringt einen Brief von mir an Sultana Sybia."

„Warum kannst du diesen Brief nicht mit einem deiner Boten schicken? Was steht darin?"

„Werdet ihr es vertraulich behandeln?"

„Das sage ich dir zu."

„Ich fordere sie darin auf, den Platz an der Spitze der Mada Basari mir zu überlassen."

„Und warum sollten ausgerechnet wir diesen Brief überbringen?"

„Ich will ganz offen sprechen: Wenn ihr den Brief übergebt, wird die Sultana meinem Vorschlag mehr Aufmerksamkeit schenken. Es wird meinem Angebot besonderes Gewicht verleihen."

Brin seufzte. „Wir sind Fremdlinge hier und sollten uns nicht in die internen Angelegenheiten der Mada Basari einmischen."

„Nun, dann werde ich euch wohl auch nicht helfen können."

Sie schacherten eine Weile herum, und schließlich willigten die Gefährten ein. Der Mondsilberwesir würde sie mit Verkleidungen und überdies mit einem zuverlässigen Führer versorgen.

„Dann sind wir nun einig", sagte Brin. „Es steht mir vielleicht nicht zu, ein Urteil abzugeben, aber du hast uns hier in deinem Beritt

stets gut unterstützt, und der Sultana scheinen die Zügel zu entgleiten. Ich werde diesen Brief gern befördern."

Salamon ibn Dafar stattete sie mit einigen ziemlich abgetragenen, bunten Gewändern aus und mit abgeschabten Lederscheiden für Leweschilt und Assadras Krummschwert. Falk weigerte sich rundheraus, die Kostümierung anzulegen.

„Ich bin ein Diener des Götterfürsten. Wir verkleiden uns nicht."

Brin versuchte dennoch, ihn zu überreden: „Es ist nur, damit wir uns in der Stadt bewegen können. Hast du dich nicht auch verkleidet, als ihr in Ilsur wart? Und deine Robe sollst du auch gar nicht ablegen. Du sollst dieses Gewand nur darüber ziehen. Bevor wir uns in den Kampf begeben, kannst du die Sachen ablegen."

Schließlich willigte Falk murrend ein. Als sie fertig waren, ging Salamon ibn Dafar um sie herum und musterte sie fachmännisch.

„Ihr seht nun aus, als kämt ihr aus dem Hafen. Seid neugierig und sprecht Garethi, auch zu dem Führer, den ich für euch ausgesucht habe. Aber etwas fehlt noch. Assadra und Brin, ihr lauft barfuß. Für Geweihte wird euch dann gewiss niemand mehr halten."

Brin verlangte noch nach einem dreieckigen Schild, den er in aller Eile blau bemalte, mit einem weißen Kreuz darauf. Dann suchte er sich aus dem Fundus des Phex-Tempels einen großen, breitkrempigen Filzhut mit einer Feder.

„So einen Schild hast du früher gehabt, aber was soll das?", wollte Assadra wissen.

„So sah ich aus, als wir damals in Malqis waren. Eigentlich leicht zu erkennen. Wenn Elaishas Rabe irgendwo hier herumflattert, wird er sich vielleicht an mich erinnern."

Sie verließen das Mondsilberkontor durch eine kleine Nebenpforte und waren gleich im Gewühl der Gassen. Niemand nahm Notiz von ihnen. Langsam und gemächlich flanierten sie zum Gasthof, in dem Elaisha damals verschwunden war. Dort setzten die anderen sich in

den kühlen Hof, während Brin weiter durch die umliegenden Straßen schlenderte.

Drei Stunden später wollte er schon aufgeben, da flatterte plötzlich ein großer Rabe auf eine Dachkante vor ihm. Der Vogel war mager und zerzaust, als sei er in der Mauser. Er sah ihn erst mit dem rechten Auge an, dann mit dem linken. Brin deutete auf seine Schulter und sagte: „Elaisha. Komm zu mir."

Der Rabe krächzte aufgeregt und flatterte um Brins Kopf. Die Umstehenden machten Platz und beguckten das Spektakel mit großem Interesse. Brin zeigte noch mal auf seine Schulter, und tatsächlich landete der Rabe dort.

„Da bist du ja. Wo bist du gewesen, du Herumtreiber?"

Damit winkte er den Zuschauern, drehte sich herum und schlenderte zurück zum Gasthaus.

„Rede mit mir. Wo ist deine Freundin?"

Der Rabe krächzte und flog auf.

„Warte noch, ich muss die anderen holen."

Brin fand sie und ihren Führer im Hof des Gasthauses bei gekühlten Säften. Schnell warf er eine Goldmünze auf den Tisch. „Kommt mit, keine Zeit zu verlieren, es geht los!"

Der Rabe flatterte vor ihnen die Straße entlang, und sie hatten keine Mühe, ihm zu folgen. Er führte sie tief ins Gassengewirr. Gar nicht lange, und sie fanden sich am Rand eines kleinen Platzes, der von einem einzelnen Baum beschattet wurde. Neben dem Baum lag ein Brunnen, der mit einem Gitter versperrt war.

Als Brin hineinblickte, sah er die Stufen einer Wendeltreppe. Es stank. Der Rabe krächzte und krächzte, und plötzlich verstanden sie: „Frrändin in dieserr Grrotte."

Noch hatten sie keine Aufmerksamkeit erregt.

„Wo führt dieser Schacht hin?", fragte Brin ihren Führer.

„Es ist ein Eingang in die Kloake."

„Kannst du uns das Schloss öffnen?“

„Dreht euch weg, das geht euch nichts an!“

Bald hörten sie leises Quietschen.

„Ihr könnt wieder hersehen.“

Das Schloss war offen und das Gitter hochgeklappt.

„Das musst du mir eines Tages beibringen“, sagte Brin. „Nun lauf zurück zu Salamon ibn Dafar. Sag ihm, dass wir hier sind und dass er so viel Verstärkung bringen soll, wie er entbehren kann.“

Ihr Führer lief los, und Brin legte den Mantel ab, der seinen Wappenrock verborgen hatte. Er zog sein Schwert und ging leise die Wendeltreppe hinunter, hinter ihm folgten die anderen. Es roch schrecklich. Die Treppe führte geradewegs in einen niedrigen Kanal, durch den ein Bach zum Meer hinströmte. Er führte den Unrat der Stadt mit sich. Im Licht des Eingangs sah Brin, dass die Decke auf der einen Seite des Schachts rußgeschwärzt war.

Er flüsterte: „Wir folgen der Rußspur. Leira, bitte halte hier Wache und horche. Wenn sich jemand von oben nähert, dann folge und warne uns. Und nun seid ganz leise.“

„Diener des Herrn Praios pflegen nicht durch Kloaken zu schleichen“, beschwerte sich Falk.

„Gebt mir fünfzig Schritt Vorsprung.“

Langsam, um nicht zu plätschern, und mit steifem Oberkörper, damit das Kettenhemd nicht raschelte, tastete Brin sich durch den Bach. Immer wieder traten seine Zehen in Weiches. Als seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, merkte er, dass von oben in regelmäßigen Abständen ein schwacher Lichtschein in den Kanal fiel, vermutlich Entlüftungsöffnungen.

Leise schlich er durch die stinkende Brühe. Hinter sich hörte er es ständig platschen. Er war noch nicht lange gegangen, da meinte er, ein Echo von Stimmen zu hören. Vorsichtig tastete er mit den Zehen den Boden vor sich ab und ging behutsamen Schrittes weiter. Dann

sah er einen schwachen Lichtschein. Die Stimmen, die inzwischen lauter zu vernehmen waren, kamen von einer Holztür in der Wand des Kanals, durch deren Ritzen goldenes Licht schimmerte.

Brin tastete entlang der Türeinfassung. Die Angeln waren auf der Innenseite. Als er erst ganz leicht und schließlich etwas fester gegen die Tür drückte, spürte er Widerstand.

Mit einem Mal gab es hinter ihm ein lautes Platschen und dann einen unterdrückten Fluch.

„Seid mal still! War da was?“, klang es durch die Tür.

Brin warf sich gegen das Türblatt. Es krachte, hielt aber stand. Mit einem „Rondra!“ warf er sich erneut dagegen und fiel inmitten von Holztrümmern in ein von Öllampen erleuchtetes Gewölbe.

Vor ihm stand eine junge Frau. Sie hatte langes schwarzes Haar, das ihr weit auf den Rücken fiel, helle Haut und ein elfenhaftes Gesicht mit spitzen Ohren und großen, dunklen Augen. Sie trug Hose und Hemd aus einem bauschigen, durchscheinenden Stoff und darüber eine enge, körperbetonende Rüstung aus blutrotem Leder. Brin fand sie unglaublich begehrenswert.

„Wen haben wir denn da?“ Sie griff nach einer langen neunschwänzigen Peitsche, die sich aus eigenem Antrieb zu bewegen schien.

Brin versuchte, auf die Beine zu kommen und sich gleichzeitig den Schild von der Schulter zu schütteln. Hinter ihm die Rufe der anderen. Er riss seine Augen von der Frau los und blickte sich um. Ein langes Gewölbe. In der Schmalseite waren drei niedrige Holztüren, davor saßen an einem Tisch zwei athletisch aussehende Frauen mit schwarzgoldenen Gesichtsmasken, beide starrten ihn an. Gegenüber der Tür, durch die er eingebrochen war, war ein Durchgang mit Treppenstufen. Vor der anderen Schmalseite standen zwei Säulen, zwischen die eine nackte Frau mit grünen Haaren gekettet war. Sie schien bewusstlos oder tot zu sein, jedenfalls hing sie an den Armen, ihre Beine

waren eingeknickt und ihr Kopf war auf die Brust gesunken. Sie hatte eine Schlangentätowierung, die ihr bis zum Bauchnabel reichte, also vermutlich Khelbara. Dann noch ein Regal, ein kleiner eiserner Käfig und eine Streckbank.

Brin machte einen Satz zur Treppe, um den dreien den Fluchtweg zu verlegen. Die Halbelfe wechselte ihre Peitsche in die linke Hand und zog mit der rechten einen schlanken Säbel. Plötzlich schnellten die Peitschenschnüre vor, als seien sie lebendige Wesen, und Brin spürte einen brennenden Schmerz, dort, wo der Kragen des Kettenhemdes seinen Halsansatz frei ließ.

Die Frau leckte sich die Lippen.

Mit einem Mal überkam Brin eine wilde Lust, dieses Aas auf ihre eigene Streckbank zu ketten. Er würde ihr die Kleider vom Leib schneiden und sie grausam und genüsslich zu Tode foltern.

Als er sie anblickte, sah er Triumph in ihren Augen.

„Niemand entkommt der Herrin."

Die Peitsche zuckte abermals vor, traf diesmal aber nur seinen Schild.

Er schüttelte den Kopf und mit einem Mal waren seine Gedanken wieder klar. Gerade zur rechten Zeit, denn sie deckte ihn mit einem Hagel von Hieben ein wie eine Furie. Brin wich zur Treppe zurück. Die Peitsche zischte vor seinem Gesicht vorbei. Dann wagte sie sich zu weit vor und er traf sie. Ein dünner Blutfaden lief ihr Bein hinunter.

In diesem Augenblick stürmte Assadra herein und stürzte sich auf eine der beiden Frauen, die gerade mit gezogenen Säbeln um den Tisch herumkamen. Fanja und Falk folgten ihr auf dem Fuß. Fast wie von selbst züngelte die Peitsche vor und wickelte sich um Falks Arm. Er schwankte einen Moment und brach zusammen.

Dann leerte Brin seinen Geist und konzentrierte sich nur noch auf seine Gegnerin. Sie war schnell und schien über irgendeinen Schutz zu verfügen, sodass seine Waffe sie nicht sonderlich verletzte. Erneut

griff sie ihn mit einem Hagel von Säbel- und Peitschenhieben an. Er zwang sich zur Ruhe, deckte sich, aber wieder traf ihn die Peitsche, und wieder überfiel ihn eine Flut von Bildern. Er rief die Göttin an und mit einem Mal war sein Kopf klar und es war ihm, als ob die Zeit sich verlangsamte. Ohne Mühe fand er eine Lücke in der Deckung der Halbelfe.

Assadra und Fanja standen im Kampf mit den beiden maskierten Frauen. Assadra blutete bereits aus zwei Wunden, auf ihrer Stirn lag die für sie so typische Konzentrationsfalte. Sie knurrte, tauchte blitzschnell unter der Klinge ihrer Gegnerin hindurch und stieß ihr die Schwertspitze in die Brust. Mit vor Kampfeslust blitzenden Augen wandte sie sich Brins Gegnerin zu.

„Sie gehört mir!“, warnte er sie.

Abermals traf er seine Gegnerin und sie stöhnte wollüstig auf. Langsam, aber sicher drängte er sie gegen die Wand. Dann traf er sie erneut, und sie brach zusammen.

Assadra hatte Fanjas Gegnerin inzwischen besiegt, somit war der Kampf beendet. Brin öffnete Khelbaras Hand- und Fußeisen und ließ sie sachte auf den Boden gleiten.

Fanja, die ebenfalls blutete, stand gerade von Falk auf: „Körperlich fehlt ihm nichts, aber sein Geist ist weit weg.“

Während sie sich um Khelbara kümmerte, begann Brin, Assadra zu verbinden. Er selbst war bis auf zwei Peitschenstriemen unversehrt.

Als sie der Halbelfe anschließend den Lederpanzer abnahmen, sahen sie, dass sich ihr Brustkorb in einen Chitinpanzer verwandelt hatte, wie bei einem Skorpion. In ihrem Gewand steckte eine kleine Ledermappe mit einigen Schriftstücken, die Brin an sich nahm. Die beiden anderen trugen Masken aus Gold und schwarzer Emaille, weibliche Gesichter in Ekstase. Die Gesichter darunter kannte keiner von ihnen.

Während sie die Toten noch untersuchten, kam von einer der drei kleinen Türen ein Klirren und Stöhnen. Brin nahm einen großen Schlüsselbund von der Wand, probierte die Schlüssel durch und öffnete besagte Tür.

Gestank schlug ihm entgegen und er musste würgen. Im Licht der Öllampen sah er fauliges, mit Exkrementen vermischtes Stroh. In einer Ecke bewegte sich etwas. Dort saß zusammengekauert eine alte Frau. Man hatte sie mit Hand- und Fußeisen gefesselt und mit einem schweren Halsring an der Wand festgemacht. Sie saß in ihrem eigenen Kot. Brin schloss sie los und trug sie ins Gewölbe. Die Frau war völlig abgemagert. Ihr Haar war schlohweiß und teilweise ausgegangen. Mit einem Mal kam sie ihm bekannt vor.

„Sag mir, bist du die Hexe Elaisha? Ich bin es, Brin. Wir sind hier, um dich zu retten."

Bei der Nennung des Namens zuckte sie kurz zusammen, dann stierte sie wieder nur in die Ferne und wiegte den Oberkörper hin und her. Brin öffnete die beiden anderen Zellen, doch sie waren leer.

Da platschte es an der Tür und Leira kam herein, hinter ihr Salamon ibn Dafar an der Spitze einer ganzen Reihe von Bewaffneten. Staunend sah er sich um.

„Ich habe Gerüchte über diesen Ort gehört, aber wusste nicht, wo er zu finden sei. Die Zwölfe müssen wahrlich mit euch sein."

„Ich bitte dich, erkunde, wohin diese Treppe führt. Lass das Gebäude sichern und nehme jeden fest, dessen du habhaft werden kannst. Und bitte schicke jemanden nach drei geschlossenen Sänften."

„Und mein Lohn?"

„Du hast teil an einem großen, erfolgreichen Schlag gegen den Kult der Belkelel. Es wird deinen Ruhm gewaltig mehren."

Der Mondsilberwesir kommandierte seine Leute die Treppe hinauf und schickte einen Läufer zurück zu dem kleinen Platz. Dann besah er sich interessiert die Toten. Brin zeigte ihm die Masken.

„Kennst du diese beiden da?“

„Es sind Skorpionschwestern, ein kleiner, sehr geheimer Kult. Ich werde sehen, ob einer meiner Leute sie erkennt. Diese da“, er zeigte auf die Halbelfe, „muss Tanamin sein, eine Hohepriesterin der Belkelel. Wir haben sie lange gesucht.“

„Möglicherweise findet ihr im Haus Spuren, die zu weiteren Kultisten führen. Aber nun müssen wir erst einmal die Geretteten in Sicherheit bringen.“

„Wo sollen sie hin?“

„In den Rahja-Tempel“, sagte Assadra. „Dort sind sie sicher und können gepflegt werden.“

Brin zog die Toten zusammen und warf eine Wolldecke über sie.

„Ich habe einige Schriftstücke der Priesterin Tanamin bei mir, vielleicht führen sie uns noch weiter. Deswegen verpflichte deine Leute zu strengstem Schweigen darüber, was hier geschehen ist. Wir wollen das Wild nicht hochmachen. Komm heute Abend zu uns in den Tempel, damit wir die nächsten Schritte besprechen können.“

Dann machten sie sich auf den Weg ins Freie. Assadra und Fanja leuchteten ihnen und hatten Falk, der noch immer völlig geistesabwesend war, zwischen sich genommen. Brin trug Khelbara, die nicht mehr viel wog, und Leira die federleichte Elaisha. So platschten sie durch die eklige Brühe zurück zu der Wendeltreppe. Oben warteten bereits drei Sänften. Sie hoben die Verletzten hinein und wollten gerade losgehen, als ein Vogel wie ein schwarzer Blitz in Elaishas Sänfte schoss.

„Lasst ihn, er wird ihr nichts tun“, beruhigte Brin die Träger.

Sie gingen, so schnell sie es vermochten, zum Rahja-Tempel. Shanya ash Shaya war erfreut, sie zu sehen, und zugleich entsetzt.

„Ich habe gehört, dass ihr in der Stadt seid, aber was ist euch zugestoßen?“

„Wir waren bei einem Fest der Sultana. Alles andere später.“

Brin drückte jedem der Sänftenträger ein Goldstück in die Hand. „Reinigt die Sänften und nehmt den Rest des Tages frei. Eine Woche lang dürft ihr mit niemandem darüber sprechen, was ihr heute gesehen habt.“

Shanya ließ sofort Verbandsstoff, Heilkräuter, Wein, Salben und Honig bringen. Dann wurden die Geretteten gewaschen, und auch die Gefährten badeten. Das Wasser musste mehrfach gewechselt werden. Fanja und Assadra wurden neu verbunden, und Shanya schimpfte: „Ihr hättet nicht durch die Kloake zurückgehen dürfen. Ich hoffe, ihr werdet nicht krank.“

Ein wenig später lag Elaisha in ein sauberes Nachthemd gekleidet in einem weißen Bett. Sie stierte nur vor sich hin, aber als der Rabe auf ihr Kopfkissen flatterte und begann, ihr Haar vorsichtig durch seinen Schnabel zu ziehen, huschte ein Lächeln über ihr Gesicht und sie schloss die Augen.

Khelbara war inzwischen zu sich gekommen. Brin trat zu ihr und wollte mit ihr reden, aber Shanya schickte ihn hinaus.

„Morgen kannst du sie befragen, keinen Tag früher.“

Falk lag derweil auf einer Ruheliege. Körperlich fehlte ihm nichts, aber er war immer noch weggetreten. Shanya wollte ihn am Abend ins Allerheiligste des Tempels führen, um zu versuchen, Belkelels Träume zu bannen.

Die große Neuigkeit war, dass Shanya ash Shaya und Vater Rassan den Travia-Bund geschlossen hatten. Es musste die unwahrscheinlichste Verbindung unter der Sonne sein, das heißt, abgesehen von der zwischen Falk und Sibel. Auf alle Fälle war es eine hoffnungsvolle Nachricht, und sie alle waren herzlich froh darüber.

Spätabends kam Salamon ibn Dafar und berichtete: Die Treppe führe zu einem unauffälligen Haus, das von seinen Bewohnern eilig geräumt worden war. Das Haus werde nun heimlich beobachtet.

Brin zeigte ihm die Schriftstücke, die er Tanamin abgenommen hatte, und sie machten sich an die Entzifferung. Es waren Briefe von Rasulan und von einer „Satrapa von Elburum, erste Dienerin der Moghuli“. Meistens handelte es sich um Befehle von der Satrapa und Bitten von Rasulan bezüglich der Magierin Khelbara. Darüber hinaus gab es ein einzelnes Schriftstück, eigentlich belanglos und nur wenige Zeilen lang, zudem undatiert, welches mit „Dimiona von Zorgan, usw.“ gezeichnet war.

Am nächsten Morgen klagten Assadra und Fanja über pochende Schmerzen. Shanya öffnete ihre Verbände, badete die Wunden und verband sie wieder. Dann befahl sie ihnen Bettruhe. Falk ging es besser, er war zum Meditieren in den Tempel gegangen. Elaisha redete noch immer nicht und nahm nur Notiz von dem Raben, den sie immer wieder sanft aufs Köpfchen küsste.

„Ich kann nicht sagen, ob sie die Gefangenschaft lange überlebt und ob ihr Geist zurückkehrt“, sagte die Rahja-Priesterin.

„Der Rabe wird ihr helfen“, sagte Brin. „Besser, als wir es je könnten. Aber nun möchte ich gern mit Khelbara sprechen.“

Khelbara saß im Bett, frisch gewaschen und gekämmt, und aß. Brin fand, dass sie viel besser aussah als am Vortag, aber jetzt fiel ihm erst auf, wie mager sie war.

„Khelbara, sei gegrüßt. Du bist nun in Sicherheit. Wir haben dich gerettet, Falk Retogauer, Assadra sunya Asirfa und Fanja Fantinen, die verletzt sind, Leira Efferdlieb und ich, Brin von Zorgan. Du hast uns schon einmal in Yerkesh getroffen, einen Augenblick, bevor die Wasser über uns hereingebrochen sind. Wenn du kräftig genug bist, musst du uns helfen und uns ein paar Fragen beantworten.“

Sie guckte Leira und ihn genau an, dann sagte sie mit heiserer Stimme: „Ich hatte längst alle Hoffnung aufgegeben. Sie haben mir Ketten angelegt.“ Sie tastete nach ihrem Hals und ihren Handgelenken, die wund und blutverkrustet waren. „Jetzt fließt wieder Magie in mir. Ich bin nicht mehr so leer und ausgewrungen.“

„Wir werden dich gleich wieder ruhen lassen. Dort unten im Kerker waren zwei Frauen mit Gesichtsmasken und eine Halbelfe. Weißt du, wer sie waren?“

„Die, die wie eine Elfe aussieht, ist Tanamin, die Belkelel-Priesterin. Sie ist sehr gefährlich, hütet euch vor ihr.“

„Sie ist tot, und die beiden anderen Frauen auch. Mach dir keine Sorgen um sie. Wer waren die beiden anderen?“

„Ich weiß nicht, wie viele es sind, aber die Frauen mit den Masken sind Tanamins Helfer. Sie nennen sich Skorpionschwestern.“

„Weißt du ihre Namen?“

„Nein. Aber sie sind genauso grausam wie Tanamin.“ Khelbara sah sich nervös um. „Wer bewacht uns hier?“

„Wir sind auf geweihtem Boden, im Rahja-Tempel. Wir, die Tanamin besiegt haben, sind hier und ein paar Leute des Mondsilberwesirs, möchte ich wetten. Du bist sicher. Hast du dort unten noch mehr Belkelel-Paktierer getroffen?“

„Meinen alten Lehrmeister Rasulan und die Herrscherin dieser Stadt.“

„Was? Jashild saba Dalilah ist dort unten gewesen?“

„Es war eine ältere Frau. Sie haben sie mit *Satrapa* angeredet. Rasulan, dem sie verfallen war, hat einmal gescherzt, sie sei die wahre Macht im Palast. Sie hat nur genickt und gesagt: *Natürlich, aber meine Tochter wird mir beizeiten nachfolgen*.“

Brin beschrieb ihr die Mutter der Sultana.

„Das könnte sie sein, aber eine solche Beschreibung passt auf viele Frauen.“

„Du hast deinen Verstand noch beisammen, das ist gut. Was wollten sie von dir?“

„Sie wollten wissen, wo die Bibliothek der Schule des immerwährenden Lebens verborgen ist.“

Brin runzelte die Stirn. „Davon habe ich noch nie gehört.“

„Es war eine Magierakademie in Baburin. Nur die Töchter Niobaras haben sie noch nicht vergessen. Sie ist vor Hunderten von Jahren geschlossen worden.“

„Die Töchter Niobaras?“

„Eine Geheimgesellschaft, die dem Erbe der Niobara von Anchopal verpflichtet ist. Ich bin eine der Schwestern.“

„Hast du ihnen gesagt, wo die Bibliothek zu finden ist?“

Khelbara nickte. „Ja. Ich habe ihnen alles gesagt, was ich weiß.“

„Wofür, glaubst du, brauchten sie dieses Wissen?“

„Rasulan hat es mir erzählt. Er suchte ein Buch von Donation Alrik von Terilia, das er in der Bibliothek vermutete. In dem Buch soll die Anleitung zu einem Ritual sein, das er in Keshal Taref durchführen will. Er hat mich auch nach Donaria befragt, die der Belkelel wohlgefällig sind und einen Aspekt von Herrschaft und Zwang haben. Ich habe ihm Livaras Schmuck und das Gewand der Laila el Sulef genannt.“

Brin schrieb alles auf. „Und das hat er dir einfach so erzählt?“

„Ich glaube, er wollte mich beeindrucken. Er wollte mich sich hörig machen, wie alle anderen Frauen, die ihm nützlich sein können. Aber irgendwie hat sein Zauber bei mir versagt.“

„Was hat er daraufhin getan?“

„Er wurde unwahrscheinlich wütend. Tanamin hat ihn ausgelacht, ihr hat das sehr gefallen. Dann hat er mich so sehr gefoltert, dass ich sterben wollte.“

„Und was ist das für ein Ritual, das Rasulan plant?“

Khelbara wusste es nicht.

„Wann war es, dass du Rasulan zum letzten Mal gesehen hast?“

Sie überlegte. „Das ist einige Wochen her. Genau kann ich es nicht sagen.“

„Seit wann bist du wieder in Elburum? Und wie bist du in ihre Gewalt geraten?“

„Ich bin hierher zurückgekommen, um mit den Töchtern Niobaras zu sprechen. Die Kultisten haben mich in meinem Zimmer überrascht. Sie sagten, sie seien die Stadtwache, und ich habe mich nicht getraut, sie zu töten. Das war im Frühling.“

„Warum, glaubst du, haben sie dich bis jetzt am Leben gelassen? Welchen Wert hattest du nun für sie?“

„Ich glaube, für Tanamin war es ein Spiel. Ihr hat es Spaß gemacht, mich zu quälen. Sie hat mich immer wieder geheilt.“

Brin ging nochmals alles durch, um sicherzugehen, dass ihm nichts entgangen war und dass sie sich nicht widersprach.

„Danke. Ruh dich jetzt aus. Rasulan hat einen großen Vorsprung, Tanamin ist tot, aber wir werden die Satrapa nun zur Strecke bringen.“

Am Nachmittag kam Salamon ibn Dafar in den Tempel. „Die Beobachtung des Hauses hat bisher nichts ergeben. Wir haben die Namen der Bewohner, aber sie sind alle verschwunden.“

„Ich habe mit Khelbara gesprochen. Rasulan will irgendein Ritual durchführen. Haben Dämonen-Paktierer eigentlich nie was anderes im Kopf? Er wollte von Khelbara passende Donaria wissen, irgendetwas mit den Aspekten Herrschaft, Zwang und Belkelel. Sie hat ihm den Schmuck der Livara genannt und das Gewand der Laila el Sulef. Was sagt dir das?“

„Interessant, ich hätte sie beide nicht unbedingt mit Belkelel in Verbindung gebracht, andererseits ... es sind Herrscherinnen, die vor langer Zeit in diesen Landen regiert haben. Das Gewand ist ein Tanzgewand und wird in Anchopal aufbewahrt. Der Schmuck der Livara

ist ein goldener Schmuck, der, soweit ich weiß, im Palast von Llanka aufbewahrt wurde."

„Wurde?", hakte Brin nach.

„Ja, die Stadt Llanka ... die Stadt Llanka gehört eigentlich zum Sultanat Elburum, aber sie wird nun von Banden und bewaffneten Gruppen regiert, wenn man es so nennen will, die sie unter sich aufgeteilt haben. Die Shahi setzt hin und wieder eine Wesira ein, die dann entweder bald abreist oder ermordet wird. Ein Kontor der Mada Basari gibt es dort nicht, Geschäfte sind da keine zu machen. Nun ja, im letzten Winter habe ich gehört, dass die Wesira in ihrem Palast von Krakoniern umgebracht worden sei. Das war selbst für Llanka ein starkes Stück. Sie haben den Palast geplündert, oder was davon noch übrig war, und haben wohl auch den Schmuck mitgenommen. Du weißt, was Krakonier sind?"

„Eine Art Meermenschen. Somit ist der Schmuck also außerhalb unserer Reichweite. Und was kannst du mir über das Gewand sagen?"

„Es wird in Anchopal aufbewahrt, vermutlich in der Schatzkammer des Palastes oder in einem der Tempel. Du weißt, dass Arkos Shah mit dem Heer vor Anchopal steht? Er belagert die Stadt und will sie von den Ungläubigen zurückerobern."

„Unter dem Umstand sollten wir ihm eine Nachricht darüber senden, dass Rasulan sich vermutlich für das Gewand interessiert. Vielleicht kann er ihn fangen, wenn er durch die Linien geht. Hast du einen schnellen Boten?"

„Wir können den Kurierdienst der Mada Basari nutzen."

„Dann ist das also beschlossen. Nun zum nächsten Problem: Nachdem, was Khelbara erzählt hat, glaube ich, dass Dalilah al Mhanachi, die Sultana-Mutter, die Satrapa ist, von der die Briefe stammen."

Brin erzählte, was Khelbara ihm gesagt hatte. Salamon überlegte eine Weile.

„Es könnte sein, oder auch nicht. Du zielst hoch. Feste Beweise hast du nicht."

„Noch nicht, und wir können Khelbara auch nicht vor Gericht auftreten lassen, sie wird gesucht. Du musst mir noch einmal helfen. Lass diesen Tempel beschatten und auch den Tempel des Herrn Phex. Ich will Dalilah al Mhanachi eine Falle stellen. Deine Leute sollen Ausschau nach Meuchlern halten, Dienern von ihr, und sie lebend ergreifen."

„Es wird nicht leicht, und ich werde alle meine Leute dafür brauchen. Wie lang soll es gehen?"

„Vielleicht drei Tage. Du kannst die Belohnung haben, die es für die Ergreifung der Satrapa gibt."

„Nun gut. Aber glaubst du wirklich, du kannst sie täuschen?"

„Ich bin ein Diener der Leuin. Gemeinhin glaubt man uns."

Sie schrieben die Nachricht für Arkos Shah, dann bat Brin Leira, ein Auge auf Falk, Assadra und Fanja zu haben, und machte sich auf den Weg zum Pfauenpalast. Er wurde gleich in den Thronsaal vorgelassen, wo Mutter und Tochter bereits warteten.

„Ihr wart in der letzten Nacht nicht im Palast. Es ist Euch doch nichts passiert?"

„Wir haben eine lange gesuchte Belkelel-Priesterin gefangen: Tanamin. Sie wird verhört."

„Sie ist uns lange durchs Netz geschlüpft", sagte die Sultana-Mutter. „Ihr steht wahrhaftig in der Gunst der Götter."

Die Sultana saß verständnislos daneben.

„Ich wollte Euch selbst von diesem Erfolg berichten", sagte Brin.

„Wo ist sie jetzt?"

„An einem sicheren Ort. Genaueres werde ich Euch später sagen. Ich fürchte, hier haben die Wände Ohren."

„Und sie spricht?"

„Es gibt Wege ... Dank der Kirche des Herrn Praios stehen wir derartigen Ketzern nicht waffenlos gegenüber."

„Ich fürchte, dass diese Tanamin mich anschwärzen wird", sagte Dalilah al Mhanachi.

Ihre Tochter sah sie mit großen Augen an. „Warum sollte sie das tun, Mutter?"

„Ich habe seit Jahren gegen sie gearbeitet, und ich traue ihr ohne Weiteres zu, dass sie mich aus Rache mit sich in den Abgrund reißen will."

„Sie hat Euch tatsächlich belastet", sagte Brin. „Auch deswegen bin ich hergekommen. Was meint Ihr, sollen wir nun tun?"

„Tut nur ordentlich Eure Arbeit. Wenn es nötig ist, so werde ich mich einem Verfahren vor dem Fürstengericht stellen, um diesen Fleck von meiner Ehre abzuwaschen."

Brin war schon fast zur Tür hinaus, da fiel ihm etwas ein: „Was verbindet Euch mit ihr? Warum will sie von all ihren Gegnern ausgerechnet Euch mit in den Abgrund reißen?"

Dalilah al Mhanachi überlegte. „Ihr werdet es ja doch erfahren. Sie will durch mich der Sultana schaden und die Ordnung hier untergraben. Meine Tochter war eine Offizierin in Dimionas Heerbann. Eine Jugendsünde, wie wohl jeder von uns sie begangen hat. Wir haben uns damals, unter großer Gefahr, wie ich wohl sagen darf, auf die richtige Seite begeben. Aber Tanamin hat uns das niemals verziehen."

Brin nickte nachdenklich. „Habt Dank für Eure Offenheit. Ich werde Euch unterrichtet halten."

Noch am selben Abend ging Brin zum Kontor der Mada Basari, wo er wartete, bis die Nacht angebrochen war. Verfolger bemerkte er auf dem Rückweg keine, nur zwei Gardisten, die ihn anriefen und baten, sie zu ihrem Hauptmann zu begleiten. Letzterer war ein junger Hüpfer mit einer Agraffe in Form einer roten Löwin am Turban.

„Rondra und die Zwölfe zum Gruße! Lasst mich Euch beglückwünschen zu Eurem Erfolg. Wir waren dieser Tanamin seit Langem auf der Spur. Die Sultana hat mir aufgetragen, die Gefangene zu übernehmen und zu befragen."

„Die Gefangene ist sicher und wird noch von uns verhört."

„Ich bitte Euch, übergebt sie uns und macht mir meine Arbeit nicht unnötig schwer. Wir wissen, dass sie im Verlies der Mada Basari sitzt." Der Mann sah ihn forschend an.

„Ich rate Euch sehr, Euch von diesem Ort fernzuhalten, der für den Uneingeweihten viele Fallen bereithält. Und nun bitte entschuldigt mich. Die letzte Nacht war lang, und ich stehe Euch morgen gern wieder zur Verfügung."

Am nächsten Tag ging Brin erst zu Salamon ibn Dafar, der nur berichten konnte, dass am späten Abend viele Boten vom Palast abgegangen seien.

Danach sprach Brin erneut bei der Sultana und ihrer Mutter vor: „Es wird Euch sicher freuen, dass wir mit Tanamin gut vorankommen. Sie hat uns ein Depositum benannt, in dem sie ihre Briefwechsel aufbewahrt hat. Ich habe sie hier." Er klopfte sich an die Brust. „Es fanden sich dort Befehle von einer Satrapa der Moghuli Dimiona, und als diese hat die Gefangene Euch bezeichnet." Er sah die Sultana-Mutter bedeutungsvoll an.

„Das war es, was ich vorausgesehen und befürchtet hatte", erwiderte diese. „Eine fein gesponnene Intrige, um mir und meiner Tochter zu schaden und um euch abzulenken. Aber ich sehe, dass ihr das nicht werdet ignorieren können. Mit Eurer Erlaubnis werde ich einen Brief an die Königin schreiben und darum bitten, dass man über mich zu Gericht sitzen möge. Ihr könnt ihn selbstverständlich lesen."

Sie schrieb ein paar Zeilen und hielt Brin dann eine Epistel hin. Der winkte ab.

„Schickt den Brief getrost ab. Ich verlasse mich auf meine Menschenkenntnis und vertraue Euch."

Im Gehen winkte er die Mutter der Sultana noch kurz beiseite. „Ich will die Sultana nicht unnötig beunruhigen, aber meine Freunde werden die Gefangene morgen auch über sie befragen. Was ratet Ihr uns zu tun?"

„Ich rate euch, die Stadtwache und den Magistrat ihre Arbeit machen zu lassen. Wenn Tanamin nun etwas zustößt ... Feinde könnten es so auslegen, dass ihr die Verfolgung mit eurem Eifer vereitelt habt. Glaubt mir, ich kenne dieses Land. Die Gunst, die Sultana Sybia und die Shahi euch erweisen, hat euch viele Neider geschaffen."

Es schien Brin fast, als hätte sie Spaß an diesem Austausch.

„Wir werden es bedenken", sagte er.

Als er den Palast verließ, wartete die Sultana am Tor auf ihn.

„Ich habe gehört, was Ihr meiner Mutter gesagt habt." Sie zog einen kleinen, schweren Beutel aus der Tasche und drückte ihn Brin in die Hand.

„Diese dreckige Priesterin, sie macht uns so viele Probleme. Was soll ich denn nun tun? Nehmt dies. Ich weiß, Ihr und Eure Kirche könnt es gebrauchen. Könnte sie nicht bei der Befragung für immer verstummen? Das passiert doch alle naselang unter der Folter."

Brin stellte den Beutel neben sie auf den Boden. „Das kann ich nicht tun. Doch ich werde mich gewiss wieder bei Euch melden. Aber unter uns: Falk meint, es sähe übel aus."

Der Sultana fielen beinahe die Augen heraus, doch sie wagte keinen weiteren Bestechungsversuch.

Brin ging noch einmal zum Kontor der Mada Basari. Niemand hatte sich dort blicken lassen, und niemand tat ihm den Gefallen, ihn wegen der Briefe anzugreifen. Abends saß er enttäuscht bei den anderen und grübelte.

„Ich bin sicher, Dalilah al Mhanachi ist die Satrapa. Aber es ist nicht zu beweisen. Sie ist klug. Inzwischen denke ich, dass sie das Spiel vielleicht durchschaut hat. Sie wirkt ziemlich unbesorgt. Die Tochter hat mir Geld geboten, um Tanamin zu töten, aber da die schon tot ist, werden wir sie nicht belangen können."

Plötzlich ergriff Elaisha, die von ihrem Bett aus zugehört hatte, das Wort. Sie sah inzwischen viel besser aus. „Ich habe die Satrapa auch gesehen. Ich bin die Mutter der Beyrouni von Malqis und führe den dortigen Hexenzirkel. Mein Wort hat Gewicht, auch in den Schranken eines Fürstengerichts. Ich werde sie wiedererkennen. Bringt sie hierher."

„Gut. Du sollst sie morgen sehen."

Brin ermahnte alle, Stillschweigen zu wahren, und sandte Salamon ibn Dafar einen Boten, dass er am nächsten Tag wieder in den Rahja-Tempel kommen solle.

Am nächsten Morgen schrieb Brin eine Nachricht an den Palast, in der er Dalilah al Mhanachi bat, ihrer Anklägerin im Rahja-Tempel in eigener Person gegenüberzutreten. Es dauerte gar nicht lange, da erschien der Hauptmann der Stadtwache mit vier Bütteln und verlangte die Herausgabe der Gefangenen.

„Sie wird hierbleiben", weigerte sich Brin. „Sie ist eine wichtige Zeugin, und ich werde sie nicht aus unserer Obhut entlassen. Wenn Dalilah al Mhanachi sie sprechen will, soll sie selbst herkommen."

„Die Sultana hat mir den Befehl gegeben, sie notfalls gegen Euren Willen mitzunehmen."

„So wahr ich hier stehe. Wenn Ihr hier gewaltsam einzudringen versucht, dann wird Euer Blut fließen."

Der Hauptmann zog ab, aber es dauerte nur eine Stunde und er erschien erneut mit seinen Bütteln, hinter ihm Dalilah al Mhanachi mit sechs prunkvoll herausgeputzten Gardisten.

„Es ist eine Dreistigkeit, dass Ihr uns genötigt habt, uns hierher zu bemühen“, beschwerte sie sich. „Nun führt mich zu der Gefangenen.“

„Es war nötig. So folgt mir denn.“

Brin führte die ganze Truppe in die Halle des Tempels. Dort warteten Shanya ash Shaya und Vater Rassan, die Gefährten und auch Salamon ibn Dafar. In einem Lehnstuhl saß Elaisha. Sie wirkte alt und gebrechlich, aber viel besser als noch vor drei Tagen. Dalilah al Mhanachi sah sich suchend um.

„Wo ist sie?“

Falk fragte Elaisha: „Wer seid Ihr?“

„Ich bin Elaisha saba Suleika, Mutter der Beyrouni von Malqis und Oberin des Hexenzirkels im Wald von Da’Scheahr. Ich bin im Yalaiad weithin bekannt.“

„Schwört Ihr im Namen des Herrn Praios, dass Ihr die Wahrheit und nur die Wahrheit sprechen werdet?“

„Ich schwöre.“

„Seid Ihr dieser Frau, die hier vor Euch steht, schon einmal begegnet?“

„Sie ist mehrfach in dem geheimen Kerker des Belkelel-Kults gewesen, in dem ich gefangen gehalten wurde. Der Magier Rasulan und die Belkelel-Priesterin Tanamin nannten sie die Satrapa.“

Dalilah al Mhanachi wirkte, als würde sie gleich die Fassung verlieren. Dann fing sie plötzlich an zu lachen.

„Diese Greisin redet wirres Zeug. Ich kann es mir nur so erklären, dass, wenn sie wirklich eingekerkert gewesen ist, ihr Verstand gelitten hat. Aber bitte, ich sehe, dass diese wahnwitzigen Anschuldigungen bei euch Gehör gefunden haben. Ich verlange, dass ich nach Zorgan gebracht werde, wo das Fürstengericht über meine Schuld zu befinden hat.“

„Wir werden Euch vorerst hierbehalten müssen. Hauptmann, ich ersuche Euch, stellt uns vier Wachen ab.“

Der Hauptmann hatte alles verfolgt. „Das werde ich tun. Meine Männer sollen hierbleiben. Aber wo ist nun Tanamin?“

„Sie ist tot“, sagte Brin. „Sie ist bereits im ersten Angriff getötet worden.“

„Sie ist gar nicht hier? Aber hattet Ihr nicht gesagt, Ihr würdet sie verhören?“

„Das habe ich getan“, erklärte Brin, „um Dalilah al Mhanachi aus der Deckung zu locken.“

„Das verstehe ich nicht. Was soll ich Euch denn nun glauben?“

„Ich werde Euch einen Bericht schreiben. Hier sind vier weitere Priester: Assadra sunya Asirfa und Salamon ibn Dafar, Shanya ash Shaya und Vater Rassan. Wenn Ihr Zweifel habt, redet mit ihnen.“

Der Hauptmann blickte ihn lange prüfend an, enttäuscht, wie Brin fand, und ging dann zu Falk. Falk erklärte ihm alles, und schließlich nahm der Hauptmann seine Gardisten und zog ab, um der Sultana zu melden.

Dalilah al Mhanachi wurde unter Bewachung in eine Zelle des Klosters gesperrt, dann berieten die Gefährten mit den anderen die nächsten Schritte.

Brin begann: „Das Gericht in Zorgan macht ihr keine Sorge. Sie wirkte auf mich, als rechne sie damit, freigesprochen zu werden. Ich glaube das auch, denn ich traue der Shahi inzwischen nicht mehr.“

„Wie kannst du das sagen, das ist Hochverrat“, entrüstete sich Vater Rassan.

„Es sind viele Kleinigkeiten, die mich misstrauisch machen: Wir sind immer wieder aus ihrem Umfeld heraus angeklagt worden, erst in Gareth vor dem Sonnengericht, dann in Beilunk. Auf ihrer Wache sind Berge von Gold veruntreut worden, und sie will nichts bemerkt haben. Hinzu kommen die Sultanas, die sie hier in Elburum eingesetzt hat: Die erste war eine Oronierin, die neue Sultana war Offizierin unter Dimiona und ihre Mutter ist Dimionas Satrapa. Assaban von

Zorgan, ein Geliebter Rasulans, war ihr Vertrauter. Zudem hat sie ständig unsere Nachforschungen behindert, indem sie unsere Namen und Gesichter bekannt gemacht hat. Und dann noch diese seltsamen Fragen bei unserem letzten Treffen, wie wir es mit Paktierern hielten und Ähnliches."

„Und auf dieser Basis willst du sie anklagen?", fragte Vater Rassan.

„Ich weiß, dass es nicht für eine Anklage reicht. Nun nehmt noch hinzu, was in Palmyramis geschehen ist: Als Strafe für ihre Verfehlungen, immerhin hat sie Rasulan mit Bergen von Gold unterstützt, ist der Prinzessin der Nachtisch gestrichen worden. Und die Sultana hat noch mehr geklaut, aber für sich selbst. Dem Anschein nach ist sie straffrei davongekommen. Deswegen glaube ich nicht, dass Dalilah al Mhanachi in Zorgan etwas zu befürchten hat."

„Und was schlägst du vor?", fragte Falk.

„Wir setzen uns selbst als Gericht ein und verurteilen sie hier."

„Aber wir haben keine Befugnis dazu. Das widerspricht den Gesetzen dieses Landes."

„Wir haben Vollmachten von Sultana Sybia. Wir verurteilen sie, richten sie hin, und wenn sich nachher jemand beschwert, so berufen wir uns darauf. Im schlimmsten Fall haben wir ihre Vollmachten etwas weit ausgelegt."

„Aber du selbst wüsstest, dass es Unrecht ist."

„Ich habe keinen Zweifel an ihrer Schuld und es herrscht ein Notstand, weil die Regierenden in diesem Land ihre Arbeit nicht tun. Meinetwegen nehme ich es auf meine Kappe. Ich klage sie an und vollstrecke das Urteil. Ihr sollt nur das Protokoll bestätigen. Von mir aus nehmt einen Passus auf, dass ihr mich auf die schwierige rechtliche Lage aufmerksam gemacht habt."

„Was willst du mit ihr machen?", wollte Falk wissen.

„Ich fahre sie auf einem Karren auf den Marktplatz, jemand verliest mit lauter Stimme das Urteil, ich enthaupte sie. Nichts Heimliches."

„Es wäre keine Tat, die der Göttin wohlgefällig ist", meinte Assadra.

„Es soll mir nicht als Heldentat angerechnet werden. Ich will eine Oronierin, die dieses morsche Staatsgebilde weiter untergräbt, unschädlich machen."

„Aber du wüsstest, dass du einen Gesetzesbruch begangen hast", sagte Falk. „Aus Unrecht gedeiht kein Recht."

Brin rollte mit den Augen. „Falk, hier in diesem Land tut sich ohne uns nichts. Wenn wir sie nach Zorgan schicken, ist sie in ein paar Wochen wieder zurück."

„Wir müssen es immerhin versuchen."

Als Brin in die Gesichter der anderen sah, las er ein gewisses Entsetzen. Er griff sich an die Stirn. Da brach es mit einem Mal aus ihm heraus: „Ich habe dieses Land satt. Dieses Lügen und Betrügen. Ich bin dabei, den letzten Rest von Ehre zu verlieren, und ich ziehe das Ansehen meiner Kirche in den Dreck. Mir wäre es am liebsten, sie hier offen und ehrlich hinzurichten. Gerechtigkeit ist das eine, Gesetze sind das andere. Aber nun gut, ich werde euch folgen."

Er setzte sich hin und verfasste einen Brief an Sultana Sybia, in dem er seine Verdachtsmomente gegen die Shahi zusammenfasste und sie aufforderte, alle Ernennungen zu überprüfen, die aus der königlichen Kanzlei stammten. Eine Abschrift für die Shahi fertigte er ebenfalls an. Als er den anderen seine Briefe vorlegte, warf Salamon ibn Dafar die Abschrift für Eleonora Shahi ins Feuer.

„Das halte ich für keine gute Idee", sagte er.

„Erst ermahnt ihr mich alle, die Gesetze zu achten, und nun wollt ihr eine heimliche Anklage zulassen?"

Salamon ibn Dafar hob die Brauen. „Erst wollest du die Gesetze beugen, und jetzt wirst du plötzlich zimperlich?“

„Nun gut“, brummte Brin.

Den Rest des Abends war er unausstehlich. Irgendwann wurde es Assadra zu viel: „Brin, du bist wütend auf dich selbst, weil du alles vergessen hast, was du dir in Palmyrabad vorgenommen hast. Jetzt lass deinen Ärger gefälligst nicht an uns aus.“

„Ich werde von nun an drei Monde lang die Wahrheit sprechen, so wahr mir die Donnernde helfe. Reine Höflichkeitslügen ausgenommen. Ihr könnt euch also auf allerhand gefasst machen. Und jetzt hole ich unser Gepäck hierher.“

Er stapfte zur Tür hinaus und ging zum Palast. Nachher fiel ihm auf, dass das wohl ziemlich leichtsinnig gewesen war, aber niemand lauerte ihm auf. Im Palast wurde er zur Sultana geführt, die trotz der Tageszeit noch nüchtern war und wissen wollte, was jetzt mit ihrer Mutter geschehen würde.

„Sie wird morgen unter Bewachung nach Zorgan gebracht, um sich vor einem Fürstengericht zu verantworten. Wir halten sie für eine Staatsverbrecherin.“

„Und was soll ich nun tun?“

„Ich rate Euch, keine Versuche zu machen, sie zu befreien, denn das würde Euch auch verdächtig machen. Ansonsten rate ich Euch, schickt Eure Saufkumpane auf ihre Güter und kümmert Euch um die Verwaltung Eures Landes. Ihr gebt die kläglichste Gestalt auf einem Thron ab, die ich in diesem Land kenne, und die Messlatte hängt wahrlich niedrig hier. Für Euch spricht, dass das Volk im Moment ruhig ist, nachdem gerade erst Eure Vorgängerin gestürzt worden ist. Also nutzt die Atempause.“

„Wie könnt Ihr es wagen!“

„Noch etwas: Eure Mutter hat uns beauftragt, für Euch auf Brautwerbung zu gehen. Unter den gegebenen Umständen wäre das wohl etwas geschmacklos, deswegen treten wir davon zurück."

Nun war die Sultana platt. „Sie hat was? Bei wem?"

„Der Erwählte ist Marwamir von Zorgan, der Cousin des Shah. Wenn Ihr Rat in Euren Geschäften braucht, dann wendet Euch an Shanya ash Shaya oder an Salamon ibn Dafar. Euer Hauptmann, ich meine den Hauptmann der Stadtwache, scheint mir ebenfalls ehrlich zu sein. Und jetzt gehabt Euch wohl."

Brin ließ sie stehen und wies den Haushofmeister an, ihre Sachen in den Rahja-Tempel bringen zu lassen. Die Pferde nahm er selbst mit.

Am nächsten Tag wurde die Gefangene in einer geschlossenen Kutsche nach Zorgan geschickt. Der Hauptmann übernahm selbst das Kommando über die Eskorte. Als sie sich zur Abfahrt bereit machten, trat Brin noch einmal zu ihm.

„Ich bedanke mich bei Euch. Ihr habt mir eine wichtige Lehre erteilt."

„Was meint Ihr?" Der Hauptmann sah ihn neugierig an.

„Ein Diener der Götter soll stets daran denken, was für ein Vorbild er abgibt. Nun fahrt wohl und seid wachsam. Gebt die Angeklagte unversehrt in Eleonora Shahis Obhut, dann ist Eure Pflicht erfüllt. Die Leuin und die Zwölfe seien mit Euch."

Als wieder Ruhe eingekehrt war, bat Brin Assadra, ihn vor die Stadtmauern zu begleiten. Er suchte einen Platz auf einer kahlen Hügelkuppe, über die der Wind wehte. Im Westen waren die Ausläufer des elburischen Hochlands zu sehen.

„Assadra, wir müssen reden. Ich habe über vieles nachgedacht in diesen Tagen. Es macht mir Sorge, dass du die Donnernde nicht mehr

hörst, wie du selbst gesagt hast. Ich will damit nicht sagen, dass du ihre Gebote nicht hältst, denn das tust du besser als ich. Aber ich bin ein Handwerker, der ihr erst spät im Leben seine Dienste angeboten hat, und dich hat die Göttin ihre Tochter genannt. Bei dir liegt die Messlatte höher. Du hast in Palmyrabad gesehen, dass unser Weg unsicher ist. Deswegen bitte ich dich, begib dich auf eine Traumsuche. Vielleicht schenkt die Donnernde dir eine Vision, die uns hilft."

„Ich hatte gedacht, du hast mich hierhergeführt, um dich für dein Getue von gestern zu entschuldigen."

„Ich entschuldige mich. Bitte sei mir nicht böse."

„Das mit der Traumsuche ist dir wirklich wichtig, nicht wahr?"

„Ja, das ist es. Wenn du möchtest, begleite ich dich."

Assadra schüttelte den Kopf. „Ich muss es allein tun. Sobald ich wieder gesund bin, werde ich in die Berge gehen. Aber es wäre schön, wenn du mich erwarten würdest, wenn ich wiederkomme."

Brin lächelte und nahm ihre Hand. „Ich werde hier sitzen."

Nach acht Tagen fühlte Assadra sich gesund genug, um auf die Traumsuche zu gehen. Von der Sultana waren sie in der ganzen Zeit verschont geblieben, und auch aus Zorgan waren keine Nachrichten gekommen.

Assadra legte ihre Rüstung an und gürtete Krummschwert und Dolch. Nichts weiter nahm sie mit. Dann grüßte sie, und ohne sich noch einmal umzusehen, ging sie mit langen Schritten nach Westen, den Ausläufern des Djerim Yaleth entgegen.

An den nächsten Nachmittagen ging Brin vor die Stadt, wachsam, weil er Feinde fürchtete, und setzte sich auf den kleinen Hügel. Er blickte zur untergehenden Sonne und dachte darüber nach, was Assadra wohl gerade tat.

Am Abend des fünften Tages kam sie ihm entgegen. Sie war weit entrückt und sah hager aus. Die feinen Knochen in ihrem Gesicht

zeichneten sich deutlich ab, und als Brin sie so sah, hätte er sie am liebsten sogleich gefüttert. Er nahm sie an den Schultern, beguckte sie von oben bis unten und war froh.

„Wie ist es dir ergangen?“

„Gleich. Lass mich erst mal was trinken.“

Brin gab ihr seine Wasserflasche und seinen Umhang.

Während sie langsam trank, hing sie ihren Gedanken nach. Dann endlich begann sie zu erzählen: „Ich bin weit ins Gebirge gegangen und habe nach einem Tier gesucht, mit dem ich mich messen konnte. Die Hügel sind staubig und sehr trocken. Aus den kleinen Rinnsalen, die ich gefunden habe, mochte ich nicht trinken, um nicht krank zu werden. Ich bin dann sehr müde geworden. Nach jedem Anstieg musste ich lange innehalten. Zur Nacht habe ich mich in ein Dornengestrüpp gelegt. Es war sehr kalt, und ich hatte Sehnsucht nach dir. Doch ich bin weitergegangen und habe nicht mehr an dich gedacht. So ist es an jedem Tag gewesen. Vorgestern Abend ist mir eine Frau begegnet. Sie hat mir den Weg versperrt, und wir haben lange gekämpft. Ich habe sie getroffen, aber nicht verletzt. Sie war zornig auf mich und hat mir gesagt, ich solle meine Ohren waschen und ihrem Weg folgen.“

Assadra sah peinlich berührt aus.

„Ich habe gedacht, das hätte ich immer getan – ihrem Weg folgen. Dann hat sie ihr Schwert gesenkt und gesagt: *Wenn Levthan und das Gehörn die Stute und die Eidechse überstrahlen und wenn Uthars Pforte verschlossen ist*[*]*, dann werdet ihr entscheiden, in welche Richtung sich die Pforte öffnet. Die Eidechse zeigt euch den Weg zum Licht. Euer Schicksal entscheidet sich mit dem Schwert der Lichtwache. Der Weg zum Licht führt in den Norden, und im Norden wartet*

[*] Eidechse und Stute waren Sternbilder, dem Tsa-Mond und dem Rahja-Mond zugeordnet. Gehörn und Uthar waren Sternbilder des Nordhimmels, Levthan war ein Wandelstern.

dein Tod. Die Kinder des roten Löwen bringen Verderben. Das Schicksal eurer Kinder ist entscheidend für die Zukunft eurer Seelen."

Brins Stimme war plötzlich belegt: „Und wieder heißt es, dass im Norden dein Tod warte. Das ist also einer der Wege, die dir bestimmt sind. Du hast einmal gesagt, dass eine Dienerin der Donnernden im Augenblick der Weihe den Zeitpunkt ihres Todes besiegele, und es ist wenigen von uns beschieden, den Strohtod zu sterben. Wenn es so geschieht, dann will ich dafür sorgen, dass dein Tod nicht vergebens ist."

Er sah sie an und hatte nicht den Eindruck, dass sie sich ängstigte. Er selbst war drauf und dran, die Fassung zu verlieren, und so setzte er sich neben sie, damit sie sein Gesicht nicht sehen konnte. Lange waren sie still.

Schließlich sagte er: „Wir sollten die Liturgie der Verständigung lernen, falls wir einmal getrennt werden. Was das andere anbelangt: Du hast die Donnernde früher hören können, es sollte dir also wieder gelingen. Versuch doch mal, den Schwerttanz am Morgen mit dem Anderthalbhänder auszuführen. Es ist auch eine Waffe, die der Göttin wohlgefällig ist. Aber es ist eine andere Weise zu kämpfen, die du noch nicht gemeistert hast. Vielleicht hilft es dir, einen neuen Weg zu ihr zu finden."

Assadra nickte. „Ich kann es versuchen."

Dann gingen sie zurück in die Stadt. Im Tempel ließ sich Assadra einen Topf mit Quark, einen Krug mit Milch und einen Krug mit dem Saft von Arangen bringen. Als sie aufgegessen und sich behaglich in eine Decke gewickelt hatte, wiederholte sie die Worte der Donnernden noch einmal für die anderen.

Vieles erkannten sie. Der erste Teil bezog sich auf die Sterne am Firmament und war eine Zeitangabe. Das Schwert der Lichtwache war natürlich Thalia.

Sie rätselten noch eine Weile hin und her und gingen irgendwann zur Ruhe. Nur Khelbara, der sie von der Weissagung erzählt hatten, stand noch lange im Hof des Tempels, blickte nach den Sternen und rechnete.

Am nächsten Morgen verkündete Khelbara, dass die Sternbilder Levthan, Gehörn, Stute und Eidechse sich in diesen Tagen aufeinander zu bewegten* und dass Uthars Pforte in vier Nächten geschlossen sein würde. Für einen Beobachter, der seinen Standpunkt einige Tagesreisen im Westen habe, würde es dann scheinen, als ob die Sternbilder in Konjunktion seien.

„Ein paar Tagesreisen westlich von hier?“, fragte Falk. „Könnte das das Kloster Keshal Taref sein?“

„Ja, oder zumindest dieser Teil des Gebirges.“

„Also fällt in vier Nächten die Entscheidung, die Assadra verkündet wurde. Was könnte das sein? Was sollen wir tun?“, fragte Brin.

„Ich glaube, alles hängt mit Keshal Taref zusammen“, sagte Falk nachdenklich. „Rasulan hat Khelbara gesagt, dass er dort ein Ritual plane. Das Kloster ist weithin der für Belkelel-Anrufungen geeignetste Ort.“

Schließlich ließ Fanja auch ihre Stimme hören: „Arkos Shah hat damals nur dank der Amethystlöwin vermocht, ins Innere des Klosters vorzudringen. Wir werden das Schwert brauchen.“

„Für einen Boten ist es zu spät. Aber Salamon ibn Dafar kann Sybia einen Ruf senden, damit sie es sofort nach Keshal Taref schickt. Hoffen wir, dass es nicht bei König Arkos im Feldlager ist.“

Ohne noch länger zu warten, gingen sie zum Kontor der Mada Basari. Salamon ibn Dafar verlangte für diesen Dienst einen Preis von zwölf mal zwölf Dinar. Er versenkte sich ins Gebet und es gelang ihm,

* Die Himmelsmechanik auf Dere folgte nicht irdischen Gesetzmäßigkeiten.

der Sultana einen Ruf zukommen zu lassen, wo auch immer sie sich gerade befand. Nun hieß es hoffen, dass sie das Schwert rechtzeitig zum Kloster schicken würde.

Am Mittag sagten sie Elaisha und Khelbara Lebewohl. Die Hexe wollte per Schiff nach Malqis zurückkehren, sobald sie zu Kräften gekommen war. Brin hatte sie gewarnt, was sie dort vielleicht erwarten mochte, aber sie hatte nur selbstgefällig geguckt und geschwiegen.

Khelbara wollte noch ein Weilchen im Rahja-Tempel ausruhen und dann wieder untertauchen. Nach der Hilfe, die sie geleistet hatte, konnte keine Rede mehr davon sein, sie ihren Häschern in die Hände zu geben. Die Gefährten machten sich nun also wirklich der Begünstigung einer gesuchten Verbrecherin schuldig.

Von Shanya ash Shaya und Vater Rassan brauchten sie sich nicht zu verabschieden. Die Rahja-Priesterin wollte sie nach Keshal Taref begleiten, und Vater Rassan weigerte sich, seine Frau allein ziehen zu lassen.

Als der kleine Trupp am Mittag des dritten Reisetages zum Lager unterhalb des Klosters kam, herrschte dort ein Durcheinander wie in einem aufgescheuchten Ameisenhaufen. Schließlich nahm Falk einen vorbeieilenden Diener am Ärmel und hielt ihn fest.

„Was ist los hier?“

„Gestern ist die Shahi angekommen und gerade eben der Shah selbst, lasst mich, ich muss weiter!“

Jetzt erkannten die Gefährten am anderen Ende des Lagers das königliche Banner. Sie drängten sich durch die Lagergasse. Arkos Shah war gerade erst angekommen, er war noch nicht einmal vom Pferd abgestiegen. Vor ihm stand der Abt und sagte irgendetwas. Beim Shah waren zwölf Ritter seiner Leibwache. Sie saßen auf

schweißnassen Pferden. Hinter ihm hatte eine vornehm gekleidete Frau auf einem Zelter gehalten. Auf einem Lederpolster hinter ihrem Sattel hockte ein Gepard.

Assadra rief über das Gedränge hinweg: „Majestät, was macht Ihr hier? Wir dachten Euch vor Anchopal! Es ist gut, Euch zu sehen!“

„Ah, meine Freunde, ihr seid da! Als ich eure Nachricht erhielt, bin ich gleich nach Zorgan zurückgekehrt. Kommt, wir müssen reden, und wir haben nicht viel Zeit. Abt, wir brauchen einen Ort, an dem wir ungestört sind.“

In einem Zelt, welches von seinen Rittern umstellt wurde, konnten sie sprechen. Zuerst stellte Arkos ihnen seine Gefährtin vor: „Dies ist Mara ay Samra. Sie ist eine berühmte Hexe und war lange eine Vertraute meiner Frau, bis sie sie vom Hof verbannt hat. Meine Mutter hat darauf bestanden, dass sie mich begleitet.“

Er schien darüber nicht sehr erfreut zu sein.

„Eure Anwesenheit hier kommt wahrlich wie gerufen!“ Assadra hatte das Wort an sich genommen. „Führt Ihr die Amethystlöwin mit Euch?“

„Ich habe sie hier!“ Er klopfte an das Schwert an seiner Seite. „Euer Brief war nicht der einzige, der mich im Feldlager erreicht hat. Auch die Shahi hat mir geschrieben und hat dringend gebeten, das Gewand der Laila el Sulef zu bergen. Es musste also sehr wichtig sein. Da bin ich gleich aufgebrochen.“

„Und was ist mit dem Heer?“, wollte Brin wissen.

„Das Heer ist auf dem Rückweg nach Zorgan. Ich habe die Belagerung abgebrochen.“

„Ihr habt die Belagerung aufgehoben?“, fragte Brin ungläubig. „Einfach so?“

„Es ging nicht recht voran, um ehrlich zu sein. Der Abzug geschah im Tausch gegen einen Tribut, den ich persönlich ausgehandelt habe,

und gegen dieses hier.“ Er packte einige sehr feine Schleier aus und einen schmalen, mit altertümlichen Goldmünzen besetzten Gürtel.

„Das Tanzgewand der Laila el Sulef?“ Falk, der alte Sachen verehrte, trat gebannt näher.

„So ist es“, erwiderte Arkos. „Sagt mir, warum ist es so bedeutsam? Was hat es damit auf sich?“

„Wir glauben, dass der Magus Rasulan das Gewand zu einer Herbeirufung verwenden will, die er heute Nacht oder morgen hier im Kloster plant. Es war unsere Hoffnung, dass Ihr ihn vor Anchopal fassen würdet, beim Versuch, sich durch den Belagerungsring zu schleichen.“

„Und ohne das Gewand wird ihm die Herbeirufung nicht gelingen?“

„Er kann das Gewand ersetzen, aber das Ritual wird für ihn dadurch schwieriger.“

„Dann lasst es uns verbrennen“, schlug Arkos vor.

Falk sah entsetzt zu, Brin hingegen voll neuer Hochachtung, als Arkos die dünnen Schleier in ein Kohlebecken warf, wo sie verglommen.

Schließlich seufzte der Shah. „Ich habe bedenkliche Nachrichten, vermutlich schlimmer, als ich gedacht habe“, sagte er. „Als ich vor vier Nächten in Zorgan eintraf, war Eleonora aus dem Spiegelpalast verschwunden, und mit ihr unsere Kinder. Auch der verfluchte Belkelel-Splitter, der strengstens bewacht werden sollte, fehlte. Dann erreichte euer Ruf meine Mutter. Ich habe keinen Moment gezögert, und hier stehe ich nun. Wir haben den Weg in drei Tagen geschafft“, sagte er zufrieden.

Die Gefährten hatten nicht gewusst, dass der Splitter, der Macht über Dämonen aus dem Reich der Belkelel verlieh, im Spiegelpalast aufbewahrt worden war. Sie waren starr.

Arkos wandte sich an den Abt, der alles mitgehört hatte: „Sagtest du nicht, die Shahi sei hier? Warum begrüßt sie mich nicht?“

Der Abt fiel vor ihm auf die Knie. „Majestät, es ist fürchterlich. Die Shahi ist gestern Abend ins Kloster gegangen. Sie hat ihre Kinder mitgenommen. Sie ist nicht wieder zurückgekehrt, und wir konnten sie im Kloster nicht finden. Sagt uns, was wir nun tun sollen!“

„Meine Leute werden das sogleich untersuchen!“, sagte Arkos und deutete auf die Gefährten.

Da sprach zum ersten Mal die Hexe, die wortlos dabeigestanden hatte: „Majestät, Ihr sagtet etwas von einer Nachricht, die Eleonora Euch ins Feldlager gesandt hat, in der sie Euch darum bittet, das Gewand zu besorgen. Dürfte ich diesen Brief einmal sehen?“

Der Shah gab ihr den Brief.

Sie überflog ihn und runzelte die Stirn. „Ich kenne diese Schrift. Aber es ist nicht die Schrift Eleonoras, die mir vertraut ist, sondern die Eurer Schwester Dimiona.“

„Dimiona habe ich mit eigener Hand getötet.“

„Ihr kennt die Gerüchte, sie sei noch am Leben. Ich bin oder war mit Eleonora befreundet, und ich bin mit Dimiona im selben Hexenzirkel unterwiesen worden. Die Handschriften von beiden sind mir wohlvertraut.“

Nun wurde Arkos ärgerlich. „Glaubt Ihr, ich erkenne die Schrift meiner eigenen Schwester nicht?“

Die Hexe trat vor ihn, legte ihm die Hände auf die Schultern und sah ihm tief in die Augen.

„Autsch! Was tut Ihr da?“ Arkos griff an eine dünne Kette, die er um den Hals trug, und zog ein Medaillon hervor, das sich mit Raureif bedeckt hatte.

„Was ist das für ein Medaillon?“, fragte die Hexe.

„Eleonora hat es mir gegeben. Es soll mich vor schädlicher Magie warnen und schützen. – Wache!“

Zwei der Ritter stürzten mit gezogenen Schwertern ins Zelt.

„Ich habe lediglich einen Hellsicht-Zauber gewirkt. Ich bitte Euch, vertraut mir und legt das Medaillon ab."

Arkos blickte die Gefährten an. Als Brin nickte, nahm er das Medaillon ab. Die Hexe versuchte den Zauber erneut. Dann wurde sie sehr ernst.

„Ich sehe, dass Ihr oft verzaubert worden seid, Manipulationen Eures Geistes. Es könnten Zauber sein, die Euch vergessen lassen, oder auch Zauber, die Eure Erinnerungen verändern. Aber ich wage es nicht, sie zu brechen, denn es würde Euch für einige Tage völlig verwirren, und dafür haben wir im Moment keine Zeit."

Arkos rieb sich den Kopf, ging aber nicht weiter auf das Gesagte ein. „So sei es also. – Und nun untersucht das Verschwinden meiner Frau!"

Die Gefährten gingen mit dem Shah und der Hexe in Eleonoras Zelt. Der Abt hatte es bewachen lassen und versicherte ihnen, dass niemand es betreten habe. Das Zelt war geräumig, ein großer Mittelteil und zwei mit Zelttuch abgetrennte Kammern. In einer hatte die Amme mit der kleinen Dassareth geschlafen, in der anderen Eleonora mit ihrem Sohn Amaryd. An Möbeln gab es nur die Schlafstätten, einen großen Spiegel, Tisch und Stuhl und einige Schrankkisten. Sorgfältig sahen sie alles durch.

Anschließend ließen sie alle Diener und Geweihten zusammenrufen, die mit Eleonora Shahi Kontakt gehabt hatten. Es waren nicht viele, und als sie sie der Reihe nach befragt hatten, hatten sie Folgendes zusammengetragen: Die Shahi war mit der Amme und ihren beiden Kindern in einer Mietkutsche in Zorgan aufgebrochen. Als Bedeckung hatte sie nur zwei Gardisten mitgenommen, die ohne Wappenröcke hinten auf der Kutsche mitgefahren waren. Die beiden Männer waren noch hier im Lager und Arkos schätzte sie als ergeben ein. Die Shahi war gestern angekommen, hatte ihr Zelt aufschlagen

lassen, war darin verschwunden und man hatte sie nicht mehr gesehen. Am Abend hatte sie die Amme auf einen belanglosen Botengang geschickt und war mit ihrem Sohn zum Tempel gegangen. Als die Amme zurückkehrte, war das kleine Mädchen ebenfalls fort gewesen.

Während sie noch redeten, deutete Arkos mit einem Mal verblüfft auf eine abgeschabte Stoffpuppe, die in der Krippe lag. „Was ist das?"

„Es ist ein altes Ding und ziemt sich eigentlich nicht für eine Prinzessin", sagte die Amme, „aber die Shahi selbst hat sie ihr gegeben."

„Das war Dimionas liebste Puppe, als sie klein war."

Brin schnappte sich das Ding und begann, es abzutasten. In einem der Ärmchen knisterte es. Er zog seinen Krummdolch hervor und trennte ganz vorsichtig die Naht auf. Ein kleines, zusammengerolltes Stück Papier war in die Füllung aus Wolle gesteckt worden. Es war ein Brief:

Meine über alles geliebte Dassareth,

ich gehe nun nach Keshal Taref. Es wird mir sehr schwer, dich zu verlassen. So gern hätte ich mich um dich gekümmert, wie eine Mutter es tun soll, und dein Heranwachsen gesehen. Du hast einen guten Vater, und er wird es schon richten. Ich bin zu weit auf meinem Weg gegangen, um noch zurückzufinden. Es tut mir leid, dass alles so gekommen ist, aber bitte glaube mir, dass ich stets nur das Beste für Aranien gewollt habe.

Lebe wohl, Deine Mutter.

„Falk, kannst du Magie an diesem Brief spüren?"

Falk nahm ihn behutsam zwischen zwei Finger und verneinte. Brin reichte den Brief weiter an König Arkos.

„Es ist ein Abschiedsbrief. Verzeiht, dass ich ihn genommen und gelesen habe. Ich kann nichts Böses daran finden. Mit Eurer Erlaubnis werde ich ihn einstweilen in die Puppe zurücklegen."

Arkos, der wie vor den Kopf geschlagen wirkte, nickte nur. Brin rollte den Brief zusammen, schob ihn in das Ärmchen der Puppe und begann, die Naht zu reparieren. Das war schnell getan.

Über all dem war die Dämmerung hereingebrochen. Es war nun an der Zeit. Brin blickte fragend zu Assadra und Falk.

Falk wandte sich an den Shah: „Arkos, seid Ihr bereit? Wir müssen jetzt ins Kloster gehen."

Der König nickte und legte die Hand auf den Griff des Schwerts Amethystlöwin.

„Ich werde euch begleiten", sagte Shanya.

„Ich komme ebenfalls mit", bestimmte Vater Rassan. „Ich werde meine Frau nicht alleinlassen."

„Ich werde euch auch begleiten", sagte Mara. „Ich kenne Dimiona und ihre Schliche gut."

„Gut." Brin dachte kurz nach. „Herr Abt, würdet Ihr einen der Diener der Frau Hesinde rufen, die hier bei Euch sind? Wir bedürfen eines Schutzes gegen schädliche Magie."

Einer der Schlangenpriester wurde gerufen und segnete sie mit dem Zeichen der Mada. Dann formierten sie sich, entzündeten ihre Laternen und stiegen langsam die Anhöhe zum Kloster hinauf. Brin blickte zu den Sternen hinauf. Uthars Pforte war geschlossen, Stute und Eidechse strahlten hell.

Als sie die Klosterpforte erreichten, legte Brin die schwarze Halskette um. Ihm war, als lege sich ein grauer Schleier vor sein Gesicht. Die Totengeister, die er beim letzten Besuch getroffen hatte, waren verschwunden, dafür war es ihm, als würden Mäuler und Arme aus den Wänden hervorbrechen.

„Vorsicht, es wimmelt hier von dämonischen Manifestationen."

Seine Stimme schien den anderen von weit her zu kommen.

Mit einem Mal rief Fanja: „Bleibt stehen! Es summt in meinen Ohren. Etwas Wichtiges geschieht. Hier ist eine Spur aus feinem Flitter, wie von einem Tanzgewand!“

Die anderen strengten sich an, aber vermochten nichts zu sehen.

„Die Flitter sind fast unsichtbar, aber sie bilden eine Spur.“

„Dann lass Arkos mit der Amethystlöwin vorangehen“, sagte Brin. „Lege ihm die Hände auf die Schultern und leite ihn.“

Arkos ging voran. Brin musste anerkennen, dass es ihm an Mut nicht mangelte. Fanja blieb direkt hinter dem Shah und lenkte seine Schritte. Sie führte die kleine Gruppe durch die Klosteranlage, bis sie einen Innenhof mit einem Wasserbecken erreichten.

„Hier endet die Spur“, sagte Fanja. „Ich kann nichts mehr sehen.“

In dem flachen Wasserbecken gab es ein Wasserspiel, eine pulsierende Fontäne, die in die Höhe schoss und dann in sich zusammenfiel.

Brin und Assadra stiegen in das Becken und begannen, den Grund abzutasten. Dabei trat Assadra unter den Bogen des Wasserstrahls und war plötzlich verschwunden. Brin folgte ihr sogleich, fühlte ein Ziehen in seinem Inneren und fand sich in einem anderen Wasserbecken in einem anderen Innenhof wieder. Neben ihm stand Assadra, mit gezogenem Krummschwert.

Sie befanden sich in einem kleinen achteckigen Hof. Über ihnen funkelte kein Stern. Durch vier der Wände führten Torbögen, aus denen trübes Licht schien. Hinter ihnen platschte es, als erst Arkos und dann die anderen auftauchten.

Angespannt, die Waffen in den Händen, kletterten sie aus dem Becken und traten in den ersten der Durchgänge. Vor ihnen öffnete sich eine Bibliothek. Sie war von Öllampen erleuchtet und eines Hesinde-Tempels würdig. Die Decken waren ausgemalt und an den Wänden reihten sich Regale aus edlem Holz mit Türen aus echtem Glas aneinander, darin eine Unzahl von Folianten. Es mussten Hunderte sein.

Doch der erhabene Eindruck wurde von hölzernen Statuen, die Menschen in Kopulation mit abscheulichem Dämonengezücht zeigten, getrübt. Auch die Deckengemälde zeigten Anspielungen auf den Kult der Belkelel.

Assadras Klinge pfiff, und eine der Statuen war geköpft. Ein Kreischen von überallher und nirgends. Um die Statuen herum erschien Schwärze und es wurde kalt. Dann verdichtete sich die Schwärze zu großen tigerartigen Wesen. Sie hatten lange Krallen, rot leuchtende Augen und schmutziges Fell, das stellenweise zerfetzt herunterhing. Darunter war dunkles Muskelgewebe zu sehen, oder war es Gallert? Sie brüllten und zeigten lange, spitze Eckzähne.

Es blieb keine Zeit, um sich zu formieren. Brin fand sich zwischen zweien der Dämonen. Sie bewegten sich sehr schnell, und er hatte Mühe, sich vor ihren Bissen und Prankenhieben zu schützen. Da kam Arkos ihm zu Hilfe. Assadra stieß einen Kampfschrei aus und schlug ihren Säbel tief in den Hals einer der Kreaturen, wo er fauchte wie ein glühendes Eisen in einem Wassereimer.

Ein Prankenhieb traf Brin an der Brust. Sein Kettenhemd zerriss, und er dachte, dass ihm gleich der Atem ausgehen würde. Er riss sich los, sprang zurück und hob den Schild. Plötzlich hörte er Assadras Mutter: „Nutze das Licht in dir.“

„Sag mir, wie!“, rief er verzweifelt.

Assadra kam derweil Falk zu Hilfe, der von dem vierten Zant in eine Ecke getrieben worden war, und vernichtete das Untier mit zwei schnellen Hieben. Dann stach sie Arkos’ Gegner das Krummschwert tief in die Flanke.

Nun war es nur noch Brin, der kämpfte. Schließlich schlug er dem Wesen mit einem mächtigen Schwerthieb ein Hinterbein ab, und es sackte zusammen. Mit einem Schmatzen brach dunkle Flüssigkeit durch die rauchende Haut.

Als er aufsah und schmerzhaft Luft holte, blickte er in die Gesichter seiner Freunde, die sich bereitgehalten hatten, um ihm beizustehen. Brin war peinlich berührt.

„Ich brauche mehr Wucht und mehr Reichweite, ein größeres Schwert.“ Er atmete tief ein und stöhnte. „Ich glaube, eine Rippe ist gebrochen. Schon wieder.“

Die Gefährten stiegen über die Kadaver der Dämonen, die sich langsam zu widerwärtigen purpurnen Lachen verflüssigten, und begannen, den Ort zu erkunden. Da glitt eine geisterhafte Gestalt auf sie zu. Sie schwebte zu Arkos und strich ihm mit der Hand liebevoll über die Wange, während ihr Tränen über die Wangen liefen.

Arkos begann zu stöhnen: „Eleonora, du bist also tot.“

Er hockte sich auf den Boden, schlang die Arme um die Knie und begann zu schluchzen. Shanya und Mara eilten zu ihm.

Da erklang Fanjas Stimme: „Kommt her! Ich habe noch mehr Flitter gefunden!“

Sie stand vor einer großen, glatten Wand. Als Brin diese betastete, fühlte sie sich kalt und massiv an.

„Arkos, es tut mir leid“, hustete er, „aber wir brauchen Euch. Bringt die Amethystlöwin.“

Shanya und Mara führten den König, der lauthals weinte, zu der Wand. Er stieß die Schwertspitze ins Mauerwerk, und die Klinge versank. Stirnrunzelnd schob er das Schwert tiefer hinein, und erst verschwand seine Hand, dann sein Arm.

„Ich habe das schon einmal getan“, sagte Arkos verträumt.

Brin legte ihm die linke Hand auf die Schulter und tastete mit der rechten nach der Wand. Sie versank ebenfalls im Stein. Es fühlte sich kalt an und ein lang vermisstes Gefühl stellte sich ein, wie früher, wenn er Magie hatte fließen lassen.

„Kommt alle her!“, rief er. „Fasst euch an den Händen!“

Gemeinsam mit Arkos traten sie durch die Wand. Graues Licht umflutete sie, und es war, als gingen sie durch eisiges Wasser.

Zwei Schritte, und sie fanden sich in einem Gewölbe wieder. In Wandnischen brannte eine Unzahl Kerzen. Auf den Steinboden war ein großes Pentagramm gezeichnet. Dort bog und wand sich die Shahi zum Rhythmus eines Tamburins, das sie in ihrer Hand schwang. Sie trug ein spärliches Tanzgewand, das mit feinem Flitter benäht war und metallisch schillerte. Ihre Haut war schweißnass, um ihre Füße waberte Nebel. Die Neuankömmlinge schien sie gar nicht zu bemerken.

Auf einem steinernen Thron saß ein Mann und blickte verzückt auf die Tanzende. Er hatte rabenschwarzes Haar, dunkle Augen und trug einen dünnes, fein gestutztes Schnurrbärtchen und einen Kinnbart. Sein muskulöser Oberkörper war nackt. Auch er schenkte ihnen keine Beachtung.

Auf einem großen Steinblock lag ein Knabe. Schwarze Schlangen hatten sich um seine Hand- und Fußgelenke gewunden und hielten ihn fest.

„Eleonora! Amaryd!“, rief Arkos und sah sich verzweifelt zu den anderen um. „Rettet meinen Sohn!“

Nun geschah alles zugleich. Falk begann ein Gebet. Fanja lief zu Eleonora, fasste sie um die Taille und versuchte, sie aus dem Pentagramm zu ziehen. Leira rannte zu dem Jungen. Assadra und Brin liefen zum Thron.

Sie hatten den Mann fast erreicht, als sein Kopf ruckte und seine Augen sich in Assadras bohrten: „Ich bin Rasulan. Du Hübsche kannst ein Pferdchen in meinem Stall sein. Nun schütze uns vor diesen Leuten!“

Assadra stellte sich breitbeinig vor den Thron, das Krummschwert stoßbereit. Brin hatte seine Schmerzen für den Augenblick vergessen.

Er versuchte, sie zur Seite zu schieben. Doch ihre Säbelspitze zeigte plötzlich auf seine Kehle.

„Wage es, so stirbst du!“, fuhr sie ihn an.

„Rondra!“ Mit seinem Zornesschrei gab Brin ihr einen mächtigen Stoß, und sie flog zur Seite. Dann drang er auf Rasulan ein. Dabei betete er: „Donnernde, mach, dass sie deine Gebote nicht vergisst!“

Er rechnete jeden Augenblick mit einem Schwertstich in den Rücken, aber es geschah nichts. Rasulan murmelte, da traf ihn Brins Hieb. Der Magus fasste nach einem seiner Ringe und war schlagartig verschwunden. Brin stocherte mit dem Schwert in der Luft herum, dann war Assadra neben ihm.

„Hilf mir, Löwin, irgendwo hier muss er sein!“, rief Brin.

Fanja hatte inzwischen Eleonora, die sich heftig sträubte, aus dem Pentagramm gezogen und versuchte mit Maras Hilfe, sie zu fesseln. Leira stand neben dem Altar und stützte den Jungen, den sie von den Schlangen befreit hatte. Er war von Kopf bis Fuß mit Zauberzeichen bemalt. Falk betete immer noch.

Irgendwann gaben Brin und Assadra ihre Suche nach Rasulan auf.

„Er muss sich fortgezaubert haben“, sagte sie, „aber wir haben Eleonora.“

Da zeigte Brin auf ein Stück Metall, eine Zacke mit kristallin wirkenden Bruchkanten, die auf einem Säulenstumpf neben dem Thron lag.

„Oh ihr Zwölfe, ich glaube, er hat den Belkelel-Splitter zurückgelassen!“, rief Brin. „Hat jemand eine Zange?“

Shanya ash Shaya zog den Schleier hervor, der ihnen in Yerkesh schon so gute Dienste geleistet hatte. Sie breitete das Tuch über den Splitter, schlug ihn ein und nahm ihn an sich. Da erzitterte der Boden, und Mörtel rieselte auf sie herab.

„Ich glaube, es ist an der Zeit zu gehen!“ Brin hastete zu der Mauer, durch die sie gekommen waren, aber sie war fest und kalt. „Arkos! Schnell!“

Arkos, wie im Traum, stieß die Spitze seines Schwertes hinein, aber sie knirschte nur über die Oberfläche. Steine fielen aus der Decke. Ein eiskalter Wind fegte aus dem Pentagramm und wirbelte den losen Mörtel um ihre Füße.

Mit einem Mal begann Vater Rassan, den sie schon fast vergessen hatten, tief und wohltönend zu singen und die Göttin Travia um Schutz zu bitten. Mehr Steine fielen herab, und der Wind schwoll an. Assadra sprang zu Vater Rassan, um ihn mit ihrem Schild zu decken. Der Boden schwankte nun wie das Deck eines Schiffes. Sie krallten sich aneinander.

Da erschien eine Tür. Brin meinte nachher, sie habe ausgesehen wie die Hintertür der Goldenen Gans, aber Assadra war sich sicher, es sei die schwere Haustür der Alm im Raschtulswall gewesen. Vater Rassan stieß die Tür auf, und sie blickten in eine behagliche Halle.

„Folgt mir! Schnell!“, rief er.

Sie fielen fast durch die Tür. Hinter ihnen wirbelten Steine. Als sie alle in Sicherheit waren, schob Vater Rassan die Tür zu und legte einen Balken vor. Auf der anderen Seite hörte man es heulen, immer wieder prasselte etwas gegen das Holz.

„Das war ein großes, großes Wunder, das die Frau Travia Euch hat vollbringen lassen“, sagte Brin andächtig.

„Der guten Mutter sei Dank. Hier sind wir vorerst sicher.“

Sie waren in der Halle eines Langhauses. Auf einem großen Tisch leuchteten Kerzen, und in einer Feuerstelle in der Mitte der Halle flackerte ein Feuer. Entlang einer Wand lagen Strohsäcke und zusammengefaltete Decken.

König Arkos hatte sich neben dem Feuer niedergelassen und den Kopf in die Hände gestützt. Neben ihm saßen sein Sohn Amaryd und

Eleonoras Geist, der ihnen in das Sanktuarium gefolgt war. Die leibhaftige Eleonora lag gebunden in einer Ecke des Raumes und wurde von der Hexe Mara bewacht.

Sie blickten alle starr vor Staunen zwischen Eleonora und ihrem Geist hin und her.

„Kann das jemand erklären?“, fragte Falk.

Mara sagte: „Es gibt einen Zauber, schwärzeste Magie, der es einer Hexe ermöglicht, mit einem anderen Menschen den Körper zu tauschen. Dimiona muss diesen Zauber vorbereitet haben, als ihre Feinde nahten, und hat dann Eleonora den Körper geraubt. Als Dimionas Körper getötet wurde und Eleonoras Seele ihre Wohnstätte verlor, da wurde sie zu einem Geist.“

Die gefesselte Eleonora, die bisher geschwiegen hatte, nickte. Falk trat an sie heran.

„Dann bist du in Wahrheit also Dimiona. Was hast du mit diesem Ritual bezwecken wollen? Im Namen des Herrn Praios, sprich die Wahrheit!“

„Ich wollte die Herrin der Blutigen Ekstase* in meinen Körper rufen.“

Falk schüttelte sich entsetzt. „Sie ist völlig wahnsinnig! Das wäre unser aller Ende gewesen, auch das ihre.“

Leise sagte Dimiona: „Ich konnte nicht anders. Der Splitter hat es mir befohlen. Ich habe an meine Tochter Dassareth gedacht und wollte es nicht tun. Aber es war wie ein Zwang.“

Die anderen stürmten mit Fragen auf Vater Rassan ein. „Wie lange können wir hierbleiben? – Wie kommen wir wieder nach Hause?“

„Vielleicht geht der niederhöllische Sturm irgendwann vorbei“, sagte er. „Solange wir uns alle an die Gebote der Gastfreundschaft

* Beiname der Dämonin Belkelel, dämonische Widersacherin der Göttin Rahja.

halten, sind wir hier geschützt wie im Nest der Gänsemutter. Lasst uns erst einmal essen!“

In einer Ecke fand er einen großen Korb mit Wurzeln. Die Erde an ihnen war noch feucht, als seien sie gerade erst ausgegraben worden. „Helft mir! Ihr könnt sie waschen und schälen.“

Aus einem großen Vorratsschrank holte er einen Topf mit Eiern. Dann nahm er eine Speckseite herunter, die an einem Deckenbalken baumelte, und gab sie Leira. Assadra schnippelte. Fanja hatte Brin derweil das Kettenhemd über den Kopf gezogen und wickelte einen Verband um seinen Brustkorb. Vater Rassan briet das Gemüse mit Honig und Salz, bis es schön braun war, und füllte es anschließend in einen großen Kessel, um es langsam zu garen. Leira begann derweil, in einer großen Pfanne den Speck auszulassen und die Eier zu braten. Bald erfüllte ein köstlicher Duft die Halle. Als Brin in einer kühlen Wandnische noch zwei Kannen mit Bier fand, waren sie restlos zufrieden.

Das Essen war einfach, aber Brin meinte später, dass ihm nie etwas besser geschmeckt habe. Die Einzige, der es nicht zu munden schien, war ihre Gefangene.

Etwas später saßen sie da und streckten behaglich die Beine unter den Tisch. Nur Mara, die das Knobeln verloren hatte, stand am Stein und musste die Küchengeräte sauber kratzen.

Sie redeten darüber, was wohl weiter geschehen würde. Schließlich mischte Mara sich ein: „In Palmyrabad im Marbo-Tempel soll eine Frau ohne Seele sein. Wenn wir sie hätten, könnte Eleonoras Geist in ihren Körper einfahren. Danach könnte ich den Seelentausch rückgängig machen. Es wäre allerdings möglich, dass dadurch die Verbindung zwischen Dimiona und dem Splitter gekappt wird. Der Ort des Rituals, von dem aus wir hierhergekommen sind, scheint mir limbischer Natur zu sein, erschaffen mit der Macht des Splitters.

Wenn die Verbindung zwischen Dimiona und dem Splitter unterbrochen ist, wird der Ort des Rituals vielleicht vergehen.“

„Du willst sagen, wenn du Dimionas Seele aus Eleonoras Körper zauberst, wird der Ort draußen vor der Tür verschwinden. Und wohin führt dann unsere Tür?“

„Genau vermag ich es nicht zu sagen. Aber dieser Ort ist göttlichen Ursprungs, nicht niederhöllisch-chaotisch. Er wird nicht vergehen, sondern die Tür wird sich irgendwo an die dritte Sphäre anheften, nahe der limbischen Globule.“

„Und was bedeutet das nun?“ Brin wollte verstehen, was sie sagte.

„Vermutlich wird uns die Tür in die Nähe des Klosters führen.“

„Und du könntest so einen Seelentausch durchführen?“

„Es ist sehr schwer, zwei fremde Seelen miteinander zu vertauschen. Ich dürfte wohl die einzige Hexe sein, die es an einem Ort wie diesem zu tun vermag.“

„Wir kennen die Frau ohne Seele“, sagte Brin. „Aber sie ist nicht hier. Kannst du nicht trotzdem Dimionas Seele tauschen? Zum Beispiel mit Shanya? Es muss ja nicht für immer sein.“

„Das, Brin ui Slejenhagen, kannst du dir aus dem Kopf schlagen“, knurrte Shanya.

Sie waren still und brüteten vor sich hin. Brin dachte sehr an Layla, und ob er sie nicht irgendwie kontaktieren könnte. Mit einem Mal begann sein Finger mit dem Rabenring zu kribbeln. Er spürte, wie ein kleines Rinnsal Magie durch ihn sickerte. Er hob die Hand, und vor ihm verdichtete sich ein weißer Rabe. Er legte den Kopf schief, krächzte und lief zur Tür, wo er stehen blieb.

Brin öffnete die Tür einen Spalt weit, und der Rabe verschwand flügelschlagend in dem Tosen da draußen. Der Ring war nun einfarbig schwarz; der weiße Rabe, der ihn geziert hatte, war verschwunden.

„Was war denn das jetzt?“, fragte Leira, die ihm zugesehen hatte.

„Ich habe keine Ahnung“, entgegnete Brin. „Ich wusste nicht, dass er sich in dem Ring befindet. Falk, hast du nie gemerkt, dass der Ring magisch ist?“

Der schüttelte verblüfft den Kopf.

Sie sprachen noch eine Weile über alles, aber langsam wurden sie müde, und als nichts weiter geschah, legten sie sich auf den Strohsäcken zur Ruhe. Wegen Dimiona wurden doppelte Wachen aufgestellt.

„Wo ist Dassareth?“, fragte Arkos plötzlich in die Stille hinein.

„Ich habe sie Eslam übergeben“, sagte Dimiona.

Es war ein Name, der Brin nichts sagte. Arkos schien jedoch beruhigt zu sein, und Brin und die anderen waren zu müde, um nachzufragen.

Lange konnten sie nicht geschlafen haben, es waren erst zwei Wachen vergangen, als alle wieder munter wurden. Die Tageszeit war in der Halle nicht zu erkennen, so nannten sie ihre nächste Mahlzeit der guten Ordnung halber „Frühstück“ und begannen einen neuen Tag. Sie vertrieben sich die Zeit mit Rätselraten, und Vater Rassan spielte geduldig mit Amaryd.

Dimiona saß abseits. Die anderen beobachteten sie immer wieder argwöhnisch.

Arkos war immer noch mehr als verwirrt. Er blickte wieder und wieder zwischen Eleonoras Geist neben ihm, der im flackernden Feuerschein kaum zu sehen war, und Eleonoras Körper, der gefesselt in der Ecke saß, hin und her.

Shanya fütterte ihn und massierte ihm den Kopf, was ihm gutzutun schien. „Es ist alles ein Schock für ihn“, erklärte sie. „Und wenn seine wahren Erinnerungen ihn erst überfluten, wird für ihn vieles anfangs überhaupt keinen Sinn ergeben. Aber ich bin sicher, mit der Zeit wird sein Geist gesunden.“

Irgendwann wurden sie müde und legten sich zur Ruhe. Brins Augen waren kaum geschlossen, da hatte er einen Traum. Erst sah er nur große dunkle Augen, dann wichen sie etwas zurück und er sah ein Gesicht. Es war, als würde er in einen tiefen Brunnenschacht blicken und ein fremdes Spiegelbild sehen. Da erkannte er Layla. Mit krächzender Stimme sagte sie: „Dein Bote hat mich erreicht. Brauchst du Hilfe?“

Brin erzählte ihr, wo sie waren, und dass sie die Frau ohne Seele benötigten.

„Ich werde sie bringen. Wann hast du den Raben losgeschickt?“

„Dies ist ein seltsamer Ort. Ich würde sagen, es war gegen Morgengrauen, als der Rabe geflogen ist.“

„Der Rabe ist am Abend hier angekommen. Ich habe gewartet, bis die Sonne untergegangen ist, um dich schlafend zu finden. Nun ist es tiefe Nacht. Ich werde vermutlich einen Tag brauchen, will aber nicht in der Nacht fliegen. Wir wären also am nächsten Abend bei euch. Könnt ihr solange ausharren?“

„Wir sind hier sicher.“

„Haltet scharf Ausschau, um uns schnell durch die Tür zu lassen, wenn es so weit ist. Es klingt, als wäre der Vorraum sehr gefährlich. Übrigens ist es ganz leicht für mich gewesen, deinen Traum zu erreichen. Du bist uns verwandt.“

Brin wachte auf. Falk und Fanja hielten Wache neben Dimiona. Er blickte sich um, und alles war in Ordnung. Trotzdem konnte er bis zum Beginn seiner Wache nicht wieder einschlafen. Draußen heulte immer noch der Wind, und Steine polterten gegen die Tür.

Irgendwann begannen alle, sich zu rühren. Es musste Morgen sein. Um sie aufzumuntern, erzählte Brin ihnen, dass Hilfe unterwegs sei. Mehr wagte er nicht zu sagen, weil er Dimiona, die alles mithörte,

nicht traute. Nur Assadra weihte er heimlich ein, damit sie ihm beim Wachehalten half.

Der angebrochene „Tag“ wollte nicht vorbeigehen, und obwohl es ihnen an nichts fehlte, waren alle inzwischen etwas gereizt. Schließlich zelebrierten die Priester der Reihe nach Götterdienste. Mittendrin hörte Brin von der Tür her ein Krächzen. Er lief hinüber, und als er sie öffnete, hinkten ein ziemlich zerzauster weißer und ein schwarzer Rabe herein.

Der weiße Rabe sträubte sein Gefieder, schüttelte sich, verschwamm, wuchs, und mit einem Mal stand eine nackte Frau vor ihnen. Es war Layla, die Marbo-Priesterin aus dem Kloster in Palmyrabad. Sie hatte sehr helle, fast weiße Haut, dazu blauschwarze Haare und schwarze Augen. Unbefangen ging sie zu Brin und umarmte ihn.

„Ich bringe dir die Frau ohne Seele“, sagte sie, sprach ein Wort, und auch der andere Rabe verwandelte sich.

Die Frau aus Palmyrabad stand mit leerem Blick in der Halle.

„Es war ganz schön mühselig, sie unterwegs nicht zu verlieren.“

„Hab Dank. Wie konntest du uns hier finden?“

„Ich kann deinen Ring spüren.“

„So. Du hast Brin also im Traum besucht?“, fragte Assadra bissig, nachdem Brin den anderen alles erklärt hatte.

„Sie ist gekommen, um uns zu helfen.“

Assadra schlang ihre Arme um Brins Hals, zog seinen Kopf zu sich, und küsste ihn lange und besitzergreifend. Dabei funkelte sie Layla drohend an. Die zuckte die Schultern und ging zu Fanja.

„Du bist eine Heilerin, nicht wahr? Das letzte Stück des Weges war sehr schwierig. Könntest du bitte nach mir sehen?“

Sie zeigte zwei große Kratzer und Blutergüsse an ihren Unterarmen und einen großen Kratzer am Unterschenkel. Vater Rassan brachte Decken, die er den beiden Damen um die Schultern legte.

Als alle bereit waren, führte Brin die Frau ohne Seele zu Eleonoras Geist, der in der Nähe des teilnahmslosen Arkos schwebte. Brin legte die schwarze Halskette um und sagte: „Eleonora, hier ist ein Körper, den du besitzen kannst. Du darfst in ihn einfahren, dann können wir dir helfen."

Der Geist, im Licht der Kerzen kaum zu sehen, glitt in die Frau. Mit einem Mal wurden ihre Augen wach und sie begann zu schreien. Shanya nahm sie in die Arme, hielt sie an sich gedrückt und führte sie zu einer der Lagerstätten.

„Dimiona muss sich nun neben sie legen", sagte Mara.

Dimiona ließ sich widerstandslos neben die Frau legen. Mara fesselte beiden die Hände, dann zog sie sich die Schuhe aus und hockte sich im Schneidersitz zwischen die Frauen.

„Niemand störe mich!", befahl sie.

Sie begann damit, Dimiona zu beschimpfen und alle Untaten aufzuzählen, die diese in ihrer Arroganz und Eitelkeit verübt hatte. Bald hatte sie sich in wilde Wut geredet. Ihr Gesicht war zu einer Grimasse verzogen und sie war hochrot geworden. Plötzlich wurde sie still. Dann fing sie an, schwer zu atmen. Schweiß trat auf ihre Stirn. Schließlich stieß sie einen Schrei aus und stand schwankend auf.

„Hat es geklappt?", fragte Vater Rassan.

Die beiden Frauen begannen zu zucken, und Eleonora schrie.

„Es ist gelungen, aber es war ein schweres Stück Arbeit", sagte Mara mit matter Stimme. „Ich bin hier fern von Sumu. Zwischendurch dachte ich, der Zauber entgleitet mir. Gebt mir etwas von der Milch."

Rassan brachte ihr einen Becher und einen Krug, den sie gierig leerte.

Shanya bemühte sich derweil, Eleonora zu beruhigen.

„Leise! Hört ihr das?", fragte Fanja. „Draußen ist es ruhig geworden."

Vorsichtig öffnete Brin die Tür und lugte durch den Spalt. Es war dunkel und still.

„Holt eure Sachen!“, rief er den anderen zu. „Ich denke, wir können es wagen.“

Er nahm Schild und Schwert, verbeugte sich mit einem „Frau Travia habt Dank“ gegen das Herdfeuer und trat als Erster nach draußen.

„Hier ist alles ruhig“, sagte er. „Ich bin in der Bibliothek!“

Kampfbereit folgten ihm die anderen, zuletzt Shanya und Rassan mit Dimiona und Eleonora. Als Vater Rassan als Letzter die Tür durchschritten hatte, verschwand sie im Nichts.

Sie stiegen in das Wasserbecken, traten durch den Springbrunnen und waren bald wieder im Innenhof des Klosters. Es war immer noch Nacht. Die dämonischen Manifestationen waren verschwunden, und Fanja führte sie entlang der Flitterspur aus dem Kloster. Müde stolperten sie den Abhang hinunter und in die Arme der Lagerwache.

„Halt, wer da?“, rief der Posten mit Panik in der Stimme.

„Wir sind’s, Arkos Shah mit seinem Gefolge. Welcher Tag ist heute?“

„Heute war Markttag. Tretet langsam ins Licht der Laterne, auf das wir euch sehen können ... – Den Zwölfen sei Dank, da sind der Shah, die Shahi und der Prinz!“

Einer der Posten blies wieder und wieder sein Horn.

„Wir sind zwei Tage und drei Nächte im Kloster gewesen“, rechnete Fanja.

Auf das Horn hin kamen der Abt und der Hauptmann von Arkos Shahs Leibwache herbeigeeilt.

Shanya trat vor: „Ich bin Shanya ash Shaya, Hochgeweihte der Frau Rahja. Ich kümmere mich um den Shah, die Shahi und um Prinz Amaryd. Gebt mir ein Zelt für sie, und lasst es gut bewachen. Dann schickt mir die Peraine-Geweihte.“

„Es soll geschehen“, der Hauptmann verneigte sich.

„Diese Frau hier legt in Eisen“, fuhr Shanya fort und deutete auf die Frau, in der nun Dimionas Seele steckte. „Sie vermag schwarze Magie zu wirken, also seid vorsichtig. Bringt sie auf geweihten Grund. Diese Leute hier werden sie bewachen.“ Sie zeigte auf die Gefährten. „Niemand außer ihnen darf mit ihr sprechen.“

„Wir hören und gehorchen.“

Die Gefährten zogen mit Dimiona in den kleinen hölzernen Rahja-Tempel, der im Lager errichtet war, und legten ihr ein Kettenhemd an.

Am nächsten Morgen ließ König Arkos nach den Gefährten schicken. Er schien seine Umnachtung überwunden zu haben und begrüßte sie mit wachem Blick.

„Dank der Bemühungen von Shanya ash Shaya und dieser Layla ist mein Geist wieder klar. Es scheint, der Shah hat so einige seltsame Freunde, deren er sich nicht bewusst war. Die Schleier, die auf meinem Gedächtnis liegen, sind noch nicht gelüftet worden. Das soll später geschehen und wird mich für einige Zeit ans Krankenlager binden. Vorher sind jedoch noch einige Anordnungen zu treffen: Mara ay Samra, ich ernenne dich vorläufig zu meiner Großwesira. Lass die entsprechende Ernennungsurkunde ausfertigen und bring sie mir zur Unterschrift. Deine erste Aufgabe: Hole meine Tochter Dassareth zurück.“

„Ich höre und gehorche.“

„Meine Freunde Shanya, Rassan, Falk, Assadra und Brin. Ihr seid Priester, und ich sehe, dass ihr in der Gunst der Zwölfe steht. Ich setzte euch ein zu Richtern über die Gefangene. Ihr sollt entscheiden, was mit ihr geschieht. Aber entscheidet schnell, denn es wird großen Aufruhr im Volk geben, wenn bekannt wird, dass die geliebte Shahi in Wahrheit die Frevlerin Dimiona war.“

Die Gefährten traten zusammen und schon bald trat Falk wieder vor Arkos. „Unser Spruch lautet wie folgt: Die Untaten Dimionas füllen die Chronik Eures Landes der letzten zwölf Jahre. Sie ist bereits zum Tode verurteilt worden und ihrer Strafe bisher nur dank Täuschung und Magie entgangen. Es scheint uns, dass sie seit der Geburt Dassareths gelegentlich über ihre Untaten nachgedacht und sie vielleicht bereut hat, falls sie uns nicht erneut täuscht. Ein eindeutiges Zeichen tätiger Reue, aus freien Stücken gegeben, hat sie uns nicht gezeigt. Ihre letzte Tat, an der wir sie gehindert haben, war, Belkelel oder einen ihrer höchsten Diener in ihren Körper zu rufen. Wenn Dimiona damit Erfolg gehabt hätte, so wären die Folgen fürchterlich gewesen. Deswegen sagen wir, dass das bereits gefällte Urteil nun vollstreckt werden soll."

„Ihr meint, Exorzismus und Feuertod?", hakte Arkos nach.

„Das ist unser Spruch. Wir haben nach Recht und Gesetz geurteilt, aber es ist Euer königliches Privileg, das Urteil abzuwandeln oder sie zu begnadigen."

Der König schien unschlüssig. Nach kurzem Überlegen sagte er: „Ich folge eurem Urteil. Lasst es noch am heutigen Praiostag vollstrecken."

Neben dem Rahja-Tempelchen wurde ein Scheiterhaufen errichtet. Währenddessen gingen die Gefährten zu Dimiona, um ihr ihr Schicksal zu eröffnen und sie zu bitten, ihre Seele den Zwölfen anzuempfehlen. Dann wurde Dimiona in Ketten zum Scheiterhaufen geführt und am Pfahl festgebunden. Shanya ash Shaya führte den Exorzismus durch.

Als dies getan war, richtete Dimiona das Wort an Fanja: „Ich verzeihe Euch, dass Ihr mich nun zu Tode bringt. Denkt an mich, und wenn Ihr einst die Karfunkelseele retten müsst, dann möge Euch Dschadra al'Zul helfen."

„Das Reisig ist ölgetränkt“, sagte Fanja, „es wird sehr schnell vorbei sein.“

Schon loderten die Flammen hoch auf. Dimiona stimmte ein Lied an, welches Brin nicht kannte. Bereits nach der zweiten Strophe war alles vorbei.

Brin war sehr nachdenklich. „Ein schreckliches Ende. Sie war unsere Todfeindin, aber sie ist mit königlicher Würde gestorben. Ich bete dafür, dass ihre Seele den Weg in Borons Hallen finden möge.“

Die Gefährten wollten nicht länger an diesem Ort bleiben, sondern machten sich noch am selben Tag auf den Rückweg nach Zorgan. Layla kam mit ihnen.

Niemand außer ihnen wusste, dass sie den in Shanyas Tuch gehüllten Belkelel-Splitter mit sich führten.

Arkos, Eleonora und Amaryd blieben in der Obhut von Shanya zurück. Bei ihnen blieb auch Mara ay Samra.

Ein paar Tage später waren sie in Zorgan und übergaben den Belkelel-Splitter in Fürstin Sybias Obhut. Sie war erleichtert über die Nachrichten, auch wenn sie diese fast nicht zu glauben vermochte. Sie schenkte einem jeden der Lichtsucher zwölf mal zwölf mal zehn Dinar, eine wahrhaft königliche Belohnung.

Brin übergab ihr den Brief von Salamon ibn Dafar. Sie überflog ihn, grinste und sagte, dass sie das Amt des Mondsilbersultans an ihn übergeben werde.

„Er argumentiert schlüssig und er hat Mut, und es wird mir eine Last von den Schultern nehmen.“

Brin nahm seinen Anteil der Belohnung und gab den Mada Basari sechshundert Dinar. Sie würden veranlassen, dass das Havener Kontor der Festumer Wechsel- und Einlagenhalle seinem Vater fünfhundertzwanzig Dukaten auszahlen würde.

„Das sollte langen, um meine Eltern für einige Jahre zu versorgen. Wenn meine Schwester nun ausziehen will, dann kann sie ihnen unbesorgt den Rücken kehren. Falls nicht, auch gut. Zumindest braucht sie sich jetzt nicht mehr zu beschweren, dass sie wegen mir an die Goldene Gans gekettet sei.“

Jeweils zweihundert Dinar bestimmte er für den Tempel der Rondra, für das Marbo-Kloster in Palmyrabad und für den Neubau des Travia-Tempels in Elburum. Zuletzt ließ er sich ein neues Kettenhemd und ein Kurzschwert anfertigen. Damit war der stattliche Haufen Gold fast aufgebraucht.

Als die Lichtsucher sich nach Qamar, dem Leibmagus aus Palmyrabad, und nach Dalilah al Mhanachi, der Sultana-Mutter aus Elburum, erkundigten, erfuhren sie, dass beide hingerichtet worden waren. Auch hingen in der Stadt Steckbriefe, nach den Mitgliedern der Beni Asharan wurde gefahndet. Zuletzt vertraute Sultana Sybia ihnen an, dass der Belkelel-Splitter sich unter größter Geheimhaltung auf dem Weg ins Liebliche Feld befinde.

Somit schien alles wohl geordnet, zumindest für den Augenblick.

Efferd – Boron 1033 BF, Sewerien
Herz und Verstand

In den Tagen, die nun folgten, fand der Fluss des Lebens in sein gewohntes Bett zurück. Fanja öffnete wieder einen Marktstand als Heilerin. Falk hatte seinen Tag zweigeteilt. Unfehlbar wie die Sonne studierte er des Morgens die Bücher, die er im Kloster der Morgenröte geborgen hatte. Des Nachmittags übte er sich in Kalligrafie und malte Gebete, Gesänge oder heilige Texte aufs Papier. Als Leira ihn fragte, meinte er, dass die Gesetze der Proportionen und des rechten Maßes ihn die Harmonie der Schöpfung spüren ließen.

Assadra übte den Umgang mit dem Anderthalbhänder, den Brin ihr geschenkt hatte. Schlecht war sie nicht, auch wenn sie nicht im Entferntesten an ihr meisterhaftes Können mit dem Krummschwert heranreichte. Sie und Leira hörten auch gern den Märchenerzählern im Basar zu.

Brin hatte den Dienst im Rondra-Tempel wieder aufgenommen, aber ihn wollten die Ereignisse der letzten Wochen nicht loslassen. Manches Mal ging er in den Boron-Tempel und betete dafür, dass Dimionas Seele den Weg in die Hallen des Schweigsamen gefunden haben möge. Dann wieder grübelte er darüber, was Assadra offenbart worden war: Ihr Tod warte im Norden. Sie waren nun im Süden, und im Herzen war er zuversichtlich, dass ihr Glück halten würde. Trotzdem erinnerte es ihn unablässig, dass ihre Zeit auf Dere begrenzt war, und womöglich kürzer, als sie ahnten.

Schließlich sprach er mit ihr: „Khedirion ist wieder auf den Beinen. Shanya, Rassan und König Arkos werden in den nächsten Tagen zurückerwartet. Layla ist auch noch hier. So viele Freunde sind selten beisammen. Wäre nun nicht eine gute Gelegenheit, den Rondra-Bund

zu schließen? Ich bitte dich, Assadra, werde meine Frau. Ich möchte nicht mehr von dir getrennt sein."

Sie lächelte. „Ich habe mich schon gefragt, wie lange du noch warten wolltest."

„Sollen wir zusammen einen Brief an deine Königin schreiben und um ihre Erlaubnis bitten?"

Assadra sah ihn verwundert an. „Das können wir uns sparen. Sie wird ablehnen."

„Das wissen wir doch gar nicht. Vielleicht genehmigt sie den Schwur, dann wäre alles gut. Wenn nicht, können wir uns immer noch darüber hinwegsetzen. Sie wird es sowieso erfahren, früher oder später. Warum also nicht gleich und von uns selbst?"

„Du verstehst nicht. Wenn ich dir Treue schwöre, wird mein Volk das als Verrat auffassen. Sie werden mich ächten, und ich bin eine Löwin der Donnernden. Es wird eine riesige Aufregung geben."

Brin wurde sehr nachdenklich.

Schließlich hatte Assadra einen anderen Vorschlag: „Wir könnten unter dem Segen eines anderen Gottes heiraten. Das wird meinem Volk ziemlich gleichgültig sein."

„Wir sind beide Diener der Leuin. Denk nicht mal daran."

Am Ende gingen die beiden in den Tempel, um zu opfern und um Klärung ihrer Gedanken zu finden. Als sie das Blut des Bockkitzes auf die rote Glut sprengten, breitete sich Qualm aus und kroch über den Boden wie eiskalter Nebel.

Ein Priester stürzte mit einem Eimer herbei. „Was stinkt hier so?"

„Vermutlich hat unser Opfer keine Gnade gefunden", sagte Brin in aller Seelenruhe, die er aufbringen konnte.

„Was habt ihr getan?" Der Rondrianer schien von ihnen abzurücken.

„Vielleicht geht es um etwas, das wir tun wollen."

„Ihr Unglücklichen! Redet mit dem Schwertbruder*. Oder, wenn ihr wollt, sprecht mit mir!“

„Später. Erst wollen wir in uns gehen.“

Bedrückt wanderten die beiden nach Hause. „Es scheint mir klar“, sagte Brin schließlich. „Wir müssen den Schwur verschieben. Aber wenn wir uns in Lebensgefahr begeben, sollst du trotzdem den Bund zwischen uns schließen. Du weißt, wie es geht, nicht wahr?“

Assadra nickte. „Ja, das weiß ich.“

Aber Brin merkte, dass sie damit nicht zufrieden war.

Assadra wurde in den Tagen darauf sehr grüblerisch. Sie suchte sich ein warmes Fleckchen, eine Decke um die Schultern, und knurrte, wenn jemand mit ihr reden wollte.

Brin ging weiter in den Tempel, als sei nichts gewesen. Nur vermied er es, zu opfern, weil er die Gläubigen nicht mit einer stinkenden Qualmwolke verunsichern wollte. Bald war nicht mehr zu übersehen, dass Priester und Novizen ihn misstrauisch beäugten.

Die Tage kamen und gingen. Layla reiste zurück nach Palmyrabad. Noch immer war Assadra still und unglücklich (und Brin gegenüber ziemlich streitsüchtig).

Irgendwann tat Brin ihr den Gefallen. Er stichelte beim Kamelspiel, bis sie schnaubend die Figuren vom Brett fegte und schimpfend nach oben ging. Die Tür ihrer Kammer knallte, dass der Putz rieselte. Brin lief ihr nach, aber sie hatte den Riegel vorgeschoben und antwortete nicht. Hörte er leises Schluchzen?

Er fühlte sich schlecht wie selten zuvor. Irgendwann stellte er eine Leiter an die Hauswand, stieg nach oben und hebelte den Rahmen mit geöltem Pergament aus der Fensteröffnung.

Assadra fauchte und schlug nach ihm, sodass er den Kopf einzog.

---

* Tempelvorsteher der Rondra-Kirche.

„Lass mich rein“, sagte er. „Das ist auch mein Zimmer.“

Endlich tat sie einen Schritt zurück und er quetschte sich durchs Fenster. Ihre Augen waren rot.

„Hier“, sagte er und hielt ihr einen nassen Lappen aus der Waschschüssel hin.

Da wurde sie wirklich wild, und Brin wurde unangenehm bewusst, dass er gegen sie womöglich den Kürzeren ziehen würde. Sie warf mit allem, was sie in die Finger bekam, und er bedachte sie mit einem Schwall albernischer Schimpf- und Koseworte. Als ihr die Wurfgeschosse ausgingen, erwischte er sie und hielt sie fest, damit sie nicht nach ihm schlagen konnte. Irgendwann hörte sie auf, mit den Fersen nach ihm zu treten, und begann zu weinen.

Er erkannte sie gar nicht wieder und war tief bestürzt. „Ich bitte dich, sei nicht traurig. Es wird schon alles gut werden. Ich habe die Anfänge eines Plans.“

So standen sie lange. Dann sprachen sie darüber, wie sie die Hochzeit feiern würden, wenn es so weit wäre.

Am nächsten Tag ging Brin abermals in den Rondra-Tempel, kniete vor der großen Statue und betete: „Herrin des Sturms, du blickst in meine Seele und siehst meine Gedanken, meine Sorgen und meinen Zorn. Assadra und ich haben von dir viele dunkle Ermahnungen und Warnungen erhalten, aber sie sagen mir nichts. Nun hast du unser Opfer abgelehnt. Ich bitte dich, erleuchte meinen Geist: Was ist es, das du von uns willst?“

Natürlich geschah nichts. Was hatte er auch erwartet? Dass die Rondra-Statue ihm Rede und Antwort stehen würde?

Brins Verhältnis zur Göttin war bisher sehr simpel gewesen. Sie hatte ihn angenommen, und er hatte es ihr danken wollen. Nun aber fühlte er sich ungerecht behandelt. Er sagte sich: „Brin, sei auf der

Hut. Die Unsterblichen sehen weit, und ihre Pläne sind allumfassend. Ihr seid nur zwei von vielen ihrer Werkzeuge."

Von diesem Tag an verdoppelte er seine Mühen mit dem Zweihänder. Er dachte, dass die Donnernde ihn besser vorbereitet finden sollte, wenn sie ihm noch einmal im Traum gegenüberträte. Ganz im Stillen dachte er, dass er dann auf das zweite Flämmchen in seiner Seele zugreifen würde. Mit Glück würde es sie so überraschen, dass er sie treffen könnte. Aber diesen Gedanken verbarg er tief und vermied es, ihm nachzuhängen.

Assadra kam oft in den Tempel und versuchte sich an dem Anderthalbhänder, aber sie fand ihn mühsam und bekam keinen rechten Zugang zu dem Schwert. Dabei war es eine schnelle Waffe, schneller noch als ihr Krummschwert, und sie hatte ein gutes Auge und herausragende Reflexe.

„Nur zu, du hast schon lange keine richtige Herausforderung mehr gehabt von einer Klinge!", ermunterte Brin sie.

Für den Augenblick machte er mit seinem Zweihänder bessere Fortschritte als sie, und das schien sie anzuspornen.

Dann, es war der Tag des Heiligen Gilborn[*], versammelte Falk die Freunde.

„Es ist etwas geschehen", begann er. „Vielleicht ist unsere Mußezeit vorbei. Ich habe in meinem Geist einen Ruf vernommen: *Arras spricht: Eure Freundin und ich brauchen eure Hilfe! Eilt nach Festum!* – Wir müssen wieder Reisen."

„Wer ist es, der unsere Hilfe braucht?", fragte Assadra.

„Er hat nur gesagt, *eure Freundin und ich*."

Brin hatte keine Einwände. Er war ganz froh, Zorgan eine Weile hinter sich zu lassen.

[*] 29. Travia.

Es kostete Falk eine stolze Summe Gold, einen Kapitän zu überzeugen, so spät im Herbst noch einmal in See zu stechen. Bis zu ihrer Abreise blieben ihnen noch einige Tage.

Falk und Assadra kauften ein zweites Maultier für ihr Gepäck. Dann holten Fanja und Falk Berge haltbarer Vorräte ein, um dem armen Bornland nicht ihre Verköstigung aufbürden zu müssen. Assadra kaufte Mengen von Leckereien, Weine, Liköre, Tees, Tonkrüge mit eingelegten Früchten, Ziegenkäse mit Honig und wunderbar geräucherte Schinken.

Als sie alles zusammenhatten, besah Brin sich das Ganze: „Es trifft sich gut, dass nun, wo wir uns an Fanjas Pemmikan-Eintöpfe gewöhnt haben, auch das Volk der Amazonen seine Feldverpflegung angepasst hat."

„Hör auf zu sticheln, sonst bekommst du nichts ab", sagte Assadra. „Wer weiß schon, wann ich wieder zurückkehre und was es dort im Eis zu essen gibt."

Alle kauften alles an Heilkräutern und -salben, was sie bekommen konnten. So ging ihr Geld, von dem Brin gedacht hatte, dass es für Jahre reichen würde, ziemlich schnell zur Neige.

Er selbst hatte tief in seinen Satteltaschen vier magische Heiltränke verborgen, auch wenn seine Kirche so etwas gar nicht gern sah. Nur Fanja und Leira waren noch flüssig. Sie wechselten den Rest ihres Goldes in Edelsteine ein, die sie in die Säume ihrer Kleider einnähten.

Dann kam der Morgen, an dem das Haus verschlossen wurde und an dem die Diener ihren Lohn erhielten. Wagen und Pferde waren schon am Vortag verladen worden, und noch in der Morgendämmerung gingen Falk und die anderen an Bord.

Die Fahrt stand unter einem guten Stern. Statt des Nordostwinds, der in dieser Jahreszeit erwartet wurde, hatte der Wind auf Südost

gedreht und blies stetig. Die Kogge legte sich mächtig auf die Seite, und der günstige Wind schob sie schnell gen Festum.

Unterwegs rief Falk die Gefährten zusammen. „Ich habe einen neuen Ruf vernommen. *Arras spricht: Wohnt im Lavaitzis, aber trefft Freund Rowin im Bären*."

Am darauffolgenden Nachmittag lief das Schiff in die Mündung des Born ein und in den Hafen von Festum. Vor ihnen befand sich ein Wald von Masten. Die bebauten Ufer erstreckten sich weit über eine Meile, die Stadt musste gewaltig sein.

Bis die Lichtsucher die ängstlichen Tiere über den schwankenden Laufsteg an Land gebracht hatten, war es Abend. Der Kapitän erhielt den Rest seines Goldes, dann überquerten sie die lange Brücke, welche die Hafeninsel mit der eigentlichen Stadt verband. Die Straßen waren breit, und die Häuser sahen großzügig aus. Es hätte Brin wohl gefallen, wenn es nicht so nass und kalt gewesen wäre.

Von einem Gassenjungen ließen sie sich zum Gasthof Lavaitzis führen, der direkt an der Norbardenwiese lag. Letztere war ein weites Feld gleich vor den Toren der Stadt, welches nun mit vielen bunten Wagen vollgestellt war, die hier Winterquartier machten. An der Norbardenwiese stand auch der einzige Mokoscha*-Tempel der bekannten Welt.

Als sie den Tempel am nächsten Morgen voll Neugier besuchten, fand Brin, dass Fanja sich seltsam benahm. Sie hielt den Blick gesenkt und versuchte, den vielen Norbarden so gut wie möglich auszuweichen. Die Blicke, die Falk und Brin im Tempel ernteten, waren feindselig. Dann zeigte einer der Norbarden auf Fanjas Schlangenstab und rief etwas in der unverständlichen Sprache seines Volkes. Ein

* Hauptgottheit der Norbarden. Mokoschas Tier ist die Biene, ihre Aspekte sind Fleiß, Gemeinschaftssinn und Anpassung.

wütendes Gemurmel erhob sich, es folgten drohende Rufe, und Fanja schien ganz klein zu werden.

Da eilte eine Priesterin herbei. Sie begann mit den Gläubigen zu schimpfen, erst in der fremden Sprache, dann auf Garethi: „Schämt euch! Es steht euch nicht an, die Gäste dieser Halle zu beleidigen! Habt ihr vergessen, was ihr dem Gastrecht schuldig seid? Hinaus aus meinem Haus!“

Sie war wirklich empört und warf die entsetzten Leute aus dem Tempel.

Schließlich knickste die Geweihte vor Fanja und sagte: „Willkommen daheim, Surjakoscha! Wie ich sehe, bist du dem Rat der Bienen gefolgt und hast dich auf den Weg von Adler und Löwe begeben.“

Fanja dankte ihr und trat zu den Bienenstöcken, die in Wandnischen an der Südwand aufgestellt waren. Es war kalt, und nur wenige Bienen flogen durch die großen Fensteröffnungen ein und aus. Fanja zog eine hölzerne Dose mit süßem, eingekochtem Apfelkraut hervor und stellte sie zwischen die Stöcke. Bald war sie von Bienen umschwärmt.

Die Priesterin lauschte eine Weile auf das Gesumm. „Sie sind ruhig und haben uns diesmal nichts zu sagen. Du wirst auf dem rechten Weg sein.“ Dann wandte sie sich an die Gefährten: „Gebt gut acht auf sie.“

Sie führte Fanja zum Altar, auf dem ein altes, reich verziertes Horn stand, das mit Honig gefüllt war. Fanja füllte die kleine Holzdose auf, die sie vor so langer Zeit in Fasar gefunden hatte.

Nachdem sie den Deckel verschraubt hatte, leitete die Priesterin sie und die anderen in die Krypta und führte sie an eine Tür, in die viele Bienen geschnitzt waren.

„Es ist nun an der Zeit, dass du diesen Ort betrittst. Vielleicht wirst du hier deinen weiteren Weg erkennen.“

Sie zog einen kleinen Schlüssel hervor und öffnete. Vor ihnen lag ein sechseckiger Raum, gelb wie eine Bienenwabe. In der Mitte stand ein Tisch, darauf ausgebreitet ein gelbes Tuch auf dem ein silbernes Diadem lag, in dem klare Bernsteine leuchteten.

„Das Diadem und das Lajlech al'Koscha!" Wie unter einer fremden Macht trat Fanja vor, schlug das Diadem sorgsam in das gelbe Tuch ein und nahm es an sich. „Ich werde beides brauchen."

Die Priesterin sah sie zweifelnd an, ließ sie aber gewähren.

Lange verharrte Fanja das eingeschlagene Diadem an ihre Brust gepresst. Tief in Gedanken nickte sie der Priesterin schließlich zu, legte ihr zwei Finger an die Stirn und stieg wieder nach oben, hinauf ans Licht des Tages.

Schweigend, ohne ein Wort der Erklärung, eilte sie zurück zum Gasthof, während die anderen versuchten, mit ihr Schritt zu halten.

„Was war das vorhin mit den Norbarden im Tempel?", fragte Brin sie schließlich. „Was haben sie gegen dich?"

„Ich habe euch doch schon gesagt, dass ich meine Sippe im Streit verlassen habe! Außerdem gab es eine Verwechslung. Ich will wirklich nicht darüber reden!"

Brin war klar, dass dies nicht die ganze Wahrheit sein konnte. Aber Fanja wollte offensichtlich nichts weiter dazu sagen, und so ließen die anderen sie in Ruhe.

Als es dunkel wurde, bummelten die Gefährten zu der Taverne Zum Bären. Das Wirtshaus, ein breites, einstöckiges Gebäude, lag am Hafen, und schon auf der Straße hörte man das Lärmen aus der Schankstube. An der Eingangstür stand ein vierschrötiger Mann mit einer schiefen Nase und einem Knüppel. Als sie eintreten wollten, zeigte er auf eine Tonne, in der einige Äxte und Keulen steckten.

„Alle Waffen müssen hier abgegeben werden."

Brin gab sein Kurzschwert ab, nicht aber Leweschilt, das an seiner Seite hing und Zeichen seines Standes war. Auch Assadra behielt ihr Krummschwert.

Lautes Stimmengewirr schlug ihnen entgegen, als sie eintraten. Es roch säuerlich nach Schweiß und verschüttetem Bier. Entlang einer Wand befand sich ein langer Tresen, hinter dem Fässer gestapelt waren, aus denen eifrig gezapft wurde. An der Theke stand ein Mann im Ornat der Praios-Priesterschaft. Er wirkte etwas verloren und musterte sie hoffnungsvoll.

Brin steuerte die anderen auf einen der noch freien Tische zu und raunte: „Sprecht ihn nicht an. Ich will sehen, wer ihn beobachtet."

Sie setzten sich.

„Glaubst du wirklich, wir sind noch nicht bemerkt worden?", fragte Falk. „Das muss Rowin sein, von dem Arras geredet hat. Ich hole ihn her."

„Warte noch", zischte Brin. „Natürlich sind wir bemerkt worden. Aber wir könnten irgendwelche Schnösel sein, die in der Unterstadt auf ein Abenteuer aus sind."

Brin rief lauthals nach fünf Bieren vom besten Fass und mit einer schönen Schaumkrone.

„Auf Abenteuer aus? Aus dem Alter sind wir raus. Und wir sind als Priester zu erkennen. Du übertreibst."

„Du hast ja recht", sagte Brin etwas kleinlaut. „Vielleicht liegt es daran, dass ich im Phex geboren bin, aber ich wäre gerade am liebsten unsichtbar."

Assadra sah ihn aufmerksam an: „Hier stinkt es und alle sind betrunken, aber Gefahr spüre ich keine."

Das Bier wurde ihnen gebracht, da wurde Falks Blick plötzlich starr.

„Was ist?", fragte Brin.

„Da sitzt die Kaiserin!"

„Wo?“

„Dreh dich nicht um! Sie sitzt in deinem Rücken. Und sie sieht zu uns herüber.“

„Ihr Zwilling, Yppolita von Gareth, ist in Festum. Guckt sie immer noch her?“

„Ja. Neben ihr sitzt eine Goblinin, bei allen Zwölfen!“

Brin trank durstig seinen Humpen leer, stand auf und steuerte dann Richtung Tresen, dabei blickte er wie zufällig auf die Frau, die hinter ihm saß. Sie war ein paar Jahre jünger, blond, und trug ein schwarzes Wams mit einem Pelzkragen, darunter ein weißes Spitzenhemd. Sie sah der Kaiserin ähnlich, auch wenn Brin diese nur von Münzen her kannte, und musterte ihn ungeniert.

Er trat zu ihr und dröhnte lautstark: „Was macht eine schöne Frau wie Ihr an einem Ort wie diesem? Kommt an unseren Tisch und lasst Euch ein wenig zerstreuen!“

Stattdessen wies die Dame auf freie Plätze an ihrem Tisch. Brin setzte sich und winkte den anderen. Der Praios-Priester am Tresen wandte sich nervös zu ihnen um.

„Kann man hier sprechen?“, fragte Brin mit gesenkter Stimme.

„Waaas?“, rief sie und rutschte näher zu ihm heran. „Hier hört uns niemand. Das ist Mantka Riiba, die Herrscherin der Festumer Goblins.“

Brin neigte den Kopf und sah die Goblinin interessiert an. Ihr Fell war altersgrau, aber ihre rotvioletten Augen waren klar und blickten ihn furchtlos und aufmerksam an.

Die mutmaßliche Yppolita von Gareth kam gleich zur Sache: „Wir haben erfahren, dass ihr einen der Armreife unserer Mutter gefunden habt.“

Es musste der Armreif sein, den sie Morgwyn in Warunk abgenommen hatten und den Brin Suleyscha gegeben hatte.

„Er ist nicht hier, sondern im Land der ersten Sonne geblieben.“

Inzwischen waren auch die andern dazugekommen.

„Es stand euch nicht zu, diesen Armreif zu behalten. Es ist ein Erbe unseres Hauses, und wir müssen ihn zurückhaben. Nur versprecht uns, diesen Reif nicht uns zu geben, sondern unserer Schwester in Gareth."

Brin nickte. „Das werden wir tun. Nur sagt, warum sollen wir ihn nicht Euch aushändigen? Warum wollt Ihr dieses besondere Versprechen von uns?"

„Wir wohnen hier bei Herrn Lamertien. Es ist sein Wunsch, dass wir den Reif nehmen. Uns ist das allerdings gar nicht recht. Werdet Ihr nun versprechen?"

„Ihr seid die Schwester unserer Kaiserin und die Cousine unseres Königs Finnian ui Bennain. Ich verspreche, dass wir den Reif Eurem Haus, aber nicht Euch selbst zurückgeben werden, so wie wir ihn wieder in Händen halten."

„Nichts anderes haben wir erwartet. Wir überlassen euch nun euren Geschäften."

Damit erhob sie sich, schlug ihren Umhang zu und stülpte einen breitkrempigen Hut über ihr Haupt. An ihrer Seite baumelte ein Rapier. Die Goblinin Mantka Riiba hatte sich ebenfalls erhoben und legte einen aus vielen Fellstücken kunstvoll zusammengenähten Überwurf um.

Sie musterte die Gefährten der Reihe nach und sprach: „Kinderchen, ihr müsst herausfinden, was die Gemeinschaft ausmacht und wer zu ihr gehört. Und ihr müsst euch sputen. Das Auge folgt euch bereits." Dann wandte sie sich an Fanja: „Kleines, um die Gemeinschaft zu erhalten, musst du auf diese da achten", sie zeigte mit ihrer pelzigen Hand auf Assadra, „denn an ihr hängt der Bann."

„Welcher Bann?", fragte Brin.

Die Goblinin ignorierte Brins Frage und sah Assadra an: „Du, Kind, musst die Norbardin beschützen, weil das Herz die

Gemeinschaft erhält. Nur die Gemeinschaft besteht. Und schließlich musst du an deine Kinderchen denken."

Damit trat das seltsame Paar hinaus in die Dunkelheit und ließ die Gefährten verblüfft zurück.

„Wie wäre es, wenn du zur Theke gehst und uns noch ein paar Humpen Bier holst?", fragte Brin Falk. „Du kannst deinen Amtsbruder mitbringen. Das würde völlig natürlich wirken."

„Falls hier jemand nach uns Ausschau hält, dann weiß er sowieso schon über uns Bescheid."

„Man kann nie wissen."

„Du hast Verfolgungswahn."

„Das ist gut möglich. Aber wir sind gerade", er senkte die Stimme zu einem Gemurmel, „vor dem Auge des Namenlosen gewarnt worden, wie ich es deute."

Bald kam Falk mit dem Priester zurück, der sich tatsächlich als Rowin vorstellte.

Er redete gleich darauf los: Er komme aus dem Kloster Urischalur[*] und sei nach Beilunk geschickt worden, um sie hier zu treffen. Seltsam eigentlich, dass man für so etwas keinen Diener gesandt habe. Dabei habe Arras doch gerade erst eine neue Magd genommen. Aber offensichtlich sei es sehr wichtig. Die Reise sei kalt gewesen, sehr kalt. All seine Zipperlein hätten sich gemeldet, und er habe tagelang hier warten müssen. Was sie aufgehalten habe? Die Leute hier seien pöbelhaft und tränken die ganze Zeit. Er solle sie, die Gefährten, so schnell wie möglich zum Kloster Urischalur geleiten.

Brin überlegte, ob er wohl ein Diener des Namenlosen war, der sich einfältig stellte, um sie zu täuschen. – Ach ja, einen Brief habe er, Rowin, auch dabei.

---

[*] Der Orden des Heiligen Hüters war ein Orden der Praios-Kirche. Die Mitglieder sammelten gefährliches Wissen, um es zu verschließen. Urischalur bei Karenow war eines ihrer fünf Klöster.

Der Brief trug Arras' Siegel und war sehr knapp abgefasst:

Meinen Gruß!

Es freut mich, dass ihr meinem Ruf gefolgt seid. Ich fürchte, eure garethische Freundin hat sich eine Aufgabe gesucht, der sie nicht gewachsen ist. Sie wird eurer Hilfe bedürfen. Kommt nach Urischalur, so schnell ihr es vermögt. Fahrt über Silling und haltet dort Ausschau nach ihr.

Der Herr Praios sei mit euch! In aufrichtiger Freundschaft,

Arras

Falk reichte den Brief herum. Dann legten sie einige Silbermünzen auf den Tisch und gingen zurück zu ihrem Quartier.

Arras, der erblindete Praios-Priester, hatte sie mit Nachdruck zur Eile gemahnt, trotzdem brauchten die Gefährten noch zwei weitere Tage, bis sie für den bornischen Winter gerüstet waren. Sie ließen Winterkleider zurechtmachen, kauften Salben gegen Erfrierungen und Zelte. Brin ließ einen geräumigen Fellschlafsack nähen, groß genug für zwei Personen.

Schließlich ging es los. Sie bildeten inzwischen wieder eine richtige kleine Karawane. Erst Brin auf seinem Pferd, dann Fanja mit ihrem geliebten Wagen, neben ihr auf dem Bock Leira. Die Kufen unter dem Wagenboden waren nachgesehen und frisch gefettet. Hinter Fanjas Wagen kamen Falk und Rowin auf ihren Reittieren. Falk zog ein schwer bepacktes Maultier am Zügel nach. Zuletzt kam Assadra auf ihrem Hengst, auch sie zog ein Maultier nach, das sie vor einen kleinen Karren mit ihren Leckereien gespannt hatte. Der schmale, reichlich beladene Wagen passte nicht recht in die breiten bornländischen Karrenspuren, sodass er sich immer wieder schief stellte und von dem Maultier herausgeruckt werden musste.

Brin, der lieber leicht gereist wäre, schlug vor, noch ein oder zwei Diener und einen Koch anzuheuern, aber Falk und Assadra fanden das für Kleriker unpassend.

Der Boron-Mond war inzwischen angebrochen, und es schneite. Assadra jammerte über die Kälte. Sie hatte ihre Rüstung abgelegt und sich dick in Winterkleidung eingepackt. Auch die anderen trugen schwere Mäntel und Pelzmützen.

Um die Nächte im Freien zu verbringen, war das Wetter zu schlecht, sodass sie die Tagesetappen nach den Dörfern einteilten. Die Tage waren kurz, sie spannten im Dunklen an, fuhren ohne Rast und gelangten gerade mit Einbruch der Dunkelheit an ihr Tagesziel.

Die Straße führte am Ostufer des Born nach Norden, erst durch Wälder, dann über kahles Moorland. Vor der Stadt Firunen kamen sie nicht umhin, im Freien zu schlafen. Es war eine elende, feuchte Nacht, und als sie am Abend darauf endlich Firunen erreichten, gingen sie in die Schwitzhütte.

Hinter Firunen verließ die Straße den Born und führte in tiefen Nadelwald, in dem die Reisenden eine weitere Nacht im Freien verbringen mussten. Im Schutz der dichten Bäume ging es ihnen besser als auf dem offenen Moor. Trotzdem legten sie, als sie tags darauf nach Rodebrannt kamen, einen Rasttag ein.

Zwei Tage später erreichten sie das Dorf Pervin und die Drulga, einen Zufluss des Walsach. Sie hatten unmerklich die Wasserscheide überquert. Von nun an folgten sie dem Uferweg der Drulga nach Osten.

Die letzte Nacht vor Silling verbrachten sie wieder unter dem wolkenverhangenen Himmel, von dem es leise, aber unablässig auf sie herabschneite. Es war nass und kalt, und von den Rotaugensümpfen auf der anderen Seite des Flusses blies ein scharfer Wind herüber.

Brin fragte sich, warum sie sich das antaten. Als er zitternd und bibbernd seine Nachtwache antrat, wünschte er sich, zu Hause in

Zorgan zu sein, in seinem warmen Bett, neben sich Assadra, während aus der Küche das Geklapper der Köchin drang, die das Frühstück bereitete. Er war es herzlich leid, über die Landstraßen zu ziehen, um anderen Leuten aus ihren Scherereien zu helfen. Gleich darauf schalt er sich für seine unrondrianischen Gedanken.

Assadra hatte in dieser Nacht einen wiederkehrenden Traum. Sie alle lagen auf einem Segelschlitten, und sie, Assadra, war verletzt. Freundlich lächelnd beugte sich eine Elfe über sie, mit weißer Haut und schwarzen Augen. Die Elfe strich ihr übers Gesicht, und Assadra empfand Grauen bei dieser Berührung.

Silling war ein lang gezogenes Straßendorf aus einigen Dutzend Gehöften. Es gab sogar ein Gasthaus. Als die Gefährten an den ersten Höfen vorbeiritten, traten ihnen zwei Gewappnete entgegen: „Den Zwölfen zum Gruße! Unser Herr, der Baron Aljeff, bittet euch, ihm die Ehre zu erweisen. Er hält sehr auf Mutter Travia, und es ist ihm stets die größte Freude, Reisende zu empfangen. Wenn ihr mir folgen wollt, ich werde euch in seine Halle geleiten."

„Den Zwölfen zum Gruße!" Brin lächelte. „Einer so freundlich vorgetragenen Einladung kommen wir gewiss gerne nach."

Die beiden Waffenknechte schritten ihnen voran. Von der Straße führte ein kurzer Weg zu einer flachen Anhöhe, auf der einige Gebäude lagen, ganz aus Stein gebaut. Die Gefährten kamen in einen an drei Seiten umbauten Hof, und die Knechte pochten an die Tür des Wohnhauses. Eine Magd öffnete.

„Bewaffnete, wie der Herr es erhofft hat, und sogar Diener der Zwölfe!", meldete der Sprecher.

Die Magd knickste vor den Gefährten: „Bitte tretet ein. Der Herr wird euch gleich begrüßen."

„Was ist mit unseren Tieren?"

„Sie sollen sogleich versorgt werden", sagte die Magd.

Schon traten Knechte mit Decken hinzu, welche sie den Pferden überwarfen. Dann wurden die Tiere im Innenhof langsam auf und ab geführt.

Die Magd führte die Ankömmlinge durch einen Windfang und eine Halle und brachte sie in eine Stube, die von einem gemauerten Ofen behaglich geheizt wurde. An den Wänden brannten Talglichter. Assadra setzte sich auf die Ofenbank, lehnte sich an die warmen Kacheln, streckte die Beine und seufzte zufrieden.

Schon bald kehrte die Magd zurück und brachte Krüge mit heißem Bier und silberne Becher mit Branntwein.

Falk war gerade dabei, die vielen Wappen zu studieren, mit denen die hölzerne Decke bemalt war, als der Baron eintrat. Er war ein Mann im besten Alter und trug ein blau gefärbtes wollenes Wams mit schönem Pelzbesatz.

„Seid gegrüßt im Namen der Zwölfe und seid willkommen in meinem Haus!“

Falk dankte im Namen aller mit wohlgesetzten Worten.

Nachdem der Willkommensbecher gelehrt war, rückte der Baron mit der Sprache heraus: In den letzten Tagen seien fünf seiner Bauersleute verschwunden, und er wisse weder ein noch aus. Sie seien nicht aus dem großen Wald zurückgekehrt, in den das Dorf mit seinen Feldern eingebettet sei wie eine Insel. Im Namen der Zwölfe bat er die Gefährten, nach den Leuten zu suchen. Er selbst wolle in jeder Weise helfen.

Es war eine höflich vorgetragene Bitte, und nach Arras’ Brief hatten die Gefährten beinahe erwartet, dass in Silling irgendetwas geschehen würde. Deswegen stimmten sie ohne langes Bedenken zu.

Nun begann der Baron zu erzählen: Der Erste, der nicht aus dem Wald wiedergekehrt sei, sei ein Kötter namens Pjerow gewesen, der am Rande des Dorfes lebe. Das sei vor nunmehr vier Tagen gewesen. Dann sei der Holzfäller Albin verschwunden, und Kundra, die

Botenfrau. Gemmja, seine Magd, sei des Nachts aus dem Fenster ihrer Kammer gesprungen, und er hielt es für möglich, dass sie ausgerissen sei. Der Letzte, der verschwunden sei, sei der Jäger Tiljew. Nun wage sich niemand mehr aus dem Dorf heraus.

Die Gefährten besichtigten zuerst die Kammer der Magd. Sie hatte ihre wenigen Besitztümer zurückgelassen: zwei einfache Kleider, einen Kamm, ein paar bunte Bänder und ein paar Kleinigkeiten, die ihr offensichtlich etwas bedeuteten. Brin war entsetzt, wie arm die Leute in diesen Landen waren. Er glaubte nicht, dass sie ausgerissen war, nicht im Winter und nicht ohne ihre Habe. Eher noch tippte er auf einen rahjagefälligen Ausflug.

Die Leute des Barons hatten versucht, den Spuren zu folgen, aber es hatte jede Nacht Neuschnee gegeben, und die undeutlichen Spuren hatten sich Richtung Süden gewendet, hin zu den unheimlichen Rotaugensümpfen. Da hatten sie die Verfolgung bald aufgegeben.

„Sind in der letzten Zeit Fremde im Dorf gewesen?“, begann Brin die Befragung.

„Nur eine. Eine Heilerin mit Namen Nadescha“, sagte der Baron. „Ich habe sie erst für eine Hexe gehalten, weil sie einen Raben auf der Schulter trug, aber sie hatte eine große goldene Sonnenscheibe um den Hals. Firunjev, der Diener des Herrn Firun, hat für sie gebürgt. Da habe ich sie geduldet. Nun, wo ihr fragt, meine ich doch, dass sie eine Hexe gewesen ist. Sie muss vor einer guten Woche weitergezogen sein.“

„Es gibt hier einen Firun-Priester?“, fragte Brin (und überlegte, warum dieser sich nicht darum kümmerte). „Können wir ihn sprechen? Er muss doch wissen, was in seinen Wäldern vor sich geht!“

„Er ist nicht hier. Er ist vor einer guten Woche wegen eines gefährlichen Hundes nach Treie gerufen worden.“

„Wenn das alles ist, was Euch für den Augenblick einfällt? Wir werden nun zum Gasthof gehen und mit Euren Leuten sprechen.“

Der Baron gab ihnen zur Sicherheit zwei Fackelträger mit.

Die niedrige Gaststube war warm und trotz der späten Stunde noch ziemlich gut besetzt. Die Gefährten begannen, die Stammgäste auszufragen. Diese Nadescha, rothaarig und mit Sommersprossen, hatte sich für Geschichten interessiert, wie sie an den langen Winterabenden in den Spinnstuben erzählt wurden. Sie hatte auch einige Kräuter und Salben verteilt. Bald hatten die Gefährten auch einiges über das Dorfleben in Erfahrung gebracht, unter anderem, dass Gemmja und Pjerow ein Liebespärchen waren. Aber im Grunde bestätigten die Leute doch nur, was sie bereits vom Baron gehört hatten.

In der Ecke der Gaststube spielte ein kleiner Junge, der etwa vier Götterläufe alt war.

Falk trat neugierig näher und bückte sich: „Zeig mir doch einmal diesen Hund, mit dem du da spielst."

Der Junge zögerte.

„Du bekommst ihn wieder." Falk nahm den Hund und besah ihn sich. „Sibel!"

Der kleine Junge sah Falk erstaunt an. „Woher weißt du, dass er Sibel heißt?"

„Hat Nadescha ihn dir gegeben?"

„Das ist meiner. Den hab ich geschenkt bekommen. Gib ihn wieder her!"

Da trat die Mutter des Jungen hinzu. „Die Heilerin Nadescha hat ihm den Hund gegeben. Er hat gebettelt. Sie hat gesagt, dass er von ihrem besten Freund sei. Dann hat sie gesagt, ihr Freund würde sie vielleicht suchen, und der Hund würde ihm helfen, sie zu finden. – Mein Herr, seid Ihr etwa dieser Freund?"

„Ja, das bin ich. Ich habe diesen Hund geschnitzt, vor langer Zeit. Wie wäre es, wenn du ihn mir wiedergibst, und ich schnitze dir einen neuen?"

Der Junge überlegte. „Ich will zwei."

Die Frau wurde rot.

„Na, du bist mir ja ein phexgefälliger Bursche“, sagte Falk. „Also gut, ich werde dir zwei schnitzen.“

Da fing die Wirtin an zu schimpfen. „Nun gib dem Herrn schon seinen Hund zurück. Er wird dir einen neuen machen. Das ist genug. Was sollen die Leute denn von uns denken?“

Falk bat, dass sie ihm ein schönes, gleichmäßiges Stück Lindenholz brächte. Dann fragte er: „Ihr habt die Heilerin Nadescha also auch getroffen? Und sie trug eine Sonnenscheibe um den Hals?“

„Ja. Ihr goldenes Amulett hat sie dem Ältesten von Berschin gegeben, weil sie gemerkt hat, dass ein Fluch auf dem Jungen lag.“

Falk sah plötzlich besorgt aus. „Sie hat es abgelegt? Euer Herr hat uns erzählt, dass der Diener des Herrn Firun und Nadescha miteinander gesprochen hätten. Wisst Ihr, wann Hochwürden Firunjev zurückkehren will?“

„Ich habe im Tempel Licht gesehen. Er muss da sein. Wenn Ihr ihn sprechen wollt, dann solltet Ihr Euch beeilen. Man weiß nie, wann er kommt und geht.“

Die Gefährten verloren keine Zeit. Der Tempel lag etwas abseits zum Waldrand hin. Er war aus Stein, ein wuchtiges Gebäude mit einer stabilen Tür. Aus hohen Schießscharten schimmerte Licht. Brin hätte ihn auch für einen Bau der Rondra-Kirche halten mögen.

Sie klopften an und traten ein. Der Tempelraum war kalt und von einigen wenigen Talglichtern schwach erleuchtet. Wieder fühlte Brin sich an einen Rondra-Tempel erinnert, wenn über den Schießscharten nicht ein gemaltes Fries gewesen wäre, eine lange Reihe tanzender weißer Bären, die um den ganzen Raum liefen. Vor dem Altar stand, den Rücken zu ihnen, ein Mann in einem zottigen Fellumhang.

„Willkommen in meinem Tempel“, sprach er. „Ich habe euch erwartet. Erst eure Kundschafterin, dann die Dämonenhunde und

schließlich die Verschwundenen. Ich habe geahnt, dass es während meiner Wache geschehen würde.“

Auf dem Altar lagen zwölf Pfeile und zwölf spitze Holzpflöcke ausgebreitet, jeder Pflock aus einem anderen Holz. Der Fellgewandete sprach einen Segen und wandte sich zu den Gefährten um. Er mochte schon siebzig Götterläufe gesehen haben und hatte wildes graues Haar. Über sein Gesicht und die Höhle seines linken Auges zogen sich vier alte Narben, nebeneinanderliegend, wie von Krallen geschlagen. Sein rechtes Auge war eisblau. Er trug abgewetzte Wollkleider, den Umhang aus Bärenfell und um Hals und Schultern einen Kragen aus geschwärztem Kettengeflecht. Einzelne Ringe bestanden aus weißem Zwergensilber, sodass sich in den geschwärzten Ringen ein Bild von zwei weißen Raben ergab.

„Eure Kundschafterin habt ihr gut gewählt. Ich hätte sie für eine schwarze Hexe gehalten, aber sie kannte die Formeln der Hüter und trug das geweihte Amulett. Also habe ich ihr geholfen.“

„Haben wir es mit einem Vampir zu tun?“, fragte Brin und zeigte auf die vielen Hölzer.

„Es ist möglich. An dem Ort, zu dem wir nun gehen müssen, habe ich vor langer Zeit einen Blutsäufer getroffen. Es hat mich mein Auge gekostet.“

„Ein Freund rief uns hierher, um unserer Kundschafterin zu helfen, wie du sie nennst. Wir wissen nur wenig. Bitte erklär uns, weshalb du hier wachst und wer unser Feind ist.“

Der Priester sah sie erstaunt an. Schließlich deutete er auf Brins Schwertfibel.

„Immerhin, ein Diener der Leuin. Das wird uns im Kampf nützen.“ Damit wandte er sich an Falk: „Aber du, Diener des Götterfürsten, du kennst den Ort, nicht weit von hier?“

„Wir kommen geradewegs aus dem Süden, von Festum. Bitte erleuchte uns.“

Der Firun-Priester begann leise zu erzählen, sodass sie näher rückten. „Es war vor sechshundert Jahren, als die gemeinen Leute gegen den Priesterkaiser im fernen Gareth aufgestanden sind. Da ist der Orden der Göttlichen Kraft, jetzt Inquisition geheißen, hergekommen ins Land an Born und Walsach."

Firunjev war kein geübter Redner. Stockend berichtete er, wie der Orden eine Hexe gejagt hatte, Jadminka Eisherz, die einen Pakt mit Nagrach* oder dem Dreizehnten geschlossen habe. Ganz in der Nähe, bei einem Turm in den Rotaugensümpfen, sei sie schließlich gestellt worden.

„Wir glaubten nicht, dass sie für immer vergangen ist. Deswegen hat stets ein Diener des weißen Jägers hier gewacht, in diesem Haus der Theaterritter, all diese Jahre. Es hieß, die Hexe habe über ein Rudel dämonischer Hunde geboten. Einen dieser Hunde habe ich gestern erlegt. Die Zeichen sind da, für den, der zu sehen vermag."

„Was willst du nun unternehmen?", fragte Brin.

„Ich werde sie jagen, beim Turm in den Rotaugensümpfen. Dort wurde sie zur Strecke gebracht, dort sammelt sich ihr Rudel, und dorthin wird sie zurückkehren. Ihr sollt mich begleiten."

Brin wandte sich an Falk und Assadra: „Entscheidet ihr."

Falk sah Assadra an. Schließlich sagte er: „Wir sollten zu diesem Turm gehen."

Fanja und Leira nickten ebenfalls.

So bat Brin den alten Priester: „Du solltest von nun an bei uns bleiben. Komm mit uns in die warme Stube des Barons. Ich bin misstrauisch. Wir sind stärker in der Gemeinschaft, und ich halte es für möglich, dass der Feind einen schnellen Schlag gegen uns wagt, wenn wir getrennt sind."

* Der dämonische Widersacher des Gottes Firun.

Der alte Mann nickte. Er nahm einen langen Bogen, einen Köcher, in den er die zwölf geweihten Pfeile legte, einen langen Jagdspieß und eine Deckenrolle an sich. Dann gingen sie zurück zum Hof des Barons.

Sie stellten eine Wache aus, und Brin, den das Jagdfieber gepackt hatte, konnte lange nicht einschlafen.

Noch in der Dunkelheit brachen sie auf, alle bis auf Rowin, der sich nicht aufs Waffenhandwerk verstand und versprochen hatte, ein Auge auf die Pferde zu haben.

Firunjev führte den kleinen Trupp nach Süden, zur Brinna hin und zu den Rotaugensümpfen. Sie trugen nur ihre Waffen, Proviantbeutel und Deckenrollen.

Brin hatte Leweschilt zurückgelassen und stattdessen den großen Zweihänder Mahabor über den Rücken gehängt. Die Klinge war so lang, dass die Scheide ihm bis zu den Kniekehlen reichte.

„Stört es dich nicht?“, fragte Leira.

„Ich versuche, mich daran zu gewöhnen. Wenn es zu unbequem wird, trage ich ihn über der Schulter, wie früher die Hellebarde.“

„Und was ist mit deinem Schild?“

„Der Schild und Leweschilt bleiben von nun an am Sattel. Dieses Schwert reicht weiter und hat mehr Wucht. Und wenn es eng wird, habe ich noch das hier ...“ Er klopfte auf sein Kurzschwert, das an einem Schultergurt baumelte.

Assadra hatte ihn kritisch beäugt: „Und du glaubst, du bist gut genug mit Mahabor, um es im tödlichen Kampf zu führen?“

„Ich bin nicht schlecht, wie du weißt. Und die Donnernde ist mit mir.“

Nach zwei Stunden kamen sie ans Ufer der Brinna. Sie war hier flach und an den Rändern bereits gefroren. Firunjev ging zielstrebig zu einem dichten Weidengebüsch und zog einen Nachen unter den

tief hängenden Zweigen hervor. Er schob das kleine Boot ins Wasser, nahm eine Stocherstange heraus und stellte sich ans Ende des Kahns.

„Brin und Fanja, ihr beide zuerst."

Langsam stakte er sie durch das eiskalte, langsam fließende Wasser und setzte sie am anderen Ufer ab. Anschließend fuhr er Falk hinüber, und zuletzt Leira und Assadra. Der Nachen wurde an Land gezogen und wieder unter einem Gebüsch verborgen.

Auf dieser Seite des Flusses war das Land offen und flach. Vor ihnen lag eine unberührte Schneedecke, aus der stellenweise braunes Röhricht ragte. An den höheren Stellen standen kahle Erlengebüsche.

„Wir kommen nun in den Sumpf", warnte der Firun-Priester. „Der Boden unter dem Schnee ist noch nicht gefroren und tückisch. Folgt genau meiner Spur!"

Er ging voran und tastete gelegentlich mit dem Ende seines Spießes den Boden ab. Immer wieder wechselte er die Richtung, aber welche Anhaltspunkte er nutzte, konnte Brin nicht erkennen. Das alles erinnerte ihn ans Nebelmoor, nur das man den Untergrund hier wegen des Schnees nicht abschätzen konnte.

Es war beinahe Mittag, als ein alter Turm in Sicht kam. Er stand auf einer kleinen Insel in einem Moorweiher, der noch nicht gefroren war. Der Turm war zweistöckig, aber Schuttkegel an seinen Seiten zeigten, dass er einmal höher gewesen sein musste.

„Wir sind da. Macht euch bereit", flüsterte Firunjev.

Brin nahm die Schwertscheide vom Rücken und zog Mahabor blank. Der Jäger führte sie leise am Ufer des Teiches entlang. Es war totenstill. Als sie den Turm halb umrundet hatten, kamen sie zu einem Damm, der geradewegs zum Eingang des Turms führte.

Da guckte Sibel über den Mauerrand des Turms.

„Hallo Sibel, Praios und die Zwölfe mit dir!", rief Falk froh. „Arras hat uns gerufen! Es ist gut, dich zu sehen!"

Sibel musterte sie, trat von der niedrigen Mauer zurück und war außer Sicht. Bald darauf schwang sich ein enormer Vogel in die Luft, groß wie ein kleiner Drache. Das Tier war seltsam zerrupft.

„Schießt!“, brüllte Brin. „Das ist ein Kadaver, eine untote Schädeleule!“

Firunjevs Bogen schnalzte, der Pfeil fand sein Ziel, aber der Vogel wandte sich nach Norden und war bald außer Sicht.

Wachsam trat Brin über die Schwelle des Turms. Der Boden war mit dem trockenen Laub vieler Jahre bedeckt. Als seine Augen sich an das Dämmerlicht gewöhnt hatten, erkannte er in der Wand gegenüber eine schmale Wendeltreppe.

Langsam und horchend schlich er nach oben. Kaltes Winterlicht fiel durch leere Schießscharten in die Turmkammer. Von Sibel war keine Spur. Auf dem Boden lagen leblos zwei Frauen und drei Männer, alle in bäuerlicher Kleidung. Sie waren mit den Köpfen zur Mitte des Raumes ausgestreckt worden, und um sie herum war ein großes Pentagramm gezeichnet. Unter den Köpfen hatten sich Blutlachen gebildet, die zur Mitte des Sterns hin zu einer großen Pfütze zusammengeflossen waren.

Beinahe starr vor Entsetzen begann Brin, das Pentagramm zu verwischen. Dann waren die anderen bei ihm.

Falk hielt sich den Kopf und stöhnte: „Hier ist übelste Magie gewirkt worden. Es überwältigt mich fast.“

Fanja hatte sich gleich neben einen der Körper gekniet. Ein kurzes Tasten, dann: „In diesem ist noch Leben!“

Brin wandte sich dem nächsten Opfer zu. Dem Mann waren Schriftzeichen ins Gesicht geritzt worden. Von seinem Hals tröpfelte es noch immer. Brin tastete dort und zog ein Holzstück heraus. Jemand hatte an der Schlagader einen kleinen Schnitt gemacht und einen hohlen Dorn hineingesteckt. Ein flüchtiger Puls war noch zu fühlen.

Er rührte an den Funken in seiner Seele und versuchte, sich alles ins Gedächtnis zu rufen, was er über die Versorgung solcher Wunden gehört hatte. Vorsichtig zog er den Kopf des Verletzten in den Nacken, hob seine Beine an und begann, saubere Stoffstreifen aus seiner Tasche zu zerren.

Die anderen bemühten sich inzwischen um die restlichen Dörfler.

Fanja kam mit einem Teller, auf dem einige Kräuter glommen. „Halt ihm das vors Gesicht. Er muss es einatmen. Wenn er zu sich kommt, lass ihn so viel wie möglich trinken. Aber pass auf, dass er sich nicht verschluckt." Sie schmierte dem Verletzten etwas von ihrem Honig um die Wunde und legte ihm einen leichten Verband an.

Tatsächlich begannen die Augenlider des Mannes bald zu flattern, und er stierte Brin verständnislos an. Der gab den Teller mit den Kräutern an Falk weiter und setzte dem Erwachten behutsam die Wasserflasche an den Mund.

Die Kräuter wirkten noch bei einem weiteren Opfer, und Falk begann, der Frau ebenfalls Wasser zu geben. Einer anderen hatte Fanja ein Röhrchen in den Hals geschoben. Sie kniete über ihr, nahm Wasser in den Mund und flößte es ihr ein.

Nach einer halben Stunde hatte Brins Patient die Wasserflasche geleert, und es schien Brin, dass sein Herz kräftiger schlug.

Endlich setzte Fanja sich auf. „Diese drei werden bei uns bleiben, auch wenn sie schon Golgaris Schwingen gehört haben. Den letzten beiden kann wohl nur Leatmons heiliges Wasser* helfen."

„Er hat es uns gegeben, weil er wusste, dass wir es auf der Lichtsuche brauchen würden", wandte Brin ein.

* Leatmon Phraisop hatte den Lichtsuchern acht Fläschchen mit geweihtem Wasser aus der heiligen Quelle in Ilsur geschenkt.

Es gab eine kurze Beratung, dann holte Fanja eines der Fläschchen hervor, entfernte das Wachs und zog den kleinen Stöpsel heraus. Sie träufelte dem wie tot daliegenden Mann etwas davon in den Mund.

Die Wirkung war erstaunlich. Der Mann bäumte sich auf, ruderte mit den Armen und griff sich an den verbundenen Hals. Dann ließ er sich zurücksinken und stöhnte. „Durst! Wasser!“

Leira brachte ihm ihre Wasserflasche, während Fanja dem letzten Opfer den Rest aus dem Ilsurer Fläschchen verabreichte. Diesmal zeigte sich die Wirkung jedoch nicht.

„Vielleicht reicht der Segen nur für einen“, überlegte Fanja. „Soll ich ihr eine andere Flasche geben?“

„Tu es. Es wäre ungerecht, sie sterben zu lassen, nur weil sie als Letzte an der Reihe war“, sagte Falk.

So brach Fanja ein weiteres der kostbaren Fläschchen an, unter Brins sorgenvollen Blicken. Es verfehlte die Wirkung nicht und brachte auch das letzte Opfer ins Leben zurück.

Schon eine ganze Weile hatte der Wind ein fernes Bellen und Jaulen zu ihnen getragen. Nun kam Firunjev die Wendeltreppe hinunter. Er hatte von oben Umschau gehalten.

Leise sagte er: „Das sind die Dämonenhunde! Die Meute hat unsere Spur aufgenommen. Macht euch bereit zum Kampf. Die Zwölfe seien mit uns, denn nun gilt’s!“

„Im Moor können wir ihnen nicht entkommen“, überlegte Brin, „aber hier können wir uns gut verteidigen. Assadra, ich blockiere den Eingang. Kannst du einen Schutzsegen auf den Raum unter uns wirken? Wir machen es wie in Warunk. Firunjev, Leira und Falk, geht an die Schießscharten. Fanja, halte dich bereit, unsere Wunden zu versorgen!“

Brin rannte die Treppe hinunter, stellte sich in den Ausgang und hob den langen Zweihänder.

Das Kläffen der Meute kam näher und näher, dann stürmten die Hetzhunde hechelnd und heulend über den Damm. Sie waren fast so groß wie Wölfe, weiß und braun gefleckt, mit eiförmigen, hässlichen Köpfen.

Der erste Hund sah Brin, knurrte und zeigte einen Mund voll gelber dolchartiger Zähne. Seine Augen waren blutunterlaufen. Im nächsten Moment duckte er sich und sprang.

Brins Schlag fand ihn im Flug und lenkte ihn zur Seite, als wäre er ein Ball, getroffen von einem Schlagholz. Sein Schwung ließ ihn gegen die Mauer des Turms krachen. Knochen knackten. Aber anstatt sich winselnd davonzuschleppen, rappelte sich das Wesen auf, knurrte und zeigte abermals sein Dolchgebiss. Brins nächster Schlag machte ihm jedoch den Garaus.

„Ich bin fertig! Zurück!“, befahl Assadra.

Brin war schon auf der Wendeltreppe, als der nächste Hund durch die Türöffnung gesprungen kam. Er fing an zu heulen, wand sich und zerplatzte kurz darauf. Nur eine schweflig stinkende Brühe blieb von ihm zurück. Drei weitere Hunde folgten und erlitten das gleiche Schicksal.

Der Rest der Meute verharrte draußen. Da traten Brin und Assadra wieder zum Eingang und begannen, sie zu reizen. Die Hunde jappten und zeigten ihre furchterregenden Gebisse. Aber sie wagten sich nicht noch einmal in den Turm. Um ihre Pfoten herum waberte Nebel.

Der vorderste Hund knurrte und sprach zu Assadra: „Sei gegrüßt, Kind. Wir sind gekommen, dich nach Hause zu bringen.“

Von oben kam Falks Stimme: „Ich werde sie exorzieren!“

Was er tat, konnte Brin nicht sehen, aber mit einem Mal fingen die Hunde an zu heulen. Panisch liefen sie auf den Damm oder warfen sich ins Wasser, aber viele lösten sich in ölige Lachen auf, die auf dem braunen Moorwasser schillerten. Fünf schafften es zum anderen Ufer. Sie kniffen die Schwänze ein und sprangen davon.

„Sie ziehen sich zurück! Lasst sie nicht entwischen!“, rief Brin und lief aus dem Turm.

Assadra, Firunjev und Leira waren ihm dicht auf den Fersen. Als sie über den Damm kamen, machte der spärliche Rest der Meute kehrt und stellte sich.

Brin holte mächtig aus und schlug nach einem der Hunde. Nur erwischte er ihn dieses Mal nicht, und plötzlich hing der Köter an seinem Bein. Ein zweiter Hund sprang ihn von der Seite an, aber es gelang ihm, sich irgendwie aus seiner Bahn wegzudrehen. Mit aller Kraft riss er das Bein zurück und kam los. Seine Hose zerfetzte und von seinem Bein troff Blut.

Er hörte, wie Assadra den Namen der Göttin rief, dann ein langes, ersterbendes Heulen.

Firunjev lag auf dem Rücken, ein Hund war über ihm. Er versuchte mit dem linken Arm sein Gesicht und seine Kehle zu schützen und tastete mit der Rechten nach seinem Langdolch.

Das fünfte Untier hatte Leira angenommen, sie hielt es mit dem Dreizack auf Abstand.

Brins Hunde wollten ihn offensichtlich in die Zange nehmen, und er musste immer weiter zurückweichen, um nicht zwischen sie zu geraten. Hinter ihm war der Moortümpel.

Assadra hatte gerade den Hund erschlagen, der sich in Firunjevs Arm verbissen hatte.

„Assadra, zu mir!“, rief Brin in ziemlicher Not.

Sie kam geflogen und stieß einem Hund die Schwertspitze in die Seite. Dann traf Mahabor den anderen Hund, und auch er verging in einer Pfütze dämonischer Substanz.

Den letzten Hund, Leiras Gegner, konnte Falk für sich verbuchen. Er traf ihn von der Spitze des Turms aus mit einem Schleuderstein.

Brin und Firunjev schafften es ohne Hilfe, zum Turm zurückzuhinken, wo Fanja ihre Wunden versorgte. Es war kaum zu glauben, aber die beiden Verletzten, die von Leatmon Phraisops Wasser bekommen hatten, waren schon wieder völlig gesund. Sie kümmerten sich um die anderen, schmolzen Schnee und gaben ihnen zu trinken.

Die Gefährten beratschlagten, was nun zu tun sei. Von Sibel war keine Spur. In dem Turmzimmer lagen Kleider und ein Ranzen, beides mochte ihr gehört haben. War sie die Eule gewesen, die bei ihrem Kommen weggeflogen war?

„Wir können nicht hierbleiben", sagte Fanja. „Die Verletzten werden kaum eine weitere Nacht in der Kälte überstehen. Die beiden Geheilten und wir können drei Baren tragen. Aber ihr beide", sie blickte zu Firunjev und Brin, „ihr müsstet laufen."

„Es wird mich an die Grenzen meiner Kräfte bringen", sagte Firunjev und besah sich düster seine blutgetränkten Verbände.

Leira war im Turmzimmer auf und ab gegangen und hatte immer wieder durch die Schießscharten gespäht. Nun bückte sie sich und hob ein schwarzes Etwas aus dem Laub. „Hier ist ein toter Vogel."

Sie blies in sein Gefieder, um nach einer Verletzung zu suchen.

Da rief Falk: „Das ist Sibels Rabe!"

„Er lebt noch", sagte Leira.

Brin zog einen seiner magischen Heiltränke hervor und träufelte dem Vogel ein paar Tropfen in den Schnabel. Aber nichts geschah. Da gab er Firunjev den Rest. „Trink du ihn, es wird dir helfen. Wir brauchen dich, um uns zu führen."

Firunjev setzte die Phiole an die Lippen und trank. Er schüttelte sich, schlenkerte sein Bein und kratzte sich daran. Dann lächelte er. „Es fühlt sich gut an, hab Dank!"

Sie schlugen ein paar schlanke Stämmchen und bauten Tragen für die Schwerverletzten, die mit den übrigen Decken so warm wie möglich eingepackt wurden. Firunjev humpelte voraus und hielt scharf

Umschau. Dann kamen die Träger mit den Bahren. Brin hinkte hinterher. Er fühlte sich elend, und bald begann sein Bein wieder zu bluten.

Es war ein langer Rückweg. Der kleine Trupp kam nur langsam voran und musste viele Pausen einlegen. Sie schafften es gerade noch zum Einbruch der Dunkelheit an den Fluss. Stunden später stolperten sie ins Dorf und klopften an die Tür des ersten Hauses.

Obwohl es später Abend war, verbreitete sich die Nachricht ihrer Rückkehr wie ein Lauffeuer. Bald waren hilfreiche Hände da, um die Bahren zu übernehmen. Auch Firunjev und Brin wurden nun getragen. Die Halle des Gutshauses war im Nu voll von scheuen Leibeigenen, die mit der Mütze in der Hand dastanden und nach ihren Lieben sehen wollten.

Der Baron ließ sogleich ein Fass mit Bier heranschaffen und öffnete seine Speisekammern. Eine halbe Stunde später war ein lustiges Fest im Gange. Die Verletzten lagen neben dem Ofen und grinsten schwach, während man ihnen warmes Bier mit Honig reichte, damit sie neues Blut bildeten.

Nur Falk war schweigsam. Er machte sich große Sorgen um Sibel. Der Zustand ihres Vertrautentiers deutete darauf hin, dass sie lebte, es aber nicht gut um sie bestellt war.

Brin war nach ihrer Rückkehr gleich in ein Bett gekrochen.

Nach einer Weile kam Assadra zu ihm. „Fanja hat den Ranzen durchgesehen. Es waren Kleider drin und Aufzeichnungen, die Sibel gemacht hat.“

„Falk soll sie nehmen. Wir müssen wissen, in was sie da hineingeraten ist“, sagte er mit klappernden Zähnen.

„Rowin liest schon darin. Er sieht gar nicht zufrieden aus.“

„Er kann uns morgen berichten. Mir ist so kalt, ich glaube, ich bekomme Fieber. Kannst du mir noch eine Decke drauflegen?“

„Ich weiß was Besseres.“ Sie zog sich aus und schlüpfte neben ihm ins Bett, vorsichtig, um ihm nicht wehzutun. Dann kuschelte sie sich an ihn. „Du darfst kein Wundfieber bekommen. Wir müssen schnellstens nach Urischalur. Wenn wir es überhaupt noch schaffen. Wir sind schon drei Tage zu spät, und Sibel braucht dort unsere Hilfe.“

„Woher weißt du das?“

„Ich weiß es einfach. Du nicht?“

Er streichelte ihre Hand. „Die Donnernde, du hörst sie wieder. Das ist ein gutes, gutes Zeichen für uns.“

Glücklich und endlich einmal ohne Sorgen schlief er ein.

Am nächsten Morgen war Brin frei von Fieber. Dafür meldete sich sein altes Misstrauen. Assadra neben ihm war schon wach. „Assadra, wenn dir bei deiner inneren Stimme etwas seltsam vorkommt, wenn etwas falsch ist oder sich fremd anfühlt, sagst du es mir dann?“

Sie hob eine Braue. „Was sollte das sein?“

„Vielleicht kommt die Zeit, in der jemand versucht, uns auf diesem Weg in die Irre zu führen. Der Dreizehnte oder der Vielgestaltige Blender zum Beispiel*.“

„Natürlich sage ich es dir, wenn etwas nicht stimmt.“

Nach dem Frühstück befragte Falk die Verwundeten. Sie hatten sich über Nacht etwas erholt, würden aber noch einige Wochen brauchen, bis sie wieder ganz gesund waren. Die Zeichen, die die Hexe ihnen ins Gesicht geschnitten hatte, würden wohl ein Leben lang sichtbar bleiben.

Alle erzählten ihm in etwa das Gleiche: dass sie im Wald gewesen waren und dort die Heilerin Nadescha getroffen hatten. Sie hatte ihnen mit seltsamer Stimme befohlen, ihr zu folgen, und sie hatten

* Beiname Iribaars, des dämonischen Widersachers der Frau Hesinde; ein spezieller Freund von Brin.

keine andere Wahl gehabt, als diesem Befehl nachzukommen. Im Turm hatten sie sich auf den Boden legen müssen und waren dann wie erstarrt gewesen, obwohl sie geglaubt hatten, in den Nächten erfrieren zu müssen.

Dann hatte die Hexe das Pentagramm gemalt und dabei gemurmelt, etwa so: „Diesmal werde ich meine Arbeit vollenden. Diesmal wird es gelingen. Der Meister wird zufrieden sein. Er wird mich loben über alle seine Diener."

Sie hatte fünf purpurne Kerzen an die Spitzen des Pentagramms gestellt. Danach hatte sie ihnen in den Hals geschnitten, und sie hatten gespürt, wie das Leben aus ihnen herausrann. Die Hexe hatte angefangen, zu singen und zu tanzen, und sie waren sehr schläfrig geworden. Darüber hinaus erinnerten sie sich an nichts mehr. Allerdings fanden sie, dass Nadeschas Bewegungen eckig gewirkt hätten, mal zu knapp, mal über das Ziel hinausschießend.

„Beinahe wie ein fremder Geist", sagte Firunjev, „der sich noch nicht so recht in seinen neuen Körper eingefunden hat."

Rowin hatte Sibels Aufzeichnungen derweil überflogen und war schwer aufgebracht: „Viele dieser Texte stammen aus der verbotenen Kammer in Urischalur. Die Hexe muss uns bestohlen haben!"

„Wovon handeln die Aufzeichnungen?", wollte Brin wissen.

„Sie sind für niemanden bestimmt als für die Hüter. Ich kann es euch nur sagen, wenn der Abt es gestattet!"

Brin wurde ungeduldig. „Wir folgen einer Feindin, über die wir wenig wissen, fast nichts. Sie führt blutmagische Rituale durch und nimmt dazu purpurne Kerzen. Sie ist vermutlich sehr, sehr gefährlich. Es ist zu unser aller Sicherheit, dass du deine Erkenntnisse mit uns teilst."

„Nur der Abt kann das genehmigen."

„Dann gib mir das Buch zurück", forderte Brin ihn auf.

„Das kann nur der Abt verfügen."

„Verschone uns mit deinem Starrsinn und gib mir das Buch. Sonst muss ich es dir wegnehmen, du Hänfling!“

Rowin öffnete die Ofenklappe und warf das Buch hinein. Brin fischte es sogleich wieder heraus, nur die Ecken waren etwas angesengt. Der Praios-Diener warf ihm einen bitterbösen Blick zu.

Am späten Morgen endlich konnten die Lichtsucher sich von Firunjev, vom Baron und von den Geretteten verabschieden, die ihnen dankten und den Segen der Zwölfe auf sie herabriefen.

Es war ein sonniger, kalter Tag. Von Osten her wehte ein eisiger Wind. Falk vertraute auf Assadras Vorahnung und wollte auf dem schnellsten Weg nach Urischalur. Brin reiste neben Fanja auf dem Kutschbock, um seine Wunden zu schonen. Er war frei von Fieber, hatte aber Sorge, dass sein Bein bei der Kälte nicht heilen würde.

Bald bekam Assadra wieder blaue Lippen, obwohl sie sich in eine Pelzmütze und einen Fellmantel eingepackt hatte. Diesmal schien es ihr aber wenig auszumachen. Das Jagdfieber hatte sie gepackt. Sie saß angespannt auf ihrem Pferd und schien zu wittern.

Sibels Raben hatte Falk in Obhut genommen. Sein Puls war schwach, doch er gab kein Lebenszeichen von sich, rührte sich nicht, fraß nicht und hatte auch nichts ausgeschieden. Falk hatte in einem Henkelkorb ein Nest für ihn gebaut, aus Tüchern und mit zwei Wärmflaschen. Der Korb hing nun in Fanjas Wagen, wo er frei hin- und herschwingen konnte.

Der Weg führte sie durch tiefen Wald, dessen Ränder fast undurchdringlich aussahen. Die Tiere brachen immer wieder mit den Hufen durch die Schneedecke und hatten Mühe voranzukommen. Fanjas Wagen war längst wieder auf seine Schlittenkufen gehebelt worden. Assadra hatte ihren Karren in Silling gelassen, dem Maultier einen Saumsattel aufgepackt und die köstlichsten Leckereien darin verstaut. Das Überzählige hatte sie den Verwundeten gegeben.

Am Nachmittag kam die Karawane zu einem Pferdeschlitten, der quer auf dem Weg stand. Ein Pferd lag tot im Geschirr, das andere war herausgeschnitten worden und fehlte. Auf dem Bock saß vornübergebeugt der Kutscher und rührte sich nicht. Brin rief ihn an, und als der Mann nicht reagierte, fasste er ihn am Arm. Er war kalt und bereits starr.

Spuren waren in dem zertrampelten, blutigen Schnee nicht mehr zu unterscheiden.

„Vermutlich ist es die Hexe gewesen", überlegte Brin. „Vielleicht mochte sie nicht mehr fliegen. Jetzt hat sie ein Pferd, verflucht soll sie sein!"

Sie schoben den Schlitten beiseite, wickelten den Toten in eine Decke und luden ihn auf Fanjas Schlitten. Dann ruckten die Pferde wieder an und es ging weiter.

Als die Dämmerung hereinbrach, erreichten sie eine Gruppe von Gehöften. Beim größten Hof baten sie um ein Nachtquartier. Nachdem sie dem Bauern die Situation erklärt hatten, führten sie ihn zu dem Toten. Es war der Knecht seiner Nachbarin, der gestern Morgen ins Holz gefahren war.

Der Bauer schickte seine Frau mit einer Freundin zu einer abseits liegenden Kate, in der die Mutter des Toten wohnte. Dann machte er sich selbst auf, um dem Nachbarhof Bescheid zu geben.

Brin hatte in Sibels Buch geblättert, wann immer er etwas Ruhe gehabt hatte. Er fand viele Sagen und Legenden: von Goblins, die in den Rotaugensümpfen warteten, um den Menschen dieses Land eines Tages streitig zu machen, von Bronnjaren, die das Wissen um verborgene Schätze der Theaterritter* hüteten, und vom unverhofften Glück armer Waisen. Schließlich wurde er fündig.

---

* Rondrianischer Ritterorden, der das Bornland von den Goblins erobert und besiedelt hat. Später unter den Priesterkaisern vernichtet.

„Hört alle einmal her!“, rief er. „Diese Passage ist aus Aufzeichnungen des Ordens der Göttlichen Kraft, wer immer die sind. Halt, hat Firunjev nicht von denen erzählt?“

Rowin war nun wirklich ärgerlich und knurrte etwas von den „Früchten des verbotenen Baumes“.

Brin ignorierte ihn, räusperte sich und begann vorzulesen: „*Wir nahmen die Spur der schändlichen Hexe nördlich von Festum wieder auf und jagten sie durch das Land am Born. Mehrfach entzog sie sich uns durch Zauberei und beschwor eisige Dämonenhunde. Praiane und Ingbald fielen, bevor wir die Tiere in die Niederhöllen zurückschicken konnten. Inmitten der großen Sümpfe stellten wir die Hexe, die in ihrem Turm Zuflucht gesucht hatte. Abermals rief sie die Macht des eisigen Jägers an, doch Praiodan rief den Schutz des Herrn Praios auf uns herab, sodass die Hexe ihr Werk nicht vollenden konnte und unter den Hieben unserer Schwerter fiel. Im Angesicht ihres Todes trat Praiodan voller Güte und Nachsicht zu ihr und bot ihr die Beichte an, auf dass ihre Seele noch geläutert werden könne. Doch das Weib spie aus und fluchte, sie werde dereinst wiederkommen und das Land für ihren eisigen Herrn bereiten. Für diesen Frevel bohrte ich ihr mein Schwert direkt ins Herz.* – Wenn ich das Gemurmel dazu nehme, von dem die Gefangenen berichtet haben, deutet nun wohl alles darauf hin, dass Jadminka Eisherz zurückgekehrt ist, und zwar in den Körper von Sibel. Tut mir wirklich leid, Falk.“

Am Morgen versammelte sich der ganze Weiler um die schlichte Holzkiste, in die der Tote gebettet worden war. Der Boden war gefroren und es war nicht möglich, ein Grab auszuheben, deswegen gab ihm die Bäuerin etwas Erde von dem Land mit, das er sein Lebtag lang bestellt hatte, und schloss den Sarg. Er würde bis zur Schneeschmelze in der Scheune aufbewahrt werden müssen. Als Brin den Boron-Segen sprach, begann eine alte Frau laut zu weinen. Assadra

nahm ihren Arm und versprach ihr, die Mörderin zur Strecke zu bringen, aber es tröstete sie nicht.

Bedrückt zogen sie weiter. Am Nachmittag fanden sie auf dem Weg ein totes Pferd. Das Fell war blutig, und blutig war das Eis um seine Nüstern. Es stand zu vermuten, dass die Hexe es zu Tode getrieben hatte.

An diesem Abend kamen sie an einen Einödhof, der ihnen ein Dach über dem Kopf versprach. Als sie vor das Haus ritten, trat ein Junge vor die Tür.

„Die Zwölfe zum Gruße, voran die Frau Rondra!“, grüßte Assadra, die an der Spitze ritt. „Ich bin Assadra sunya Asirfa. Wir sind Reisende auf dem Weg zum Kloster Urischalur. Können wir diese Nacht in eurer Scheune unterkommen?“

„Die Frau Travia zum Gruße. Ich bin Hane, mein Vater ist Albumin, Baron von Niederroden unter Neberstein. Wir haben nicht viel Platz, aber es wird schon gehen. Wir sind nur etwas knapp mit Futter für so viele Tiere.“ Dann fragte er hoffnungsvoll: „Versteht sich einer der Herren und Damen auf die Heilkunst? Mein Vater ist schwer verletzt.“

Fanja sprang vom Kutschbock, und während die anderen noch die Pferde hielten, ging sie mit dem Jungen ins Haus. Brin hinkte ihr nach.

Sie fanden sich in einer kleinen, warmen Wohnhalle wieder. Auf einer Bank neben dem gemauerten Ofen lag ein Mann. Er war grau im Gesicht und schlief. Neben ihm saß eine Frau und hielt seine Hand.

„Ich bin eine Heilerin. Was fehlt deinem Mann?“

Die Frau hob die Decke. Der Kranke hatte eine tiefe Bauchwunde, die sie mit Moos bedeckt hatte. Es war blutgetränkt und roch säuerlich.

„Wie ist das passiert?“

„Gestern hat eine Frau an die Tür geklopft, und als mein Mann ihr aufgetan hat, hat sie ihm einen Dolch in den Leib gestoßen."

Fanja lief sofort zu ihrem Wagen.

„Leira, ich brauche deine Hilfe. Drinnen liegt ein Mann und stirbt. Ihr anderen kümmert euch um die Tiere."

Mit einer Tasche und einigen Beuteln kehrte sie in die Wohnhalle zurück. Nach einer Weile kamen die anderen herein und drückten sich in eine Ecke zu Brin. In einer anderen Ecke wartete der Junge mit drei kleinen Geschwistern, die sich ängstlich hinter ihm hielten.

Schließlich stand Fanja auf, reckte sich und wusch sich die Hände. „Das war's. Ich bin todmüde. Er ist übel zugerichtet worden, aber ich habe die Wunde gereinigt, und alles ist wieder an seinem Platz. Man kann hoffen."

Die Bäuerin hatte die ganze Zeit starr auf einem Schemel neben ihrem Mann gehockt und seine Hand gehalten. Nun stand sie auf, knickste vor Fanja, bedankte sich und ging zu ihren Töpfen.

„Ach, lasst nur, wir haben draußen bereits gekocht", sagte Falk. „Ihr habt uns für diese Nacht unter Eurem Dach aufgenommen und seid müde nach allem. Bitte teilt unser Essen."

Während sie gemeinsam aßen, erzählte die Frau, was sich zugetragen hatte. Am gestrigen Morgen war eine junge Frau gekommen, die erschöpft ausgesehen hatte. Ihr Mann hatte sie im Namen der Frau Travia hereingebeten, und sie hatte ihm noch an der Tür ohne Warnung einen Dolch in den Bauch gestoßen. Am Nachmittag hatte sie ihr bestes Pferd genommen und war weggeritten. Dann schwieg die Frau wieder. Brin hatte den Eindruck, dass sie immer wieder zum Sprechen ansetzte und sich doch jedes Mal besann. Nach dem Mahl bat sie Fanja stotternd, ob sie nicht mit ihr reden könne.

„Sprecht nur frei heraus", sagte Fanja.

Die Frau sah sie sehr verlegen an. „Nicht vor allen Leuten."

Sie zog Fanja in eine kleine Nebenkammer. Brin horchte misstrauisch, aber alles blieb ruhig. Etwas später kehrten die beiden zurück. Fanja sah betroffen aus, und die Frau wirkte irgendwie erleichtert. Nachdem sie sich mit ihren Kindern in die Schlafkammer zurückgezogen hatte, erzählte Fanja den Gefährten im Flüsterton, was sie gehört hatte: „Die Hexe hat erst den Mann angegriffen und dann mit der entsetzten Frau gesprochen. Die Frau war ganz hingerissen von ihr, voll von Verlangen. Sie hat sie in ihre Schlafkammer geführt, und die Hexe hat sie geküsst. Dann haben sie sich geliebt. Sie hat mir gesagt, die Hexe habe Sachen mit ihr angestellt, die sie noch nicht einmal mit ihrem Mann gemacht habe. Danach sei sie wie ausgewrungen gewesen. Nun schämt sie sich entsetzlich vor ihrem Mann und ihren Kindern. Sie meint, noch den Verstand zu verlieren. Ich habe ihr gesagt, dass sie verzaubert worden sei. Und noch etwas: Als die Hexe gegangen ist, hat sie ihr gesagt, dass sie ihr Kind haben wolle, falls sie schwanger sei."

„Sie ist ohne Zweifel verhext worden", sagte Falk, „und sie trifft keine Schuld. Ich werde morgen mit ihr reden. Wenn sie es von einem Diener des Götterfürsten hört, sollte sie es glauben."

Am nächsten Morgen ging es dem Mann besser, und Fanja meinte, dass er genesen würde, wenn es der Göttin Peraine so gefiele.

Falk nahm die Frau und die Kinder beiseite und erklärte ihnen, dass sie Opfer finsterer Magie geworden seien. Er segnete sie im Namen des Herrn Praios und der Frau Rahja und schritt betend mit der Frau um das Haus, um es zu reinigen und von allem Übel zu befreien, das die Hexe vielleicht zurückgelassen hatte.

Als das getan war, gab Fanja ihr einen Vorrat von ihren Kräutern und erklärte ihr genau, wie diese anzuwenden seien.

Dann ritten die Gefährten weiter. Sie hielten scharf Ausschau, aber Spuren der Hexe fanden sie an diesem Tag keine mehr. Abends erreichten sie das Städtchen Vierwinden und bogen am nächsten

Morgen in einen Karrenweg ein, der sie geradewegs nach Norden führte. Wieder ging es durch tiefen Wald.

Sie hatten sich schon damit abgefunden, die Nacht im Freien zu verbringen, als sie auf ein Lager stießen. Viele bunte Wagen, oder vielmehr Schlitten, waren auf einem flachen Hügelchen neben der Straße zu einer Wagenburg zusammengeschoben worden. Der Hügel war frei von Schnee. Staunend blickten die Gefährten auf eine grüne Wiese, auf der Sommerblumen blühten und Bienen summten.

Sie standen noch mit offenem Mund da, als sich zwischen ihnen und dem Lager eine Horde von Norbarden sammelte, Waffen in den Händen und lauthals schimpfend. Einer von ihnen zeigte auf Fanja, die anderen folgten seinem Blick und das Gezeter wurde lauter.

Die Gefährten hatten die Hände an die Waffen gelegt, rührten sich aber nicht, denn die Norbarden schienen ihnen mehr laut als gefährlich zu sein. Schließlich kamen aus dem Lager zwei Frauen geschritten, alt und jung. Die Alte führte dazu noch ein kleines Mädchen an der Hand. Mit einem Mal riss es sich los, lief zu Fanja und rührte neugierig an ihren Schlangenstab.

Da ertönte eine brausende Stimme aus Fanjas Mund. Brin verstand nichts, aber es erinnerte ihn an Assadra in Donnerbach. Schlagartig verstummte das Gezeter und Schweigen breitete sich aus. Die beiden Frauen traten endlich vor, sprachen die Worte des Willkommens und luden die Gefährten ein, ihren Lagerplatz zu teilen.

Mithilfe vieler Hände war Fanjas Schlitten bald wieder mit Rädern versehen und auf den Hügel geschoben worden. Auch ein freies Fleckchen für ihre Zelte war bald gefunden. Die Tiere hatten sich derweil begierig auf das frische Grün gestürzt, bis Assadra sie anpflockte, um Koliken vorzubeugen.

Es war beinahe Sommer hier. Fanja konnte sich diesen seltsamen Ort auch nicht erklären, wusste aber zu sagen, dass sie auf einem

Grabhügel lagerten und hier eine Frau namens Alkahima bestattet worden sei, eine Hohepriesterin der Heshinja.

Die Norbarden behandelten die Gefährten respektvoll, aber vorsichtig, und tauten erst auf, als die Muhme* und die Zibilja†, das waren die alte und die junge Frau, sich zu ihnen ans Feuer gesetzt hatten.

Endlich wurde den Gefährten übersetzt, was Fanja gesprochen hatte: „Jantareffs, so höret die Worte Heshinjas: In dieser Zeit kann nur die ganze Gemeinschaft bestehen. Zweifelt nicht an meiner Dienerin. Reist nur bei Tag, rastet nur an heiligen Orten und ruht nur am Adlerhorst, bis Alkahimas Schwester wieder vergangen ist."

Die beiden Frauen erzählten, dass am vorgestrigen Tag eine junge rothaarige Hexe zum Lager gekommen sei und ohne jeden Anlass den Wachtposten niedergestreckt habe. Daraufhin sei es zum Kampf gekommen. Die Zibilja habe gegen die Magie der Hexe allerdings nichts ausrichten können, und die Hexe habe noch eine Norbardin getötet. Die Lage sei verzweifelt gewesen. Doch dann seien mit einem Mal Blumen durch den Schnee gebrochen, es sei warm geworden, und ein mächtiger Bienenschwarm habe die Hexe vertrieben. Diese habe jedoch noch eine Drohung ausgestoßen:

„Mein Schwesterlein hat euch geschützt. Wie dumm von ihr. Hätte sie euch geopfert, hätte ich sie nicht bemerkt. Wenn wir uns wiedersehen, werden eure Seelen mich laben."

Die Norbarden rechneten ihre wundersame Rettung dem Wirken der Frau Alkahima an, oder vielleicht der Frau Mokoscha.

Als das Abendessen verspeist war, luden die Muhme und die Zibilja Fanja in ihren Wagen ein, um sich mit ihr zu beraten. Die Norbarden holten derweil ihre Instrumente hervor und begannen zu spielen. Brin war bald ganz verzaubert. Er fand in ihrer Musik eine

---

* Das Oberhaupt einer Norbarden-Sippe.

† Eine Zauberkundige unter den Norbarden.

eigentümliche Mischung von Melodien, wie er sie von zu Hause kannte – schlicht, mit weitem Tonumfang und oft etwas traurig – und von der rhythmischen Musik aus Aranien.

Am nächsten Morgen brach die Sippe der Jantareffs, mit der Fanja weitläufig verwandt war, wie sie sagte, das Lager ab, um die Gefährten zum Kloster Urischalur zu begleiten. Falk meinte, dass dies der Adlerhorst sei, von dem die Stimme gesprochen habe, und die Muhme stimmte ihm schweren Herzens zu. Ihr war nicht wohl dabei. Bei Dienern des Götterfürsten zu lagern, bedeutete Ärger.

Einen Tag später näherten sie sich dem Dörfchen Karenow und dem Kloster. Schon lange vorher hatten sie am Horizont Rauch gesehen. Ihnen schwante nichts Gutes und sie trieben die Tiere zur Eile.

Schließlich brüllte Rowin: „Die Rauchsäule steht direkt über dem Kloster!“ Er spornte sein Maultier zum Galopp.

Er zog alle mit sich. Die Reiter galoppierten voraus, Fanja und die Norbarden feuerten die Pferde an und kamen mit den Schlitten nach, so schnell sie konnten.

Das Feuer war beinahe gelöscht. Die Klosteranlage hatte an mehreren Stellen gebrannt. Scheune und Ställe waren Trümmerhaufen, aus denen immer noch Rauch aufstieg. Das Dormitorium und das Refektorium waren beschädigt. Der Tempel selbst und ein großer runder Turm, in dem Brin die Bibliothek vermutete, standen unversehrt, wie auch das Pilgerhaus.

Die Mönche hatten eine Eimerkette gebildet und wässerten die rauchenden Trümmer. Die Lage schien unter Kontrolle, und so folgten die Lichtsucher Rowin, der schnurstracks zu einigen Zelten ritt, die auf der verschneiten Wiese neben dem Kloster errichtet worden waren.

Dort fanden sie den Abt und auch Arras, der half, die Verletzten zu versorgen.

„Was können wir tun?“, fragte Falk.

Der Abt schickte Fanja mit einigen der Norbarden, deren Schlitten gerade auf die Wiese fuhren, zum Refektorium. Sie sollten nach Glutnestern suchen und alles, was den Flammen entgangen war, bergen und unter Dach schaffen. Andere Norbarden stellte man dazu ab, das verstreute Vieh zusammenzutreiben. Falk sollte die Tempelhalle kontrollieren und der Bruder Bibliothekar, Rowin, Assadra und Leira die Bibliothek.

Brin, der immer noch nicht gut zu Fuß war, machte einen Kontrollritt und schlug einen großen Bogen um das Kloster, um Spuren zu finden. Das Feuer war nicht zufällig ausgebrochen, das war offensichtlich. Jedoch fiel ihm nichts Außergewöhnliches auf, und für den Augenblick schien keine weitere Gefahr zu drohen.

Nach der Andacht am nächsten Morgen ließ der Abt die Gefährten in einen Nebenraum der Tempelhalle rufen, wo er sie mit zweien seiner Mönche und mit Arras und Rowin erwartete. Der Abt wirkte übernächtigt. Dennoch trug er seinen vollen Ornat aus weißem Gewand, golddurchwirkter Robe und rotem Gürtel mit drei großen goldenen Kugeln. Er winkte die Neuankömmlinge auf Steinbänke, die entlang der Wände aufgestellt waren, und nahm selbst auf einem hohen Stuhl Platz.

„Im Namen des Herrn Praios!“

„So sei es!“, antworteten ihm die Mönche und auch Falk.

„Bruder Rowin, unseren Gast Arras und den Bruder Bibliothekar kennt ihr bereits. Dieser verdiente Bruder ist der Cellerar dieses Klosters. So nennt denn eure Namen.“

Falk stellte die Gefährten vor.

Der Abt nickte ihnen zu. „Nun denn ... Vorgestern ist die Hexe Nadescha gekommen. Sie wollte Bücher, doch man hat sie nicht eingelassen. Wie ihr inzwischen sicherlich gehört habt, ist sie in der

Nacht auf gestern zurückgekehrt und hat einen Ivash* beschworen, der überall Brände gelegt hat. Anschließend hat sie die Tür zur Bibliothek zerbrochen. Einer der Mönche wachte dort. Er hat einige Bücher zusammengerafft und einen Bannkreis um sich gezogen. Sie konnte nicht zu ihm gelangen, da hat sie einen Dolch geworfen. – Der Herr Praios nehme ihn in seinen Lichtpalast auf. – Aber die Bücher hat sie nicht bekommen. Ich habe euch rufen lassen, weil euer Weg sich bereits mit dem ihrigen gekreuzt hat, wie unser hochgeschätzter Gast Arras al'Achami mir berichtete. Was wisst ihr über die Hexe?"

Falk berichtete ihm alles, was sich zugetragen hatte, seit Arras' Ruf sie erreicht hatte. Als er geendet hatte, übernahm Rowin das Wort: „Die Hexe Nadescha frevelt nicht erst, seit die Hexe Jadminka Eisherz von ihrem Körper Besitz ergriffen hat, wenn sie es denn getan hat. Ich habe ihre Aufzeichnungen durchgesehen. Bei ihrem vorigen Besuch hat sie Abschriften aus Büchern angefertigt, die im verbotenen Teil der Bibliothek verschlossen waren." Dann zeigte er auf Brin. „Ich klage auch diesen an: Er hat mich bedroht und die verbotenen Aufzeichnungen gegen meinen Willen gelesen."

„Ist das wahr?", fragte der Abt.

Brin zuckte die Schultern. „Wir verfolgen eine gefährliche Hexe und mussten wissen, womit wir es zu tun haben."

„Und glaubst du nun, es zu wissen?"

„Die Überlieferung der Firun-Kirche, Jadminka Eisherz' letzte Worte, wie sie in den Aufzeichnungen wiedergegeben sind, die Zeugenaussagen aus Silling: Es scheint mir wahrscheinlich, dass diese Jadminka wiedergekehrt ist, um etwas zu Ende zu bringen. Etwas, das dem Jäger der Verdammnis† oder dem Namenlosen dient. Hinzu kommen Nadeschas ungelenke Bewegungen, welche die Bauern in Silling

* Ein Ivash ist ein dämonischer Diener des Namenlosen. Er erscheint in Gestalt einer menschenähnlichen Flamme.

† Beiname des Nagrach, des dämonischen Widersachers des Gottes Firun.

bezeugt haben, die todesähnliche Starre ihres Vertrautentiers und schließlich: Sie hat sich in eine Schädeleule verwandelt, nicht in einen Rabenvogel, wie es Nadeschas Seelentier entsprechen würde. Diese Beobachtungen legen nahe, dass ein fremder Geist von Nadescha Besitz ergriffen hat."

„Und ihr haltet die Hexe Nadescha für ein Opfer in dieser Sache?"

Nun ergriff Arras das Wort: „Die Hexe Nadescha hat nichts aus der Bibliothek gestohlen. Ich habe ihr den Auftrag erteilt, Jadminka Eisherz zu bekämpfen, und ich selbst war es, der ihr die Bücher gegeben hat, dazu ein zweifach geweihtes Amulett. Aber weder das Wissen der Bücher noch mein Amulett haben genügt, um sie zu schützen. Ich mache mir schwere Vorwürfe."

„Ich habe dich als Gast in mein Kloster aufgenommen", sagte der Abt wütend. „Und du vergiltst es uns damit, dass du einer Feindin Zugang zu verbotenem Wissen verschaffst, das hier gehütet wird. Das ist ein ungeheurer Bruch des Gastrechts und kann nicht vergessen werden. Und nun verlangst du, dass wir diesen Fremden auf dein Wort hin unser Vertrauen schenken?"

„Ich ersuche dich, Bruder Mattis rufen zu lassen", erwiderte Arras.

Der Abt war sichtlich verwundert. „Bruder Mattis? Er ist schlicht von Gemüt. Er soll für sie bürgen?"

„Bitte lasse ihn rufen. Ich will ihn vor euch befragen."

Der Abt rief einen Tempeldiener, und bald kam ein Mann in einer einfachen Kutte. Als er die Gefährten sah, blieb ihm der Mund offen.

Freundlich sprach Arras ihn an: „Bruder Mattis, wir haben einige Fragen an dich. Es ist sehr wichtig, dass du sie genau beantwortest und im Zweifel besser sagst, wenn du dich nicht erinnerst, verstehst du?"

Bruder Mattis nickte.

„Ist es nicht so, dass du auf deiner Pilgerreise nach Beilunk einem Hochgericht beigewohnt hast?"

„Ja, das stimmt.“

„Bitte erzähle uns genau, was sich an diesem Tag zugetragen hat.“

Mattis erzählte langsam und mit vielen Nebensächlichkeiten, wie die Fürst-Illuminierte alle Diener des Götterfürsten in den Tempel befohlen hatte und wie über die Gefährten Gericht gehalten worden war. Der Mann machte einen etwas simplen Eindruck, aber vielleicht wirkte er gerade deswegen durch und durch glaubwürdig.

„Und ist es wahr, dass unseren Gästen, die hier stehen, götterlästerliches Handeln vorgeworfen worden ist?“

„Ja, das ist wahr.“

„Und dass sie vom Gericht in aller Form und in allen Anklagepunkten freigesprochen wurden?“

„Ja, das ist wahr.“

„Und trifft es zu oder trifft es nicht zu, dass dieser Freispruch auf das Zeugnis der Fürst-Illuminierten selbst zurückzuführen war?“

„Das weiß ich nicht. Aber es hat einen sehr guten Eindruck auf die Richter gemacht, als Gwidûhenna von Faldahon für sie gesprochen hat, das hat man gemerkt.“

„Und ist eine Hexe erwähnt worden, als diese Diener des Götterfürsten über ihre Taten berichtet haben?“

„Der Lichtbringer Falk Retogauer“, sagte Bruder Mattis und zeigte auf Falk, „hat gesagt, dass eine Hexe den Großinquisitor aus der Hand von Paktierern befreit hat. Aber wo er jetzt ist, das wusste er auch nicht.“

Arras wandte sich nun direkt an den Abt, der Mattis’ Erzählung verwundert verfolgt hatte. „Diese Hexe ist die Hexe Nadescha, oder Sibel, wie sie sich im Mittelreich nennt. Die Geißel. Sie und eure Gäste werden auf verschlungene Pfade geführt, aber auch sie folgen dem Weg des Götterfürsten. Seht ihre Quanionen! Aber da ist noch mehr.“ Wieder wandte er sich an Bruder Mattis: „Nun kommen wir zum wichtigsten Punkt. Bedenke deine Worte gut. Ist es wahr, dass

der Sonnenmarschall zur Fürst-Illuminierten Folgendes über unsere Gäste gesagt hat: *Sie sind diejenigen, von denen die, über die wir schweigen, in deinen Träumen zu dir gesprochen hat*?“

Der Bibliothekar winkte ab. „Du bist übergeschnappt.“

Rowin sah sie verständnislos an. Der Abt war erbleicht.

„Das hat er gesagt“, bestätigte Mattis, „aber das war nicht am Gerichtstag, sondern als das Schwert der Schwerter der Frau Gwidûhenna die Aufwartung gemacht hat.“

Mattis erzählte, wie die Fürst-Illuminierte den Heerbann nicht nach Warunk hatte ziehen lassen und wie Falk ihr vor allem Volk Pflichtvergessenheit vorgehalten hatte. Er erzählte von dem großen Streit.

Der Abt krallte seine Hände ineinander. „Das sind schlimme Zeiten für unsere Kirche. Was hat die Fürst-Illuminierte dann getan?“

„Sie hat den Lichtbringer Falk Retogauer zu sich bestellt. Die beiden Jilaskaner hat sie nach dort zurückgeschickt, wo sie hergekommen sind.“

„Bruder Mattis, ich danke dir. Bruder Rowin, Bruder Mattis, ich befehle euch: Lasst uns nun allein und schweigt über alles, was ihr hier gehört und gesprochen habt.“

Verwirrt gingen die beiden.

Arras lächelte. „Es hat bereits begonnen. So steht es in der Kosmogonika geschrieben, fünfte Schriftrolle, zweiter Vers: *Die verrückte Königin, der alte Bär, der weiße Rabe und die Löwin. Der zweifache Delfin, die Biene und der Paradiesvogel, der Schild und das Schwert der Lichtwache. Der Tod in der Nacht, der das Licht suchende Hund, das Auge, das auch in der Finsternis stets den Weg findet.* – Genau so steht es geschrieben. Und die Jäger sind gekommen.“

„Du hast den Verstand verloren“, knurrte der Bibliothekar. „Hier stehen fünf und du sprichst von zwölfen, als wären sie mitten unter uns.“

„Ich bin vielleicht blind, aber ich kann das Band, das sie alle verbindet, besser sehen als du, und ich sehe es noch besser als bei unserer letzten Begegnung. Es ist gewisslich da.“

Der Bibliothekar schüttelte kaum merklich den Kopf und wandte sich an Brin. „Wenn du die Schriftrollen kennst, die du gar nicht kennen dürftest, denn du hattest kein Recht dazu, sie einzusehen, dann weißt du auch, dass die Verse viel länger sind und dass wir zahlreiche Glyphen noch nicht entschlüsselt haben. Halbe Zitate, unvollständige Sätze. Was du tust, ist unrecht. Es schickt sich nicht, Ängste zu verbreiten. Damit arbeitest du dem Widersacher nur in die Hände. Vor uns liegt das Zeitalter des kurzlebigen Volkes, nicht die Götterdämmerung!“

Arras und der Bibliothekar begannen nun über die Auslegung einiger obskurer Prophezeiungen zu streiten.

Schließlich schnitt der Abt ihnen mit einer Handbewegung das Wort ab: „Ich will nicht ausschließen, dass Arras mit seinen Vermutungen an die Wahrheit gerührt hat. Hiermit befehle ich im Namen des allerhöchsten Herrn Praios, dass über alles, was hier gesprochen wurde, geschwiegen werde. Die Hexe Nadescha soll nicht durch die Inquisition verfolgt werden, es sei denn, auf Weisung des Heliodan.“

„Ich bitte um Entschuldigung“, brachte Falk eine Richtigstellung an, „aber ihr Name lautet in Wirklichkeit Sibel.“

Der Bibliothekar war außer sich. „Du willst dieses Monstrum unter Schutz stellen? Die Geißel? Es steht dir nicht zu, über sie zu befinden! Sie muss brennen!“

„Der Heliodan selbst hat entschieden, dass sie nicht verfolgt werden soll“, sagte Arras freundlich. „Sie ist auf meinen Wunsch hin

hierhergekommen, um mir beizustehen. Nicht sie hat den Ivash beschworen, sondern Jadminka, von der sie besessen ist.“

„Das rätst du doch nur“, entgegnete der Bibliothekar grimmig.

Der Abt unterbrach die beiden Streithähne: „Ich habe entschieden. Die Hexe, die unter den Namen Nadescha oder Sibel auftritt, steht unter dem Wort des Heliodan, und nur er darf die Inquisition gegen sie senden.“

„Ich höre und gehorche, aber dazu hast du kein Recht“, sagte der Bibliothekar. „Du bist hier im Kloster der Abt, aber du bist nicht der Wahrer der Ordnung und auch nicht der Rat der bornischen Inquisition.“

„Und dennoch wirst du meinem Befehl Folge leisten. Du selbst sollst in die Stadt des Lichts reisen und dem Heliodan, und nur ihm, berichten, was hier besprochen wurde. Dann kannst du ihm deine Bedenken vortragen. Bis zu seinem Entschluss wirst du dich fügen und gegenüber jedermann schweigen.“

„Jenseits aller metaphysischen Spekulationen“, fuhr der Abt fort, „dieses Kloster ist von einer Hexe angegriffen worden, die dem Namenlosen dient. Was ist nun zu tun?“

„Endlich“, sagte Brin zufrieden. „Konntet ihr die Bücher, die euer ermordeter Bruder gerettet hat, sichten? Gibt es Gemeinsamkeiten? Wissen wir, ob andere Bücher aus der Bibliothek fehlen? Wie können wir Jadminkas Geist aus Sibels Körper vertreiben, und kann er vernichtet werden?“

„Ich habe die Bücher, die unser Bruder in Sicherheit gebracht hat, in der vergangenen Nacht überflogen“, sagte der Abt. „Sie stammen aus ganz verschiedenen Bereichen. Einmal waren da ein Band aus der Lebensbeschreibung der Hexe Jadminka und ein einzelnes Pergament aus einem Konvolut des Ordens der Göttlichen Kraft, in dem der heilige Praiowin ihren Tod beschreibt. Dann gab es da jeweils ein Buch über Riten des Namenlosen und über die Diener dieses Gottes,

menschliche und nicht menschliche. Ich empfand Grauen bei dieser Lektüre. Außerdem war da ein Buch über den Fluss Nagrach. Das ist ein Zufluss des Walsach, wie ihr sicher wisst. Wie der Name vermuten lässt, ist dieses Wasser dämonisch verseucht. Seine Ufer sind im Oberlauf unbesiedelt und er entspringt an unzugänglicher Stelle im Ehernen Schwert. Man sagt, dass die Barriere zu anderen Sphären an seiner Quelle dünn sei. Auch wird berichtet, dass es dort ein Heiligtum unseres Herrn Praios gebe, in dem einer seiner Alveraniare über diesen verderbten Ort wacht."

„Wie erklärt Ihr Euch die Auswahl, die Euer Bruder getroffen hat?"

„Das habe ich mich auch schon gefragt. Wir werden es wohl niemals erfahren."

„Ich vermute", sagte der Bibliothekar, „dass er eine Liturgie gewirkt hat, um in einem großen Bestand von Büchern die relevanten zu finden. Er hat allem Anschein nach die Bücher gerettet, die für die Hexe besonders nützlich oder wichtig gewesen wären."

„Konntet Ihr Euch einen Überblick verschaffen, was aus der Bibliothek fehlt?"

„Ich habe noch gestern Nacht begonnen, die Lücken in den Regalen mit dem Katalog abzugleichen. Einige Folianten fehlen, aber es ist nicht gesagt, dass die Hexe sie mitgenommen hat. Es kommt vor, dass Bücher falsch eingeordnet werden ... Und die Novizen stehlen manchmal rahjagefällige Texte. Was mir bedeutsam erscheint: Es fehlen die anderen drei Oktavbände der Lebensbeschreibung der Hexe Jadminka, dann zwei Quarto über Hexen im Bornland, zwei Sammlungen von bornischen Sagen und Märchen und ein Buch über den Dämon Nagrach. Auf dem Fußboden habe ich ein Buch gefunden, welches die Hexe vielleicht auf der Flucht verloren hat: Die Vita des heiligen Praiowin."

Sie rätselten, was all das zu bedeuten habe.

Falk meinte schließlich: „Die Hexe will eine Beschwörung oder ein Ritual durchführen. Sie hat sich für den Nagrach interessiert, und wir wissen, dass an seiner Quelle niederhöllische Wesenheiten und Wesen aus den Gefilden des Namenlosen leicht beschworen werden können. Also lasst uns zur Quelle des Nagrach reisen."

Sie hatten lange gegrübelt und der Tag war schon fast vergangen. Draußen war Wind aufgezogen, der um den Tempel pfiff, und Hagelkörner prasselten gegen die Fensterläden.

Assadra erhob sich und ging vor die Tür. Brin meinte, aus weiter Ferne Donnergrollen zu hören. Als Assadra nach einer Stunde wieder eintrat, war sie nass und durchgefroren.

„Wir müssen uns eilen", sagte sie, „dessen bin ich mir nun sicher."

„Dann lasst uns zum Nagrach reisen", sagte Falk. „Fanja, Brin und Leira, seid auch ihr damit einverstanden?"

Alle bejahten.

„Dann ist es beschlossen", sagte Falk.

Brin begann sogleich zu planen. „Herr Abt, könntet Ihr uns einen Talisman mitgeben, etwas, das uns vor der Magie der Hexe schützt?"

Der Abt nickte. „Das wird sich wohl machen lassen. Ich werde ein Licht weihen, das den Schutz des Heiligen Gilborn auf euch herabruft."

„Habt Dank. In einem Reich des Nagrach wird es sehr, sehr kalt sein. Wie können wir uns vorbereiten?"

Fanja fiel ebenfalls etwas ein: „Am besten wären Hundeschlitten, aber die sind hier im Süden nicht zu bekommen. Wir brauchen für den Transport leichte Gefährte, wendig und nicht zu groß. Außerdem benötigen wir viel Nahrung und Brennstoff, die beste Kleidung und die besten Zelte." Sie begann mit ihren Fingern leise auf Alaani zu rechnen. „Um Vorräte für vier Wochen für euch und eure Pferde zu befördern, brauchen wir zwei Schlitten. Aber ich bin die Einzige, die einen Schlitten lenken kann. Ihr solltet das Skilaufen lernen, um mit

dem Schlitten mithalten zu können, dann kämen wir mit einem Gespann hin. Oder wir beschränken uns auf Vorräte für vierzehn Tage."

„Vorräte für vierzehn Tage, das reicht nicht für den Hin- und Rückweg", rechnete Brin. „Skilaufen ... Das sind doch diese Holzbretter, von denen du uns erzählt hast. Die, die man sich hier im Winter unter die Stiefel bindet? Das können wir auf dem Hinweg üben. Aber wie retten wir Sibel und töten Jadminka? Immerhin ist sie schon einmal wiedergekehrt."

„Zumindest in der letzten Frage weiß ich weiter", sagte Falk. „Ich bin mir ziemlich sicher, dass ein Exorzismus Jadminkas Geist aus Sibels Körper vertreiben wird. Was Jadminka selbst anbelangt: Wir müssen sehen, was wir zu tun vermögen. Wenn wir sie für dieses Mal besiegen, ist schon etwas erreicht. Eine jede Generation muss in ihrem Lebensalter den Acker von Disteln säubern."

„So ist es also beschlossen", sagte der Abt. „Das Treffen ist beendet. Lux triumphat*."

Damit erhoben sie sich.

Im Gehen schlug Arras vor: „Kommt noch auf ein Weilchen in meine Zelle. Wir haben uns so lange nicht gesehen, und es gibt so viel zu erzählen."

Als sie alle einen Sitzplatz gefunden hatten, fragte Brin etwas, das ihn lange beschäftigt hatte: „Was war es eigentlich, das Sibel hier im Bornland wollte?"

„Sie will wiedergutmachen", antwortete Arras. „Es gibt hier einen Hexenzirkel, der an den Namenlosen gefallen ist. Diesem Zirkel hat sie einst angehört. Die Oberhexe ist nun tot, Assadra hat sie in Falkenroden gerichtet. Sibel will nun den Rest des Zirkels zur Strecke bringen. Ich konnte sie nicht davon abhalten."

* Bosparano: „Das Licht triumphiert."

Er läutete ein kleines goldenes Glöckchen. Ein Mädchen trat ein. Es war etwa fünfzehn Jahre alt und hatte schulterlanges braunes Haar. Vielleicht wäre es hübsch gewesen, aber es war sehr dürr und so ängstlich wie ein geprügelter Hund. Trotzdem hatte das Mädchen einen alten, wissenden Blick.

„Das ist Katinka. Sibel hat sie zu mir gebracht und hat mich gebeten, für sie zu sorgen, als sei sie mein Mündel. Sie hat uns beiden zu verstehen gegeben, dass sie für das grausame Schicksal des Kindes verantwortlich sei und außerdem den Bruder des Mädchens auf dem Gewissen habe. Ich war entsetzt. Da hat Sibel mir gestattet, ihre Seele zu prüfen. Niemals habe ich eine so verstümmelte Seele gesehen, die dennoch so sehr gestrahlt hat. Auch sie ist nun eine Streiterin des Lichts."

„Ihr habt vorhin von *der Geißel* gesprochen", erinnerte Brin ihn.

„Das mag sie dir selbst bekennen. Sie ist eine mächtige Hexe und verfügt über das Wissen, Dämonen aus dem Gefolge des Namenlosen anzurufen. Ich habe ihr geraten, sich zu reinigen und auf ihre Magie zu verzichten. Aber so weit ist sie noch nicht. Sie will Vergebung erlangen, indem sie die Diener des Namenlosen jagt. Da habe ich ihr ein zweifach geweihtes Amulett gegeben und euch gerufen. Ihr müsst sie zurückbringen, denn ihr seid die Jäger, und eure Jagd wird scheitern, so ihr nicht vollzählig seid."

„Das Amulett hat Sibel einem Bauernjungen in Silling gegeben", sagte Falk, „weil ein Fluch auf ihm lag, wie sie meinte."

„Das war hilfsbereit, aber ich fürchte, es hat sie in die Fänge von Jadminka Eisherz geführt. Sie ist anfällig für die Verlockungen des Namenlosen."

„Wir werden Sibel heil zurückbringen, und sei es um Falks wegen", erklärte Assadra mit Nachdruck.

Da griff Arras nach ihrer Hand: „Du sprichst wohl, Tochter der Leuin. Ich habe dich gesehen, an dir hängt der Bann der zwölf. Halte

stand, denn es gibt Schlimmeres als den Tod. Ihr anderen: Bedenkt euch! Haltet die Gebote und sündigt nicht! Vielleicht habt ihr nicht mehr viel Zeit, eure Seelen zu reinigen. Tut Buße! Sie müssen leuchten! Eure Zeit mag bald gekommen sein."

Brin teilte Arras' Auffassung nicht. Er hielt sich (und den Rest der Welt) für unverbesserliche Sünder, die es nur nach Alveran schaffen würden, weil die Götter ihnen wohlgesonnen waren. Arras' Gedanke, ein jeder könne seine eigene Seele reinigen, schien ihm vermessen und frei von ehrlicher Selbsterkenntnis.

Die Predigt ging immer weiter. Schließlich meinte Brin, sich entschuldigen zu können, ohne Arras' Unwillen zu erregen.

Seit jenem Tag in Zorgan im Efferd-Mond hatten weder er noch Assadra es gewagt, der Donnernden zu opfern. Nun bauten sie aus Feldsteinen einen niedrigen Altar und erstanden vom Cellerar ein Böckchen. Assadra betete um Segen bei der Jagd auf Jadminka. Der Rauch des Opfers stieg senkrecht in den Himmel, und in Brin breitete sich ein Gefühl von Frieden aus. Auch Assadra wirkte mit sich im Reinen. Ein wenig erinnerte sie Brin an eine Katze, die ein fettes Mäuschen erspäht hat.

Hesinde – Firun 1033 BF, Sewerien
Eine kalte Spur

Fanja kümmerte sich um die Beschaffung der Ausrüstung. Sie hatte sich einen Schlitten geliehen, leicht und stabil, gerade groß genug für Proviant und Futter für zwei Pferde. Die anderen Tiere sollten in der Obhut des Klosters bleiben, auch ihr Wagen.

Währenddessen waren alle Jantareffs, die sich auf die Zimmerei verstanden, fleißig und hobelten für die Gefährten jeweils zwei Paar Eschenbretter, wie die Bornländer sie bei Schnee unter die Füße banden.

Schließlich begann der Marsch. Brin saß neben Fanja auf dem Bock, um sein Bein zu schonen, und beguckte interessiert die ersten Versuche der anderen auf ihren Skiern. Immer wieder verhedderten sie sich, und schon nach zwei Meilen klagten sie über schmerzende Beine. Fanja hängte ein Tau an den Schlitten, an dem sie sich ziehen lassen konnten. Das ging im Großen und Ganzen leichter, und Brin als Zuschauer bekam gelegentlich grandiose Stürze geboten.

Trotz allem hatten sie am Abend eine Strecke zurückgelegt, die weiter war als alles, was sie jemals zu Fuß auf Karrenwegen geschafft hatten. Assadra war zufrieden, aber dann zeigte sie Brin traurig ihre aufgescheuerten Füße. Den anderen ging es nicht besser.

Drei Tage ging es so. Fanja hatte die Tagesetappen bald wieder verkürzt, um die Gefährten nicht zu überanstrengen.

Sie fand es sicherer so, aber Assadra schimpfte: „Wir haben keine Zeit! Wir sind jetzt schon viel zu spät, ich spüre es."

„Wir hätten wohl doch die Zeit opfern sollen, um einen Firun-Priester zu finden", sagte Brin, der in Urischalur lange über den Landkarten gesessen hatte. „Unser Weg geht erst nach Süden bis Brinbaum, dann folgen wir dem Walsach nach Osten-Nordosten.

Wenn wir nach Südosten reisen könnten, wie der Vogel fliegt, würden wir einige Tage sparen. Aber es ist ein wildes, menschenleeres Land, und ohne Führer kostet uns die Abkürzung vielleicht mehr Zeit, als wir einsparen."

„Du meinst, wenn wir einen Führer hätten, der uns durch die Wildnis bringt, würden wir ein paar Tage sparen?"

„Ja."

Eine Meile zuvor hatten die Gefährten eine breite Spur von Stiefelabdrücken, bloßen Füßen und Wildschweinhufen gekreuzt.

Nun wendete Assadra ihre Skier und lief schnurstracks in den Wald zur Linken. „Folgt mir!"

Brin lachte. „Sie wird schon recht haben. Assadra, warte auf uns!"

Tatsächlich trafen sie bald auf die breite Goblinfährte.

„Hört mir gut zu", mahnte Fanja. „Ich kenne Goblins. Denkt immer daran, wir dürfen nicht ängstlich auftreten, sonst halten sie uns für Beute. Also zusammenbleiben, die Hände an die Waffen, aber nicht blankziehen. Die Verhandlung wird von ihrer Schamanin geführt."

Sie folgten der Spur, und alle halbe Meile blies Brin in sein Horn.

Dann erblickten sie vor sich auf einer Lichtung eine Gruppe von kleinen Gestalten, rotbepelzt und in Felle gehüllt. Die Gefährten hielten, und beide Gruppen beäugten sich aufmerksam. Und warteten.

„Hüh!", kommandierte Fanja schließlich, und die Pferde ruckten an. Die Goblins taten hastig einige Schritte zurück. Wieder hielten die Gefährten.

Irgendwann verlor Assadra die Geduld. Sehr langsam und mit offenen Händen ging sie auf die Goblins zu. „Seid gegrüßt! Sprecht ihr unsere Sprache?"

Niemand antwortete ihr, aber die Goblins waren stehen geblieben.

Assadra winkte Fanja hinzu, die einige Worte in einer seltsamen, unmelodischen Sprache rief. Schließlich lösten sich zwei Gestalten

aus der Gruppe und gingen langsam auf Fanja und Assadra zu. Einer von ihnen war ein großer Goblin, der Assadra fast bis zum Kinn reichte. Er hatte sich mit vielen Jagdtrophäen behängt, trug einen Speer und ein kurzes Schwert und wirkte überaus zappelig. Hinter ihm ging eine Goblin-Frau. Ihr Fell war grau, und ihre Hauer waren klein und abgenutzt. Sie trug Fellstiefel und einen Umhang aus Eichhörnchenfell, darüber eine Umhängetasche, die mit Farbe befleckt war.

Einige Schritte vor Assadra und Fanja blieben sie stehen, und Fanja und die Goblin-Frau begannen langsam zu sprechen. Schließlich übersetzte Fanja: „Sie ist die Schamanin dieses Stammes, und der Goblin ist der Kriegshäuptling. Die Mantka Riiba, das ist die Schamanin, die wir in Festum getroffen haben, hat ihr gesagt, dass wir hier sind. Sie hat ihr aufgetragen, uns zu helfen. Sie hat uns gleich erkannt. Sie will uns einen Führer mitgeben."

„Bitte danke ihr. Das rettet uns", sagte Assadra.

Da trat die Schamanin vor und sprach auf Garethi zu ihnen: „Ihr sollt tun ein großes Tat, das ist gut Rotpelzen auch. Das Preis ist sehr hoch, das ihr geben. Ihr wollt tun das Tat?"

Assadra und Brin brauchten sich nicht zu besinnen. Fanja, Leira und Falk stimmten ebenfalls zu, nachdem sie sich kurz beraten hatten. Fanja und die Schamanin begannen sich auf Goblinisch zu unterhalten.

„Gestern haben sie einige böse Menschen von unserem Weg verscheucht, vor denen die Geister sie gewarnt haben", sagte Fanja. „Nun will sie wissen, warum sie ihren Stamm gefährden musste. Was soll ich ihr antworten?"

„Sag ihr, wir wussten nicht von ihnen und kennen die Absichten der Mantka Riiba nicht", meinte Brin.

Fanja übersetzte, dann winkte die Schamanin zum Waldrand, und ein Goblin ritt herbei. Er war ziemlich klein, hatte aber prächtige

Hauer, fast so schön wie die seines Reitkeilers. Die Schamanin bemalte sein Gesicht und seine Hände mit roter, gelber und weißer Farbe, die sie in Tiegeln aus ihrer Tasche nahm. Dann steckte sie ihm einige getrocknete Beeren in den Mund.

Fanja erklärte: „Das ist Ufthak. Sie schützt und stärkt ihn mit einem Zauber. Er wird uns auf dem schnellsten Weg zur Mündung des Nagrach in den Walsach führen."

Dann zog die Schamanin eine Bronzenadel aus der Tasche und winkte Brin. „Du kommen her. Du sollen sehen."

Brin ging zu ihr. Sie nahm seine Hände, zog ihm die Fäustlinge ab und stach ihn mit der Nadel zwischen die Finger. Es zwickte etwas. Danach langte sie zu seinem Gesicht hoch, er zuckte zurück, aber sie stach ihm nur zweimal über beide Augenbrauen. Dann kamen Falk, Assadra und Leira an die Reihe. Zu Fanja sagte sie nur: „Du sehen schon, Geister sagen. Nun schnell, schnell ihr."

Ufthak rief etwas und trieb seinen Reitkeiler in den Trab.

„Das heißt *vorwärts*", übersetzte Fanja.

Sie sprang auf den Kutschbock und lenkte den Schlitten hinter dem Goblin her. Die anderen folgten. Die Schamanin hob die Hand zum Gruß und verschwand mit ihren Begleitern zwischen den Bäumen.

Ufthak führte sie durch kahle Wälder und verschneites Brachland hinunter ins Tal der Ouve. Das Flüsschen war jetzt im Hesinde noch nicht zugefroren.

„Wie kommen wir da rüber?", fragte Assadra.

Auch der Goblin sah Fanja fragend an.

„Wir werden furten müssen", antwortete sie. „Ich habe es oft gemacht, aber es ist viel Arbeit mit dem Schlitten."

Sie fuhr den Fluss entlang, bis sie eine breite Stelle mit flachen Ufern gefunden hatte. Dann ließ Fanja die anderen den Schlitten

entladen. Sie selbst watete mit einer Stange in den Fluss und tastete den Grund ab.

„Hier können wir es wagen“, sagte sie wenig später.

Sie setzte sich auf den Kutschbock und trieb die Pferde in den Fluss. Die Strömung drückte den Schlitten aus der Richtung, und die Pferde mussten sich mächtig ins Geschirr legen, um ihn auf die andere Seite zu ziehen. Mit einer letzten Anstrengung zerrten sie das Gefährt schließlich aufs Ufer. Fanja schirrte die Pferde aus und brachte sie zurück durch den Fluss. Nun mussten die Tiere die ganze Ladung Last für Last hinüberbringen. Das eisige Wasser ging den Gefährten bis über die Knie, und bald war ihnen allen jämmerlich kalt.

An diesem Tag wollten sie nicht mehr weiterfahren und errichteten ihr Lager direkt am Ufer, wo sie gerade standen. Die Pferde wurden bewegt, bis ihre Beine trocken waren, in Decken gehüllt und bekamen von Leira reichlich warmes Wasser zu trinken.

Brin und Falk schaufelten an einer windgeschützten Stelle einen Platz für die beiden Zelte frei und häuften den Schnee zu einem Wall auf, für ein wenig zusätzlichen Schutz. Fanja und Assadra holten trockenes Schilf und Tannenzweige und verteilten beides als dicke Unterlage auf dem Boden.

Der Goblin beguckte alles aufmerksam, und Brin machte sich mit sinkendem Herzen darauf gefasst, dass er zu ihm und Assadra ins Zelt ziehen würde.

Als sie endlich um ein mächtiges Feuer saßen, dachte Brin laut: „Wie sollen wir den Nagrach hinaufkommen? Ob er schon zugefroren ist?“

Fanja fragte Ufthak und übersetzte sogleich seine Antwort: „Der Nagrach ist sehr, sehr kalt, viel Eis.“

Assadra schüttelte sich.

Der Goblin hatte seine anfängliche Scheu mittlerweile abgelegt. Er saß mit ihnen am Feuer, beobachtete alles neugierig und aß mit

großem Behagen, was Fanja gekocht hatte. Überhaupt behandelte er Fanja mit großem Respekt. Assadra gegenüber legte er eine Art heilige Scheu an den Tag. Er blickte sie niemals direkt an, aber gelegentlich sah Brin, wie er andächtig und vorsichtig ihren Umhang berührte.

Brin wandte sich an Fanja: „Kannst du ihn mal fragen, warum er Assadra gegenüber so ehrfürchtig ist?“

Fanja runzelte die Stirn. „Ich muss überlegen, wie ich das übersetzen kann.“

Sie überlegte ein Weilchen, dann sprach sie Ufthak in seiner seltsamen Sprache an. Als er geantwortet hatte, sah sie überrascht und zugleich bestürzt aus: „Ich weiß gar nicht, was ich dazu sagen soll ... Seine Schamanin hat ihm gesagt, dass wir vor der großen Gefahr eine unserer Frauen opfern werden.“

Brin fühlte sich, als sei er plötzlich in einem bösen Traum gefangen. Die ganzen Ermahnungen an Assadra, dass im Norden ihr Tod warte und es Schlimmeres gebe als den Tod ... – Das alles fügte sich nun scheinbar zusammen. Wie viel Zeit hatten sie wohl noch?

Wenigstens wollte der Goblin nicht bei ihnen im Zelt schlafen, sondern richtete sich mit seinem Wildschwein, das satt war von Essensresten, unter den tiefhängenden Ästen einer Tanne ein.

Am Morgen nach der Flussüberquerung meinte Brin, dass sein Bein völlig wiederhergestellt sei, und wagte sich zum ersten Mal auf die Bretter.

In den Tagen, die nun kamen, war er ungewöhnlich rücksichtsvoll. Wenn Assadra dran war, den Kessel und die Pfannen auszuwaschen, kam er zufällig vorbei und hatte gerade nichts zu tun. Er richtete es so ein, dass sie am Feuer nie im Rauch sitzen musste. Zum Teekochen brachte er ihr trockenes Holz und half ihr beim Spalten. Er erklärte, dass er mit warmen Füßen besser schlafen könne, und funktionierte

seine Feldflasche des Abends zu einer Wärmflasche um, die dann irgendwie den Weg zu Assadra fand.

Der Goblin führte sie durch offenes Land, über verschneite Bergwiesen und Hochmoore. Irgendwann hielten sie auf einer Hügelkuppe und blickten andächtig auf einen unermesslichen Wald, der unter ihnen lag. In der blauen Ferne war eine Kette von Hügeln zu sehen, hinter denen das Tal des Walsach liegen sollte.

Brin kam mit den ungewohnten Brettern jeden Tag besser zurecht, und jeden Tag blieb er ein Stück länger auf den Beinen. Trotzdem, die Beine und Füße schmerzten ihn, und er hatte Mühe, mit den anderen mitzuhalten.

Plötzlich vernahm er in seiner Erschöpfung ein leises Stimmchen: „Ich habe ein Angebot für dich ... ein großes Angebot ... Ich werde das Leben dieses Goblins für das Leben deiner Freundin nehmen."

Brin blieb augenblicklich stehen und sah sich um. Aber da war niemand.

Leise, aber deutlich hörte er abermals die Stimme: „Leben für Leben, dieser Goblin für die Löwin, auch wenn es ein ungleicher Handel ist."

Brin war sich sicher, er hatte nicht den allerkleinsten Zweifel, dass ein solcher Handel Unglück über sie bringen würde. „Geh weg, lass mich in Frieden!"

„Bedenke es wohl! Du weißt, dass sie sterben wird."

„Du vermagst mir nichts zu geben, das ich haben wollte, Dämon! Ich werde nicht mit dir handeln, niemals."

Das Stimmchen verstummte.

Gegen Abend erreichten sie einen Bergsee, der unter dem Schnee nur zu erahnen war, und schlugen ihr Lager auf. Holz gab es in Hülle und Fülle, aber der Goblin erlaubte ihnen nur die dünnsten und trockensten Äste und knurrte, wenn das Feuer zu groß wurde.

Als sie Brin am Morgen weckte, war Assadra sehr aufgeregt und sehr glücklich. „Ich habe von Yalsicars* Tochter geträumt, und sie hat mir ihren Namen offenbart. Sie heißt Scathanaë. Du musst dir diesen Namen merken. Er ist sehr wichtig für mein Volk."

„Ich bin geehrt und werde ihn mir gut einprägen."

„Sie hat uns beide auf ihren Rücken genommen und ist mit uns über ein aufgewühltes, windgepeitschtes Meer geflogen. Es war ein prophetischer Traum, und du warst auch darin." Sie sah ihn an und war stolz auf ihn.

„Könnte es das Nirgendmeer gewesen sein?"

„Im Traum dachte ich, es müsse das Perlenmeer sein", überlegte Assadra, „aber du könntest recht haben. Ich werde auch Fanja von Scathanaë erzählen. Ihr Name darf nicht vergessen werden, falls wir beide sterben."

Dann bat sie Falk, ihr eine hölzerne Flöte zu schnitzen.

Zwei Tage später stiegen sie ins Tal des Walsach hinunter, auch dieser Fluss war noch nicht zugefroren. Brin schätzte, dass sie drei Tage oder sogar mehr gewonnen hatten. Assadra war hochzufrieden.

Sie blieben am nördlichen Ufer des Flusses und kamen zügig voran. Einige Tage später, kurz vor dem kleinen Grenzort Walserwacht, sagte Ufthak, dass er sie nun verlassen würde. Sie sollten sich dort über den Fluss setzen lassen und dann dem Nagrach folgen. Er wollte das Eis des Nagrach nicht betreten, zudem hatte er Angst vor den Menschen in Walserwacht und vor ihren Langbögen.

Brin war an diesem Abend mit dem Kochen dran und bereitete mit Zutaten, die er irgendwo in seinem Gepäck gehabt hatte, einen süßsauren Brei aus Reis, etwas Essig und vielen getrockneten Früchten.

* Yalsicar war das Kaiserdrachenweibchen mit rotgoldenen Schuppen, das im Raschtulswall in der Nähe des Höhlenheiligtums der Amazonen wohnte.

Er beobachtete Assadra, um herauszufinden, wie es ihr schmeckte, da blickte sie plötzlich auf und sah ihn an.

„Du siehst aus, als wolltest du weinen“, sagte sie, und mit einem Mal war sie gereizt: „Was ist eigentlich mit dir los? Die ganze Zeit schon bist du so seltsam.“

„Wir waren immer ehrlich miteinander, auch wenn es uns manchmal schwergefallen ist, nicht wahr?“

„Mir ist es nicht schwergefallen, ehrlich zu sein. Dir vielleicht?“

„Die Goblin-Schamanin hat Ufthak gesagt, dass wir am Ende eine unserer Frauen opfern würden, und damit meinte sie dich. Ich will es nicht herbeireden, aber ich befürchte, dass du sterben wirst.“

Assadra war bei seinen Worten zusammengezuckt, schwieg aber und dachte eine Weile nach.

„Das ist es also“, sagte sie schließlich. „Und du hast immer noch nicht gelernt, wie du mich zu Hilfe rufen kannst, wenn ich erst in Rondras Hallen wohne. Du musst Azila und Halman von mir erzählen, und dass ich immerzu an sie gedacht habe. Aber ich verstehe dich nicht. Wie hast du denn gedacht, würde unser Weg enden? Mitten im Leben ruft die Donnernde uns zu sich. Du selbst hast oft genug den Tod gebracht. Wie konntest du ihn nur so verdrängen?“

„Ich weiß das alles. Aber ich will nicht, dass du stirbst. Ich habe immer gedacht, wir würden schon irgendwie davonkommen und dass wir irgendwann einmal auf der Alm sitzen und unseren Enkelkindern zusehen.“

„Bei Rondra, jetzt mache es mir doch nicht doppelt schwer. Wenn ich nun sterben muss, so werde ich wissen, dass die Donnernde mich zu ihrem Werkzeug gemacht hat und mein Leben nicht vergebens war.“

Brin senkte den Kopf und ging weg. Assadra kam ihm bald nach und setzte sich zu ihm. Er schluchzte.

„Du bist ein guter Mann, Brin, auch wenn wir nie die Schwüre getauscht haben. Als ich unsere Burg verließ, habe ich nie gedacht, dass es so sein würde ... Du sollst mich heute betrauern und danach sollen wir uns über jeden Tag freuen, der uns geschenkt wird."

Brin hatte sich am nächsten Morgen wieder gefangen, aber alle waren still, und die Stimmung war trüb. Der Goblin sagte, dass sie noch fünf Tagesreisen vor sich hätten. Fanja gab ihm so viel Proviant, wie das Wildschwein tragen konnte, alle dankten ihm und wünschten ihm einen sicheren Rückweg.

Dann gingen sie in den kleinen Flecken Walserwacht hinein, wo die Leute sie neugierig und misstrauisch beäugten. Ohne große Erklärungen ließen sie sich zum anderen Ufer des Walsach übersetzen, wo sich tief vereist das Tal des Nagrach öffnete. Das Eis war stark genug, um den Schlitten und die Pferde zu tragen.

In den Tagen, die nun kamen, zog Brin sich von den anderen zurück, war geistesabwesend und nachlässig. Mit Assadra redete er kaum. Es tat ihm leid, wie er sich benahm, aber er konnte einfach nichts dagegen tun. Drei Tage ertrugen ihn die anderen, dann – Brin war mit dem Kochen an der Reihe gewesen – platzte Fanja der Kragen.

„Sollen wir das etwa essen?", schimpfte sie. „Da sind Kohlestückchen drin. Du hast es verbrennen lassen."

„Mach doch nicht so ein Getue. Verdauen kann man es auch so ..."

„Ich koche es neu. Kannst du uns vielleicht mal sagen, was mit dir los ist?"

„Was soll schon sein?" Brin zuckte mit den Schultern. „Mir ist alles gleich. Ich habe nichts mehr, worauf ich mich freuen kann."

„Und wie lange willst du dich jetzt hängen lassen?", fragte Assadra.

„Die Zeit wird's heilen", sagte er ergeben.

„Was ist mit Halman und Azila? Denkst du nicht an sie?“

Brin seufzte. „Es hat sich gut gefügt mit ihnen, bei deiner Mutter auf ihrer Alm. Ich möchte sie nicht herausreißen. Aber für mich ist dort kein Platz. Mehr als Ziegenhüten könnte ich da nicht, und dabei müsste ich immer Angst haben, dass jemand aus deinem Volk mich wegschickt.“

„Und was ist mit dem Ewigen Licht?“, fragte Falk.

„Ich helfe euch, es zu finden.“

„Aber freust du dich nicht darauf?“

„Nein.“

„Erklär mir das mal, es könnte sehr wichtig sein.“

„Falk, es wird eurem Klerus Oberwasser geben. Ich habe Zweifel, ob das für den Rest der Welt wünschenswert ist.“

Falk setzte entsetzt und gekränkt zu einer Richtigstellung an, aber Brin hielt sich die Ohren zu: „Ich bin zu müde. Lass uns ein anderes Mal darüber streiten.“

In dieser Nacht wurde es sehr kalt, und Brin träumte von einem einzelnen roten Auge mit milchig rotem Augapfel, zinnoberroter Iris und dunkelroter Pupille.

Am Morgen wirkte Assadra krank. Fanja untersuchte sie, aber fand nichts, abgesehen von Erschöpfung.

Ein bitterkalter Wind blies von Osten über den Fluss. Die Gefährten hatten ihre Pelzkleidung geschlossen, froren aber trotzdem. Der Schnee klumpte unter den Skiern, sodass sie ständig stecken blieben. Auch die Pferde hatten Mühe voranzukommen. Brin band seine Skier ab, aber scharfe Eiskanten im Schnee zerschnitten seine Stiefel, sodass er diesen Versuch bald wieder aufgab. Es war, als hätte sich alles gegen sie verschworen.

Am Nachmittag begann Assadra zu taumeln.

„Was fehlt dir?“ Brin, der neben ihr ging, hielt sie fest.

„Meine Füße tun weh, und ich spüre meine Zehen nicht mehr. Meine Nase ist auch schon ganz taub. Außerdem bin ich so müde."

„Warum hast du nicht früher was gesagt?", schimpfte Fanja.

Sie schlugen eines der Zelte auf und wärmten es mit ihren Öllampen. Fanja zog Assadra behutsam die Stiefel und die Handschuhe aus und schmierte ihre Zehen, ihr Gesicht und ihre Hände mit Chonchinis-Salbe ein.

„Du reagierst gut auf die Salbe. Aber wenn du noch etwas länger gewartet hättest, so hättest du ernste Erfrierungen davontragen können. Melde dich beim nächsten Mal früher!"

„Aber wir haben keine Zeit mehr!"

„Wenn einem von euch Finger oder Zehen erfrieren, oder Nase und Ohren, dann kostet uns das mehr Zeit als das Stündchen jetzt."

„Hab Dank."

Für dieses Mal hatte Assadra sich erholt, aber sie stöhnte, als sie aus dem warmen Zelt hinaus und zurück in den beißenden Wind trat.

Brin versuchte, sie zu trösten: „Es ist nicht mehr weit für heute. Nur noch ein kleines Stückchen, dann finden wir einen schönen Lagerplatz."

Die Sonne stand nun hinter ihnen, und in der frostklaren Luft konnten sie weit vor sich hohe, schneebedeckte Gipfel sehen. Dahinter kam noch eine Bergkette, die bis in den Himmel reichte: der Beginn des Ehernen Schwerts. Der scharfe Wind hatte den Schnee auf dem Fluss zu Dünen und Wellen zusammengeweht, und der Schlitten blieb immer wieder an Steinen hängen, die unter dem Pulverschnee unsichtbar waren.

Den ganzen Tag hatten die Jäger nur das Pfeifen des Winds und das leise Rauschen des Flusses unter dem Eis gehört, keinen einzigen Tierlaut, nicht einmal ein Zwitschern.

Plötzlich blieb Leira, die an der Spitze ging, stehen. „Habt ihr gesehen? Da war ein Otter! Er hat mich mit seinen süßen Knopfaugen angeguckt!“

Sie kraxelte den Uferhang hinauf und verschwand hinter kahlen Sträuchern. Dann erklang ihre Stimme, aufgeregt und froh: „Hier oben ist ein kleiner Talkessel, es ist geschützt, und wisst ihr was? Hier blüht eine Quanione!“

Mit ihren letzten Kräften halfen die Gefährten den Pferden und schoben und zogen den Schlitten das Ufer hinauf in das kleine, geschützte Tal. Sie schaufelten einen Windschutz auf, errichteten die beiden Zelte, schmolzen Schnee, fütterten und tränkten die Pferde und packten sie in Wolldecken. Danach krochen sie in ihre Schlafsäcke, um auf den Morgen zu warten. Es versprach, eine scheußliche Nacht zu werden.

Assadra fühlte sich sterbensmatt. Als sie endlich eingeschlafen war, schickte Brin ein stilles Gebet zu Peraine und Rondra. Dann berührte er den Funken in seinem Inneren und ließ einen Teil seiner Kraft zu ihr fließen.

Am nächsten Morgen herrschte strenger Frost und der Ostwind hatte zugenommen. Fanja schmierte ihnen allen Chonchinis-Salbe in die Gesichter.

„Fanja, ich habe eine Bitte“, sagte Brin. „Wenn es heute zum Kampf kommt, könntest du dich raushalten und stattdessen eines von den Zelten aufschlagen? Es ist so kalt, dass ein Verletzter im Freien erfriert, bevor du ihn versorgt hast.“

Fanja versprach es.

Die Pferde blieben dick eingepackt, wie sie waren, und bekamen noch einmal reichlich warmes Wasser zu saufen. Dann wurden ihnen die Futtersäcke vorgehängt.

Fanja war aufgebracht, weil die Tiere allein in der Wildnis zurückgelassen werden sollten. „Es ist nicht recht. Sie haben uns immer geduldig und treu gedient, all die Jahre lang."

„Fanja, es wird umso kälter, je näher wir der Quelle kommen. Lange können wir dort nicht aushalten. Wenn alles gut geht, sind wir morgen Mittag wieder hier. Es kann durchaus sein, dass es ihnen hier besser ergeht als uns!"

„Hoffentlich sehen wir sie lebendig wieder. Sonst ist es deine Schuld, Brin!"

Sie bepackten sich mit den Zelten, den Schlafsäcken und mit Brennstoff und Pemmikan für drei Tage. Dann marschierten sie los.

Es war so kalt, dass der Saft in den Bäumen gefror und die Äste laut knackten. Die Flussufer waren inzwischen dichter zusammengerückt und aus dem Fluss war ein Flüsschen geworden, fast ein Bach. Weit konnte es bis zur Quelle nicht mehr sein. Sie hielten sich am Rand des Wassers, um für einen flüchtigen Beobachter weniger auffällig zu sein. Obwohl der Mittag noch nicht gekommen war, wurde es bereits immer dunkler.

Die eiskalte Luft stach Brin wie Nadeln in die Lungen und er musste husten. Wenn er ausatmete, gefror sein Atem und rieselte als Schnee zu Boden. Er wickelte sich ein Tuch vor das Gesicht. Bald war der Stoff vereist.

Immer wieder blickte er sich nach Assadra um. Sie stampfte tapfer hinter ihm her, aber sie war grau im Gesicht, und ihr Atem rasselte.

„Ist das Blut an deinem Gesichtstuch?", fragte er erschrocken und blieb stehen.

Als er ihr das Tuch abnahm, sah er, dass sie Erfrierungen im Gesicht hatte. Mühsam fummelte er mit seinen Fäustlingen seine Gürteltasche auf und zog eine kleine Phiole hervor.

„Es ist ein magisches Mittel aus Zorgan. Es wird deine Erfrierungen heilen. Ich kenne deine Vorbehalte gegen Heilmagie, aber bitte trink es trotzdem!“

Ohne Widerworte schluckte Assadra es, und für den Augenblick ging es ihr besser.

Es wurde immer dunkler. Vor ihnen leuchtete der Himmel wie von fernem Gewitter kurz grün auf. Dann führte das Bachbett zwischen zwei eng stehenden Felswänden hindurch, die gleichsam ein Tor bildeten. Dahinter öffnete sich das Tal zu einem See, der nun gefroren und tief verschneit war.

Es wurde kälter. Brin merkte, wie ihm die Glieder schwer wurden, und er dachte, dass sie diese niederhöllische Kälte nicht lange überleben würden. Aber vor ihnen türmte sich ein Berg auf, dort musste das Ende des Sees sein und, so hoffte er, auch die Quelle.

Es dauerte nicht lange, da rief Assadra mit rasselnder Stimme nach ihm: „Brin, warte auf mich! Ich kann die Stöcke nicht mehr halten ...“

Da gab er ihr die letzte seiner Zorganer Phiolen zu trinken.

Es konnte nicht später als Nachmittag sein, aber nun war es fast finster. Im Zwielicht sahen die Gefährten eine breite, verschneite Geröllhalde, die sich wie eine Zunge von der Bergflanke in den See hineinschob. Etwas darüber stand ein Tempelchen.

Leira hatte die schärfsten Augen: „Im Geröllfeld steht jemand. Er winkt mit den Armen. Mehr kann ich nicht erkennen.“

„Wahrscheinlich Jadminka. Sie wird uns gesehen haben“, überlegte Brin, „weil wir gegen den hellen Abendhimmel stehen.“

Da flammten in der Ferne kleine Lichter auf. Sie bildeten einen groben Kreis, an dessen Rand die Gestalt stand.

„Wir müssen sie stören“, befahl Assadra. „Möge die Donnernde mit euch sein!“

Sie schnallten Skier und Rucksäcke ab. Brin nahm Mahabor von der Schulter und zog es mit tauben Händen aus der Scheide.

„Ich löse jetzt den Talisman aus, den der Abt mir gegeben hat“, sagte Falk. „Brin, vielleicht denkst du nun besser über meine Kirche.“

Er zog einen großen, klaren Bernstein aus der Tasche und machte das Sonnenzeichen. Für Brin fühlte es sich mit einem Mal an, als ob ein federleichter Mantel über ihn ausgebreitet würde.

Neben ihm begann Assadra zu beten: „Leuin, gepriesen seiest du, Herr Firun, weißer Jäger, schenkt mir die innere Kälte, in diesem Kampf keinen Schmerz zu spüren.“

„Das ist eine gefährliche Liturgie, die du gewirkt hast“, sagte Brin leise. „Ich bitte dich um meinetwillen, hab acht.“

Dann war alles getan. Sie liefen zur Geröllhalde, vornweg Assadra. Die Steine in dem Lichtkreis hatten zu glimmen begonnen. Der Schnee zischte wie Wasser in einer heißen Pfanne. Dampf stieg auf.

Die Gestalt stieß einen wütenden Schrei aus. „Wer wagt es, mich zu stören? – Wieder ihr!“

Es war tatsächlich Sibel. Sie sprach Worte in einer unbekannten Sprache, und mächtige Schwingen aus Schwärze wuchsen aus ihren Schultern. Eines ihrer Augen leuchtete purpurn.

„Assadra, sieh dich vor! Sie hat einen Maruk-Methai in sich hineingerufen!“, brüllte Falk.

Rings um sie herum begann es zu knirschen. Wächsern aussehende Hände und Arme brachen aus dem Geröll, aber sobald Falk in ihre Nähe kam, zerfielen sie und das Glimmen der Steine erlosch.

Assadra hatte Sibel erreicht. Die hatte die Finger zu Krallen gekrümmt und fletschte die Zähne. Assadra traf sie, ein Rauchfaden kräuselte sich empor. Dann schloss sich die Wunde. Vor Assadras nächstem Hieb brachte Sibel sich mit flatternden Flügeln rückwärts außer Reichweite.

Brin hatte einen Bogen geschlagen, um in ihren Rücken zu kommen.

„Ihr seid zu spät!“, keckerte Sibel. „Marbolia ist tot, und Borowin ist erwacht!“ Da bemerkte sie Brin. „Du da! Töte ihn!“, befahl sie Leira.

Doch Leira blieb, wo sie war. In Sibels Gesicht zeigte sich erstmals so etwas wie Besorgnis.

„Sibel, ich bin’s, Falk! Du musst Jadminka bekämpfen! Ich liebe dich!“

Brin hatte der Hexe nun den Fluchtweg abgeschnitten. Hoch über ihnen schrie ein Raubvogel.

Assadra tat einen mächtigen Streich. Sibel hob schützend die Hand und verlor sie knapp unter dem Gelenk. Rauch quoll aus dem Stumpf. Da traf Brin sie ebenfalls.

Die Wunde schloss sich, und mit Entsetzen und Ekel sah Brin, wie sich an dem Armstumpf eine Art Knospe bildete, die schnell zu einer Kinderhand auswuchs.

Wieder erwischte er Sibel, ein mörderischer Hieb Mahabors, und sie stürzte zu Boden. Da ließ Assadra das Schwert fallen, zog ihren Krummdolch und warf sich auf sie. Die Kinderhand begann wie selbstständig nach ihr zu kratzen.

„Was tust du?“, schrie Brin. „Ich kann sie nicht treffen!“

„Wir wollen sie lebend!“

Er stand über den beiden, zögernd, Mahabor erhoben. Endlich ergab sich eine Gelegenheit, und mit einem mächtigen Streich trennte er einen von Sibels Flügeln ab. Die Schwingen lösten sich in rußigen Qualm auf, der alsbald weggeweht wurde. Sibel lag still und regte sich nicht mehr.

Über ihr glühte geisterhaft ein Gesicht auf, rothaarig und blass. Es sah hierhin und dorthin, dann fixierte es Falk: „Jetzt weiß ich, wie ihr ausseht ... Ihr glaubt vielleicht, meine Schwester kann euch beschützen! Aber bevor ich ihr das Herz herausreiße, wird sie euch verraten!“

Dann verwehte auch diese Erscheinung.

Assadra kniete neben Sibel und hielt sie an den Schultern. „Du hast sie getötet, Brin!“

„Schnell! Hilf mir, ihren Körper herzurichten!“

Sie drehten Sibel auf den Rücken. Ihre Augen waren leblos, die dämonische Hand war verschwunden. Brin nahm die abgeschlagene Hand und hielten sie an den Stumpf. Dann riss er sein Gesichtstuch herunter und wickelte es fest um Hand und Arm. Assadra hielt alles zusammen, während Brin hastig das Geschenk Leatmon Phraisops hervorzerrte und Sibel das heilige Wasser in den Mund träufelte.

Sie begann zu husten. Brin flößte ihr den Rest der Flasche ein. Sibels Körper zuckte, und als Assadra vorsichtig Arm und Hand losließ, schien die Wunde verheilt zu sein.

„Den Göttern sei Dank!“, Brin atmete auf. „Falls sie irgendwelche dunklen Worte von sich gibt, helft mir, sie zu knebeln.“

Während sie Sibel zu Fanjas Zelt trugen, verflog die dunkle Wolke. Über ihnen glühte der Abendhimmel. Im Zelt herrschte sofort drangvolle Enge.

Während Fanja noch hantierte, steckte Falk den Kopf in die Zeltklappe: „Lebt sie? Geht es ihr gut?“

„Am Körper fehlt ihr nichts, dafür hat das Wasser aus Ilsur gesorgt“, sagte Fanja.

„Es gibt noch andere, die zu suchen und zu finden wissen“, flüsterte Sibel.

„Ehe ihr euer Wiedersehen feiert“, sagte Brin, „in dem Tempelchen ist es vermutlich wärmer als hier auf dem See!“

Die Lichtsucher schleppten ihre Packen, die Skier und alles andere zu der kleinen Kapelle, deren Tür nur angelehnt war. Sie traten in einen fensterlosen, dunklen Vorraum, von dem es zwei Stufen in den eigentlichen Tempelraum hinunterging. Es gab einen Altarstein und drei Fensteröffnungen in jeder Längswand, und obwohl sie leer waren und keinen Schutz zu bieten schienen, war es hier doch wärmer als

im Freien. Quer über den Fußboden und die Wände zog sich ein breiter Riss, als sei hier einst die Erde gespalten worden.

Für den Augenblick glaubten die Gefährten, sicher zu sein. Trotzdem zog Brin Sibel sein schweres Kettenhemd über.

„Es tut mir leid, aber wir können dir nicht trauen“, sagte er zu ihr. „Das Eisen wird dich am Zaubern hindern, aber sei gewarnt: Falls du Worte sprichst, die wir nicht verstehen, oder wenn wir glauben, dass du zaubern willst, dann werden wir dich fesseln und knebeln.“

„Ich bin wieder ich selbst“, sagte sie schwach. „Aber ich war dabei. Bei allem, was Jadminka getan hat, nachdem sie von mir Besitz ergriffen hat ...“

„Du brauchst nun keine Angst mehr zu haben“, sagte Falk. „Was geschehen ist, hat Jadminka getan. Wir werden so schnell wie möglich eine Seelenprüfung machen, dann wird dir keiner mehr misstrauen.“

Brin begann sich umzusehen. Dabei entdeckte er in einer Nische des Vorraums eine Treppe in die Tiefe. Unsicher stiegen sie hinab. Am Fuß der Treppe war eine zerbrochene Tür, dahinter eine schmucklose Gruft mit einem großen Sarkophag. Er war leer, und der Deckel, in den das Relief eines liegenden Ritters eingemeißelt war, lag zerbrochen daneben.

In den Fuß des Sarkophags war ein Name gemeißelt: Borowin von Gratenfels.

„Hier lag er also“, sagte Falk.

„Borowin? Den Namen hat die Hexe vorhin genannt.“ Leira war ihnen nach unten gefolgt und begutachtete neugierig den Sarkophag. „Wer war das?“

„Er war einer der Gratenfelser Grafen, vor langer Zeit. Er war ... nun, er war eine finstere Gestalt. Eines Tages ist er verschwunden. Was aus ihm geworden ist, war zumindest meinem Novizenmeister

nicht bekannt. Vielleicht sollten wir die Weihe dieses Hauses besser erneuern."

„Die Weiheliturgie wirst du zelebrieren müssen."

Falk war dieser Ort unheimlich und er wollte keine Zeit verlieren. Er stellte in der Apsis, im Tempelraum und im Vorraum zwölf geweihte Wachslichter auf. Dann stellte er seinen Reisealtar auf und entfachte Holzkohle in dem kleinen goldenen Kohlebecken, das er überallhin mitführte. Als alles bereit war, rief er die Lichtsucher zum Gebet und opferte Bernstein und Olibanum.

„Diese Kapelle an den Grenzen der Menschenlande steht nun für einige Monde wieder unter dem Segen des Götterfürsten. Mehr vermag ich ohne das Ewige Licht nicht zu tun."

Nun holte Fanja ihr Tranöfchen hervor und begann, Schnee zu schmelzen und Wasser zu kochen. Leira und Brin breiteten die Zeltplanen auf dem Boden aus. Bald saßen sie alle dicht gedrängt auf ihren Schlafsäcken, Becher mit heißem Tee in den Händen, und hatten es gemütlich. Nur Sibel und Assadra ging es nicht gut.

Sibel hatte eine Decke von Falk um sich gezogen und saß nun da, Fäuste und Kinn auf die Knie gestützt, und rührte sich nicht. Als Falk ihr einen heißen Becher hinhielt, sprach sie langsam, als ob es mühsam sei: „Ich habe alles gesehen und gehört. Jadminka hat schreckliche Dinge mit mir angestellt. Ich fühle mich so schmutzig."

Assadra war gleich in den Schlafsack gekrochen. Sie war matt und ihr Atem rasselte. Als Brin ein Weilchen später zu ihr schlüpfte, zitterte sie vor Kälte und war kaum ansprechbar. Er fasste nach ihrem Handgelenk und fand ihren Puls schwach und langsam. Fanja meinte, es würde schon werden, wenn ihr wieder warm würde, und so zog Brin Assadra an sich und war bald eingeschlafen.

Mitten in der Nacht wachte er auf. Es war still und er lauschte einen Moment auf die tiefen Atemzüge der anderen. Auf dem Altarstein brannte ein einzelnes Licht, daneben stand Leira und hielt Wache.

Was ihn geweckt hatte, konnte er nicht sagen. Assadra schien ihm noch schwächer geworden zu sein. Er suchte seine letzte Flasche mit Wasser aus der heiligen Quelle hervor, erbrach das Siegel und träufelte etwas von dem Wasser zwischen ihre Lippen. Sie hörte auf zu zittern und atmete langsam und tief weiter.

Doch plötzlich schlug sie die Augen auf: „Jemand ruft mich. Von draußen am See."

Brin gab ihr mehr von dem Wasser, und Leben kehrte in ihr Gesicht zurück.

„Wir müssen es stellen, was immer es ist", sagte Brin entschlossen.

Frierend zogen sie ihre kalten Pelze über. Sie winkten Leira, legten die Finger an die Lippen und traten leise hinaus in die tödliche Kälte der Nacht.

Es war ganz still, nur von der Geröllhalde her rauschte kaum vernehmlich das Wasser. Brin war es, als schnitten kalte Messer in sein Fleisch. Jeder Atemzug stach. Assadra war ihm voraus, und er beeilte sich, zu ihr aufzuschließen. Da blieb sie stehen.

„Jetzt, wo du gekommen bist, ist der Ruf verstummt", flüsterte sie.

Sie zog einen Bogen um ihn herum, aber Brin merkte, dass sie unsicher war.

Plötzlich schien sie zu wittern. „Beim Tempel ist Gefahr!"

Damit machte sie kehrt und trabte zurück. Brin war ihr dicht auf den Fersen. Als sie am Tempel ankamen, war dort alles ruhig. Leira hielt noch immer Wache und winkte ihnen, dass alles in Ordnung sei. Assadra bibberte mittlerweile vor Kälte.

Als sie wieder in den Schlafsack gekrochen waren, fragte Brin: „Du hast gesagt, jemand rufe dich. Gestattest du mir, deine Träume zu besuchen?"

Assadra nickte. „Ja."

Brin wartete, bis sie eingeschlafen war, legte ihr einen Finger an die Schläfe und ließ seinen Geist in ihren Traum gleiten. Da war ein

Mann, groß, hager, mit ergrautem Haar und Bart. Er war altertümlich gekleidet. Seine Augen schimmerten violett.

„Komm zu mir, meine Tochter, ich rufe dich“, drängte er sie mit Grabesstimme.

Brin prägte ihn sich ein, dann zog er sein Schwert und griff an. Augenblicklich endete der Traum.

Brin meinte, nur kurz eingenickt zu sein, da rüttelte Fanja ihn zu seiner Wache aus dem Schlaf. Todmüde kleidete er sich an, ging ein paar Schritte, um beweglich zu werden, und lauschte schließlich in die Nacht hinaus.

Endlich färbte sich der Himmel im Osten rot. Er beschloss, Assadra schlafen zu lassen, legte ein Stück Tran nach und begann, Tee zu kochen.

Da schlug Assadra die Augen auf und sagte ganz versonnen: „Ich hatte einen Traum. Da war ein Mann, der hatte sehr schöne Augen.“

„Das, meine Honigschnecke*“, sagte Brin, „war ein Diener des Namenlosen. Mich hast du eindreiviertel Götterläufe warten lassen, da wirst du diesen Tattergreis wohl auch noch vertrösten können. Ich wollte ihm übrigens mein Schwert in die Rippen piken, da war er weg.“

Assadra lächelte matt. „Danke. Dir geht’s, wie es scheint, auch wieder gut. Worauf freust du dich nun?“

„Ein heißes Bad und ein weiches Bett in einer gut geheizten Stube.“

Fanja untersuchte Assadra, dann begann sie zu grübeln. Schließlich gab sie ihren Befund ab: „Ich sehe nichts, was ihr fehlt. Es ist so, als hätte sie Sikaryan verloren und es zurückerhalten.“

„Sikaryan?“ Brin meinte, den Begriff schon einmal gehört zu haben.

---

* Albernische Spezialität.

„Das ist ein Name für die innerste Lebenskraft, die jedem Wesen innewohnt. Sumus Hauch. Es ist das, was lebendige von toter Materie unterscheidet. Vielleicht ist es auch nur ein theoretisches Konstrukt der Heilkunst. Aber das heilende Wasser aus den Quellen von Ilsur vermag es wiederzugeben, deswegen seine spektakuläre Wirkung."

„Vampire trinken es mit dem Blut ihres Opfers, ist es nicht so? Aber hier ist niemand gewesen."

„Über Vampire weiß ich nichts, Brin. Aber Sikaryan ist keine Substanz, die einem Lebewesen so ohne Weiteres abgezapft werden kann. Es bedarf dazu dunkelster Magie."

Sibel musste wachgerüttelt werden. Eines ihrer Augen hatte sich wieder purpurn verfärbt.

Sie lachte keckernd und sagte: „Es ist zu spät. Ihr habt verloren. Ich habe Marbolia getötet und Borowin ist erwacht."

Brin kontrollierte, ob sie das Kettenhemd noch trug, und wandte sich an Falk. „Jadminka ist zurück. Was sollen wir mit ihr tun?"

„Ich werde ihren Geist exorzieren. Aber es muss im Licht der Sonne geschehen, und es wird einige Stunden dauern. Hier kann ich die Liturgie nicht wirken, wir würden in der Kälte erfrieren. Wir müssen so schnell wie möglich weg von hier."

Wieder lachte Sibel höhnisch. „Eure Freundin hat von der Macht meines Herrn gekostet. Sie wird zu ihm zurückkehren."

„Mund auf!" Brin stopfte ihr ein Tuch in den Mund und knotete ihr ein Tuch um den Kopf, sodass sie es nicht ausspucken konnte. Dann fesselte er ihr die Hände.

Eilig packten die Lichtsucher ihre Rucksäcke, und schon ging es wieder in die mörderische Kälte hinaus. Sibel stolperte an einem Strick hinter ihnen her. Sie war unwillig und musste vorwärtsgezogen werden. Das hielt die Gefährten auf, letztlich erreichten sie aber die beiden Felsklippen am Ausfluss des langen Sees.

„Assadra, wie geht es dir?"

„Es geht noch."

Sie klang krank, und Brin blieb stehen, um sie sich genauer anzusehen. „Bald wird es wärmer. Zeig mal dein Gesicht."

„Du musst mir das Tuch abnehmen. Ich spüre meine Finger und Zehen nicht mehr. Ich bin die letzte halbe Stunde ohne Stöcke gegangen."

„Verflucht noch mal, du kriegst wieder Erfrierungen! Fanja, bitte hilf ihr!"

Fanja rieb Assadras Gesicht mit Chonchinis-Salbe ein und Brin sprach einen Heilsegen. Nun sah sie ein wenig besser aus.

„Noch ein Stückchen, nicht mehr weit, dann haben wir es geschafft", versuchte Brin sie aufzumuntern.

Am Nachmittag erreichten die Gefährten den kleinen Talkessel, in dem sie den Schlitten und ihre Pferde zurückgelassen hatten. Die Tiere standen zufrieden da und kauten.

„Seht, da ist wieder der Otter!", jubelte Leira. „Der Herr Efferd muss mit uns sein!"

Auf der Lichtung stand ein einzelnes kahles Bäumchen, das von der Sonne beschienen wurde und an das sie Sibel nun fesselten. Die Pupille ihres anderen Auges hatte sich inzwischen ebenfalls verfärbt.

Leira begann, die kleine Lichtung von totem Gestrüpp zu reinigen, Fanja schmolz Schnee und Falk trug Holz heran. Brin hatte in aller Eile eines der Zelte aufgeschlagen und Assadra in den Schlafsack gesteckt.

Als das Opferfeuer brannte, schlug Falk seinen kleinen Gong und rief die Gefährten zusammen. Er opferte Bernstein und Olibanum, dann band er der Gefesselten einen mit Gebeten beschriebenen Stoffstreifen um die Stirn. Sibel spuckte ihn an. Lange stand er da und betete, während sie lachte und ihn verspottete.

„Vergib mir, was ich nun tun werde, aber es wird deinen Körper aufwecken und seine Abwehrkräfte stärken."

Falk zog ihr das schwere Kettenhemd über den Kopf und begann, sie mit seiner Geißel zu schlagen. Sibel verfluchte ihn, dann fing sie an zu schreien. Schließlich hielt Falk inne. Brin musste ihm helfen, das Gesicht der Gefangenen ins Licht der tief stehenden Sonne zu zwingen. Falk nahm die Linse aus poliertem Zitrin, mit der er normalerweise das Opferfeuer entzündete, und bündelte das Sonnenlicht auf Sibels Stirn. Da begann sie zu zittern und es war, als würden feine Spinnweben von ihr fortgeweht.

Endlich begann sie zu weinen. Ihre Augen hatten wieder ihre eigentliche grüne Farbe angenommen. Falk schnitt sie los.

„Bitte verzeih mir, was ich getan habe“, entschuldigte er sich bei ihr. „All dies ist Bestandteil des Exorzismus. Es dient dazu, deinen Geist zu klären.“

Zuletzt sprach er den Sonnendank.

Fanja schob Sibel ins Zelt, um ihr den Rücken und das Gesicht mit Sonnenblumenöl einzureiben.

Am Abend saßen sie um das große Feuer und aßen. Sibel hockte neben Falk und schnitt Essen für ihren Raben klein, der aus seiner Totenstarre erwacht war.

Nach einiger Zeit begann sie zu sprechen: „Ich weiß alles. Ich konnte sehen, hören, riechen und fühlen wie Jadminka. Es ist, als würde dieser Körper nicht mehr mir gehören. Ich muss ... muss mich waschen.“

Fanja setzte den großen Topf aufs Feuer, um Wasser für Sibel zu erwärmen.

„Auch wenn es dir schwerfällt“, bat Brin, „bitte erzähle uns, was sie getan hat. Manches wissen wir, das meiste ahnen wir nur.“

Sibel erzählte, wie die Hexe nach Urischalur gereist sei und dann zur Quelle des Nagrach. Sie hatte immer wieder einsame Höfe gefunden, die Bewohner getötet und eine Spur des Mordens hinter sich hergezogen.

„Sie musste viel Magie wirken, um sich vor der Kälte zu schützen und im Schnee voranzukommen. Ihre eigene Magie hätte bei Weitem nicht gereicht. Da hat sie sich der Kraft des Blutes bedient und Menschenopfer vollzogen.“ Sibel stöhnte. „Dann sind wir zur Kapelle gekommen und haben uns hineingeschlichen. Vor dem Altar kniete eine Frau in einer schwarzen Robe, die uns den Rücken zugewandt hatte. Wir sind herangeschlichen und haben ihr einen schwarzen Dolch in den Rücken gestoßen, wie der in Falkenroden.“ Sibel griff unwillkürlich nach ihrer rechten Hand. „Sie ist in sich zusammengesunken, und der Dolch hat sich aufgelöst. Danach haben wir sie auf den Rücken gedreht und ihr das Herz herausgeschnitten. Ihr Körper ist zerfallen. Wir haben letzte Nacht in dem Staub gelegen.“

„Wie sah sie aus?“

„Ein bisschen wie Assadra. Tulamidisch. Wir sind in die Gruft gestiegen, und Jadminka hat den Namenlosen angerufen. Ich habe gespürt, wie seine Macht durch meinen Körper geflossen ist. Alle Nerven haben gekribbelt. Ich kenne das Gefühl von früher. Es ist … herrlich. Man sieht alles klar und meint, alles zu verstehen, wenn man nur seinen Geist darauf lenken will.“

„Hör auf, uns die Wonnen des Namenlosen auszumalen“, sagte Falk streng. „Das ist alles nur Trug.“

„Ich habe Angst davor. Wer einmal davon gekostet hat, kommt nicht wieder davon los, so heißt es ... Jedenfalls hat es dann einen Donnerschlag getan und der Deckel des Sarkophags ist zersprungen. Ein alter, hagerer Mann ist herausgestiegen und wollte uns angreifen, aber Jadminka hat einen Bann gewirkt. Sie haben miteinander gesprochen, aber ich habe nichts verstanden. Am Ende hat sie meine Hand ausgestreckt, und er hat mich gebissen und mein Blut gesaugt. Es hat wehgetan, war aber auch ... erregend.“ Sie streckte den Unterarm aus und zeigte zwei kleine Narben. „Dann ist er gegangen.“

„Also haben wir es sicher mit einem Vampir zu tun“, meinte Brin. „Kannst du ihn beschreiben?“

„Es war ein alter Mann, schlank, mit grauem Haar und einem kleinen grauen Bärtchen.“

„Waren seine Iris purpurn?“, fragte Brin.

Sibel sah ihn erschrocken an. „Woher weißt du das?“

„Assadra hat von ihm geträumt. Was hat Jadminka als Nächstes getan?“

„Sie war matt und hat geschlafen. Am folgenden Morgen hat sie Kerzen genommen, eine Feuerschale und das Herz. Dann hat sie den Kreis in dem Geröll markiert. Bald darauf seid ihr gekommen und habt ihre Beschwörung gestört.“

„Weißt du, was sie damit bezwecken wollte? Was hat sie mit den Büchern gemacht, die sie aus Urischalur mitgenommen hat?“

„Sie hat sie überflogen und anschließend weggeworfen. Bornische Märchen und Sagen, so etwas hat sie gelesen. Ihre Gedanken kenne ich nicht.“

Sibel riss sich nun sichtlich zusammen. „Aber genug davon. Ich habe auch Gutes zu berichten: Es ist mir gelungen, den Großinquisitor aus seiner Gefangenschaft im Kloster der Morgenröte zu befreien. Ihr werdet davon gehört haben. Wie geht es ihm?“

Stolz sah sie zu Falk.

„Wir waren auch im Kosch“, sagte der und erzählte ihr von dem Zwölfergang. „Als wir in Bornland aufgebrochen sind, war da Vanya noch nicht zurückgekehrt und Heliopais von Anderath an seiner Stelle zur Großinquisitorin ernannt.“

Sibel sah schrecklich enttäuscht aus. „Dann muss er noch in meiner Hütte sein.“

„Da ist er inzwischen vermutlich verhungert“, spekulierte Brin.

„Es ist ein besonderer Ort, dort verhungert man nicht. Aber Torben ... Das macht mir Sorgen. Ich glaube nicht, dass er der Tote war,

den ihr gefunden habt. Er ist vorsichtig und hat schon größere Gefahren überstanden. Wenn er zum Auge zurückgekehrt wäre, wäre das wirklich schlimm."

Sie und Falk erörterten noch einmal alles, was geschehen war, ohne jedoch zu neuen Erkenntnissen zu gelangen.

Schließlich brachte Brin ein neues Thema auf. „Mir gibt dieser Sikaryan-Verlust zu denken. Das ist es doch, was Vampire im Grunde zu sich nehmen, nicht wahr? Aber Assadra hat keine Bisswunden. Wie also konnte sie Sikaryan verlieren? Man kann es nicht so einfach aus der Ferne rauben."

Aber auch Sibel hatte keine Antwort darauf.

In dieser Nacht schlief Assadra sehr unruhig. Schließlich weckte Brin sie: „Du wimmerst die ganze Zeit. Gestattest du mir, noch einmal in deinen Traum einzudringen?"

„Wenn du musst ...", murmelte sie müde. „Und nun lass mich, es ist gerade so schön."

Im Nu war sie wieder eingeschlafen. Brin nahm die schwarzen Steine und ließ seinen Geist in ihren Traum hinübergleiten. Abermals sah er den grauhaarigen Mann, den Assadra anlächelte. Wieder versuchte Brin ihn anzugreifen, und wieder endete der Traum.

Am nächsten Morgen fühlte Brin sich wie gerädert. Auch Sibel und Assadra wirkten krank. Dennoch sputeten sie sich, weiterzukommen. Alle waren die Wildnis leid und sehnten sich nach einem festen Dach über dem Kopf. Die Schlafsäcke waren klamm geworden und die Kleidung, die sie morgens anlegen mussten, war verschwitzt und dreckig. Das Garn in den Nähten ihrer Pelze wurde langsam mürbe.

Der Tag der Wintersonnenwende kam, der Beginn des Firun-Monds, und immer noch waren sie unterwegs. Wie es sich für den Gott des Winters geziemte, begann es bald darauf, unablässig zu schneien.

Sibel war die ganze Zeit schweigsam. Falk sah sie immerzu an und suchte ihre Nähe, aber so wie Brin es mitbekam, redeten sie nur von Belanglosigkeiten.

Als sie wieder beim Abendessen saßen, fragte er sie rundheraus: „Was willst du jetzt unternehmen?“

„Der Geist von Jadminka Eisherz ist nun für eine Zeit vergangen. Die Alte, das ist die Frau von Streitzig, ist tot. Mein alter Zirkel wird inzwischen von Rabescha Gerbensen geführt, da bin ich mir ziemlich sicher. Vielleicht sollte ich ihr entgegentreten. Vielleicht wäre es auch an der Zeit, dass sich jemand Yolana von den Rotwassern entgegenstellt.“

Brin wurde es zu bunt. „Und wenn wir nicht da sind, um dich zu retten? Yolana kennen wir, sie ist viel zu mächtig. Sie ist uralt. Wie wäre es stattdessen mit dem Riesen Milzenis? Zumindest wohnt er hier im Bornland.“

„Du verstehst nicht. Ich habe manches gelernt. Yolana erreicht nur die Lebensspanne eines Menschen. Sie nimmt eine Schülerin auf, Raxia, ihre Tochter. Beizeiten nimmt Raxia Yolanas Stelle ein, und das Rad dreht sich weiter. So geht es seit undenklichen Zeiten. Nun ist es aber so, dass Raxia sich mit ihr überworfen und sie verlassen hat. Womöglich können wir das Rad hier anhalten.“

Brin schnaufte. „Yolana ist seit ewigen Zeiten die Gegenspielerin der Fee Pandlaril, das haben wir in Weiden gelernt. Ich glaube, dass diese beiden die Waagschalen im Gleichgewicht halten. Es muss in diesen endlosen Zeiten viele Male vorgekommen sein, dass Yolana und Raxia sich überworfen haben. Schließlich sind beide nicht gerade frei von Leidenschaften. Wenn sich das Rad also noch immer dreht, wie du sagst, dann kann ein derartiger Zwist nicht besonders schwer wiegen. Allenfalls sucht sich Yolana eine neue Schülerin, oder was weiß ich. Du solltest zur Abwechslung einmal eine Sache zu Ende zu bringen.“

Plötzlich wirkte Sibel ganz klein und traurig, und Brin bereute augenblicklich seine harten Worte.

„Ich will zu dem Waldhof vor Vierwinden gehen, bei dem Mann und der Frau um Verzeihung bitten und ihnen alles erklären“, sagte sie.

„Das habe ich nicht gemeint, Sibel. Für sie ist nun alles abgeschlossen. Wir könnten ihnen einen Boten senden, dass die Hexe tot ist. Wenn du bei ihnen auftauchen würdest, würde sie das nur tief verängstigen. Was ich meinte: Willst du nicht erst einmal den Inquisitor da Vanja heimholen?“

Sibel ließ die Schultern sinken. „Es tut mir alles so leid.“

„Komm erst mal mit uns. Arras freut sich ebenfalls auf dich. Und in Urischalur kannst du entscheiden, wie es für dich weitergehen soll. Immerhin bist du auch eine Streiterin des Lichts, wie er gesagt hat.“

Zwei Tage später stand die kleine Schar wieder am Ufer des Walsach und sah die Dächer von Walserwacht auf der anderen Seite liegen. Sie riefen und bliesen das Horn, und schließlich stieß ein Kahn vom anderen Ufer ab und holte sie herüber.

Der Flecken bestand aus ein paar wenigen Höfen, die um einen Wehrturm herum gewachsen waren, der dem Widderorden gehörte. Ein Ritter mit ein paar Waffenknechten und Knappen hielt von hier aus ein wachsames Auge auf die wilden Lande. Er nahm die Reisenden gern in seine Halle auf, bestand aber darauf, sie genau zu befragen.

Als er endlich zufrieden war, warteten schon Badezuber mit heißem Wasser auf sie. Schließlich saßen sie in Festkleidung, denn alles andere war den Wäscherinnen gebracht worden, in der warmen Halle und erzählten.

Brin hockte still dabei, sah die anderen an und war froh. Trotz aller Vorzeichen waren sie einmal mehr davongekommen. Und es wartete ein großes, weiches Bett auf ihn, wie er es sich erträumt hatte.

Den nächsten Tag ruhten die Gefährten aus, sahen ihre Kleidung durch und reparierten ihre Ausrüstung. Brin und Assadra baten um ein Schaf, aber obwohl sie einen guten Preis anboten, stöhnte der Bauer.

„Wir haben im Herbst alle Tiere geschlachtet, die nicht über den Winter sollten. Und nun ist eines der Tiere letzte Nacht gerissen worden. Jetzt noch eines zu töten, das wäre eine Sünde."

Als sie ihn ausfragten, erzählte er, das Schaf habe tot im Stall gelegen, mit verletzter Kehle und so blutarm, dass beim Ausbluten nichts mehr gekommen sei, selbst beim Zerlegen nicht.

„Du hast es zerwirkt? Willst du es tatsächlich verspeisen?"

„Warum nicht? Es ist gutes Fleisch!"

„Ich fürchte, ein Blutsäufer hat sich davon genährt."

Brin kaufte es ihm ab und vergrub es eigenhändig.

Die Feste hatte einen Rondra-Schrein, und am Abend opferten Assadra und er. Der Rauch zog steil zum Himmel, und mit einem Mal senkte sich Frieden über sie. Assadra machte sich einen kleinen Schnitt in den Handballen und ließ das Blut in die Glut rinnen. Sie sah lange in den Rauch, dann schob sie ihre blutige Hand in Brins.

„Eines Tages werde ich Nakika Bärenfang gegenübertreten. Denk an ihre Erscheinung in der Schwertschlucht, als sie mich herausgefordert hat. Ich glaube nicht, dass ich hier sterben werde."

Mit einem Mal fühlte Brin sich leicht und froh. „Du wirst sie schon besiegen! Und ich werde beten, dass sie schön brav bei Haffax bleibt und uns nicht über den Weg läuft."

„Bei der Donnernden! Hast du etwa vergessen, dass sie unsere Kinder töten will?“ Assadra war schon wieder ziemlich empört, aber das vermochte Brins Laune nicht zu trüben.

„Alles zu seiner Zeit“, sagte er. „Einmal wirst du ihr begegnen und sie töten.“

In dieser Nacht schlief er herrlich. Er fühlte sich sauber, das Bett war groß und erlaubte ihm, sich langzumachen, und wenn er die Hand ausstreckte, dann tastete er neben sich warm und lebendig seine Freundin.

Bald hatten sie genug gerastet und verabschiedeten sich von dem gastfreundlichen Ritter. Sie fuhren gemächlich die Walsachstraße entlang. Der Schlitten war inzwischen leer, die meisten Vorräte aufgebraucht, sodass zwei Leute auf ihm mitfahren konnten.

Am übernächsten Abend erreichten sie den nächsten Weiler. Dort war vor zwei Tagen eine tote Ziege gefunden worden. Das Tier war regelrecht zerfetzt, aber das Raubtier hatte wenig oder gar nichts gefressen.

Im Dorf, das nun folgte, war einer der Knechte verschwunden und gerade erst tot und mit herausgerissener Kehle am Ufer des Walsach gefunden worden. Er war ansonsten unversehrt und hatte auch nur wenig geblutet. Man hatte ihn, wie es Brauch war, auf der Tenne seines Hofes aufgebahrt.

Brin warnte die Dörfler, dass ein Vampir umginge. Er legte Zwiebeln und Wacholderbeeren in den Sarg und trieb dem Toten einen Keil aus Bosparanienholz in die Brust. Dann schloss er den Sarg und beerdigte den Leichnam noch am selben Abend mit allen heiligen Riten.

In dieser Nacht lag er lange wach und dachte seit einer ganzen Weile wieder an Marwun und Brianna. Er rief sich das Erdhaus vor Augen und Brianna mit ihrer altertümlichen Rüstung und ihrem

Mantikor-Armreif. Langsam vergaß er alles um sich herum. Er stellte sich ihr Gesicht vor, so genau er konnte, und wie er zu ihr sprechen würde.

„Brianna muss erfahren, was hier geschieht."

Da merkte er ein leises Kribbeln an seinem Finger. Als er die Augen öffnete, hockte der weiße Rabe vor ihm auf dem Boden und hüpfte von einem Bein aufs andere.

„Flieg zu Brianna und sage ihr, dass ich sie sprechen muss!"

Brin öffnete den Fensterladen, und sofort flog der Rabe hinaus und verschwand in der Dunkelheit.

Auf ihrer Weiterreise kamen die Gefährten in die Stadt Brinbaum und hatten die Wildnis somit hinter sich gelassen (soweit das im Bornland möglich war). Es gab mehrere Gasthäuser, und so bezogen sie das größte und beste und bestellten sich Bäder.

Die Wirtin hatte von keinen Bluttaten in Brinbaum gehört, aber als die Gefährten sich schon beglückwünschen wollten, sagte sie, dass walsachabwärts in Trallsky eine ganze Familie hingeschlachtet worden war. Das war vor drei Tagen gewesen.

In dieser Nacht hatte Brin einen Klartraum. Erst sah er zwei mandelförmige grün-braune Augen und eine scharf geschnittene Nase, dann Briannas Gesicht, umrahmt von ihren kurzen, dunklen Haaren. Sie sah besorgt aus.

„Brianna, sei gegrüßt! Die Frau Rondra und die Frau Marbo seien mit dir."

„Marbo und die Zwölfe! Du hast mich gerufen, Brin. Seid ihr wohlauf?"

„Uns geht es gut. Wir sind in Brinbaum, im Bornland, wo die Brinna in den Walsach einmündet. Wie geht es dir, Marwun und eurem Gast?"

„Gut. Warum hast du mich gerufen?"

„Wir waren an der Quelle des Nagrach. Dort haben wir mit dem Geist einer Hexe gekämpft, Jadminka Eisherz war ihr Name, und haben sie aus dem Körper exorziert, den sie gefunden hatte. An dieser Quelle steht eine Kapelle. Bevor wir die Hexe besiegen konnten, hat sie etwas aus der Gruft befreit. Wir glauben, dass es Borowin von Gratenfels ist. Er könnte ein Blutsäufer sein, ein Vampir."

„Verflucht sei er. Ich kenne ihn. Wenn euch euer Leben lieb ist, dann bleibt fern von ihm. Er ist zu stark für euch. Wisst ihr, wo er nun ist?"

„Ich bin mir nicht ganz sicher. Es scheint, dass er vor uns ist und vor drei Tagen in der Stadt Trallsky eine Familie getötet hat. Das ist eine halbe Tagesreise südlich von hier."

„Wir haben ihn schon einmal bekämpft", erzählte Brianna. „Wir werden kommen, und ich werde unsere Wächterin im Bornland benachrichtigen. Bleibt aus dem Weg, ihr könnt uns nicht helfen. Was wollt ihr jetzt tun?"

„Wir reisen nach Norden, nach Sewerien. Da ist noch ein Letztes. Die Frau, die bei euch weilte: Ihr Bruder hat unsere Gesichter gesehen, als wir eine Beschwörung von Jadminka Eisherz gestört haben. Nun sucht er seine Schwester. Er will sie nach uns fragen und sie dann töten. Sie soll sich vorsehen."

„All diese Gegner sind euch über. Seht euch vor und rechnet nirgends auf Sicherheit." Damit verblasste ihr Gesicht aus Brins Traum.

Am Morgen hielten die Gefährten Kriegsrat, wohin es nun weitergehen sollte. Nach Süden, dem Vampir nach, oder nach Norden, nach Urischalur, wo ihre Pferde warteten und der größte Teil ihrer Habseligkeiten.

Schließlich beschlossen sie, noch ein paar Tage abzuwarten und auszuruhen. Brin dachte, dass Assadras Jagdinstinkt sie warnen würde, wenn der Vampir in ihre Nähe käme. Sie pflegten ihre

Ausrüstung und ließen die Kleider flicken, während es unentwegt schneite.

Als das Wetter nach einer Woche endlich aufklarte, machten sie sich auf den Weg nach Norden, kurze, gemächliche Etappen auf der Kronstraße, sodass sie jeden Abend ein Dach über dem Kopf fanden.

Schon um Falks willen waren alle bemüht, freundlich zu Sibel zu sein, aber sie hielt sich die meiste Zeit allein. Immer wieder suchte Falk ihre Nähe, aber soweit Brin mitbekam, redeten sie nur über Kindheitserinnerungen, Familiengeschichten oder gemeinsame Bekannte. Jeden Abend ließ Sibel sich ein heißes Bad bereiten und verbrachte endlose Zeit damit, sich zu waschen.

Als die Gruppe an das Wegstück kam, wo sie vor einem Mond die Schamanin getroffen hatten, zeigte sich ihnen ein Goblin. Er bedeutete den Gefährten, ihm zu folgen, und führte sie ein kurzes Stück zu einem primitiven Lager. Es wimmelte von Kriegern, Frauen und Kinder waren keine zu sehen.

Die Schamanin trat aus einer der Reisighütten. Sie musterte Assadra, erstaunt, wie es schien, und fragte: „Ihr getun habt, warum ihr gegehen seid?“

„Ich bin nicht sicher“, antwortete Brin. „Wir haben unsere Freundin befreit, wie es unser Ziel war, und haben einen bösen Geist unschädlich gemacht. Aber ein sehr gefährlicher Geist ist aus seinem Gefängnis entkommen.“

Fanja übersetzte es. Dann fragte sie nach Ufthak, ihrem Führer, den sie nirgendwo sehen konnten. Die Schamanin sagte, dass er nicht heimgekehrt sei und dass die Geister nicht wüssten, was ihm zugestoßen sei. Anschließend erzählte sie, dass sie inzwischen mehrmals von Menschen angegriffen worden seien und sie sich nun von der Straße zurückziehen würden. Fanja dankte ihr, und die Gefährten zogen weiter.

In dieser Nacht, in Vierwinden, hatte Brin wieder einen Traum.

Briannas besorgtes Gesicht erschien vor ihm. „Die Frau Marbo sei mit dir. Wie finde ich euch?“

„Sei gegrüßt, Brianna. Wir sind ein paar Tagesreisen südlich unseres Ziels. Feinde haben wir nicht getroffen.“

„Ich bringe dir Nachrichten: Wir haben die Wächterin nicht erreichen können, um sie von dem in Kenntnis zu setzen, was geschehen ist. Ihr Name ist Marbolia, und sie ist eine unserer Soldaten. Jemand ist auf dem Weg, aber für den Augenblick seid ihr auf euch allein gestellt.“

„Marbolia? Die Hexe Jadminka Eisherz hat gesagt, dass eine Marbolia tot sei. Sie hat an der Nagrach-Quelle eine Frau getötet, die ein Kind der Nacht gewesen sein könnte.“

Briannas Gesicht überzog sich mit Trauer. „Dann ist sie vernichtet worden. Aber da ist noch etwas, Brin: Unser Gast sagt, ihr müsstet den Schild der Lichtwache finden.“

„Den Schild der Lichtwache?“

„Mir sagt es nichts. Ich dachte, du wüsstest, was damit gemeint ist.“

„Ja. Wir ...“

Ein Schrei, lauthals und voller Entsetzen, riss Brin aus dem Traum.

Assadra saß aufrecht neben ihm im Bett und sah ihn mit Panik in den Augen an: „Halte dich gefälligst an die Gebote der Göttin!“

Brin war verwirrt. „Was habe ich denn gemacht?“

„Tu’s einfach!“

„Hast du geträumt? Was hast du ...“

„Lass mich in Ruhe!“ Sie stand auf, trat in ihre Stiefel, warf sich den Umhang über, polterte zur Kammer hinaus und die Stiege hinunter. Dann knirschten die Riegel der Haustür.

Brin nahm Mahabor und ihr Schwert, schlüpfte in die Stiefel, griff seinen Mantel und folgte ihr. Das Madamal war schon untergegangen, es war finster und musste nach Mitternacht sein.

Leise schlüpfte er nach draußen. Nicht weit von ihm sah er gegen den Schnee eine Gestalt. Sie ging zu einem Tor in der hohen Hecke, die das Städtchen einfasste, hob den Balken und stampfte in Richtung Wald.

Brin folgte ihr in einigem Abstand. Zwischen den Bäumen musste er sich auf sein Gehör verlassen, aber Assadra gab sich keine Mühe, leise zu sein. Sie lief und lief, obwohl sie mittlerweile ziemlich frieren musste. Auf einer Lichtung hielt sie schließlich an, und Brin hörte, wie sie trockene Tannenäste aus den Bäumen brach. Er wartete.

Ein Flämmchen erschien in ihrer Hand und sie setzte das Holz in Brand. Mit einem Mal hörte Brin sie weinen. Sie begann zu singen und im Licht des Feuers sah er, wie sie ihren Dolch hervornahm und die Klinge über ihren Unterarm führte. Das Blut ließ sie ins Feuer tropfen, dann starrte sie lange in die Glut.

Es dauerte eine Weile, bis sie das Feuer auseinanderschob und sich auf den Rückweg machte. Brin erhob sich steif, trat vor sie und hielt ihr Mantel und Krummschwert entgegen.

„Nimm ihn. Entschuldige, dass ich dir gefolgt bin. Ich dachte, vielleicht hat Borowin von Gratenfels dich gerufen."

Wortlos nahm sie beides entgegen und ging an ihm vorbei. Als sie wieder zum Gasthof kamen, brannte Licht. Assadra ging in die Küche, wo die Magd vor Schreck gellend schrie, und langte einen Krug mit Schnaps aus dem Regal. Dann setzte sie sich an das glimmende Herdfeuer.

„Was ist hier eigentlich los?", fragte der Wirt, der mit Nachtmütze plötzlich vor ihnen stand.

Assadra warf eine Münze auf den Tisch. „Ich hatte Durst. Und nun bitte ich dich, mich in Frieden zu lassen."

„Sind sie wieder zurück?", hörten sie Fanjas Stimme von oben.

Da kamen die anderen bereits die Stiege zur Gaststube hinunter. Wie gehetzt griff Assadra den Krug, eilte zur Tür hinaus und in den Hof. Brin sah ihr unschlüssig nach.

„Was ist? Willst du ihr nicht folgen?“, fragte Fanja.

Brin fand sie im Stall bei den Pferden und hockte sich zu ihr ins Heu. Assadra setzte den Krug an, nahm einen tiefen Zug und hustete. Ein weiterer langer Zug folgte.

„Ganz schön kalt hier“, versuchte Brin es nach einer Weile.

Sie hielt ihm den Krug hin und er bediente sich.

Dann setzte Assadra ihn wieder an den Mund und trank. „Igitt. Das schmeckt wirklich scheußlich.“

Brin rieb sich die Schläfe. „Ich habe geträumt heute Nacht. Du auch?“

„Was hat sie zu dir gesagt?“

„Sie war traurig. Marbolia, die, die von der Hexe getötet wurde, war eine ihrer Soldatinnen.“

„Marbolia war auch eine Dienerin der Donnernden?“

„Ich rede von Brianna. Du hast von der Donnernden geträumt?“

Assadra schwieg.

„Was hat sie gesagt?“

Es dauerte einen Moment, bis Assadra das Wort ergriff: „Sie ist furchtbar, wenn sie zornig ist. Ich darf es dir nicht sagen.“

„Du darfst es mir nicht sagen? Warum?“

„Es würde dich davon abhalten, dich dem zu stellen, dem du dich stellen musst.“

„Vielleicht werde ich es erraten. Geht um die Kinder?“

Wieder schwieg sie. Sie war inzwischen sehr betrunken und Brin langte kräftig zu, weil er meinte, der Rest des Schnapses wäre in seinem Magen besser beseitigt als in ihrem. Im Osten wurde es schon rot.

Irgendwann kam Fanja in den Stall und begann, den Schlitten anzuspannen. „Eure Bündel sind schon geschnürt. Wir reisen früh weiter. Nun macht, dass ihr auf die Beine kommt."

Die ersten Meilen kamen sie schnell voran, so als hätten sie Flügel. Doch dann wurde Brin todmüde, und ihm wurde schlecht. Auch Assadra stöhnte und übergab sich. Es wurde ein scheußlicher Tag, aber gegen Mittag hatten die anderen ein Einsehen und ließen sie auf den Schlitten. Brins Gedanken mahlten wie Mühlsteine. Was konnte so schlimm sein, dass Assadra betete, weinte und sich betrank?

Brin fühlte sich elend, das alles lastete schwer auf ihm, und zu allem Übel mussten sie die Nacht wieder im Freien verbringen.

Am nächsten Tag war Assadra Brin gegenüber schweigsam und erwähnte das Vorgefallene mit keinem Wort. Dafür redete sie lange mit Sibel. Brin, der die Ohren spitzte, bekam mit, dass sie sie über ihre Zukunftspläne mit Falk ausfragte, sie eine Hexe und er ein Diener des Götterfürsten.

Abends kamen sie nach Persanzig, es war der letzte Halt vor Urischalur. Assadra verbrachte erst eine Ewigkeit in der Schwitzhütte, dann bürstete sie lange ihr Haar und putzte anschließend sorgsam Waffen und Rüstung.

„Wofür tust du das? Willst du dich für den Vampir herausputzen?", fragte Brin.

„Ich will schön sein, wenn ich der Göttin gegenübertrete."

„Du hast gesagt, du würdest erst Nakika Bärenfang gegenübertreten", erwiderte Brin alarmiert und verletzt.

„Es ist nicht so. Ich kann es dir nicht sagen, und nun bedränge mich nicht weiter."

Mit einem Mal waren Brins Ängste um sie wieder geweckt. Aber als er noch einmal nachfragte, presste Assadra ihre Lippen zusammen und sah ihn nur stur an.

Da gab er es vorerst auf, aber er vergaß nichts.

Am nächsten Nachmittag erblickten die Gefährten wieder das Kloster Urischalur, von dem sie vor sechs Wochen aufgebrochen waren. Die Aufräumarbeiten waren gut vorangekommen, nichts stand mehr im Freien, die beschädigten Dächer waren geflickt und von einem großen Stapel Stämme her waren Axtschläge und Sägen zu hören.

Die Klosterbewohner liefen zusammen, als sie Sibel sahen, und bald folgte den Ankömmlingen eine Schar von Mönchen, die Verwünschungen ausstießen und mit den Fäusten drohten.

Sibel schien sich ganz kleinzumachen, aber Falk nahm sie an der Hand. „Diese hier ist nicht diejenige, die hier die Feuer gelegt hat!“, rief er laut und vernehmlich. „Der Abt selbst wünscht, sie zu sprechen!“

Der Abt empfing die Lichtsucher in der Sakristei, wo sie bei ihrem letzten Aufeinandertreffen Rat gehalten hatten. Auch Arras und der Cellerar waren zugegen, nur der Bruder Bibliothekar fehlte.

Falk berichtete, was sie erreicht hatten. Dann befragte der Abt ihn über den Exorzismus, mit dem er Sibels Geist befreit hatte. Es war offensichtlich, dass er ihr nicht völlig traute. Zumindest Brin nahm ihm das nicht weiter übel, denn ihm ging es ähnlich.

„Sie hat von den Früchten des Namenlosen gekostet und trägt Madas Fluch in sich“, sagte der Abt. „Ihr Herz mag korrumpiert sein.“

Er wollte eine Seelenprüfung an Sibel vornehmen, aber sie war fest entschlossen, sich nicht von ihm untersuchen zu lassen.

Das versetzte den Abt in Zorn. „Du schuldest uns Dankbarkeit dafür, dass wir dich beherbergen. Bei deinen Untaten ist eine Seelenprüfung das Mindeste. Eigentlich müsstest du morgen brennen!“

„Was Ihr schaut, mag Eure eigene Seele in Versuchung führen“, sagte sie und sah schuldbewusst zu Falk, ein Blick, der dem Abt nicht entging.

„Ich werde für sie bürgen“, sagte Falk.

„Das reicht mir nicht. Du lässt es der Hexe gegenüber an Objektivität fehlen. Wenn sie bleiben soll, so muss ich sie prüfen.“

Es endete damit, dass Arras die Seelenprüfung vornehmen sollte. Der Abt würde der Prozedur beiwohnen und ihn anschließend unter Eid befragen.

Während Sibel mit den drei Praios-Dienern in die Tempelhalle ging, sahen die anderen nach den Pferden und sammelten ihre Besitztümer zusammen, die überall untergestellt waren, wo sich ein Plätzchen gefunden hatte.

Nach einer ganzen Weile rief ein Novize sie zurück in die Sakristei.

„Ich kann euch bestätigen, dass sie die Sibel ist, die ich kenne“, verkündete Arras, „eine Streiterin des Lichts. Keine fremde Wesenheit hat von ihr Besitz ergriffen.“

Mehr ließ er sich nicht entlocken, doch der Abt schien einigermaßen beruhigt zu sein.

„Ein Thema bleibt uns noch“, sagte Brin. „Falk hat von der Gruft unter der Kapelle am Nagrach berichtet. Von dort ist ein unheiliges Wesen entwichen, ein blutsaufender Diener des Namenlosen. Sein Name ist Borowin von Gratenfels, und er muss vor einigen Hundert Jahren schon einmal über Deres Antlitz gewandelt sein. Bitte lasst in der Bibliothek über ihn nachforschen.“

„Und du bist wirklich sicher, dass sein Name Borowin von Gratenfels ist? Ich kenne zumindest einen Mann dieses Namens, er war ein Tribun der Sonnenlegion zu ihrer großen Zeit. Seine Grablege ist nicht bekannt. Wie kannst du über die Natur dieses Wesens und seinen Namen so sicher sein?“

„Der Name steht in den Sarkophag gemeißelt. Ich habe mit einem Diener des Herrn Boron gesprochen, der ihn kennt und nun jagt."

„Um wen handelt es sich?", fragte der Abt etwas ungläubig.

„Es ist mir nicht gestattet, das zu sagen. Der Schweigsame findet seine Diener nicht nur unter uns Menschen." Brin hatte nicht den Eindruck, dass der Abt mit dieser Antwort zufrieden war, und versuchte abzulenken: „Wie seid ihr hier inzwischen mit den Norbarden zurechtgekommen?"

Der Abt begann zu stöhnen. „Es war, wie Katzen und Hunde zu hüten. Es hat sogar Schlägereien gegeben. Die Norbarden haben gut geholfen, das will ich nicht in Abrede stellen. Aber die Dörfler wollen sie nicht dulden."

„Ihr müsst bei ihnen nach einem Quartier fragen", bat der Cellerar. „Wir haben kein Lager mehr frei. Die Gebäude, die das Feuer verschont hat, sind voll belegt."

Als die Gefährten zu später Stunde ins Lager der Norbarden kamen, war es zwischen den Wagen schon ruhig und still.

Die beiden Wachen riefen sie an, und Fanja antwortete in ihrer seltsamen Sprache.

Dann erblickten sie Sibel. Schrille Alarmrufe gellten, und sie zogen sich aus dem Lichtschein des Wachfeuers in die Dunkelheit zurück. Aus den Wagen hörten die Ankömmlinge Bewegungen, und bald waren sie von einem Ring zischender und keifender Norbarden umgeben, die Waffen in den Händen hielten. Einige trugen Bögen und richteten Pfeile auf sie. Sibel drückte sich an Falk, und Brin dachte, dass sie gleich weinen würde. Bedächtig schob Assadra sich auf eine Seite der beiden. Brin trat ebenfalls vor und legte die Hand auf Leweschilts Knauf, das an seiner Seite baumelte.

Da öffnete sich eine Wagentür, und die Zibilja und das Mädchen, ihre Schülerin, kletterten heraus. Die Kleine hielt inne und legte den

Kopf schief, als würde sie lauschen. Dann lief sie flink zum Wagen zurück und öffnete eine Lade, die unter dem Wagenkasten angebracht war. Ein Knäuel Schlangen fiel heraus. Langsam und träge, aber durchaus zielstrebig schlängelten sie sich auf Sibel zu, die dastand und ergeben wartete.

Die Norbarden waren allesamt verstummt. Die Schlangen richteten sich vor Sibel auf und züngelten, dann begannen sie, sich um ihre Beine zu winden und sich an ihr hochzuschieben. Eines der Tiere glitt bis zu ihrem Hals hinauf und stupste ihr gegen die Lippen.

Die Muhme war inzwischen auch gekommen. Nun sprach sie die Worte des Willkommens. „Surjakoscha, ich heiße dich und deine Freunde willkommen. Nimm Tabak und Tee, und lasse dich nieder an unserem Herd. Auch die Hexe, die du mitgebracht hast, ist uns willkommen."

„Habt Dank für Eure Gastfreundschaft."

Das Mädchen kam mit einem Korb, hob die Schlangen behutsam auf und trug sie in ihren Kasten zurück.

So wurde es den Lichtsuchern gestattet, zu bleiben. Sibel zog mit Falk und ihrem Raben zu Fanja in den Wagen, während Leira, Assadra und Brin eines der Zelte aufschlugen und wieder einmal ein Biwak errichteten.

Auch in Karenow und beim Kloster war einiges geschehen, während die Gefährten unterwegs gewesen waren. Es hatte Unruhe zwischen Dörflern und Norbarden gegeben. Aber viel wichtiger: Merten, der jüngere Sohn des hiesigen Barons, war überführt worden, sich mit bösen Mächten eingelassen zu haben. Lange hatte er für den Korsmal-Bund* gespitzelt, und so manche Taube mit Nachrichten über das

* Der Korsmal-Bund war ein Bündnis von bornischen Adeligen, arm an Geld und reich an Abstammung, denen der Abt, Sibel und sogar Assadra eine Nähe zum Namenlosen nachsagten.

Hüterkloster hatte er abgeschickt. Brin hörte es mit Sorge: Der Bund suche nach einem Mädchen mit dem Mal einer neunfingrigen Klaue.

Wohin die Brieftauben gegangen waren, das wusste niemand zu sagen. Auch Merten nicht, denn er hatte mit seiner Enttarnung den Verstand verloren. Arras wollte sich nun um ihn kümmern. Sobald die Straßen wieder gut waren, wollte er ihn ins Kloster Korswandt geleiten, wo umnachtete Standespersonen betreut werden konnten.

„Willst du ihn dorthin bringen?“, hatte Fanja gefragt. „Nimm es mir nicht übel, aber du benötigst selbst Hilfe auf dem Weg.“

„Man gibt mir einen Führer mit, und auch Katinka wird mich begleiten.“

„Ist das der passende Ort für ein junges Mädchen?“

„Sie kann eine Weile bei mir bleiben, solang sie möchte. Niemand wird sie zwingen, dortzubleiben.“

Der Abt war mit allem einverstanden. Er war wohl froh, den eigensinnigen Wirrkopf endlich los zu sein.

Einige Tagen blieben die Gefährten noch in dem Lager der Norbarden. Brin hatte bereits beim hiesigen Baron vorgesprochen und sah einer Überwinterung in dessen warmer Halle entgegen, als er plötzlich wie aus weiter Ferne eine Stimme hörte: „Thalia spricht: Wolfsjäger, ich erbitte eure Waffenhilfe. Seid zum Glückstag* in Donnerbach.“

Er zuckte zusammen und sah zu Assadra. Offensichtlich hatte sie den Ruf ebenfalls vernommen.

„Donnerbach“, jammerte er, „das ist eine Reise durch menschenleeres, wildes Land, und dann noch zu dieser Jahreszeit. Ich hatte mich gefreut, den Rest des Winters unter Dach und im Warmen zu verbringen.“

* Der 24. Phex.

„Aber wir werden in einem großen Heiligtum der Göttin sein. Und wir werden Thalia wiedersehen“, sagte Assadra.

Da war nichts zu machen. In den nächsten Tagen bereiteten die Gefährten den Aufbruch nach Donnerbach vor. Brin bat Fanja, mit den Jantareffs über einen ihrer Wagen zu verhandeln, in dem Assadra, Leira und er reisen könnten, und einen Fuhrmann anzuwerben.

„Habt ihr also endlich Verstand angenommen? Aber ich kann dir keine Hoffnung machen. Mein Volk trennt sich nicht gern von seinen Wagen. Und sie werden niemandem gestatten, die Sippe zu verlassen, um uns zu begleiten.“

Trotzdem ging Fanja zur Muhme, die über Derartiges zu entscheiden hatte. Als sie von der Verhandlung zurückkam, waren sie sich tatsächlich einig geworden. Die Muhme hatte ihr Ansinnen rundheraus abgelehnt, aber dann war Nadja, die Schülerin der Zibilja, zu ihr gekommen. Die Kleine hatte der Alten vertrauensvoll die Hand aufs Bein gelegt und gefragt: „Was ist mit Alriksej?“

Da hatte die Muhme zugestimmt und Fanja und Alriksej einen Wagen ausgeliehen.

„Wer ist dieser Alriksej?“, fragte Brin voll Misstrauen.

„Er hat in die Jantareffs eingeheiratet, ist nun aber verwitwet. Ich kenne ihn. Ich glaube, die Frauen hier halten nicht besonders viel von ihm. Er ist immer etwas am Rand.“

„Meinst du, er ist der richtige Gefährte für uns?“

„Sie halten große Stücke auf Nadja. Ich glaube nicht, dass sie jemand Unpassenden empfehlen würde. Und er ist hier nicht besonders glücklich, das merkt man.“

Der Wagen, den die Muhme ihnen gab, war alt, aber solide gebaut. Die größte Sorge war nun, genügend Heu mitzuführen. Denn auf der menschenleeren und verschneiten Grünen Ebene würden die Reisenden keines bekommen und mit gequetschtem Hafer allein würden die Pferde sich die Bäuche verderben. Deswegen ließ Fanja alle

Regalbretter und die meisten Schränke herausnehmen. Das Fenster in der Vorderwand wurde zu einem zweiten Eingang vergrößert, durch den man auf den Kutschbock klettern konnte. Dann wurde der Wagen mit einer Segeltuchwand quer in zwei Hälften geteilt. Der hintere Teil wurde, so hoch es ging, mit Heu vollgestopft. Dort sollte Alriksej nächtigen. Im vorderen Teil wurden Heusäcke gelagert, auf denen Assadra und Brin schlafen sollten. Des Weiteren gab es noch einen Kasten für Proviant und eine schmale Pritsche für Leira, die bei Tage hochgeklappt wurde. Es war sehr beengt, aber trocken und warm.

All das dauerte seine Zeit, zudem mussten noch Käufer für die Maultiere gefunden werden, die sie zurücklassen wollten.

Während die Gefährten also den Aufbruch organisierten, kam Brin wieder eine seiner Ideen. „Wie wäre es, wenn wir dem Empfänger von Mertens Brieftauben auch eine Botschaft schicken würden? Zum Beispiel eine Nachricht, die sich in einen Feuerball verwandelt, sobald sie berührt wird. Eine magische Falle, transportiert von einer Taube."

„Und was soll das bewirken?", fragte Fanja.

„Das ist doch klar. Es würde den feindlichen Taubenschlag einäschern, und vielleicht einen unserer Feinde, wenn wir Glück haben. Und bis sich unser Feind neue Brieftauben besorgt hat, kann er keine Nachrichten senden. Möglicherweise breitet sich das Feuer auch aus ..."

Assadra sah ihn missbilligend an.

„Nun? Was ist?", wollte er wissen.

„Es ist heimtückisch und ehrlos, schlimmer noch als eine Armbrust."

„Aber wir haben es ja auch mit Dienern des Namenlosen zu tun."

„Du kannst nicht wissen, wen diese Falle erreicht. Es ist nicht auszuschließen, dass ein Kind die Tauben versorgt. Ich denke, es ist der falsche Weg. Wir wollen unser Können im offenen Kampf messen."

„Und was wäre mit den Tauben?“, fragte Leira. „Sie würden ebenfalls sterben.“

„Tauben. Auf die wartet sowieso der Bratspieß. Und es ist nicht gerade wahrscheinlich, dass ein Kind die geheimen Botschaften abholen wird. Merten hat alle bestraft, die sich seinen Tauben genähert haben.“

Die anderen sahen ihn missbilligend an.

Brin wandte sich an Falk: „Was sagst du dazu?“

„Es wäre ehrlos.“

Brin blickte Sibel tief in die Augen. „Ich habe verstanden. In den Augen der Donnernden und des Götterfürsten wäre es ehrlos, eine derartige Tat zu begehen.“ Er zwinkerte ihr zu.

Sibel verabschiedete sich, weil sie noch einige Sachen zusammenpacken wollte, und verschwand.

Als Brin sie später wiedersah, war sie strahlender Laune. Sie grinste ihn an und lachte hämisch. „Jemand bekommt nun eine Brieftaube, dass ihm Hören und Sehen vergeht.“ Ein fröhliches Liedchen summend ging sie davon.

Brin war hochzufrieden mit dem vollbrachten Tagwerk. Es tat ihm nur leid, dass sie nun nach Donnerbach weiterziehen mussten. Zu gern hätte er erfahren, in wessen Taubenschlag es zu einem Unglück gekommen wäre.

Andererseits hatte Assadra wohl recht damit, sein Handeln ehrlos zu nennen, und er fürchtete den Unwillen der Donnernden.

Am nächsten Morgen, am Tag des Aufbruchs, als Assadra und er die Klingen zum Schwerttanz kreisen ließen, hielt er einen Moment inne. Assadra versuchte noch, ihren Hieb abzubremsen, erwischte ihn aber am erhobenen linken Arm. Es war ein klaffender Schnitt, der stark blutete.

Ganz für sich sprach Brin ein stilles Gebet: „Donnernde, das soll meine Sühne an dich sein. Bitte nimm mir meine Tat von gestern nicht krumm."

„Was ist denn mit dir los gewesen?", wollte Assadra wissen, als sie ihn verband.

„Ich muss abgelenkt gewesen sein. Meine Schuld. Es wird mir eine Lehre sein und soll nicht wieder vorkommen."

Sie sah ihn misstrauisch an. Hinter ihrer Stirn schien es zu arbeiten. „Ich kenne dich, Brin. Du hast etwas getan, etwas Schlimmes."

„Autsch! Ich werde meinen Arm hochhalten, damit die Blutung nachlässt. Meinst du, Fanja sollte den Schnitt nähen?"

Assadra wollte gerade etwas erwidern, da kam Fanja und rief zum Aufbruch.

Tsa 1033 BF, Sewerien
Ein Mord

In den vergangenen Tagen war es wärmer geworden. Der Schnee hatte sich gesetzt, sodass Assadra, Falk und Brin wieder auf die Pferde stiegen. Leira hatte sich zu Fanja auf den Kutschbock gesetzt, hinter ihr fuhr Alriksej, neben ihm hockte Sibel.

Den gesamten Morgen über hatte Assadra Brin immer wieder beobachtet. Nun meldete sie sich zu Wort: „Sibel und du, ihr guckt euch die ganze Zeit so verschwörerisch an. Was ist mit euch?“

„Mir ist nicht ganz klar, was du meinst“, antwortete Brin.

„Sobald ihr glaubt, dass niemand euch beachtet, seht ihr euch an und fangt an zu grinsen.“

Mit einem Mal verfinsterte sich ihre Miene und sie warf Sibel einen giftigen Blick zu. Als sich die kleine Schar später zum Abendessen setzte, schob sie sich zwischen Sibel und Brin und knurrte: „Verzieh dich. Das ist mein Platz.“.

„Assadra, ich glaube, ich muss dir etwas erklären“, sagte Brin schließlich. „Sibel hat gestern in meinem Auftrag eine der Brieftauben losgeschickt. Die Taube hat einen Zauber getragen.“

„Und deswegen hast du dich heute Morgen verletzen lassen?“

„Es war ein Opfer an die Göttin. Ich hoffe, dass sie mir diesen Fehltritt nicht krummnimmt.“

Augenblicklich war Assadra besänftigt. „Es gibt Schlimmeres. Was bewirkt der Zauber?“

„Einen Feuerball“, sagte Sibel. Mit einem Mal war ihr Gesicht wieder verschlossen.

Hatte sie nicht irgendwann einmal erwähnt, dass Kampfzauber nicht gerade ihre Stärke seien?, dachte Brin.

„Brin, hattest du nicht gelobt, dich ehrenhaft zu verhalten?“ Leira war verblüfft. „Und nicht mehr zu lügen?“

„Ich habe auch nicht gelogen, nicht seit Zorgan.“

„Ha! Und nun das mit der Taube? Man muss wirklich gut aufpassen, was du sagst.“

„Unsere Gegner sind Diener des Namenlosen. Es war eine zu gute Gelegenheit, um sie ungenutzt zu lassen. Und es erschien mir unwahrscheinlich, dass ein Kind die Tauben findet.“

Trotzdem musste Brin sich eingestehen, dass sie im Grunde recht hatte.

In der zweiten Nacht ihrer Reise wurden die Gefährten von Leiras Alarmruf aufgeschreckt. Schlaftrunken kletterten sie aus den Wagen. Assadra hatte Wache.

„Sibel ist weg!“, rief Leira. „Sie ist nicht mehr im Wagen, und ihr Bündel fehlt!“

„Hat jemand sie gesehen?“, rief Falk.

„Sie ist gegangen.“ Assadra zuckte die Schultern. „Vielleicht ist es besser so. Wir können sie nicht zwingen, mitzukommen.“

„Wo ist sie hin?“

„Den Weg zurück.“

Falk zog einen Umhang über und rannte los.

„Bleibt ihr hier im Lager!“, rief Brin und lief ihm nach.

Schon nach kurzer Zeit fand er Falk und Sibel. Sibel saß einfach da und schluchzte. Falk stand neben ihr, hielt ihr Bündel in der Hand und schwieg.

„Warum bist du weggegangen?“, fragte Brin.

„Für m-m-mich seid ihr zu spät gekommen. Ich bin schon verloren.“

„Sag das nicht!“, bat Falk.

„Komm erst einmal mit uns zurück zum Lager. Verlassen kannst du uns auch noch bei Tageslicht. Ich gehe und lege schon mal Holz aufs Feuer. Ruft, wenn ihr in Gefahr seid.“ Damit ließ Brin die beiden allein.

Eine halbe Stunde später kamen sie zurück. Sibel hatte sich ein wenig beruhigt. Die anderen standen betroffen da und warteten.

Fanja hatte Tee gekocht. „Hier ist etwas Warmes. Nun, und jetzt erzähle einmal.“

„Den Zauber, den ich mit der Taube mitgeschickt habe, er war wirklich schlimm.“

„Ich habe mir schon gedacht, dass es kein Feuerball war“, meinte Brin.

„Du verstehst nicht ... Ich habe Mächte aus dem Abgrund angerufen.“

„Waaas? Hätte es nicht etwas bescheidener sein können?“

„Ich wollte ihnen wirklich schaden. Und als ich den Zauber gewirkt habe, hat es mir Spaß gemacht. Es war ein Glücksgefühl, das mir bis in die Zehenspitzen gerieselt ist. Ich ... ich muss die ganze Zeit daran denken, was für ein Genuss es für mich war. *Wer einmal von den verbotenen Früchten kostet* ..., so heißt es doch. Ich weiß nicht, wie lange ich dieser Versuchung noch widerstehen kann.“

„Denk daran, Arras hat dich eine Streiterin des Lichts genannt. Und wie heißt es nach der Beichte: *Geh nun hin und sündige hinfort nicht mehr*. Mach das am besten mit Falk aus.“

Damit ging Brin wieder schlafen. Er hatte die Hundewache und nur noch eine Stunde Ruhe, ehe Leira ihn wecken würde.

Als sie sich am nächsten Morgen zum Frühstück versammelten, war Sibel noch da. Und als schließlich jeder von ihnen einen Becher mit Tee in den Händen hielt, begann sie mit bitterer Stimme zu erzählen:

„Ihr wisst, dass ich aus Falkenroden komme und weggelaufen bin, als sich Madas Gabe bemerkbar gemacht hat. Ich bin bis ins Bornland gekommen. Hier hat mich die Hexe Milena aufgegabelt und in die Lehre genommen. Die Alte, so haben wir die Oberste unseres Zirkels genannt, hat uns befohlen, ein ganz bestimmtes Kind zu suchen.

Wir wussten beinahe nichts, nur dass es für das Auge* von hoher Bedeutung war. Milena, Torben und ich haben begonnen, den paar Hinweisen nachzugehen, die wir hatten. Torben war zusammen mit mir Milenas Schüler geworden, aber ich habe ihn schnell überflügelt. Er hatte mehr Skrupel als ich. Außerdem war er sowohl Milenas als auch mein Bettgefährte.

Ich stand in dem Ruf, stets zu finden, was ich suchte, aber ich hatte furchtbare Angst zu versagen. Immer wieder war ich gescheitert, und die Alte hat Torben und mich deshalb gepeitscht, oder schlimmeres. Sie sprach direkt mit dem Auge, und ich hatte gesehen, dass der Tod keine Macht über sie besaß.

Manchmal denke ich, dass ich nur deshalb zu zweifeln begann, weil ich nicht selbst das auserwählte Kind war.

Wie dem auch sei ... Ich machte mich also auf die Jagd nach dem Kind. Es war schwierig, Spuren zu finden. Sie waren wie verhehlt, und ich hatte Angst, zu versagen. Wer sich mir in den Weg stellte, den machte ich kalt, und wenn ich wieder einmal das falsche Kind herbeigeschafft hatte, dann folterte ich es zu Tode ... Ich war die Geißel Seweriens ... Aber mit jedem falschen Kind wuchsen die Zweifel, die Wonne der Macht schwand. Immer öfter zog es mich zu den Orten meiner Untaten zurück. So begegnete ich auch meiner neuen Lehrerin ...“ Sibel verstummte, Tränen stiegen ihr in die Augen. Dann gab sie sich einen Ruck: „Ich traf sie in den Trümmern eines Norbardenlagers. Die Sippe hatte meinem letzten Opfer Unterschlupf gewährt,

* Brin glaubte, dass sie vom Namenlosen sprach.

und ich hatte sie ausgelöscht. Sie war dabei, die Toten zu bestatten. Und ehe ich wusste, was ich tat, begann ich ihr zu helfen. Sie muss gewusst haben, wer ich war.

Danach traf ich sie öfter, erst scheinbar zufällig, später verabredeten wir uns. Ich dachte erst, sie wäre nicht viel älter als ich, aber trotzdem fühlte ich mich bei ihr geborgen. Sie hat sehr große Macht. Trotzdem war sie ganz anders. Sie half anderen, wo sie konnte. In ihrer Nähe schien für mich gleichsam die Sonne.

Und wegen Alrik und Katinka Korfeld habe ich schließlich mit meinem Zirkel gebrochen. Alle Kinder, die wir suchten, hatten etwas mit Kor, Rondra oder den Theaterrittern zu tun und hatten tapfere Eltern. Die Eltern dieser beiden waren jedoch gewarnt worden und hatten ihre Kinder versteckt. Ich folterte sie. Aber als Einzige all meiner Opfer schwiegen sie bis in den Tod. Und doch habe ich die Kinder gefunden. Sie verrieten sich durch ihr Weinen, denn sie hatten aus ihrem Versteck alles mitansehen müssen. Wie Katinka mich ansah, als ich sie aus ihrem Versteck zerrte, werde ich meinen Lebtag nicht vergessen. Damals ist mein Glaube an den Namenlosen zerbrochen. Ich sehe sie jede Nacht im Traum vor mir.

Es ist jene Katinka, die nun bei Arras weilt. Ist euch nicht aufgefallen, dass sie uns aus dem Weg gegangen ist, als wir nach Urischalur zurückgekommen sind?

Ich brachte sie und ihren Bruder zu Milena, dann erfand ich eine Ausflucht und floh. Im Dorf traf ich auf meine neue Lehrerin. Sie war gekommen, obwohl wir erst eine Woche später wieder verabredet waren. Es ging mir ziemlich schlecht, und so erzählte ich ihr schließlich, was ich getan hatte. Alles.

Auf dem Rückweg traf ich eine Entscheidung: Ich würde nicht zulassen, dass diese Kinder sterben würden. Doch ich kam zu spät. Milenas Knecht war bereits mit Alrik abgereist. Also täuschte ich vor, Katinka ermordet zu haben, und versteckte sie in einem Heuschober.

Aber Milena war misstrauisch geworden. Als ich dem Kind etwas zu essen bringen wollte, wartete sie bereits mit einigen Helfern. Doch ich war stark und es gelang mir, ihre Leute zu töten und die Dämonen in den Abgrund zu bannen.

Danach brach ich allerdings zusammen. Torben war meine Rettung. Er tötete Milena mit ihrem eigenen Opferdolch. Auch ihn kostete es beinahe das Leben. Meine neue Lehrerin fand uns. Nachdem sie uns gesund gepflegt hatte, sagte sie, wir müssten fortgehen und uns trennen, damit uns das Auge nicht finden könne. Heute glaube ich, sie wollte mich von Torben fernhalten. Trotzdem flohen wir aus dem Bornland, jeder für sich.

Einige Zeit später traf ich sie in Tobrien wieder. Sie nahm mich zu sich und lehrte mich, zu heilen. Sie selbst stammte aus dem Horasiat, aber sie erzählte mir manches vom Volk der Al'Hani, das nun beinahe vergangen ist. Sie hielt sehr viel von diesem Volk, obwohl jeder Al'Hani, dem ich je begegnet war, den Namenlosen anbetete.

Mond um Mond bin ich bei ihr geblieben. Schließlich hat sie mich nach Hause geschickt, damit ich mich mit der Welt versöhne. Da habe ich meine Schritte umgekehrt. Kurz darauf seid ihr nach Falkenroden gekommen."

Sibel verstummte. Sie wagte es kaum, die anderen anzusehen.

Alle schwiegen. Niemand hatte Lust, sie nach Einzelheiten zu fragen. Falk wirkte nicht überrascht, er musste wohl seit Langem Bescheid gewusst haben.

Brin wurde die Stille immer unerträglicher, und schließlich brach er sie: „Arras und Falk trauen dir, das ist gut genug für mich. Ich glaube dir, dass deine Reue aufrichtig ist. Aber ich sehe auch, dass deine Schuldgefühle dein Urteil trüben. Du hast ernstlich erwogen, gegen deinen alten Zirkel in den Krieg zu ziehen, oder gegen Jolanda von den Rotwassern. Und du hast dein Amulett abgelegt, das dich vor Jadminka Eisherz schützen sollte, und hast es jemandem geschenkt,

der es kaum so nötig hatte wie du. Deswegen sollst du auf unserer weiteren Reise keine Nachtwache übernehmen.“

Sibel sah ihn an, als hätte er sie geschlagen. Sie tat ihm leid, aber Brin wollte die Wirkung seiner Worte nicht abschwächen.

Irgendwann begann Fanja, die Becher einzusammeln, und sie brachen das Lager ab. Sie verloren kein Wort mehr über Sibels Vergangenheit.

Zeit war noch reichlich bis zum Glückstag, und die Gefährten ließen es gemächlich angehen. Wann immer sie es einrichten konnten, nächtigten sie in Gasthäusern oder doch wenigstens in Scheunen.

Alriksej war ein angenehmer Reisegenosse. Er fuhr den Wagen, tat bereitwillig, worum Fanja ihn bat, und redete nicht viel. Wenn man ihn ansprach, so fing er an zu lachen, und antwortete mit großer Höflichkeit. Von sich aus redete er nie. Brin schien er etwas simpel zu sein. Abends saß er zufrieden am Feuer und rauchte seine Pfeife. Niemand hatte den Eindruck, dass er die Jantareffs vermisste.

Nach zwei Wochen kam die kleine Schar nach Norburg. Die Stadt am Born war Grenzstadt der bewohnten Lande und Tor zu den nördlichen Weiten, in denen nur Elf, Ork und Nivese streiften. Im Sommer sammelten sich hier die Kaufleute und schlossen sich zu Karawanen zusammen, die zum Golf von Riva zogen oder über die Grüne Ebene und den Roten Pass ins Mittelreich.

Als die Gefährten das Stadttor passierten, hatte einer der Torwächter Nachrichten für sie. „Priester des Herrn Praios und der Frau Rondra. Mit Verlaub, das seid doch gewisslich ihr?“

„Wer hat uns dir beschrieben?“, fragte Brin.

„Boten aus den Tempeln.“

Der Wächter richtete ihnen aus, sie würden im Tempel der Ifirn und im Hospiz der Marbiden* erwartet. Weshalb, wusste er auch nicht. Aber er empfahl ihnen noch einen Gasthof, wo sie in aller Bequemlichkeit unterkommen konnten.

Die Neuankömmlinge bezogen das angepriesene Gasthaus. Nachdem sie gebadet und neue Gewänder angelegt hatten, gingen sie zum Tempel der Ifirn.

Es war das erste Mal, dass Brin ein Haus der Schwanengleichen sah. Es war ein Holzbau, wie die meisten Häuser der Stadt, den man hellblau angemalt hatte. Auf dem Giebel thronten zwei geschnitzte weiße Schwäne. Im kühlen Vorraum stand auf einem Tischchen eine Schüssel mit schrumpeligen Schwarzbeeren, und an einer Stange baumelten zwei ausgenommene Hasen.

In der Tempelhalle brannte ein warmes Feuer. Die Wände waren mit Jagdtrophäen behangen, und hoch oben bleckte ein ausgestopfter Wolfskopf seine Zähne.

Eine Nivesin trat auf die Lichtsucher zu, sie hatte die roten Haare und bernsteingelben Augen ihres Volkes. Ihre Kleidung war einfach, aus ungefärbter, grober Wolle, aber sie hatte eine feine weiße Stola um die Schultern gelegt, in die sehr kunstvoll blaue Schwäne eingestickt waren.

„Ich bin Nidaria Schwanenflug“, sagte sie und sprach die Worte der Begrüßung. „Es freut mich, dass ihr meiner Einladung gefolgt seid.“

„Woher wusstest du, dass wir kommen?“, wollte Brin wissen.

„Walbirg von Löwenhaupt hat mir Nachricht gesandt. Sie sagte, dass ihr einen Führer durch die Grüne Ebene und über den Roten Pass bräuchtet. Ich werde euch begleiten.“

---

* Der Orden zur Sanften Ruhe ist ein Orden der Boron-Kirche (Puniner Ritus) und betreut Todkranke und Sterbende.

Brin war sehr froh. „Wir danken dir. Das ist die beste Nachricht seit Langem. Mit einer Jüngerin der Frau Ifirn werden wir sicher durch die wilden Lande kommen. Aber du musst wissen, dass wir nicht nur mit den Gefahren der Wildnis zu rechnen haben. Wir haben gefährliche Feinde, Diener des Namenlosen in mancherlei Gestalt."

„Ich war Sklavin in Gloranas Eisreich* und ich war es, die die Eisrose geholt hat. Vor Dienern des Feindes fürchte ich mich nicht, und in diesen Landen wird niemand euch sicherer führen."

Als sie das sagte, kam ein Mann herein, grüßte sie ehrerbietig und machte das Zeichen der Ifirn. Dann besah er sich die Gaben im Vorraum, nahm einen der Schneehasen und ging davon.

„Hast du die Tiere erlegt?", fragte Brin.

„Jemand hat sie heute Morgen gebracht. Die Leute lassen hier, was sie nicht selbst verzehren."

Brin nahm einige der bitteren Schwarzbeeren, die er sehr gern aß, und hielt auch Assadra welche hin.

Sie verzog etwas das Gesicht. „Sie sind mehlig."

„Man erntet sie nach dem Frost", erklärte er. „Ich mag sie sehr. Man kann sie zum Stopfen von Geflügel nehmen, dann sind sie eine Köstlichkeit."

„Wirst du nicht von den Armen der Stadt belagert, wenn du Fleisch verteilst?", fragte Falk.

„Ich schicke die Leute weg, wenn sie aus Bequemlichkeit kommen. Dieser Tisch soll uns erinnern, dass wir den unendlichen Wald um uns haben, der dem Kundigen Nahrung gibt." Sie wandte sich Assadra zu. „Du musst Assadra sein. Walbirg von Löwenhaupt hat mir eine Nachricht für dich gegeben."

„Ach ja?" Mit einem Mal sah Assadra ertappt aus.

---

* Eines der Schwarzen Lande, hoch im Norden an der Grimmfrostöde gelegen.

„Sie ist böse auf dich und fragt, wann du ihr endlich auf ihren Brief Antwort geben willst?“

Das musste der Brief sein, den Suleyscha ihr in Zorgan gegeben hatte.

„Weißt du, wo ich sie erreichen kann?“, fragte Assadra etwas kleinlaut.

„Wir werden sie womöglich unterwegs treffen.“

„Dann sage ich es ihr persönlich.“

Nidaria hatte die Gefährten gleich für sich eingenommen, und so baten sie die Ifirn-Geweihte, an diesem Abend ihr Gast zu sein. Aber sie sagte, es zöge sie hinaus aus der engen Stadt. Ohne weitere Umschweife schulterte sie einen Jagdspieß, einen Bogen und ein Felleisen und sagte ihnen vorerst Lebewohl. Die Abreise verabredeten sie für den übernächsten Morgen.

Danach gingen die Lichtsucher zum Haus der Marbiden. Es war ein großer, dunkler Steinbau, um den sich die Dächer von einigen niedrigen Anbauten drängten wie Ferkel an einer Sau. Alles war umgeben von einer dunklen Mauer.

Es dauerte, bis man ihnen öffnete. Ein alter Mann in schäbiger schwarzer Kutte und mit glattrasiertem Schädel musterte sie.

„Was ist euer Begehr?“

„Wir erhielten am Tor eine Nachricht, dass wir erwartet würden.“

„Und von wem?“

Borongefällig schwieg Brin und zuckte nur mit den Schultern.

„So folgt mir denn.“ Der Priester führte sie in einen stillen, von Säulen umgebenen Innenhof. Weiter ging es durch einen langen Flur, von dem zu ihrer Rechten viele niedrige Türen abgingen, zu ihrer Linken hingegen nur ein großes Portal. Am Ende des Flurs traten sie durch eine kleine Pforte, dann standen sie in einem häuslich eingerichteten Zimmer mit einem warmen Ofen und einigen Stühlen. Ein

Glasfenster gab den Blick nach draußen auf die Straße frei. Sie mussten sich in einem Anbau außerhalb der Klostermauern befinden.

In einem Lehnstuhl saß eine junge Frau, die sich nun erhob. Sie hatte rötliches Haar und sehr helle Haut mit vielen Sommersprossen, wie man es in Brins Heimat oft vorfand.

„Seid gegrüßt. Mein Name ist Fianher. Ich habe auf euch gewartet."

Sie schüttelte ihnen allen die Hände und Brin bemerkte, dass sie grüne Augen und ein fröhliches Gesicht hatte. Er fand sie sehr hübsch, aber ihre Hand war kalt.

„Wer bist du, dass du uns kennst?", fragte er neugierig.

„Meine ältere Schwester hat mich geschickt, damit ich euch helfe."

„Deine ältere Schwester? Wer ist das?"

„Ihr habt sie bei meinem Lehrmeister getroffen."

„Und wie sollst du uns helfen?"

„Ihr bekämpft einen mächtigen Feind im Süden. Ich kann euch helfen, ihn zu vernichten."

Aus einer Eingebung heraus griff Brin nach ihrem Arm. „Was du sagst, ist sehr wichtig, aber wir müssen vorsichtig sein. Lass uns nebenan im Tempel weitersprechen." Ihre Haut war wie Eis.

Er zog sie zu der Tür, durch die die Gefährten den Raum betreten hatten. Brin war nicht der Schwächste und sie war schmal gebaut, aber sie entzog sich ihm mühelos und mit übermenschlicher Kraft.

„Nein!", rief sie. „Ich will da nicht hinein!"

„Helft mir, sie ist ein Vampir!" Brin griff nach seinem Kurzschwert und verhedderte sich.

Mit einem Mal hatte Fianher einen langen Dolch in der Hand. Fanja traf ihren Arm mit dem Schlangenstab und die Haut platzte auf. Während Brin noch immer nach dem Schwertknauf tastete, schloss sich ihre Wunde bereits.

Dann brach ein wildes Handgemenge los. Assadra blieb mit ihrem Krummschwert am Deckenleuchter hängen und riss ihn herunter. Endlich konnte Brin einen Schlag führen, aber die Vampirin blockte ihn ab. Da traf Falks Sonnenzepter ihre Schulter. Es zischte, ihre Haut warf Blasen, und sie heulte auf.

Sie ließ den Dolch fallen und warf sich auf die Knie: „Ich ergebe mich! Tut mir nichts!“

Die Gefährten packten sie an den Armen, und widerstandslos ließ sie sich den Gang entlang und durch das Portal in den Tempel ziehen. Dabei jammerte und klagte sie.

In der Tempelhalle verstummte sie mit einem Mal und sah staunend an sich herunter. „Ich ... ich bin nicht verbrannt!“

Die Wunde an ihrer Schulter machte keine Anstalten, zu heilen.

Brin richtete sein Schwert auf sie. „Nun sage uns, wer du wirklich bist.“

„Ich habe es euch doch gesagt. Ich bin Fianher. Meine große Schwester hat mich geschickt, damit ich euch helfe.“

Inzwischen war auch der Priester hinzugeeilt. „Was geht hier vor?“

„Diese Frau ist eine Blutsäuferin, ein Vampir. Mehr werden wir noch erfahren.“

„Ein Vampir? Gibt es die wirklich?“

Brin ignorierte den Priester und herrschte die Frau an: „Und was ist es wirklich, dass du tun sollst?“

Sie wirkte nun völlig eingeschüchtert und wiederholte, dass sie helfen solle, den mächtigen Feind im Süden zu vernichten. Das sei ihre Prüfung, und zum Lohn würde sie in den Orden der Kinder Marbos aufgenommen werden. Ihre Schwester kannte sie nicht, aber sie war ihr oft im Traum erschienen. Zu ihrem Lehrmeister wusste sie ebenfalls nichts zu sagen.

Der Priester wurde nun ungehalten: „Ich weiß nicht, wer ihr seid! Ihr schleppt eine verletzte junge Frau hier herein und erzählt mir, dass sie ein Vampir sei. Ihr stört die Ruhe und den Frieden dieser Stätte. Wie kann ich euch trauen?“

„Komm mit.“ Brin nahm ihn beiseite und zeigte ihm den Ring mit dem weißen Raben. Dann rief er die Frau Marbo an, schloss die Augen, leerte seinen Geist und dachte an Brianna. Tatsächlich erschien der weiße Rabe. Hier im Tempel gelang es ihm beinahe mühelos. Der Rabe drehte ihm erst ein Auge zu, dann das andere und wartete. „Flieg zu derjenigen, der du beim letzten Mal meinen Gruß überbracht hast, und sag ihr, ich muss sie sprechen.“

Der Rabe flog weg.

Staunend hatte der Priester zugesehen. „Wer bist du?“

„Jemand, der eurem Orden sehr nahesteht, hat mir diesen Ring für einen Tag wie heute gegeben. Der Rabe trägt meine Botschaft und wird mir in ein paar Tagen Antwort bringen. Jetzt bitte ich dich, hilf uns. Wir müssen die Gefangene einige Tage hier festhalten. Gestatte es, und gibt uns eine Zelle für sie.“

„Nun gut, ich werde es erlauben. Aber bedenkt, dass ihr Gäste seid! Tut nichts, was unserer Gemeinschaft Schaden bringen könnte.“

„Ich verspreche es dir.“

Die Gefangene bekam Brins Kettenhemd übergezogen und wurde in eine fensterlose Mönchszelle gesteckt. Sie wiederholte immerzu, dass sie ihnen helfen wolle.

Schließlich ließen die Gefährten sie in Frieden. Brin ließ die Tür der Zelle offenstehen, verbot der Gefangenen aber, die Zelle zu verlassen. Als erste Wachen wurden Assadra und Leira an der Tür postiert.

Als Brin Leira in der Nacht ablöste und in die Zelle blickte, schlief die Gefangene. Da legte er kurz entschlossen die schwarze Kette um und drang in ihre Träume ein.

Erst war es dunkel, dann sah er sie. Sie kniete auf dem Boden, und vor ihr stand Tionna und sprach: „Ich befehle dir, dich der Gruppe anzuschließen. Auch muss ich wissen, wo jene Frau ist!“ Ihre Hand wurde hell und darin stand ein Bild von Brianna. „Hast du mich verstanden?“

Fianher bejahte, doch Tionna schien sie nicht hören zu können. Ungeduldig wiederholte sie: „Triff die Lichtsucher, begleite sie und helfe ihnen. Dann finde heraus, wo diese Frau ist!“

Damit endete der Traum.

Am nächsten Morgen erzählte Brin den anderen, was er gesehen hatte. „Es ergibt keinen Sinn. Warum sollte Tionna fragen, wo Brianna ist? Allerdings weiß ihr Bruder Tionnin, wie Tionna aussieht. Möglicherweise hat er im Traum ihr Aussehen angenommen, um uns zu täuschen. Aber Fianher spielt ihre Rolle gut.“ Er grübelte einen Moment. „Das würde heißen, Tionnin wusste, dass wir nach Norburg kommen würden. Wir müssen mit einem Angriff rechnen.“

Er dachte an Assadras Vorahnungen und fühlte, wie sich sein Magen zusammenkrampfte.

Sibel meldete sich zu Wort: „Vielleicht glaubt sie wirklich, dass die Kinder Marbos sie aufnehmen würden, wenn sie uns begleitet.“

„Du magst recht haben.“

Fianher wurde von den Gefährten weiterhin streng bewacht. Brin ging derweil zur Norburger Magierakademie und kaufte mit Assadras Börse einige Portionen Bannstaub*. Außerdem kaufte er ein Kettenhemd, weil er es leid war, sein eigenes immerzu ablegen zu müssen, wenn sie magiebegabte Gefangene hatten.

In dieser Nacht erschien ihm Brianna im Traum. „Brin. Marbo zum Gruß! Was gibt es?“

* Ein Gift, welches Magiekundigen ihre Kraft entziehen konnte.

„Brianna. Boron, Rondra, Marbo und all die anderen Götter mit dir! Ich suche deinen Rat. Wir haben einen Vampir gefangen genommen. Sie sagt, sie sei geschickt worden, um sich uns anzuschließen."

„Das musst du mir genauer erklären."

„Wir haben sie vor einem Haus der Marbiden getroffen, du kannst dir denken, wo. Sie fühlt sich kalt an und hat übermenschliche Kraft. Ihre Wunden schließen sich, aber das Sonnenzepter unseres Gefährten hat sie verletzt. Nun ist sie im Tempel. Sie sagt, sie solle uns helfen, unseren großen Feind im Süden zu töten. Und als Belohnung würde sie in den Orden der Kinder Marbos aufgenommen. Geschickt hat sie ihre große Schwester, wie sie sagt. Deren Namen scheint sie nicht zu kennen. Ich bin in ihre Träume eingedrungen. Diese große Schwester sieht so aus wie euer Gast. Ich habe selbst gehört, wie sie der Gefangenen zwei Befehle gegeben hat: Sie solle sich uns anschließen, und sie solle in Erfahrung bringen, wo du bist."

„Unser Orden rekrutiert nicht auf diese Weise. Und nun ist sie in einem Tempel? Und es macht ihr nichts aus?"

„Die Wunde, die ihr geschlagen worden ist, schließt sich nicht, aber ansonsten geht es ihr gut."

„Das ist seltsam. Aber ich glaube nicht, dass sie eine der Unsrigen ist. Was weißt du sonst noch über sie?"

„Sie hat immerzu wiederholt, dass sie uns helfen wolle. Ich habe kaum mit ihr gesprochen, weil ich Sorge hatte, ihr zu viel über uns zu verraten. Sie ist aus Albernia. Sie wirkt gutwillig, aber das könnte Verstellung sein. Was sollen wir mit ihr tun?"

„Ich halte sie für eine Dienerin des Feindes. Es dürfte eine Falle sein. Und selbst wenn sie auf unsere Seite wechseln will: Sie kann keine mächtige Verbündete sein, wenn ihr sie so einfach überwältigt habt. Ihr könntet sie töten."

„Wir werden darüber beraten. – Jetzt, wo wir wissen, dass unsere Feinde ebenfalls Träume senden können und sich in diesen Träumen

als Freunde ausgeben können, müssen wir Vorkehrungen treffen. Merke dir gut: Ich werde dich niemals fragen, wo ihr drei seid. Und falls ich unter Zwang handele, so werde ich zu Anfang genau das fragen: *Wie geht es deinem Lehrer und dir?*“

„Gut. Ich werde dich niemals fragen, wo ihr seid. Und wenn ich unter Zwang handele, was eigentlich nicht sein kann, denn ich würde mich eher vernichten lassen, so werde ich fragen: *Du und die anderen Lichtsucher, seid ihr wohlauf?*“

„So werden wir es halten. Und nun lebe wohl.“

Damit endete sein Traum.

Am Morgen berieten sie. Brin erzählte, dass Brianna die Gefangene für eine Dienerin ihrer Feinde halte, eine Falle, die ihnen gestellt worden sei.

„Es mag sein, dass sie selbst getäuscht worden ist“, sagte er. „Vielleicht verstellt sie sich auch. Aber es tut nichts zur Sache. Hierlassen können wir sie nicht, denn sie ist eine Blutsäuferin und würde das Kloster gefährden. Mitnehmen können wir sie auch nicht, schließlich gehen wir Gefahren entgegen und können nicht immerzu eine Gefangene bewachen. Eine Gefangene, die vermutlich bald hungrig werden wird. Deswegen bin ich dafür, sie zu töten.“

Fanja zauderte, aber niemand hatte Einwände.

„Sie ist ein Geschöpf des Namenlosen“, sagte Falk. „Sie muss unschädlich gemacht werden.“

„Ich werde es tun“, sagte Assadra.

„Nein“, sagte Brin. „Es war mein Vorschlag, und ich werde die Verantwortung auf niemanden sonst abwälzen.“

Brin trat zu der Gefangenen und verkündete ihr, dass sie getötet werden würde. Sie weinte mitleiderregend und bat darum, beichten zu dürfen.

So riefen sie den Marbo-Priester, der sich mit Falk zu ihr setzte. Brin blieb in Hörweite, um den beiden beizuspringen, falls Fianher sie angreifen würde. Sie hatte eine Anzahl von Mordtaten begangen, getrieben von Durst nach Blut, und schien darunter aufrichtig zu leiden.

Der Marbide befahl ihre Seele dem Herrn Boron. Dann trat Brin hinzu, wies sie an, sich hinzuknien, und setzte ihr sein Kurzschwert auf die Stelle unter dem Schlüsselbein. Mit aller Aufrichtigkeit bat er die milde Frau Marbo, sich ihrer Seele anzunehmen. Dann stieß er mit aller Gewalt zu. Mit einem Schaben, das ihn krank machte, schrammte die Klinge am Knochen entlang und durch Muskeln und Sehnen. Im nächsten Moment lag sie tot da.

Falk trieb ihr einen spitzen Pflock aus Bosparanienholz ins Herz, und ihr Körper zerfiel zu Staub.

Bald darauf kam Nidaria, um die Lichtsucher abzuholen, und sie begannen die nächste Etappe ihrer Reise. Als sie an die Brücke über den Born kamen, schüttete Brin den Staub der Toten in die Fluten, auf dass er weit verteilt würde.

Je weiter die Sonne über den Himmel zog, desto schlechter fühlte er sich. Abends hielt er es nicht mehr aus.

„Es war falsch, sie hinzurichten."

„Du weißt, dass es vermutlich eine Falle war", sagte Assadra. „Ich habe geahnt, dass du es bereuen würdest, deswegen wollte ich es tun."

„Sie war ein Vampir, eine Dienerin des Namenlosen. Hast du vergessen, wie mein Sonnenzepter sie verletzt hat?", fragte Falk. „Sie war dem Herrn Praios ein Gräuel."

„Ich glaube, dass sie wirklich gehofft hat, bei den Kindern Marbos Aufnahme zu finden. Immerhin hat Marbo sie nicht verdammt, Fianher konnte sich in ihrem Tempel bewegen. Auch hat sie vor ihrem Ende beichten wollen. Warum wohl? Ein wahrer Diener des Namenlosen hätte sich kaum zu so etwas herabgelassen, nur um mir

Schuldgefühle zu bereiten. Dafür sind sie zu arrogant. Das Schlimme ist, dass ich sie im Grunde bloß getötet habe, weil ich mich nicht mit noch einem Problem herumschlagen wollte."

Je länger Brin redete, desto schlechter fühlte er sich.

„Du fandst sie hübsch, nicht wahr?", fragte Assadra. „Kann es sein, dass du dich von einer schönen Schale hast blenden lassen?"

„Im Gegenteil. Sie war ein nettes, hübsches Mädchen aus meiner Heimat. Gleichsam ausgewählt, um mir sympathisch zu sein. Das hat mein Misstrauen nur noch mehr angefacht. Wenn sie hässlicher gewesen wäre, würde sie vielleicht noch leben ..."

Nichts, was seine Freunde sagten, vermochte Brin umzustimmen, und er war den Rest der Reise mürrisch und niedergedrückt.

Zum Glück war es eine glatte, ereignislose Fahrt, und nach einer Woche sahen sie das Dorf Travingen vor sich liegen.

Der Ort war größer als erwartet – gut hundert Häuser, dazu Ställe, Werkstätten und Scheunen – und von einer hohen Palisade umgeben. Alle Gebäude drängten sich um einen hölzernen Tempel aus grauen, verwitterten Stämmen.

Vor den Wällen spielten einige Kinder. Sie entboten den Reisenden einen fröhlichen Gruß und liefen voraus, um sie anzukündigen. Als die beiden Schlitten das Tor erreichten, hatte sich schon eine Schar von Neugierigen versammelt.

Ein älterer Mann hieß die Ankömmlinge willkommen und sagte, dass die Frau Herdgard sie schon erwartet habe. Dann verteilte er orange Wollfäden, welche die Gefährten so um Griffe und Scheiden ihrer Waffen schlingen mussten, dass diese nicht gezogen werden konnten, ohne das Band zu zerreißen. Das Gastrecht wurde hier in Travingen hoch in Ehren gehalten.

Der Mann geleitete sie zum Tempel und zu den Pilgerquartieren. Nebenan war ein großer Bauplatz freigeräumt worden, aber nun im

Winter ruhten die Arbeiten, und die aufgeführten Mauern waren mit Stroh und Dung abgedeckt. Auf dem Platz dazwischen hatten einige Norbarden ihre Wagen zusammengefahren.

Die Gefährten versorgten ihre Tiere, dann bekamen sie einige Kammern angewiesen. Es gab eine Schwitzhütte, und einige Zeit später saßen sie sauber und in neuen Gewändern am warmen Herdfeuer.

Da trat ein Priester in oranger Robe zu ihnen. Auch er hieß sie willkommen und lud sie zum gemeinsamen Mahl.

Über dem Essen erzählte er, dass die heiligen Gänse seit gestern geschnattert hatten, wie sie es immer taten, um Besuch anzukündigen. Dann hatte sich mehrfach ein Firnluchs im Vorfeld der Palisade gezeigt, auch ein roter Fuchs, und das mitten im Winter. Und hoch über dem Dorf hatte ein Greif seine Kreise gezogen.

Er war neugierig auf die Besucher, aber Falk erzählte ihm nicht viel mehr, als dass sie Lichtsucher auf dem Weg nach Donnerbach seien.

„Der Schnee am Roten Pass hat schon zu tauen begonnen“, sagte der Priester. „Das ist entgegen der Jahreszeit. Vielleicht hilft es euch.“

„Das sind gute Nachrichten“, sagte Falk. „Es scheint, dass unsere Reise nach Süden unter dem Segen der Götter steht. Ihr ermutigt uns für das letzte Stück unseres Weges.“

Nach dem Essen führte der Priester die Ankömmlinge zu der berühmten Mutter Herdgard. Sie hatte vor dreißig Jahren eine Handvoll Siedler an diesen Ort geführt und den Tempel errichtet, der inzwischen zu einer Pilgerstätte geworden war. Es war ein einsamer Vorposten der Menschen in diesem Land der Elfen und Goblins.

Die Travia-Dienerin war inzwischen sehr alt und fast blind. Sie wohnte in einer kleinen Holzhütte neben dem Tempel. Als die Gefährten eintraten, saß sie neben einem gemauerten Ofen und döste. Auf ihrem Schoß lag eine Katze.

Plötzlich schreckte die Alte auf, setzte sich gerade und sagte: „Willkommen, im Namen der Frau Travia. Ich habe euer Kommen lange gespürt. Wer seid ihr?“

Falk trat vor, grüßte und nannte ihre Namen.

„Viele Zeichen haben euer Erscheinen angekündigt: die Gänse, der Fuchs, der Luchs und der Greif. Dann war Walbirg von Löwenhaupt hier, die Ifirnsmaid. So jung und schon befasst mit so großen Dingen. Ihr müsst sie kennen. Sie lässt euch ausrichten, dass ihr hoffentlich hier auf sie warten werdet.“

„Wann kommt sie zurück?“, fragte Assadra.

„Es ist einige Monde her, dass sie hier war, und sie war auf dem Weg nach Norden. Ich kann nicht sagen, wann sie wiederkehrt.“

„Wir werden nicht lange warten können. Wir müssen lange vor dem Glückstag über den Roten Pass sein.“

„Aber erst einmal seid ihr hier. Ich freue mich immer über Neuigkeiten. Erzählt mir aus dem Bornland.“

Falk berichtete von ihren Taten, und sie unterbrach immer wieder mit Fragen an die Lichtsucher.

Schließlich sagte sie: „Die große Suche mag bald ihr Ende finden. Aber schwere Prüfungen stehen euch noch bevor, ihr müsst Gelassenheit und Besonnenheit bewahren.“

„Woher wisst Ihr das?“

„Ich bin alt und für nicht vieles mehr von Nutzen, aber ich kümmere mich um die heiligen Gänse. Wenn man wie ich tagein, tagaus auf ihr Schnattern hört, dann lernt man viel. Sie spüren, wenn sich etwas in der Welt verändert.“

Nun hielt sie ihnen allen eine kleine Predigt, sie sollten die Heimat nicht vergessen, sich niederlassen, auf göttergefällige Art ihr Brot erwerben und Kinder großziehen. Auf der langen Bank, die an die Stubenwand gebaut war, fühlte Brin sich ein bisschen wie in einer Schulstunde.

Zuletzt wurde die alte Herdgard wieder konkreter: „Ich teile die Meinung meines Nachfolgers über die Schneeschmelze am Roten Pass nicht. Es ist gegen die Natur, und wenn die Wege sich in Schlamm verwandeln, so wird es euch aufhalten. Wartet noch. Wartet auf Walbirg von Löwenhaupt. Ihr solltet zum Stein der Verdammten gehen. Das lässt euch übrigens auch die Ifirnsmaid ausrichten."

„Was ist der Stein der Verdammten?", fragte Brin, dem bei diesem Namen unwohl wurde.

„Der Stein der Verdammten", begann Nidaria, die bisher still dabeigesessen hatte, „ist ein einzelner großer Findling, zwei Tagesreisen nördlich von hier. Menschen, Elfen und Rotpelze meiden diesen Ort."

„Hat Walbirg gesagt", fragte Assadra, „was wir am Stein tun sollen?"

„Das kann ich euch nicht sagen, wenn ihr selbst es nicht wisst", sagte Herdgard.

Die alte Frau wirkte nun müde, und die Gefährten verabschiedeten sich. Da hielt sie Assadra und Sibel zurück.

„Ihr beide bleibt hier. Mit euch bin ich noch nicht fertig. Erst kommst du dran, Mädchen, dann kannst du die Hexe zu mir hereinschicken."

Es war spät, als Assadra in den Schlafsaal kam. Sie wirkte etwas aus der Fassung gebracht.

„Was wollte sie von dir?", fragte Brin, der neugierig gewartet hatte.

„Ihre Art hat mich an mein Noviziat erinnert, aber ich bin kein Welpe mehr."

„Und was hat sie gesagt?"

„Das kann ich dir nicht erzählen. Es berührt meinen Traum von der Leuin, der nicht für dich bestimmt ist. Außerdem hat sie mir eine Predigt gehalten, ich sei heimatlos, das sei sehr bedenklich, und ich solle dieses Lotterleben aufgeben."

„Aber wir können doch zur Alm zurückkehren. Ist das kein Zuhause für dich?“

„Ich werde nicht zu meinem Volk zurückkehren, weil ich dich dann verlieren würde.“

Jetzt war es an Brin, sich zu ärgern: „Sag so etwas nicht. Da haben wir doch schon so oft drüber gesprochen. Du hängst an deinem Volk. Wenn eine deiner Schwestern in Not wäre, würdest du ihr sofort beispringen. Und als wir in Perricum den Schwertzug nach Warunk besprochen haben, hast du keinen Augenblick gezögert, weil deine Königin dir den Befehl dazu gegeben hat.“

„Ja. Aber die Königin könnte es nicht gestatten, dass wir zusammenleben. Ich bin eine Löwin der Göttin und damit ein Vorbild für sie alle.“

„Siehst du, wie du an dein Volk denkst? Bevor du diese Entscheidung fällst, solltest du mit Ayla von Donnerbach reden. Sie hat in beiden Welten gelebt, in meiner Kirche und in deiner. Vielleicht weiß sie einen Ausweg. Zudem habe ich die Anfänge eines Plans ...“

„Würdest du denn auf der Alm leben wollen?“

„Meine Kinder sind dort zu Hause, und deine Mutter kann ich gut leiden. Nach Havena, wo alle mich noch als Knirps in Erinnerung haben, sollte ich sowieso nicht zurückkehren. Es wäre gegen die Gepflogenheiten meiner Kirche. *Ein Prophet gilt nichts im eigenen Lande*, heißt es.“

„Ein Diener der Donnernden, der die Ziegen hütet? Das ist lächerlich. Das hast du selber gesagt am Nagrach. Und ich möchte nicht, dass Halman auf eine Magierakademie geht.“

„Wir wissen nicht einmal, ob seine magische Begabung sich nicht wieder verwächst. Lass uns das besprechen, wenn es so weit ist.“

Sie redeten hin und her, und schließlich sagte Brin: „Das sind doch alles ungelegte Eier. Lass uns erst mal die Suche nach dem Licht zu

einem guten Abschluss bringen, dann wird sich schon etwas ergeben."

Es war nun tiefe Nacht, und Sibel war immer noch nicht zurückgekehrt. Besorgt gingen Falk und Brin zu Herdgards Hütte. Sie fanden Sibel, wie sie den Boden wischte. Herdgard lehnte in ihrem Stuhl und schnarchte laut. Die Katze lag auf ihrem Schoß und beobachtete alles.

„Sie hat dich ihre Hütte putzen lassen?", wisperte Falk.

„Ich bin so gut wie fertig."

„Was habt ihr geredet?"

„Sie hat mich fast die ganze Zeit gescholten." Gedankenverloren rieb Sibel sich ihr Hinterteil.

Brin und Falk nahmen sie mit zurück. Als Brin einschlief, war sie in ein Gespräch mit Assadra vertieft. Als Fanja ihn zu seiner Wache weckte, saß Sibel am geöffneten Fenster und sah zum Madamal hinauf.

Phex 1033 BF, Grüne Ebene
Spinnen und Raben

Am Morgen beim Frühstück waren sie alle verschlafen, besonders Sibel. Trotzdem war sie besser gelaunt als in all den Tagen und Wochen zuvor.

Die Gefährten hatten sich zu einem Abstecher zum Stein der Verdammten entschieden, und Nidaria zählte auf, was sie mitnehmen wollte: Skier, zwei kleine Schlitten, die sie selbst ziehen könnten, die Zelte und Schlafsäcke, Vorrat für sieben Tage. Die beiden großen Norbardenschlitten fand sie unpassend. Sie sagte, sie seien auffällig wie zwei bunte Schiffe in einer stillen Bucht.

Sie waren noch mit dem Packen beschäftigt, da kam ein Junge und rief Falk noch einmal zu Mutter Herdgard.

Als Falk nach einer Stunde wiederkam, sah er halb belustigt und halb verärgert aus.

„Was hat sie dir gesagt?“, wollte Brin wissen, neugierig wie immer.

„Das ist zwischen ihr und mir.“

„Lass mich raten. Du sollst deine ungezogene Frau mehr an die Kandare nehmen, und du sollst das Lotterleben aufgeben.“

Falk wurde rot, und Brin dachte, dass er nah ans Ziel getroffen haben musste.

„So etwa.“

Gegen Mittag war die kleine Gruppe reisefertig. Nidaria führte sie geradewegs nach Norden über die weite, menschenleere Schneefläche und ließ sie marschieren, bis die Dunkelheit hereinbrach. Das Nachtlager schlugen sie mitten auf der scheinbar endlosen Ebene auf.

Sie wollten gerade in die Schlafsäcke kriechen, da begann im Norden eine Trommel zu schlagen, erst langsam, dann immer schneller. Sie klang aus weiter Ferne und war mehr zu spüren, als zu hören.

„Was kann das sein?“, fragte Fanja.

„Ich fürchte, es sind Orks“, sagte Nidaria. „Sie haben solche großen Trommeln. Und es kommt aus der Richtung, in die wir morgen weiterziehen werden.“

In dieser Nacht verdoppelten sie die Wachen. Das Trommeln ging unermüdlich weiter, die ganze Nacht hindurch, und raubte ihnen den Schlaf. Noch vor Sonnenaufgang begannen sie, die Zelte abzubrechen.

„Die Orks befinden sich vor uns. Wie sollen wir an ihnen vorbeikommen?“, fragte Brin Nidaria.

„Wir werden nach Westen ausholen. Gebt mir zwei Stunden Vorsprung, dann folgt mir und haltet euch genau in der Richtung, sodass ich weiß, wo ich euch finden kann. Ich werde vorgehen und einen Weg ausspähen. Sibel soll mich mit ihrem Raben begleiten.“

„Und unsere Spuren? Sie werden die Orks direkt zu uns führen, wenn die sie kreuzen. Sie bräuchten nur hinter uns herzugehen.“

„Ich will eine Liturgie wirken, sodass ihr nicht in den Schnee einsinkt. Auf diese Weise werdet ihr nur ganz flache Abdrücke hinterlassen, die schnell verweht sind.“

„Dann nur zu.“

„Zieht eure Stiefel und Socken aus.“

Assadra begann zu murren. Brin hingegen zog fröhlich pfeifend seine Stiefel aus, setzte seine Füße in den eisigen Schnee und sagte leise zu Falk: „Es ist schon so, dass wir Männer die Unbilden des Wetters besser ertragen können als unsere Frauen. Was mögen die Götter sich dabei gedacht haben?“

Da begann Assadra fluchend, ihre Stiefel aufzuschnüren. Nidaria stimmte einen Gesang in einer fremden Sprache an, dann griff sie in

den Schnee und begann, ihnen damit die Füße abzureiben. Überraschenderweise tat es gut, und als Brin die Stiefel wieder angezogen hatte, verspürte er keine Kälte mehr, sondern nur noch ein leichtes, warmes Brennen.

Als die kleine Schar losstapfte, war es, als ob sie über feuchten, flachen Sand laufen würden. Von weit her schlug unentwegt die Trommel, aber sie schien nicht näherzukommen.

Am Nachmittag kamen ihnen die beiden Späher entgegen.

„Die Trommel tönt vom Stein der Verdammten her", erklärte Nidaria. „Es muss ein Zauber sein, dass sie so weit klingt. Wir werden noch ein bisschen weitergehen und dann lagern. Heute Nacht schleichen wir zum Stein."

„Welchen Vorteil soll uns das bringen?", fragte Brin. „Die Orks sehen bei Dunkelheit besser als wir."

„Zumindest besser als ihr, das ist wahr. Aber es wird sehr kalt werden, und auch die Orks werden sich in ihre Zelte verkriechen."

Assadra stöhnte, sagte jedoch nichts.

Nidaria führte sie weiter bis zu einer kleinen Mulde. Dort schaufelten sie den Schnee zu einem kleinen Windschutz auf, dann hockten sie sich dicht zusammen und begannen zu warten.

„Wir sind nun noch zwei Stunden von dem Stein entfernt", sagte Nidaria. „Sibel, kannst du deinen Raben fliegen lassen? Er wird nicht besonders auffallen, wenn er hoch am Himmel seine Kreise zieht."

Sibel hielt stumme Zwiesprache mit ihrem Vertrautentier, dann stieg der Rabe auf. Er blieb einige Zeit fort, schließlich stürzte er steil zu Sibel nieder und landete flatternd auf ihrer Schulter.

„Er hat nördlich von uns Orks gesehen, die dort ein Lager errichtet haben, und ein gutes Stück im Osten kämpfen Orks mit Wölfen."

„Orks kämpfen mit Wölfen?", fragte Brin. „Seltsam. Wie weit von uns entfernt?"

Wieder hielt sie stumme Zwiesprache. „Es müssen ungefähr zehn Meilen sein.“

Es war elendig kalt, aber für Leute, die die Kälte am Nagrach überstanden hatten, hatte dieser Ort keinen Schrecken.

Gegen Mitternacht brachen sie auf. Nidaria ging voran. Irgendwann blieb sie stehen, winkte die anderen zu sich heran und wisperte: „Wir sind jetzt nah. Ich will mich umsehen. Wartet hier.“

Sie verschwand in der Dunkelheit. Eine Stunde verging, und die Kälte kroch ihnen in die Knochen. Dann kam Nidaria endlich zurück.

„Die Orks haben neben dem Stein ein Lager errichtet. Ein Schamane sitzt da und schlägt die Trommel. Es sind auch Sklaven dabei.“

„Mit wie vielen Orks haben wir es zu tun?“, fragte Brin.

„Gesehen habe ich nur drei, dazu ein Minotaur. Sie haben ein großes Feuer entfacht.“

„Wie groß ist das Lager? Wie viele Orks, schätzt du, sind es insgesamt?“

„Ich konnte nicht sehen, wie viele in den Zelten sind, aber allzu viele können es nicht sein. Neben dem Stein haben sie einen Graben ausgehoben.“

Brin grübelte. „Also suchen sie etwas.“

Ihm sank das Herz, und er konnte sich nicht zurückhalten: „Das gefällt mir nicht. Denkt nur ans Nebelmoor.“

„Mit der Hilfe der Göttin haben wir gesiegt“, sagte Assadra.

Die anderen schwiegen. Ihre Gesichter konnte Brin in der Dunkelheit nicht sehen.

„Nidaria, wir schleichen nicht gut“, sagte er schließlich. „Geh voran. Wir folgen fünfzig Schritt hinter dir. Wenn du in Schussweite bist, bleib stehen und triff den Schamanen. Daraufhin werden wir angreifen, erst den Schamanen, dann die anderen Orks.“

Assadra und Brin sprachen Segen, die sie, so hofften sie, vor magischer Beeinflussung schützten. Nidaria zog aus ihrem Köcher einen

Pfeil mit schwarzen Federn hervor, spannte ihren Bogen und legte den Pfeil locker auf die Sehne. Tief geduckt und beinahe lautlos ging sie vor. Gegen den hellen Schnee war sie gut zu sehen, und die anderen folgten ihr mit gebührendem Abstand. Dann entdeckten sie das Feuer. Gebückt und leise bewegte Nidaria sich darauf zu. Sie nutzte jede Bodenwelle, um sich verborgen zu halten. Die Trommel dröhnte jetzt laut vor ihnen.

Da blieb Nidaria stehen. Sie richtete sich langsam auf und winkte ihnen. Einen Augenblick später schwirrte ihre Bogensehne.

Brin sprang auf und hastete, so leise er konnte, in Richtung des Feuers. Hinter ihm schritt Assadra, gemessen und würdevoll. Die Trommel war verstummt. Sie hatte eine fremdartige, aber sehr schöne Melodie übertönt, die vom Stein kam und nun gut zu hören war.

Der Schamane an der Trommel war auf die Seite gekippt. Er röchelte und hatte den Pfeilschaft gepackt, der aus seiner Brust ragte. Am Feuer standen drei Orks, ratlos für den Augenblick. In den Zelten begann es, sich zu regen.

„Für Rondra!“, brüllte Brin, um ihnen keine Gelegenheit zu geben, sich zu sammeln, und griff an.

Assadra und Fanja waren dicht hinter ihm. Aus den Zelten kamen mehr Orks gekrochen. Die Orks im Feuerschein stellten sich, ihre Gesichter Grimassen der Angst. Schon bald waren sie niedergemacht.

Die anderen Orks waren zu einem großen, aufrechten Stein gerannt, der im Feuerschein eben so zu sehen war. Da kam noch ein Ork, er zog einen Minotaur an einer Kette hinter sich her. Sibel und Leira schossen Pfeile ab und riefen nach Hilfe. Aber anstatt sich auf die Angreifer zu stürzen, liefen sie ebenfalls zum Stein. Die Orks hackten auf den Felsen ein, und der Minotaur warf sich dagegen, als wollte er ihn umstürzen.

Mit einem Mal gab es ein wildes Gerenne, und eine Horde von abgerissenen Menschen stürmte an den Gefährten vorbei und hinaus in die Nacht.

Die Melodie des Steins wurde lauter und drängender. Schwarze Rauchschwaden waberten um ihn herum, und mit einem Mal begannen die Orks und der Minotaur zu schreien.

Leira drängte einen der Orks mit ihrem Dreizack an den Felsen, dessen Finsternis alles Licht zu schlucken schien. Der Rauch verdichtete sich zu einem Netz von schwarzem Qualm und zog die Glieder des Orks, der entsetzt brüllte und sich wand, an den Stein. Dann glühten purpurne Glyphen auf dem Felsen auf. Auch die anderen Orks wurden nun zum Stein gezogen. Sie schrien, erst vor Entsetzen, dann vor Schmerzen.

Einer der Orks brüllte Brin mit schmerzverzerrtem Gesicht an. Da gab Brin ihm und schließlich auch den anderen den Gnadenstoß. Langsam verblassten die Glyphen. Der Rauch aber blieb.

Brin legte sich die schwarze Kette um den Hals. Die Welt wurde unwirklich. Anstatt des Nebels sah er eine Vielzahl von schlangengleichen Armen, die sich um die Leichen der Orks geschlungen hatten und sie am Stein hielten. Doch der Stein war nun kein Findling mehr, sondern ein glatt polierter, etwas ausgebauchter Kegel.

Brin sah, dass Leira von vielen blauen Flämmchen eingehüllt war, als würde sie brennen. Einer der Tentakel tastete nach ihr, zog sich jedoch zuckend vor den Flämmchen zurück. Auch die anderen waren von Flammen umgeben, bei Assadra waren diese rot, bei Falk strahlend gelb und bei Fanja tief golden. Seine eigene Aura war grau. Auch Nidaria brannte, ihre Flammen waren eisblau. Nur bei Sibel fehlten sie, und sie ging geradewegs auf den Stein zu.

„Sibel, halt! Weg vom Stein, sonst bist du verloren!“, rief Brin.

Sie blieb tatsächlich stehen, aber es schien sie Anstrengung zu kosten.

„Was willst du bei dem Stein?“

„Er ruft mich!“, erwiderte sie beinahe gequält.

„Der Stein hat diese Orks getötet. Ich kann sehen, dass du keinen Schutz vor ihm hast. Bleib weg von ihm! Ihr alle, hört mir zu! Ich habe die schwarze Kette um. Der Stein sieht aus, als hätte er Tentakeln. Die Funken in euren Seelen sind erwacht und schützen euch. Aber kommt ihm dennoch nicht zu nahe! Und achtet auf Sibel, sie hat keinen Schutz!“

Allmählich löste sich der Nebel auf, aber die drängende Musik klang weiter. Die Kadaver der Orks und des Minotaurs lehnten gegen den Stein und waren verschrumpelt, als hätte die Sonne sie ausgedörrt. Die Haut spannte sich straff über die Schädel, sodass die Zähne frei lagen. Es sah aus, als würden sie grinsen.

Hastig durchsuchten die Gefährten das Lager. Vier Zelte, eines für die Orks, eines für ihre Sklaven, eines mit Vorräten und Werkzeugen. Das letzte und kleinste musste wohl dem Schamanen gehört haben. Neben dem Stein war ein Graben ausgehoben worden, der schräg in die Tiefe führte und unten in einen Stollen überging. Er zielte auf die Wurzel des Felsens.

Brin nahm seinen Zweihänder und ließ ihn mit aller Macht auf den Stein sausen. Er erklang wie eine große Glocke, und das Schwert wäre ihm fast aus der Hand geprellt worden. Brin untersuchte es, aber die geweihte Klinge war unversehrt.

„Nun ist der Stein zornig“, sagte Sibel.

„Du weißt, was er denkt?“, fragte Falk ganz bestürzt.

„Ich kann es hören, in seiner Musik.“

„Ich werde ihn exorzieren, aber dazu brauche ich das Licht der heiligen Sonne.“

Assadra trat zu Brin und sagte leise: „Der Stein zieht mich an, mich auch. Du musst lernen, besser zu kämpfen. Vielleicht musst du mich eines Tages besiegen.“

„Wenn du dich dem Namenlosen zuwendest, verlierst du die Gunst der Leuin. Ich mit der Leuin gegen dich mit dem Rattenkind. Das macht mir keine Sorge."

Assadra sah beruhigt aus und beließ es dabei. Brin aber begann zu grübeln, warum der Stein Macht über sie hatte.

Falk wollte auf die Morgensonne warten, um den Stein zu exorzieren. Also holten die anderen die Schlitten und ihre Decken, bestimmten Wachen und kauerten sich an das große Feuer.

Brin dämmerte vor sich hin, da hatte er wieder einen Klartraum. Es war dunkel um ihn herum, tiefe Schatten, da erschien eine Frau vor ihm. Statt Haaren sprossen ihr schwarze, etwas zerzauste Federn aus dem Kopf, und sie trug eine Robe aus schwarzen Federn.

„Kommt zum Rabenpass, Meister", sagte sie.

Dann war sie verschwunden.

Als Brin den anderen am nächsten Morgen von seinem Traum erzählte, fragte Assadra ungläubig: „Sie hat dich Meister genannt?"

„Ich war einmal ein Baumeister. Vielleicht wusste sie das."

„Hm."

Da sprach Nidaria: „Die Rabenfrau ... Ich habe sie noch nie getroffen, aber es heißt, dass sie in den Ruinen des Boron-Klosters am Rabenpass lebt. Das ist der Pass, über den der Weg von Norburg nach Gerasim die Gelbe Sichel quert."

„Wie weit ist es bis dort?", fragte Brin.

„Der Pass liegt etwa vier Tagesreisen nördlich von hier."

„Und wo genau befindet sich das Kloster?"

„Es ist eine Ruine, lange verfallen. Es liegt auf der Passhöhe, nahe der Straße. Warum fragst du? Willst du dorthin?"

„Ich denke darüber nach."

Nach dem Frühstück begann Falk mit den Vorbereitungen für den Exorzismus. Er verteilte zwölf seiner geweihten Lichter um den Stein

herum im Schnee. Die anderen halfen ihm, indem sie aus Schnee kleine Laternen für die Lichter formten.

Sibel schlich schon wieder um den Stein.

Schließlich zog Brin sie weg und malte eine Linie vor ihr in den Schnee. „Es ist gefährlich, was du tust. Krieg dich unter Kontrolle. Oder willst du enden wie die Orks? Ich warne dich: Wenn du diese Linie überschreitest, werde ich dich festbinden."

Falk entzündete mit dem Licht der Sonne und seinem geschliffenen Zitrin ein Flämmchen und brachte etwas Holzkohle zum Glimmen. Assadra und Brin halfen ihm und trugen das Feuer zu den zwölf Lichtern. Bald brannten die Kerzen, und die Sonne leuchtete hell über ihnen. Falk rief alle zusammen, begann zu beten und streute Olibanum in die Glut, sodass eine Wolke von Wohlgeruch über den Stein wehte. Dann nahm er seine rote Geißel, trat an den Stein und schlug ihn dreimal. Der rußige Rauch um den Stein kondensierte zu undurchdringlicher Schwärze, aber die Musik ertönte weiter.

Falk sah die Gefährten ratlos an: „Ich habe gespürt, wie die göttliche Kraft durch mich hindurchfloss. Aber sie hat nichts bewirkt."

„Der Nebel ist noch dichter geworden", beobachtete Leira.

„Es ist bekannt, dass die Diener des Namenlosen einen Weg gefunden haben, sich vor dem Wirken der anderen Götter zu schützen. Sonst wären sie längst ausgetilgt worden. So etwas muss hier am Werk sein."

Unschlüssig beratschlagten sie, was nun zu tun sei. Irgendwann nahm Brin den Bannstaub, den er in Norburg gekauft hatte, feuchtete ihn an und schmierte die Paste auf den Stein. Und tatsächlich verschwand der schwarze Nebel.

„Falk, kannst du es noch einmal versuchen?"

„Ich vermag es nicht. Ich bin wie ausgewrungen."

Wütend schlug Brin noch einmal mit seinem Schwert gegen den Stein. Diesmal brach ein kleiner Splitter aus der Oberfläche.

„Nun gut, dann eben mit Knochenfett.“

Im Werkzeug der Orks fand er einen langen Meißel und einen Schlägel und machte sich daran, eine Kerbe in den Felsen zu schlagen, vorsichtig, um ihn nicht zu berühren. Splitter spritzten ab. Bald kam Falk hinzu und half ihm.

„Und wie lange soll das dauern?“, fragte Fanja.

„In ein paar Tagen sind wir fertig. Wir können die Nahrung der Orks essen.“

„Hört lieber auf“, sagte Sibel. „Der Stein ist zufrieden. Tretet mal ein Stück zurück und seht, was ihr getan habt.“

Es waren immer wieder Steinsplitter aus der Oberfläche gesprungen, selbst da, wo sie die Meißel nicht angesetzt hatten. Nun sahen Falk und Brin, dass an den Stellen, wo sie gearbeitet hatte, einzelne Glyphen sichtbar geworden waren. An ihnen war die Klinge des Schwertes abgeglitten, das Gestein um sie herum war abgesplittert.

„Ihr macht sie sichtbar für die ganze Welt.“ Leira stand etwas ab und hatte einen guten Blick auf den Stein. „Ich weiß nicht, ob das gut ist.“

„Ich wette sogar, es ist ganz mies“, sagte Brin.

Abermals berieten sie sich.

Verdrossen sagte Brin: „Es macht mir Angst. Hier geschieht etwas Wichtiges, und wir haben nicht den geringsten Schimmer, was wir gerade tun.“

„Es scheint mir so, als gäbe es nur zwei Möglichkeiten“, sagte Sibel schließlich. „Ihr berührt den Stein und seht, was geschieht. Oder ihr folgt dem Stollen der Orks, und sucht, wonach sie gegraben haben.“

Prüfend blickte Brin sie an: „Bist du wirklich die Sibel, die wir kennen?“

„Vorhin war es mir, als habe eines ihrer Augen purpurn geleuchtet. Ich habe sie genau beobachtet“, sagte Leira.

„Das alles gefällt mir nicht so recht“, sagte Brin. „Trotzdem meine ich, es wäre sicherer, zu graben, als den Stein zu berühren. Haltet ihr anderen Ausschau.“

Brin nahm Spaten und Körbe und stieg in den Graben hinunter, dann betrat er den Stollen, der unter den Stein führte. Der Boden war lehmig und nicht gefroren. Im Stollen war es sogar verblüffend warm und roch nach ... Blut. In dem weichen Untergrund kam er gut voran. Irgendwann löste Assadra ihn ab. Dann stieß Assadras Spaten ins Leere, und ein kalter Windstoß blies ihnen um die Ohren. Assadra hatte einen Hohlraum angestochen. Bald hatten sie die Öffnung so erweitert, dass sie hindurchsteigen konnten.

„Sibel, was macht der Stein?“, rief Brin nach oben.

„Er ist zufrieden.“

„Oh ihr Götter, macht, dass wir gerade nicht einen schlimmen Fehler begangen haben. Sibel, begleitest du Assadra und mich? Wir müssen wissen, was der Stein fühlt. Falk, kommst du mit? Ihr anderen, könnt ihr oben wachen, dass uns nichts den Rückweg abschneidet? Ruft, wenn sich irgendetwas verändert.“

„Um kein Geld der Welt gehe ich in diese engen, namenlosen Gänge“, sagte Falk.

„Dann bleib oben und hab ein Auge auf alles. Seid auf der Hut, wenn wir wiederkommen. Vielleicht sind wir besessen.“

„Bist du sicher, dass das eine gute Idee ist?“, fragte Fanja.

„Ich hoffe. Ich weiß es nicht. Aber hier muss irgendetwas sein, was die Orks gesucht haben.“

Sibel stieg zu ihnen hinunter. Mit brennenden Fackeln zwängten sie sich durch das Loch und fanden sich in einer Kaverne. Die Wände waren über und über mit Kristallen bewachsen. Der Boden war mit schwarzem Sand bedeckt.

„Natürlich gewachsen sind diese Kristalle nicht“, sagte Brin. „Der Boden hier ist aus Lehm.“

Auf der gegenüberliegenden Seite der Kaverne öffnete sich ein Gang. Brin ging langsam darauf zu, Leweschilt in der Hand, als Sibel rief: „Halt! Die Kristalle! Fällt euch denn nichts auf?“

Brin besah sich die Kristalle, dann erkannte er es auch. Die Wände waren mit Rauchquarz bewachsen, aber dazwischen befanden sich immer wieder Fäden eines schwarzen, fettig aussehenden Minerals. Die Fäden formten sich zu Glyphen.

„Kannst du sie lesen, Sibel?“

„Nein.“

„Ist wahrscheinlich besser so.“

Assadra und Brin gingen voran, die Schwerter in den Händen. Die Wände des Gangs waren glatt in den Lehm geschnitten und hart. Es war warm wie in einer gut geheizten Kammer. Der Gang endete in einer runden Halle, von der dreizehn Gänge abgingen wie die Speichen eines Rades. Ein paar Schritte über ihnen musste der Stein sein. Sie markierten den Gang, aus dem sie gekommen waren, mit Ruß.

„Was nun?“, fragte Brin.

Assadra ging in den erstbesten Gang. Er weitete sich allmählich, dann standen sie vor einem Netz aus kreuz und quer gespannten, armdicken Seilen.

„Die sehen aus wie Spinnweben. Zurück!“, befahl Brin.

Der nächste Gang, den sie auswählten, endete in einer runden Kammer. Im Boden war eine kleine Mulde, darin lag so etwas wie ein Ei. Brin stieß sein Schwert hinein. Die Schale platzte auf und eine Art zähflüssiges Eiweiß quoll heraus.

„Der Stein ist nun sehr zufrieden“, sagte Sibel.

„Bei allen Zwölfen, ich habe keinen Schimmer, auf was wir uns hier einlassen“, murmelte Brin.

Unschlüssig stand er da. Dann fiel er auf die Knie und steckte die Fackel vor sich in den Sand. Er zog den Krummdolch aus dem Gürtel, den ihm Assadra vor so langer Zeit zur Initiierung geschenkt hatte,

und ritze sich in den Unterarm. Das Blut rann an seinem Arm hinunter, und er ließ es in die Flamme tropfen, die zu zischen begann. Dann richtete er einen Ruf an die Donnernde: „Die Macht des Namenlosen ist um uns und die Gefahr ist groß. Zeig mir, was dein Wille ist!“

Mit einem Mal tat es einen Donnerschlag. Steine polterten aus der Decke und aus dem Gang traf sie eine Druckwelle.

„Sie hat dich gehört“, sagte Assadra ehrfürchtig.

Mit neuer Gewissheit liefen die drei zum Kreuzungspunkt der Gänge zurück. Aus einem der Gänge kräuselte sich eine dünne Rauchfahne. Diesem Gang folgten sie nun. Auch er war von Spinnweben versperrt gewesen, von denen aber nur angekohlte Reste übrig waren. Der Gang endete in einer Kaverne, in die von oben Tageslicht hereinschien. Die Decke war teilweise eingestürzt, die Trümmer lagen auf dem Boden und hatten eine Tarantel unter sich begraben, die so groß war wie ein Rind.

Vor einer Wand stand ein großer Steinblock, ein Altar, und darauf lag ein Foliant. Brin trat näher und sah, dass der Einband mit Glyphen geschmückt war, die aussahen wie die auf dem Stein und in der Kristallkammer. Ohne zu zögern nahm er das Buch an seinem Rücken und hielt es über die Fackel. Der Einband begann etwas zu schmoren, aber die Seiten widerstanden dem Feuer.

„Versuch es mit einem Feuersegen“, schlug Assadra vor.

Da hörten sie von oben Stimmen. Gegen das Blau des Himmels erschienen in der Öffnung über ihnen die Köpfe von Falk, Leira und Nidaria.

Brin versenkte sich, besann sich auf den Funken in seiner Seele und rief den Herrn Ingerimm an. Plötzlich loderte in seiner Hand eine Flamme, die ihn nicht brannte, die aber gierig auf die Seiten des Buches übergriff. Hungrig leckten die Flammen über das trockene Pergament. Brin legte das Buch auf den Boden und drehte und wendete es mit der Spitze eines Schwertes, bis es vollständig in Flammen

stand. Bald war nur noch ein Häufchen Asche und Kohle übrig, das er in den schwarzen Sand trat.

Da begann es im Gang zu rascheln und zu schaben.

„Hier unten ist irgendetwas“, sagte Sibel, „und es kommt näher.“

„Lasst uns ein Tau herunter! Beeilt euch!“, brüllte Brin den anderen oben zu.

Assadra und er nahmen Aufstellung an der Öffnung zum Gang. Das Schaben wurde lauter und kam näher. Endlich schwebte ein Seil zu ihnen herab, und Sibel hangelte sich nach oben.

Brin sah Assadra an. „Jetzt du.“

„Ich komme zuletzt. Ich klettere besser als du, Brin. Ich will nicht, dass du allein hierbleibst. Beeil dich.“

Brin begann an dem Seil hochzuklettern, was ihm mit seinem Kettenhemd und den Schwertern nicht gerade leichtfiel.

Da erschien in der Öffnung eine riesige Spinne. Zum Glück war der Eingang halb von den Trümmern versperrt und das Tier blieb stecken. Die Spinne strampelte mit den Beinen, um sich durch die Öffnung zu quetschen. Assadra stieß einen Kampfschrei aus und begann, mit wuchtigen Schlägen auf sie einzuhacken. Brin ließ sich fallen und kam ihr zu Hilfe. Er war noch ganz von der Nähe der Donnernden durchdrungen und seine Hiebe hatten eine ungeahnte Kraft und Präzision. Bald hatten sie eines der strampelnden Beine abgehackt (und Brin hatte mal wieder einen Schlag in die Rippen bekommen), als die Spinne sich plötzlich zurückzog. Dafür hörten sie nun das Rascheln vieler Füße.

„Jetzt!“, rief Assadra.

Brin knotete sich ans Seil und die anderen zogen ihn nach oben. Nidaria griff ihm unter die Arme und zerrte ihn über die Bruchkante ins Freie. Hinter ihm kam schon Assadra, und sie waren in Sicherheit.

Die Worte sprudelten nur so aus ihr heraus: „Brin hat die Donnernde angerufen, und sie hat uns einen Blitz gesandt. Sie hat uns

einen Weg zu dem Buch gebahnt und auch einen Weg hinaus.“ Ganz stolz sah sie ihn an. „Du bist ihr sehr nahegekommen.“

Auch Brin war noch ganz erfüllt von der Nähe der Göttin. „Was habt ihr von oben gesehen?“

„Ein Blitz ist eingeschlagen, aus heiterem Himmel, und der Boden ist eingebrochen. Dann wart ihr da unten.“

Fanja war bereits dabei, Falks geweihtes Praiosblumenöl in ihrem Kessel zum Sieden zu bringen. Als es endlich zu rauchen begann, trug sie den Kessel vorsichtig zur Kante über dem unterirdischen Raum. Falk entzündete das Öl mit einem Feuersegen, dann gossen sie es in einem feurigen Strahl auf die krabbelnden Spinnen in der Höhle hinab.

Assadra erzählte die ganze Geschichte wieder und wieder, und Brin war ganz gerührt, wie viel es ihr bedeutete.

Da sagte Sibel: „Aber der Stein ist zufrieden.“

Das holte sie alle schnell in die Wirklichkeit zurück.

„Ich weiß nicht, was wir hier getan haben“, sagte Brin. „Ich werde Marwun um Rat fragen.“

Wieder einmal schickte er den weißen Raben los. Dann machten sie sich in aller Hast daran, den Graben der Orks zuzuschaufeln, damit die Spinnen dort nicht herauskommen konnten. Der Aushub war nicht gefroren, aber als sie endlich fertig waren, ging die Sonne bereits unter, und sie richteten sich auf eine weitere Nacht in der Nähe des Felsens ein.

In dieser Nacht hatte Brin abermals einen Klartraum. Erst roch er Verwesung, dann schob sich Marwuns Gesicht in sein Blickfeld.

„Brin, die sanfte Frau Marbo sei mit dir. Was habt ihr getan?“

Brin erzählte ihm alles.

„Wir haben ein Beben bis hierher gespürt“, sagte Marwun, „und Tionna ist das Blut aus der Nase geschossen. Es war ein schwerer Schlag gegen den Namenlosen.“

„Eine Freundin, die bei uns ist, meint, der Stein der Verdammten sei nun zufrieden. Ich fürchte, dass mit dem kalten Windstoß, der uns entgegengekommen ist, vielleicht etwas aus den Gängen nach draußen entkommen ist.“

Marwun dachte nach. „Eure Tat ist weithin zu spüren gewesen und hat allen Dienern des Namenlosen nah und fern gesagt, wo ihr euch aufhaltet. Möglicherweise ist der Stein deswegen zufrieden. Ihr solltet euch auf einen Angriff gefasst machen.“

„Das werden wir“, sagte Brin. „Noch eine andere Frage: Kennst du die Rabenfrau am Rabenpass durch die Gelbe Sichel?“

„Ich habe von ihr gehört, weiß aber eigentlich nichts von ihr. Warum? Hast du mit ihr gesprochen?“

„Ich denke, sie ruft mich. Ist sie auch eine Dienerin der Frau Marbo?“

„Sie ist eine rätselhafte Gestalt ... Aber ja, ich glaube, sie dient der Tochter oder dem Vater.“

„Wir werden diesen Ort sofort verlassen. Aber die eingebrochene Höhle liegt frei. Was können wir tun, um sie zu sichern?“

„Das kalte Wetter wird den Spinnen überhaupt nicht behagen, und manche werden sterben. Auch mögen sie das Licht der Sonne vermutlich nicht. Ich glaube nicht, dass sie jetzt nach draußen kommen. Wenn ihr einen Diener des Herrn Ingerimm findet, so könnte er die Höhle mit einem Erdstoß verschütten, und ein Diener meines Herrn könnte den Ort verhehlen.“

Sie verabredeten noch Warnungen und Zeichen, wie Brin sie mit Brianna vereinbart hatte, dann endete der Traum. Brin war im Nu hellwach und weckte die anderen.

„Wir müssen sofort aufbrechen.“

„Warum? Was ist los?“, fragten sie schläfrig.

„Marwun ist mir im Traum erschienen. Als wir das Buch verbrannt haben, hat er es bis zu sich gespürt. Tionna hat Nasenbluten

bekommen. Jeder Diener des Namenlosen nah und fern weiß nun, wo er uns finden kann. Vielleicht ist der Stein deshalb zufrieden. Wir müssen schnellstens weg von hier."

Alle begannen sogleich, die Sachen zusammenzupacken.

„Ich werde nicht mit euch kommen", sagte Brin. „Ihr müsst in Travingen ein paar Tage auf mich warten."

Assadra sah ihn alarmiert an. „Wo willst du hin?"

„Ich muss zum Kloster am Rabenpass."

„Wegen der Rabenfrau, die dir in der letzten Nacht erschienen ist? Denk daran, unsere Gruppe darf sich nicht trennen. Wir werden mit dir kommen."

„Die Rabenfrau hat nur mich gerufen, und wir haben nicht genug Proviant für alle."

„Dann komme ich mit."

„Die anderen brauchen deinen Schutz. Es kann gut sein, dass ihr angegriffen werdet."

„Und du willst allein reisen?"

Assadra war nun wirklich außer sich. Brin konnte es gar nicht verstehen.

„Hör mir zu", sagte er. „Die Diener des Namenlosen glauben uns auf dem Weg nach Travingen, nach Süden. Ich gehe allein nach Norden, und Nidarias Segen wird meine Spur tarnen, für den ersten Tag. Bis zur Nacht werde ich vierzig Meilen von hier weg sein."

„Und was ist mit den Orks?"

„Nidaria kann mir erklären, welchen Rückweg die Orks wahrscheinlich eingeschlagen haben, und ich werde weit ausweichen."

„Und was willst du essen?"

„Ich nehme einen der beiden Schlitten. Ihr könnt mir jeder eine Ration abgeben, die braucht ihr nun nicht mehr. Und ich werde mich aus dem Proviant der Orks bedienen."

„Aber warum willst du unbedingt dorthin?"

„Die Rabenfrau hat mich gerufen, und ich glaube, dass ich dort etwas erfahren werde, was wichtig ist. Außerdem stehe ich in der Schuld der Frau Marbo. Bedenke, mein Weihename lautet: *Chada al'Maha Bor, Marbos Schwert*. Es soll meine Sühne sein, weil ich Fianher getötet habe. Und noch ein Letztes: Erinnerst du dich an die Weissagung, wir sollen uns vor den Kindern des roten Löwen hüten? Du hast geglaubt, ich sei gemeint. Man kann es so verstehen, dass unsere Kinder eine Gefahr werden, wenn ich zu einem roten Löwen werde, also nur noch der Frau Rondra folge und die Frau Marbo vernachlässige."

Darauf wusste Assadra nichts mehr zu sagen.

Während die anderen die Zelte zusammenrollten, ließ Brin sich von Nidaria in aller Eile den Weg erklären und machte sich ein paar Skizzen von Landmarken, die sie ihm beschrieb. Dann küsste er Assadra lange und innig.

„Hab acht auf die anderen. Lass dich nicht mit Männern mit purpurnen Augen ein. Die Göttin sei mit dir."

„Und mit dir."

„Wir sehen uns in zwei Wochen in Travingen. Am Abend des zehnten Phex sollte ich wieder zurück sein, vielleicht etwas früher."

Assadra blickte ihn an, als sei sie sich nicht sicher, ob sie sich wiedersehen würden. Brin musste sich einen mächtigen Ruck geben, dann nahm er das Seil des Schlittens und marschierte entschlossen Richtung Nordost.

Er ging schnell und kam gut voran. Er war schon einige Stunden unterwegs, als rot die Sonne aufging. Vor ihm erhoben sich violette Wolkentürme, die bis zum Dach des Himmels zu reichen schienen. Es sah großartig aus, aber verhieß neuen Schnee, und zwar viel davon. Eilig ging er weiter, er wollte einen guten Tagesmarsch zwischen sich

und den Stein bringen. Die Wolken vor ihm wurden dunkler, und bald kam Wind auf.

Um die Mittagszeit gab er es auf und begann, sich nach einem sicheren Unterschlupf umzusehen. Der kalte Wind blies ihm Schneeflocken ins Gesicht, und ehe er sich versah, befand er sich in einem Schneegestöber, in dem er nicht weiter sehen konnte als einige wenige Schritte. Schließlich kam er an eine kleine Mulde. An einer Kante war der Schnee vom Wind zu einer steilen Wehe aufgetürmt worden.

Brin holte den Spaten hervor und begann ein Loch zu graben, erst schräg nach unten, dann waagerecht. Zunächst rutschte der Schnee nach, aber bald kam er in älteren Schnee, der fest hielt. Er grub eine anderthalb Schritt tiefe Röhre und kroch hinein. Dann hob er neben seiner Liegefläche einen tiefen Graben für Schmelzwasser aus. Das war schnell getan.

Schließlich lag er zusammengekauert in dem Loch und horchte auf den draußen heulenden Wind. Die Eingangsöffnung hatte er halb mit Schnee versperrt und seinen Rucksack davorgelegt. Der große Schlafsack war bei Assadra geblieben und so blieben ihm nur zwei Decken. Es war wärmer als in dem eisigen Wind, auch weil er seine kleine Tranlampe anzündete. Aber bald begann es von unten her feucht zu werden. Es dauerte nicht lange, und er begann zu frieren. Trotzdem war er ganz zufrieden. Um Orks oder Diener des Namenlosen brauchte er sich wohl keine Sorgen zu machen, denn in dem Sturm würde niemand seine Spuren finden. Er dachte an Assadra und die anderen, aber was sollte ihnen mit einer Dienerin der Ifirn schon zustoßen?

Es wurde eine üble Nacht. Schon bald fror er erbärmlich und er hatte Sorge, verschüttet zu werden oder zu ersticken. Am Morgen kroch er aus der Höhle, zitternd und mit klappernden Zähnen. Der Sturm war abgeflaut, aber die Gegend war nicht wiederzuerkennen.

Brin grub den Schlitten aus, steckte eine Portion seiner gefrorenen Nahrung in den Pelz, um sie aufzutauen, und machte, dass er weiterkam.

Die Wanderung war mühsam, und Brin hinterließ in dem Neuschnee tiefe Spuren, denen ein Blinder mit einem Taststock hätte folgen können. Gegen Mittag wurde das Wetter wieder schlechter, und als er rechts von sich kahle Baumwipfel sah, ging er darauf zu und stand bald am Rand einer tiefen Senke, in der sich ein kleines Wäldchen gehalten hatte.

Vorsichtig suchte er sich einen Weg nach unten und war bald ins Tal hinabgelangt. Es ging sanft weiter bergab, und bald stand er an einer lehmigen Wand, in die jemand eine tiefe Nische gegraben hatte, die von Schnee frei geblieben war. Es sah trocken aus, und der Wind hatte altes Laub hineingeweht. Davor waren Reste einer Feuerstelle zu erkennen.

Er wollte gerade in die Nische kriechen, da sah er in der dunklen Ecke ein Stoffbündel und Beine in Stiefeln. Erschrocken zuckte er zurück und rief, aber nichts rührte sich. Er stieß die Füße an. Sie waren steif. Als er sich in die Nische beugte, erkannte er einen Elfen. Dort, wo seine Kehle war, klaffte ein tiefer, langer Schnitt. Um ihn herum war eine dunkle, gefrorene Lache. Gepäck fand Brin keins.

Über der Senke pfiff schon wieder ein Schneesturm. Es war der beste Lagerplatz weit und breit, und so sprach er ein Gebet zum Herrn Boron, zog den Toten aus der Nische, bettete ihn halbwegs ordentlich in den Schnee und kroch selbst in den Schutz hinein. Es war schon wieder grau und kalt, und er wagte es nicht, ein Feuer zu machen, deswegen nahm er sich die Decke des Toten. Sie war dünn, aber musste mit einem Zauber belegt sein, denn sie wärmte ihn ganz wunderbar.

Brin war erschöpft und wusste, dass er diese Nacht nicht würde wachen können. So vertraute er auf sein Glück, befahl seine Seele der

Frau Rondra und der gütigen Frau Marbo, schloss die Augen und war bald eingeschlafen.

Die morgendliche Kälte weckte ihn. Er faltete die Decke des Elfen längsweise, breitete sie in der Nische aus und bettete den Toten darauf. Dann sprach er einen Segen über ihn und brach auf. Seine Beine fühlten sich schwach und wackelig an, und er hatte Mühe, aus der Senke nach oben zu kommen.

Der Sturm war abgeflaut und Brin ging nun geradewegs nach Norden. Um die Mittagszeit sah er am Horizont eine dunkle Waldkante und hielt von nun an Ausschau nach den Stangen, die den Karawanenweg von Norburg nach Gerasim kennzeichnen sollten. Dann endlich ragte einige Hundert Schritte vor ihm eine einzelne rot angemalte Stange aus dem Schnee. Brin fiel ein Stein vom Herzen. Er bog nach Westen ab und fand nach gar nicht langer Zeit die nächste Stange.

Am späten Nachmittag rückte von Norden der Wald an den Weg heran, und so bog er ab und zog den Schlitten in den Wald hinein. Er fand eine große Tanne mit dichten, tief hängenden Zweigen, unter denen er Schutz finden würde. Es war ein guter Platz und er wagte, ein kleines Feuer anzuzünden und zu kochen. Bald sammelten sich Krähen in den Ästen um ihn herum, was ihm ein gutes Omen zu sein schien. Er fütterte sie mit Orknahrung, dann schlüpfte er unter das dichte Geäst der Tanne.

„Warnt mich, wenn sich etwas nähert“, bat er die Vögel, dann war er eingeschlafen.

Am nächsten Tag begann das Land anzusteigen, und Brin sah vor sich Berge. Der Weg war nun mit Steinpyramiden gekennzeichnet, die man auch im Schnee gut sehen konnte. Der Abend fand ihn auf halber Höhe an einen weiten Talkessel, dessen Eingang mit einer

Trockensteinmauer auf die Breite eines Wagens verkleinert worden war, ein Lagerplatz der Karawanen.

Brin zog sich unter einen Überhang in eine Ecke des Lagerplatzes zurück und bereitete sein Lager. Dann fütterte er die Krähen, die ihn den ganzen Tag begleitet hatten, und legte sich zum Schlafen.

Mitten in der Nacht wachte er auf. Der Lagerplatz war von einem geisterhaften Licht erfüllt. Er wollte sich erheben, doch seine Glieder waren wie gelähmt.

Vier große, runde Zelten standen da, mit mannshohen Wänden und flachen, kegeligen Dächern. Auf der Seite grasten Tiere. Einige rothaarige Männer in Lederkleidung saßen vor einem der Zelte und berieten. Sie sahen krank aus. Eine Frau mit einem Wassereimer kam ihm nahe, sah ihn jedoch nicht. Die Säume ihres Kleids waren reich bestickt, aber ihre Wangen waren hohl und ihre Nase stach spitz aus ihrem Gesicht. Ihre gelben schräg stehenden Augen lagen tief in den Höhlen und Brin fand, dass der Tod sie bereits gezeichnet hatte. Sie ging zu einem der Rundzelte. Ein Mann bückte sich unter der Türöffnung nach draußen. Er war groß und rothaarig und war über und über tätowiert wie die Thorwaler. Er war der Einzige von ihnen, der gesund aussah. Brin konnte die Augen nicht von den Leuten abwenden, von ihm nahm jedoch niemand Notiz.

Irgendwann musste er eingeschlafen sein, denn plötzlich war es helllichter Tag. Brin war starr vor Kälte. Von dem Lager war nichts zu sehen, die glatte Schneedecke zeigte keinerlei Spuren außer den seinen. Der Krähenschwarm war verschwunden. Ihm fiel ein, dass es der Geburtstag von Halman und Azila war, und mit einem Mal wurde er sehr wehmütig.

Gegen Mittag erreichte er die Passhöhe. Neben der Straße ragten dick verschneit die Reste großer Mauern auf. Brin zog den Schlitten zwischen die Mauern und begann die Ruinen zu erkunden, vorsichtig,

um nicht in irgendwelche Löcher zu fallen, die sich vielleicht unter dem Schnee auftun mochten. Hier gab es kein Zeichen von Leben, keine Behausung und auch keine Rabenfrau.

Etwas ratlos aß er erst einmal zum Mittag. Er zog den Schlitten vor eine Steinmauer, die von der Sonne beschienen war und ihm Schutz nach Norden bot. Dann setzte er sich darauf und packte seinen Mundvorrat aus. Ein großer Rabe landete vor ihm und ließ sich ein paar Happen zuwerfen.

Mit einem Mal stand er auf einem Buckel etwas oberhalb der Passhöhe. Unzählige Male sah er, wie das Land unter ihm sich mit Schnee bedeckte und anschließend wieder ergrünte. Dann kamen einige Reiter zum Bergsattel herauf. Sie waren größer und schlanker als Menschen und ritten prächtige Grauschimmel. Gewandet waren sie in silbergraue Umhänge oder weiße Pelze. Sie stiegen von ihren Pferden ab und nahmen Aufstellung um vier mächtige Felsbrocken. Als sie ihre Kapuzen zurückschlugen, sah Brin ihr langes weißblondes Haar. Das mussten Elfen sein, aber sie waren viel reicher gekleidet als ihre Vettern in Donnerbach.

Sie begannen zu singen. Es war eine komplizierte, mehrstimmige Melodie, die die Felsen zum Mitklingen brachte. Lange dauerte ihr Sang, und unter der Melodie begannen sich die Felsbrocken zu verändern. Sand rieselte von ihnen herunter und sie schienen sich zu strecken. Dann traten aus dem Stein Standbilder hervor, als hätten sie darin geschlafen. Es waren zwei Elfen und eine schlanke Frau mit dem Kopf eines Luchses. Außerdem entdeckte Brin einen liegenden Drachen. Ein Elf trat aus dem Kreis der Sänger hervor und hob große weiße Edelsteine empor, die er den Standbildern als Augen einsetzte. Zwischen den Statuen lag wie ein Altar ein riesiger Steinblock. Auf ihn legten die Elfen einen klaren blauen Stein, groß wie eine Faust,

den sie aus einer kleinen edelsteinbesetzten Truhe nahmen. Der Stein sprühte Lichtblitze.

Im nächsten Moment sah Brin eine weite Ebene unter sich, flach wie ein ruhiges Meer, aber bedeckt von Schnee und Eis. Die Sonne ging auf und in der Ferne erblickte er Segel, die näherkamen. Bald erkannte er Segelschlitten, die zum Fuß der Klippe steuerten, auf der er stand. All das sah er viele Male. Zuletzt sah er einen einzelnen großen Eissegler, den anderen weit voraus, dessen Segel das Symbol der geflügelten Sonne trug.

Abermals stand er auf der Erhebung über den Standbildern. Wieder und wieder fiel Schnee und das Land ergrünte. Eine einzelne Elfe kam zu dem offenbar heiligen Ort. Doch die Statuen waren nun verwittert und stumpf. Die Elfe zog ein müdes Pferd hinter sich her, ihre Kleidung war geflickt und abgeschabt. Sie ging zu dem verwitterten Altar, nahm den blauen Stein, hüllte ihn ein Tuch und steckte ihn ein.

Plötzlich fand Brin sich in der warmen Sonne wieder. Neben ihm stand der Schlitten. Der Rabe, den er zuvor gefüttert hatte, sah ihn nun aufmerksam an.

„Das ist wahrlich ein Ort des Herrn Boron, der mir hier seltsame Träume schickt“, sagte Brin zu dem Tier. „Sag mir, war es dieser Traum, weswegen ich hierher gerufen wurde?“

Da flog der Rabe auf. Er ließ sich von den Aufwinden tragen und stieg in großen Kreisen höher und höher in den klaren blauen Himmel. Brin blickte ihm lange nach. Da sah er, wie der Vogel nach Norden abstrich und zu einer einzelnen schwarzen Klippe flog, die aus dem Bergkamm herausragte wie ein langer Eckzahn. Ihre dunkle Farbe stach aus dem grau der umliegenden Felsen hervor, und Brin wunderte sich, dass sie ihm nicht schon vorher aufgefallen war.

Im Licht der hinter ihm stehenden Sonne schien sie ihm zum Greifen nah, und so machte er sich auf den Weg den Hang entlang. Es war anstrengend und die Klippe war weiter weg, als er gedacht hatte. Als er an ihrem Fuß stand, waren zwei Stunden vergangen, und die Sonne neigte sich bereits.

Als Brin an der Felswand hinaufblickte, sah er, dass sich hoch über ihm ein waagerechtes Felsband über die Wand zog. Der Felsen sprang hier zurück und bildete einen Absatz, den irgendjemand erweitert und mit einer glatten, gut gefügten Mauer und zwei Reihen Fensteröffnungen ausgebaut hatte. Der Bau erinnerte ihn an ein Schwalbennest. Dies musste das Kloster sein.

Brin ging die Klippe entlang, aber ein Eingang war nicht zu sehen. Unschlüssig stand er da. Schließlich nahm er sein Horn hervor und blies. Nichts regte sich über ihm, aber er glaubte, in der Ferne einen Schwarm großer Vögel zu sehen, der in seine Richtung schwenkte.

Assadra wäre es unter Umständen gelungen, die Klippe zu erklimmen und sich durch eine der Fensteröffnungen zu hangeln, aber Brin konnte bei Weitem nicht gut genug klettern. Und wenn er in dieser menschenverlassenen Gegend abstürzte, so konnte er nur hoffen, dass die nächtliche Kälte ihm einen schnellen Tod bereiten würde, wenn nicht der Sturz ihn umbringen würde.

Schließlich wagte er doch einen Versuch, er verlor jedoch bald den Halt und stieß sich schmerzhaft die Knie, als er den Felsen hinunterrutschte.

Aber es half nichts, irgendwie musste er hinein. Nach einer kurzen Verschnaufpause riss er sich zusammen und riskierte einen weiteren Anlauf. Er holte sein Seil hervor und hängte sich die Rolle quer über die Schulter. Seinen Rucksack und die Schwerter band er mit einer langen Schnur zusammen. Das andere Ende knotete er an seinen Gürtel.

Er bat die Donnernde um ihren Segen und kletterte langsam an einer leichteren Stelle die Felswand hinauf. Endlich war er auf der Höhe des Bandes. Er balancierte den schmalen Absatz entlang, die Augen starr auf den Horizont gerichtet, bis er die Mauer erreicht hatte, die über die Klippe hinaus vorsprang. Die Steine waren ordentlich behauen und gut gesetzt. Sie war zu glatt, da war nichts zu machen. Er kehrte um und kletterte die Klippe weiter nach oben zu einem zweiten Felsband, das über die Anlage führte.

Hier knotete er das Seil fest. Sein Magen krampfte sich zusammen, aber er dachte, dass es ihm nicht vorbestimmt sei, ausgerechnet hier zu sterben. Dann ließ er sich am Seil hinab zu den Fenstern.

Er hatte den halben Weg hinter sich gebracht, da flatterte plötzlich eine Harpyie neben ihm. „Wer bist du? Soll ich dich zwicken und zwacken?“

„Es würde wohl unser beider Tod sein“, erwiderte Brin. „Wer wohnt hier?“

„Der Tod.“

Damit flatterte sie etwas von ihm weg. Einen Moment lang hing Brin im Leeren, vor ihm die obere Fensterreihe. Es gelang ihm, ein Bein in eine der Fensteröffnungen zu bekommen, und schon war er drinnen. Vor Erleichterung begann er zu lachen und zu johlen. Als er sich wieder gefangen hatte, holte er die Schnur ein, an der sein Rucksack und seine Schwerter hingen, und zog alles zu sich herauf.

Er war gerade fertig, da landete der Harpyienschwarm, den er aus der Ferne gesehen hatte, und machte sich über den Schlitten und den Proviant her. Machtlos musste Brin zusehen, wie sie seine Vorräte fraßen oder besudelten, den Schlitten zerbrachen und schließlich mit seinen Skiern und mit meckerndem Gelächter davonflogen.

Dennoch war er einigermaßen zufrieden. Er war endlich in dem Schwalbennest, hatte seine Waffen und den Rucksack mit den Decken, seinem Wanderbuch und etwas Kleidung.

In der Kammer, in der er sich befand, stand ein hölzernes Bettgestell, ansonsten war sie leer. Eine Holztür führte auf einen Flur. Von dort gingen viele Türen ab, die zu Kammern wie der führten, durch die er eingestiegen war. An beiden Enden machte der Flur einen Knick und führte in den Berg hinein.

Brin nahm Leweschilt, entzündete ein Licht und folgte dem Gang. Er fand noch weitere Kammern, dabei auch eine, die ihm bewohnt schien. Ein Strohsack und Decken lagen auf dem Bettgestell, Waschschüsseln standen auf einem kleinen Tisch, und an Wandhaken hingen Frauenkleider.

„Den Zwölfen zum Gruße!“, rief er. „Ich bin Brin, ein Diener der Frau Rondra. Ich komme in Frieden und will euch nichts tun. Zeigt euch!“

Nichts rührte sich. Der Flur folgte in etwa den Seiten eines Quadrats, auf seiner Außenseite lagen Schlafkammern. Nur an seiner südlichen Ecke, wo der Bau weit über die Klippe hinaussprang, lagen eine Küche, ein Speisesaal und etwas weiter eine Reihe von Aborten.

Bald führte der Flur abermals um eine Ecke, und Brin fand sich an seinem Ausgangspunkt wieder. Auf seinem Rundgang hatte er keine Menschenseele gesehen.

Auf der Innenseite des Flurs hatte er ein großes Portal gefunden, welches jedoch verschlossen war. Außerdem gab es noch einen Gang, der vom Flur abzweigte und in den Berg hineinführte. Diesen Weg schlug Brin nun ein.

Er führte an mehreren großen Gewölben vorbei, kühlen Vorratskammern, die bis auf die erste und die letzte leer waren. In der ersten standen ein paar Säcke mit Roggen, auf einem Regal lagerten Käselaibe, Tonkrüge und Flaschen. Bündel von Zwiebeln und Würzkräutern hingen von Stangen unter der Decke. Die letzte Vorratskammer war staubig und hier standen Körbe mit Holzkohle.

Der Gang endete an einer breiten, ausgetretenen Wendeltreppe. Wachsam ging Brin sie hinunter. Als er auf der Höhe der unteren Fensterreihe war, traf die Wendeltreppe auf zwei Gänge.

Brin ging zuerst in die Richtung, in der er die Fenster vermutete, und kam an ein hölzernes Tor, in das viele Rabenvögeln geschnitzt waren. Es ließ sich öffnen, und Brin blickte in eine große, düstere Halle. Die Fensteröffnungen hier waren mit geöltem Pergament bespannt und ließen nur wenig trübes Licht ein. Im Halbdunkel sah Brin die mannsgroße Statue eines Raben, der den Schnabel drohend vorgereckt, die Flügel aber halb ausgebreitet hatte, als ob er seine Jungen hudern wollte.

Neben dem Tempelraum lag ein Erker. Darin fand sich ein Handhaspel mit einem langen Seil, an dem ein großes Fass zum Fuß der Klippe hinuntergelassen werden konnte.

Mehr gab es hier fürs Erste nicht zu sehen, und so machte Brin kehrt und folgte dem Gang in die andere Richtung, vorbei an der Wendeltreppe und in den Berg hinein. Es war ein langer Gang, eben und mit einer ganz leichten Krümmung, der ohne Verzweigung durch die Klippe hindurchführte und an einem Balkon endete, hoch in einer Felswand, von dem aus man ein weites Tal überblickte.

Brin kehrte um, ging zurück zur Wendeltreppe und machte sich daran, die übrigen Etagen zu erkunden. Weiter unten lag nur noch eine große Zisterne. Zuletzt stieg er die Wendeltreppe ganz nach oben. Nach etwa zweihundert Stufen kam er auf ein Hochplateau.

Neben die Treppe hatte jemand einen kleinen, halb offenen Unterstand gebaut, um den herum Ziegenmist lag. Ein Trog enthielt sauberes Wasser, und etwas weiter entfernt stand eine kleine Feldscheune. Es gab hier oben also Tiere, und sie wurden versorgt.

Es dunkelte, weswegen Brin wieder hinab ins Kloster stieg. Er bezog die nächste Kammer neben der, die bereits bewohnt war, legte seine Decken bereit und zog ein sauberes Gewand an. Dann schloss

er die Tür, legte den Riegel vor und machte es sich auf dem Bett gemütlich.

Er musste eingenickt sein, aber plötzlich war er hellwach und sah Licht durch die Ritzen in seiner Tür schimmern. Von draußen hörte er schabende, kratzende Geräusche. Unwillkürlich musste er an große Insektenbeine auf Steinboden denken. Er gürtete Leweschilt, was nicht ganz geräuschlos ging, dann nahm er sein Licht, öffnete die Kammertür und rief: „Guten Abend, den Zwölfen zum Gruße! Hier ist ein müder Wanderer. Ich komme in Frieden. Habt keine Angst und zeigt euch!“

Doch er hörte nur das kratzende Geräusch, das sich schnell zum Licht entfernte, das von der Küche her schien. Langsam ging Brin darauf zu. Das Refektorium war hell erleuchtet, so klopfte er an den Türrahmen, trat ein und verbeugte sich.

Auf der anderen Seite des Tisches stand eine seltsame Gestalt. Es war eine Frau, deren Körper von struppig wirkenden schwarzen Federn bedeckt war. Auch anstatt der Haare hatte sie Federn. Sie hatte drei Teller und Becher an die eine Ecke des langen Tisches gestellt. Nun wich sie zurück an die Wand, und er sah, dass sie anstatt Unterschenkeln Vogelfüße mit kräftigen Krallen hatte.

„Ich bin Brin, ein Diener der Frau Rondra. Sprichst du meine Sprache?“

Sie legte sich die Handfläche auf den Mund und sah gespannt und ängstlich aus. Deswegen winkte er ihr, ihm zu folgen, und ging langsam zu dem Rabentempel in der unteren Ebene. Hinter sich hörte er das Kratzen und Klicken ihrer Krallen.

Im Tempel fiel er auf die Knie und dankte dem Rabengott dafür, dass seine Diener ihn zu diesem seltsamen Ort geführt hatten. Die Rabenfrau beobachtete ihn erleichtert, wie es ihm schien. Sie kam zu ihm und verharrte vor der Rabenstatue.

Brin kannte sich in den Riten des Schweigsamen nicht gut aus, aber er sah, dass sie seine Gesten nachzuahmen versuchte.

Schließlich winkte sie ihn zurück in den Speisesaal. Sie schob einen Teller vor ihn, einen Becher mit Wasser und einen Becher mit Milch. Es war kalte Ziegenmilch, und sie schmeckte köstlich. Sie selbst trank auch davon. Darüber hinaus gab es eine Karaffe mit Wein, die Brin jedoch nicht anrührte.

Sie brachte ihm warme Pfannkuchen, getrocknete Pflaumen, Käse und einige Mäuse.

Etwas zweifelnd betrachtete er die Mäuse. Die Rabenfrau nahm sich eine und verspeiste sie mit sichtlichem Behagen. Brin deutete zur Küche und nahm drei der Mäuse mit dorthin. Er trennte den Mäusen die Köpfe ab, holte ihre winzigen Innereien heraus und ging zur Herdglut. Die Rabenfrau verstand sofort, nahm ihm die Mäuse ab und briet sie in einer großen Kelle.

Brin musste sagen, sie schmeckten gar nicht schlecht, auch wenn nicht viel dran war. Er zerkaute sie einfach am Stück, was jedoch dazu führte, dass ihm nachher die feinen Knöchelchen zwischen den Zähnen klemmten. Trotzdem blieb er am Ende bei den Pfannkuchen.

Die Rabenfrau blickte immer wieder auf den Platz, der frei geblieben war.

„Wen erwarten wir noch?“, fragte Brin.

Sie zuckte nur die Schultern. Irgendwann räumte sie den dritten Teller und den einzelnen Becher weg. Es war mittlerweile tiefe Nacht. So erhob Brin sich, dankte und verbeugte sich und ging zurück zu der Kammer, die er inzwischen als die seinige betrachtete.

Die Rabenfrau folgte ihm und brachte ihm noch einen Strohsack, den sie auf das Bettgestell legte, ein paar Decken und eine Kanne mit Wasser. Sie bedeutete ihm, den Riegel vorzulegen, dann ließ sie ihn allein. Brin legte sich nieder. Er hatte es warm, fühlte sich sicher und schlief sofort ein.

Brin erwachte erst, als die Sonne hoch am Himmel stand, und er fühlte sich frisch und ausgeruht. Von der Rabenfrau war nichts zu sehen, und so sah er sich noch einmal gründlich im Kloster um. Das Portal auf der oberen Ebene, das am Tag zuvor verschlossen gewesen war, war nun bloß angelehnt. Neugierig trat Brin ein und entzündete den Leuchter, der von der Decke hing.

Der Raum war unregelmäßig geformt und wirkte wie ein erweiterter Spalt in dem schwarzen Gestein, aus dem die Klippe bestand. Er schien ihm älter zu sein als der Rest der Anlage. Schöne, elfisch aussehende Wandbehänge bedeckten die Wände. Der Boden war mit dunklen Steinplatten belegt. In einer Wandnische befand sich ein großer Schrank mit schweren Folianten.

Es gab mehrere Lesepulte, und auf einem lag ein offenes Buch. Neugierig trat Brin näher. Es schien ihm eine Art Chronik oder Liste zu sein. Zu Anfang der Zeilen standen Zeichen, die sich stetig wiederholten, Zahlen vielleicht, dann kamen Worte in einer feinen, ihm unbekannten Schrift. Der letzte Eintrag war noch blass und roch nach frischer Tinte.

Er ließ alles so, wie er es vorgefunden hatte, und ging zum Tempelraum. Draußen schien die Sonne, aber in der Halle war es selbst zur Mittagszeit dämmrig. Die Wände bestanden aus dem dunklen Stein der Klippe. Nur die Südwand war verputzt und mit allerlei Getier bemalt, meistens Rabenvögel und verschlungene Muster, die ihn an die Tätowierungen der Thorwaler gemahnten. Die Rabenstatue, das sah er nun, trug eine Kette mit einem Medaillon um den Hals. Um sie herum waren einige Räucherbecken verteilt. Zudem gab es ein Stehpult und einige bronzene Liegen entlang der Wände. Ansonsten war die Halle leer.

Von der Rabenfrau war nichts zu sehen und zu hören, und so legte er sich auf eines der Ruhelager, um die Gabe zu genießen, die der Herr Boron allen Geschöpfen gebracht hatte*.

Brin hatte einen verstörenden Traum. Wieder war er in Marwuns Haus, Tionna hielt ihn im Arm und versuchte ihn zu trösten, weil irgendetwas so Schreckliches geschehen war, dass sein Geist sich weigerte, bei dem Gedanken daran zu verweilen.

Als er erwachte, saß er eine lange Zeit einfach nur da, hing dem Traum nach und brütete. Mit einem Mal konnte er es gar nicht erwarten, zu Assadra zurückzukommen.

Schließlich besah er sich die Hebekunst in dem Erker nebenan. Es war ein großer Zuber, der an einem dicken Seil hing, welches um ein Rad an der Decke des Erkers lief. Von dort ging es zu einem Handhaspel, wie ihn die Bergleute verwendeten. Die Lager waren Eisenzapfen in einem harten Holz, das er nicht kannte. Der Haspel besaß ein großes Rad mit einem Kranz von Zähnen, in die man eine Sperrklinke einsetzen konnte. Das Seil machte einen guten, stabilen Eindruck, aber die Lager waren trocken. Brin holte sich Lappen und Talg aus der Küche und machte sich daran, alles ordentlich zu schmieren. Bald war der Lappen braun von Rost, aber der Haspel lief gut und ohne zu quietschen.

So ging der kurze Wintertag vorbei. Wenn Brin zum angegebenen Tag in Travingen sein wollte, so musste er morgen aufbrechen. Aber er hatte nichts erfahren und wusste immer noch nicht, welchen Zweck sein Besuch in diesem Kloster haben sollte.

Letzten Endes ging er noch einmal in den Tempel, entzündete das Räucherwerk, kniete sich vor die Statue und betete zum Herrn Boron und zu seiner Tochter.

---

* Den Schlaf

Er leerte seinen Geist, wie er es in seinem Noviziat gelernt hatte, und mit einem Mal kamen die Erinnerungen an jenen Tag vor anderthalb Jahren, als er die Weihe empfangen hatte, wieder hoch. Abermals saß die Löwin vor ihm, die ihm zwölf Fragen stellte und ihn anschließend fragte, ob er ihr Zeichen tragen wolle.

Zur Abendzeit hörte er das Scharren von den Krallen der Rabenfrau und sie trat in den Tempel. Er erhob sich und streckte seine Beine. Nachdem sie eine Weile still verharrt hatte, nahm sie ihr Licht und winkte ihm, ihr zu folgen.

Im Refektorium wartete ein leckeres Mahl mit Käse, dicker Milch, Brot und mit Traubensirup gesüßtem Hirsebrei. Es gab kein Fleisch, außer einigen gebratenen Wühlmäusen. Wieder blieb der dritte Platz leer. Er fragte die Rabenfrau, und sie schien Worte aus der gemeinsamen Sprache zu verstehen, aber sie antwortete nicht.

Nach dem Mahl ging Brin zu seiner Kammer. Wieder bedeutete ihm die Rabenfrau, den Riegel vorzulegen.

Er war noch nicht eingeschlafen, da hörte er eine helle Stimme. Er legte seinen Wappenrock an, gürtete Leweschilt und trat auf den Flur. Vom Refektorium her schien Licht. In der Küche hantierte die Rabenfrau. Die Tür zur Bibliothek war nur angelehnt und helles Licht schien heraus.

So klopfte er und trat ein. Am Schreibpult stand eine Elfe. Sie war fast einen Kopf größer als er, schlank, hatte blassbraune Augen und langes, rötliches Haar mit schwarzen Strähnen darin. Ihre Kleidung war aus Wildleder und sie trug dünne Handschuhe. Als sie ihn sah, trat sie vor, und für einen Augenblick bekam ihr Gesicht etwas Katzenhaftes. Fast meinte Brin, lange Eckzähne hervorblitzen zu sehen. Unwillkürlich zuckte er etwas zurück.

„Den Zwölfen zum Gruße!“

„Wer bist du?“, fragte sie mit melodischer Stimme.

„Mein Name ist Brin Chada al'Maha Bor von Zorgan. Ich bin ein Diener der Himmelslöwin. Mein Seelentier jedoch ist der weiße Rabe."

Brin trat auf sie zu und streckte ihr die Hand entgegen, doch sie reagierte nicht darauf.

„Vielleicht würdest du dich anstecken", sagte sie. „Du vertraust uns mit deinem vollen Namen?"

„Wer seid Ihr, wenn Ihr es mir sagen wollt?"

„In deiner kurzen Sprache kannst du uns Feyala nennen. Das heißt, falls wir dich nicht töten. Dieser Ort ist allen Besuchern verboten. Nun sage uns, warum bist du hierhergekommen?"

„Die Rabenfrau ist mir im Traum erschienen und hat mich gerufen."

Die Elfe begann die Rabenfrau, die inzwischen nähergekommen war und ihrem Wortwechsel gelauscht hatte, in einer Sprache, die Brin nicht kannte, anzufauchen. Die Rabenfrau verschwand blitzartig im Refektorium.

„Seid nicht böse auf sie", bat Brin. „Möglicherweise hat sie richtig gehandelt."

Feyala wandte sich ihm zu. „Sie war es nicht, die dich gerufen hat."

Brin hatte das Gefühl, dass sie gleich die Beherrschung verlieren würde. Möglichst unauffällig legte er die rechte Hand an Leweschilts Griff.

Die Elfe atmete ein paar Mal tief ein, dann sagte sie: „Erkläre uns, warum du hierhergekommen bist. Warum du wirklich gekommen bist."

„Ich habe geschworen, der Himmelslöwin zu dienen, aber mein Seelentier ist ein weißer Rabe. Die Diener der Frau Marbo und des Herrn Boron sind immer freundlich zu mir gewesen, und ich bin ihnen verpflichtet. Wenn ich meinen Weihenamen in die gemeinsame

Sprache übersetze, so lautet er *Das Schwert Marbos*. Ich habe eine Blutsäuferin getötet, der es womöglich bestimmt gewesen wäre, eine von Marbos Dienerinnen zu werden. Da wollte ich den Ruf der Rabenfrau nicht missachten, selbst als er mich allein in die Wildnis führte."

„Aber was erhoffst du dir von dem Aufenthalt hier?"

„Meine Freunde und ich suchen das Ewige Licht des Herrn Praios. Ich hatte erwartet, hier einen Hinweis für unsere Suche zu erhalten."

Feyala wurde immer erregter. „Wir kennen kein Ewiges Licht. Was ist es, das du tun sollst? Was ist deine Aufgabe?"

„Ich stelle mich den Dienern der Niederhöllen und des Namenlosen entgegen und töte sie."

„Aber was ist es, was du willst?"

„Ich möchte einen Platz finden, an dem meine Gefährtin und ich leben können, und dort zur Ruhe kommen."

„Er hat keine Ahnung", stöhnte die Elfe. „Wir werden ihn töten müssen."

„Ich möchte Euer Blut nicht vergießen", sagte Brin ruhig. „Nicht hier, wo ich so freundlich aufgenommen worden bin."

Die Elfe sah ihn wütend an und lief aus der Bibliothek. Brin hörte ihre Schritte aus dem langen Gang zur Wendeltreppe und folgte ihr langsam. Im Tempel fand er sie schließlich. Sie kniete auf dem Boden, und Brin dachte, dass sie betete. Aber es war ein fremdartiges Ritual, und vor ihr schwebten einige kleine Gegenstände aus schwarzem Stein: Würfel, Pyramiden und eine Kugel mit dreieckigen Facetten. Vor ihr lag ein langes schwarzes Messer mit einer gekrümmten Klinge.

Dann sprach sie in der gemeinsamen Sprache, als ob das Gesagte für ihn bestimmt sei: „Er ist gekommen, aber er ist ganz anders, als wir ihn erwartet haben. Er weiß gar nichts. Ist er der Richtige? Dieser Ort ist verboten. Vielleicht sollten wir ihn töten."

Jetzt hatte Brin genug. „Nun hört mich an! Ich habe hier Gastfreundschaft genossen und möchte sie nicht vergelten, indem ich mit Euch kämpfe. Die Himmelslöwin ist mit mir, und Ihr werdet mich nicht besiegen. Ich bin gerufen worden, nun sagt mir, was es ist, das ich tun soll. Ich kann noch einen Tag hierbleiben, auch wenn es bedeutet, dass ich womöglich nicht rechtzeitig zu meinen Gefährten zurückkehre."

Bei diesen Worten wurde die Rabenfrau, die ihm gefolgt war, sehr aufgeregt. Feyala rührte sich nicht, so ließ er sie und ging in seine Kammer zurück. Dort wappnete er sich, machte sich kampfbereit und legte sich auf das Lager, Leweschilt offen an seiner Seite.

Irgendwann klopfte es an der Tür. Er zog den Riegel zurück und öffnete, in der Hand das Schwert.

Vor ihm stand die Rabenfrau. Wimmernd streckte sie ihm eine Kette mit einem Medaillon entgegen. Es zischte leise und es sah aus, als ob die Kette sie verbrennen würde.

Brin nahm ihr die Kette ab. Ihm erschien sie kühl und schwer. Dann griff er nach ihrer Hand. Sie war mit Brandblasen bedeckt und musste sehr schmerzen. Da berührte er den göttlichen Funken in seiner Seele und sprach einen Heilsegen. Die Brandwunde blieb, aber der Schmerz schien zu verebben. Dankbar sah die Rabenfrau ihn an, dann trat sie zurück und ließ ihn allein.

Brin nahm die Kette und sah sie an. Das Medaillon war rund, drei Finger im Durchmesser und weniger als einen halben Finger dick. Es war aus einem schwarzen Stein geschnitten, der von feinen weißen Adern durchzogen war. Auf Vorder- und Rückseite befand sich ein Rabenvogel, sitzend und im Flug, umgeben von Madamal und Sternen. Auf dem Rand waren fremdartige Schriftzeichen eingraviert. Es war eine sehr feine Arbeit. Die Kette bestand aus Mondsilber, mit sechs würfelförmigen, schwarzen Granaten darin.

Brin hörte wieder die Stimme der Elfe, so ging er ihr nach zum Refektorium, wo sie mit der Rabenfrau saß, vor sich Brot und einen Becher Wein. Er legte die Kette mit dem Medaillon vor sie hin: „Bitte sagt mir, was das ist."

„Woher hast du das Siegel?" Dann drehte sie sich mit einem Wutschrei zur Rabenfrau, die aufsprang und verschwand.

„Bleibt sitzen. Ich werde es Euch nicht stehlen. Nur sagt mir, was es damit auf sich hat."

Die Elfe zog einen ihrer Handschuhe aus, und Brin sah, dass ihre Hand von einem tiefen Ausschlag bedeckt war. Vorsichtig legte sie zwei Finger an das Medaillon. Es zischte, und sie zuckte zurück, mit versengten Fingerkuppen.

„Wartet." Brin nahm ihre Hand, sie fühlte sich warm an, nicht kalt wie bei einem Vampir, und heilte sie ebenfalls. „Nun, was ist das für ein Medaillon?"

„Du weißt es nicht? Und wir haben es länger gehütet, als du Kurzlebiger es dir vorzustellen vermagst."

Dann begriff er. „Es ist eines der Siegel? Ein Siegel des Herrn Boron oder der Frau Marbo?"

„Du musst es beanspruchen." Mit einem Mal wirkte sie verzweifelt. „Aber es ist nicht richtig. Du weißt nichts. Wir werden dich töten müssen."

Wegen des offenbar zermürbenden und endlosen Wartens, das in ihren Worten widerklang, tat sie ihm leid.

„Kommt mit in den Tempel", sagte er. „Und Ihr, Rabenfrau, kommt auch mit."

Er winkte sie beide vor sich in den Gang zum Tempel. Er war ratlos und dachte, den Rest der Nacht wachend und betend zu verbringen, wie vor seiner Weihe. Nur wollte er nicht mittendrin das krumme Messer der Elfe an seiner Kehle spüren.

Er kniete sich vor die Rabenstatue. Feyala tat es ihm nach.

„Ihr, Rabenfrau, bleibt neben mir und warnt mich, wenn sie mich angreifen will!“

Sie schüttelte den Kopf und die Elfe wies sie in eine Ecke. Aber Brin dachte, dass sie sehr wohl rufen oder schreien würde, sobald Feyala Anstalten machte, sich auf ihn zu stürzen.

Er legte die Kette vor und das blanke Schwert neben sich. Die Elfe schien sich zu beruhigen. Brin schloss die Augen und begann, seinen Geist langsam von allem zu befreien, was ihn ablenkte. Er vergaß sogar seine schmerzenden Knie. Schließlich blieb da nur noch die Kette mit dem Medaillon.

„Ist es eines der Siegel? Soll ich es tragen?“

Die Stunden verrannen.

Da hörte er Assadras Mutter. In ihrem Tulamidya sagte sie: „Es ist deine Entscheidung, ob du es trägst.“

„Die beiden tun mir leid. Aber wenn ich ein Siegel des Raben trage, wie kann ich dir weiter dienen? Werde ich dereinst in deine Halle eingehen oder Borons ewigen Schlaf finden?“

„Deine Entscheidung ist bereits gefallen.“

Er hörte Unverständnis in ihrer Stimme, aber verstand die Antwort nicht. Erneut ließ er seinen Geist schweifen, um die Nähe des Raben oder seiner milden Tochter zu erspüren, aber da war nichts.

Wieder hörte er Assadras Mutter: „Du bist mein Jäger, und wir jagen im selben Rudel.“

Brin war nun ruhig. Schließlich öffnete er die Augen und sagte: „Ich beanspruche dieses Siegel für mich. Ich werde es tragen, solange die Spanne eines Menschenlebens währt oder bis ich einen Nachfolger gefunden habe.“

Einen Augenblick lang stand vor ihm wieder die weite, verschneite Ebene, und er sah ein schwarzes Licht erstrahlen und aufsteigen.

Er nahm die Kette und zog sie sich über den Kopf.

Feyala seufzte erleichtert.

„Bald graut der Morgen. Lasst uns etwas essen und trinken“, bat er. „Es gibt vieles, das ihr mir erklären müsst, und ich muss gestärkt sein für den Rückweg.“

So gingen sie schweigend ins Refektorium zurück.

Feyala zog sich die Handschuhe aus. Ihre Haut war unversehrt und glatt. „Dann ist es also wahr.“

Unwillkürlich wechselte Brin vom Ihr zum vertraulichen Du. „Erzähl mir von dem Siegel. Was soll ich damit tun, woher hast du es und an wen werde ich es eines Tages weitergeben?“

Sie nippte von dem Gewürzwein und begann zu erzählen. Von sich selbst sprach sie durchgehend in der Mehrzahl, was Brin im Anfang verwirrend fand. Sie sagte, dass sie das Siegel aus den Verliesen von Ryl’Arc, der Stadt unter den Wassern, geborgen habe. Seinen letzten Besitzer, einen Dieb, hatte sie getötet. Frynn, die Rabenfrau, war eine der Wächterinnen dort gewesen und man hatte ihr die Zunge entfernt. Bei ihrer Flucht hatte sie sie begleitet. Das war vor ungezählten Jahren gewesen. In all dieser Zeit hatte Feyala das Siegel bewahrt, immer auf der Hut vor ihren Verfolgern. Vor ungefähr hundert Jahren hatte sie schließlich diesen Ort gefunden. Das Siegel hatte niemals etwas getan oder bewirkt, so lange sie es getragen hatte, nur als sie es in dieses verlassene Kloster gebracht hatte, da hatte es sich verhehlt.

„Was meinst du damit?“

„Das Medaillon ist dir nicht aufgefallen, nicht wahr?“

„Ich habe es gesehen, aber nicht weiter beachtet.“

„Die meisten hätten es gar nicht sehen können.“

Feyala war schockiert, dass Brin rein gar nichts mit dem Siegel anzufangen wusste, aber sie betrachtete immer wieder ihre geheilte Haut, und das schien sie zu beruhigen.

Brin erzählte ihr von seinen Träumen am Pass. Das Lager der Nivesen sagte ihr nichts, aber die vier Standbilder stellten Orima dar,

dann ihre Königin, außerdem die luchsköpfige Zerzal und den goldenen Drachen Pyr. Der blaue Stein war die Träne Nurtis.

Brin fragte sie nach ihrer Königin, und mit einem Mal zog eine Regung über ihr Gesicht. War es Trauer? Scham?

„Ihr Name war Caseya Die-vom-Bündnis-singt“, sagte Feyala. „Sie war die Hüterin der Erinnerungen. Das ist lange her, viele, viele Winter.“

Brin nickte bedächtig. „Nun gut, ich muss zurück zu meinen Gefährten, wir sind in Eile. Zu einem bestimmten Tag müssen wir in Donnerbach sein. In eurer Sprache ist das der Gôrothir.“

Sie sprach ihn in ihrer melodischen Sprache an, aber Brin verstand kein Wort.

„Es tut mir leid“, sagte er, „ich spreche eure Sprache nicht, aber ich bin bereits dort gewesen und kenne einige eurer Namen für die Orte in dieser Gegend. Ich werde nun eine Weile schlafen und dann am Mittag aufbrechen. Was geschieht jetzt mit euch?“

„Unser Leben hat sich erfüllt, und wir werden endlich ausruhen dürfen. Frynns Aufgabe war es, uns zu helfen. Aber sie ist ihre eigene Herrin.“

Brin zog sich in seine Kammer zurück und müde, wie er war, schlief er sofort ein.

Als er erwachte, hatte die Sonne bereits den Zenit überschritten. Vor seiner Tür fand er seinen Rucksack, gepackt mit Proviant. Im Speisesaal warteten Frynn und Feyala auf ihn.

Feyala sagte: „Wir müssen mit dir reden. Du trägst nun das Siegel. Wir sollten eigentlich ins Licht gehen, so war es uns versprochen worden. Aber wir leben noch. Kannst du uns das erklären?“

Brin schüttelte nachdenklich den Kopf. „Nein. Ich weiß nur, dass es noch andere Siegel gibt und dass diese zum Kampf gegen das

Namenlose und zum Kampf gegen die Wesen, die von außen an der Welt nagen, bestimmt sind."

„Vielleicht musst du uns besiegen. Wir haben den vorherigen Träger des Siegels getötet."

„Ich könnte dich töten, wenn du es willst. Aber ich glaube nicht, dass es richtig wäre."

„Vermutlich hast du recht. Wir haben geträumt. Eine Frau, die wir nie zuvor gesehen haben, ruft uns in die warmen Länder des Südens."

„Wer ist sie?"

„Sie ist aus deinem Volk. Sie hat schwarze Haare, eine helle Haut und ein regelmäßiges Gesicht."

Brin zog sein Wanderbuch hervor und zeigte ihr ein Porträt der Frau, die er als Svetlana kannte. Er hatte es gemalt, als er noch Madas Gabe trug, und es war sehr gut.

Feyala sah ihn mit großen Augen an. „Wer ist sie? Woher wusstest du es?"

„Es war nur eine Vermutung. Ihr Name ist Svetlana und ihre Existenz ist ein großes Geheimnis. Sprich mit niemandem darüber. Ich kann dir helfen, sie zu finden. Wenn du willst, begleite mich. Wir können bis Donnerbach zusammen reisen. Wir haben noch viel zu reden. Aber ich muss dich warnen: Wir haben mächtige, namenlose Feinde, und vielleicht bist du in unserer Gesellschaft in Gefahr."

Sie machte eine wegwerfende Handbewegung. Frynn rückte näher an sie heran und legte die Fäuste auf den Tisch. Die beiden tauschten einen Blick.

„Frynn wird uns begleiten", sagte Feyala.

Brin wandte sich an die Rabenfrau. „Du bist mir mehr als willkommen. Nur wisse, dass die Menschen jemand deinesgleichen noch nie gesehen haben. Und bei den Menschen ist es so, dass sie dann oft neugierig und aufdringlich und manchmal auch sehr ablehnend sind.

Aber meine Freunde werden dich ganz sicher mögen, so wie ich auch."

„Dann ist es also beschlossen", sagte Feyala. „Wir sollten in der Dunkelheit wandern."

„Warum das?"

„Frynn und wir mögen das Sonnenlicht nicht, es bereitet uns Kopfschmerzen."

„Wir könnten bei Nacht bis Travingen wandern. Nur kann ich dann nicht gut sehen. Meine Freunde werden allerdings bei Tag reisen wollen. Aber wir haben zwei große Schlitten. Wenn ihr wollt, könnt ihr euch darin tagsüber vor der Sonne verbergen. Sie sind leidlich bequem."

„Wir werden sehen. Du musst nun noch eine kleine Weile auf die Melodie dieser Zufluchtsstätte lauschen, während wir uns für die Wanderung bereit machen."

Brin döste noch etwas, bis Frynn ihn weckte. Es ließ sich hier ganz herrlich schlafen.

Feyala ließ Frynn und ihn mit dem Fass zum Fuß der Klippe hinab. Sie selbst kletterte behände durch eine der Fensteröffnungen. Sie trug nun einen grauen Umhang, einen Rucksack, einen langen Bogen und eine lange, schlanke Klinge an der Seite.

Frynn trug nur einen Dolch und einen weiten Umhang, aber sie machte sich nicht die Mühe, ihn zu schließen. Die Kälte schien ihr nichts auszumachen.

Feyala lief leichtfüßig über den Schnee und auch Frynn mit ihren weit abgespreizten Vogelkrallen hatte keine Probleme. Brin aber sank mit jedem Schritt ein und konnte kaum mit ihnen mithalten. Dabei war es ihm, als hinge das Siegel wie ein Mühlstein um seinen Hals. Was sollte er damit anfangen? Wer sollte sein Nachfolger werden? Nur eins war klar: Seine Mühen würden nicht einfach enden, nachdem sie das Ewige Licht gefunden hätten.

Als sie endlich im Tal ankamen, waren seine Stiefel völlig durchgeweicht und er war am Ende seiner Kräfte. Es war finster, und immer wieder stolperte er.

„Feyala, ich brauche eine Pause. Ich bin nicht so gut zu Fuß wie ihr beide. Auf dem Hinweg hatte ich Skier, aber die Harpyien haben sie gestohlen."

„Wir hatten vergessen, dass ihr Menschen schwächer seid und nur schlecht gucken könnt. Schaffst du noch ein kleines Stück? Dann kommen wir zu einem guten Lagerplatz."

Feyala führte sie in ein Wäldchen, in dem es Schutz und auch Holz gab. Der Platz war gut gewählt, aber Brin war viel zu mürrisch, um ihn zu loben.

Als sie sich am Abend fertig machten, um weiterzuziehen, hatte Feyala aus grünen Ästen zwei ovale Ringe gebogen, die Enden zusammengebunden und den Zwischenraum mit einem Netz aus Lederstreifen ausgefüllt. Sie band Brin diese Konstruktionen an die Stiefel, und tatsächlich sank er nun nicht mehr ein. Er musste etwas breitbeiniger laufen als sonst, aber es war eine große Verbesserung.

In dieser Nacht stolperten sie in ein Jagdlager von Goblins. Alle waren niedergemacht worden. Feyala schlug einen Kreis um das Lager und untersuchte die Spuren, die dorthin führten und auch wieder von dort wegführten. Dann sagte sie sehr ernst: „Es waren *fey*. Und nach der Art, wie sie ihre Sohlen benagelt haben, sind einige *shakagra'e* dabei, die uns jagen, seit wir aus Ryl'Arc geflohen sind."

„Das ist so viele Lebensalter her, und sie jagen dich immer noch?", fragte Brin ungläubig.

„Sie wollen das Siegel und Rache. Ihr Gedächtnis ist lang."

„In welche Richtung sind sie abgezogen?"

„Nach Norden, zum Gebirge."

„Dann war es anscheinend gut, dass wir das Kloster verlassen haben."

Eilig gingen sie weiter in Richtung Süden. Wie bestellt begann es aufs Neue zu schneien.

Am Morgen des darauffolgenden Tages erkannte Brin die Senke wieder, in der er den toten Elfen gefunden hatte. Es war der beste Lagerplatz weit und breit, und so kletterten sie in das kleine Tal hinab. Er führte Feyala und Frynn zu der Nische und zeigte ihnen den Toten, der noch genauso dort lag, wie Brin ihn gebettet hatte.

Feyala besah die Ornamente auf der Kleidung des Elfen. Dann stieß sie ihn mit dem Fuß an: „Er gehört dem *dhaza*."

Es dauerte eine Weile, aber schließlich begriff Brin, dass sie mit dem *dhaza* das Namenlose meinte.

„Kannst du sehen, was hier passiert ist?", fragte Brin.

Sie verneinte.

Als die drei sich am Abend zum Aufbruch bereit machten, kam eine Gestalt, die ein Pferd führte, den Weg ins Tal hinunter. Sie schwiegen still und gingen leise in Deckung. Aber die Gestalt schien ihre Spuren längst gesehen zu haben. Sie blieb stehen, horchte und sah zu Brin.

Von der Statur her meinte Brin, einen Elfen vor sich zu haben. Doch das Gesicht der Gestalt war unter einer Fellkapuze und vorgebundenen Tüchern verborgen.

Da trat Feyala hervor, die Hand auf dem Griff ihrer langen Klinge. Sie hob die Linke und machte eine kreisförmige Bewegung. Die Haltung des Elfen entspannte sich und er wiederholte das Zeichen. Frynn und Brin traten hinzu.

Als er Frynn sah, zog der Elf eine lange, schmale Klinge und begann zu Brins Überraschung mit hoher, weiblicher Stimme auf Feyala

einzureden. Feyala antwortete der Elfe sogleich und zog ebenfalls blank.

„Was sagt sie?“, fragte Brin.

„Sie hat Frynn als Wächterin aus Ryl’Arc erkannt. Das kann nicht sein. Sie soll uns ihr Gesicht zeigen, aber sie weigert sich. Sie sagt, sie wird uns töten.“

Brin bat den Herrn Phex um ein Quäntchen Glück und trat zwischen die beiden. „Wir sind in der Überzahl“, sagte er.

Die Elfe vor ihm fauchte, vielleicht war es aber auch ein Lachen. Ganz sicher war Brin sich da nicht.

„Aber es wäre ein ungleicher Kampf und würde uns keine Ehre bringen“, fuhr er unbeeindruckt fort. „Du bist kein Freund der Wächter von Ryl’Arc, will mir scheinen. Warte ein kleines Weilchen und hör mir zu.“ Er zog die kleine Laute hervor, die er die ganze Zeit mitgeschleppt hatte, und begann, eine Melodie zu spielen. Eigentlich waren es zwei einfache Lieder, die ihn an Assadra und sich selbst erinnerten und die er nun miteinander verwob.

„Du musst ein Instrument haben“, murmelte er Feyala zu. „Ich bitte dich, hole es hervor und spiele.“

Feyala ließ tatsächlich ihre lange Klinge sinken, neugierig wie Brin schien, und zog eine weiße Flöte aus ihrem Gewand hervor.

Da trat die andere Elfe einen Schritt zurück, wachsam, steckte ihre Klinge vor sich in den Schnee und wickelte, ohne sie einen Moment aus den Augen zu lassen, eine kleine Harfe aus ihrem Bündel, welche aus schwarzem Metall war.

Feyala machte Stielaugen. Dann begannen die beiden ebenfalls zu spielen. Brin verstummte bald, denn sein eigenes Gezupfe kam ihm stümperhaft vor.

Die beiden Elfen spannen eine Melodie, seltsam und fremdartig und ständig wechselnd, fanden aber stets wieder zueinander.

Brin sah zu Frynn. Sie hatte den Kopf schief gelegt und lauschte. Das taten sie beide für eine lange Zeit.

Schließlich räusperte Brin sich und sagte: „Entschuldigt die Unterbrechung. Es klingt sehr schön in meinen Ohren. Aber was hast du von unserem Gegenüber erfahren?“

Feyala schien nur langsam aus einer Art Trance zu erwachen. „Das sind alte, alte Melodien“, sagte sie schließlich. „Wir wissen nicht, wer sie ist, aber sie ist keine Dienerin des *dhaza*. Die Melodien unseres Volkes ... Sie würde sie anders deuten.“

„Dann lass sie ziehen.“

Die beiden Elfen packten ihre Instrumente ein.

„Wir gehen nun weiter“, sagte Brin zu der fremden Elfe. „Du kannst hier lagern. Aber sag, kennst du diesen Toten?“ Er zeigte auf den Toten am Überhang.

Die Elfe musterte die Leiche. „*Shakagra*.“

„Sie sagt, er gehöre dem *dhaza*“, erklärte Feyala.

Die beiden Elfen wechselten ein paar Worte.

„Sie hat ihn noch nie gesehen“, sagte Feyala, „aber sie bedauert seinen Tod nicht.“

„Nun gut.“ Brin nahm seinen Rucksack auf. „Dann kommt, lasst uns weitergehen.“

So zogen sie in die Nacht hinaus und ließen die Elfe zurück. Brin war heilfroh, den Kampf vermieden zu haben.

Irgendwann überließ Feyala Frynn die Spitze und ließ sich zu ihm zurückfallen. „Du bist seltsam. Ihr habt kurze Lebensspannen und seid sehr unwissend. Und deine Musik klingt, sei mir nicht böse, barbarisch, wenn auch nicht frei von Harmonie. Wir könnten dich im Handumdrehen töten. Zudem ermüdet ihr schnell. Und trotzdem hat sich dein Volk über dieses Land ausgebreitet wie die Rotstruppigen und das Siegel ist auf dich gekommen.“

„Wir wissen wenig, verglichen mit den Erinnerungen, die dein Volk anhäuft. Aber auf unsere Weise sind wir nicht dumm, auch wenn ich es selbst sage. Ist es nicht so, dass wir nun als Gefährten reisen, obwohl wir uns vor wenigen Tagen nicht gekannt haben? Und auch von der anderen Elfe haben wir uns im Frieden getrennt. Wer weiß, wann sie uns erneut begegnet. Und unsere kurze Lebensspanne scheint mir eher ein Geschenk zu sein. Wir werden kaum unseres Lebens überdrüssig, wie es mir bei dir den Eindruck erweckt. Wenn wir unsere Lieben verlieren, so können wir darauf hoffen, bald wieder mit ihnen vereint zu sein. Und dazu, mich zu töten: Die Himmelsleuin verlässt die Ihren im Kampf nicht."

„Es ist gefährlich, den Wesen zu vertrauen, die ihr Götter nennt. Unsere jüngeren Geschwister sagen, sie sind unergründlich, launisch und bisweilen neidisch."

„Ich muss zugeben, dass ich die Donnernde oft nicht verstehe. Aber lass uns nicht darüber streiten. *Eine Katze vor den Wagen zu schirren und mit einem Elf rechten*, hat mein alter Meister gesagt."

„Warum sollte eine Katze einen Wagen ziehen?"

„Eben", Brin lächelte müde. „Er würde sicher gern einmal mit dir sprechen."

„Wo wohnt er, dein alter Meister?"

„Er ist ein Diener der Schlange. Er wohnt in einer Stadt am Großen Fluss. Wenn man im Umland wandert, kann man gelegentlich dein Volk treffen, sofern es sich zeigen will."

„Vieles hat sich verändert, seit wir jung waren. Wir wollen dir erzählen, wie wir in den Besitz des Siegels gelangt sind. Mein Vater stammte aus Liretena. Sein Name lautete Silfurian Der-die-Schatten-jagt. Er war der erste und stärkste Jäger Zerzals* und er wurde

* Zerzal war die luchsköpfige Kriegs-, Jagd- und Todesgöttin der Hochelfen.

tharavar[*] unseres Hochkönigs Simia Der-aus-dem-Licht-trat. So folgte er Simia, als dieser zum ersten Mal mit den Großen unseres Volkes in den Norden ging, um sich dem *dhaza*[†] entgegenzustellen. Caseya Die-vom-Bündnis-singt war mit ihnen und begründete mit dem Volk der rothaarigen Wolfsmenschen[‡] den Bund der Himmelslichter. In Amuri, der mächtigsten Wölfin Liskas[§], spiegelte sich das Lied meines Vaters, und so brachte er sie nach Liretena und sie wurde meine Mutter.

Ich wurde in Liretena geboren und mein Name war Feyaria. Noch im Licht meiner Geburtssterne kam Yala, die *lynx*[**], zu mir, denn wir waren eine Melodie, und so wurde sie meine Begleiterin.

Als das Dunkel erneut erwachte, ging Simia zum zweiten Mal in den Norden und so auch mein Vater. Doch meine Mutter konnte meinetwegen nicht mit ihnen ziehen. So fehlte das erste der Himmelslichter und Caseyas Bund blieb unvollkommen. Simia und mein Vater kehrten nicht zurück, obwohl sie Maruk-Methai besiegten und er zum Schatten wurde."

„Wir haben an der Quelle des Nagrach mit einer Dienerin des Namenlosen gekämpft", erzählte Brin. „Sie rief Maruk-Methai in sich hinein, und ihr wuchsen Flügel. Aber wir haben sie besiegt."

„Das ist Maruk-Methai heute, ein Schatten. Einstens wandelte er über die Erde, ein Wesen aus Fleisch und Blut. Simia hat seinen Leib zerstört, aber er selbst war vergangen, und so wurde Orima Die-Blinde-mit-dem-Sternenmal unsere Hochkönigin. Als erste und einzige Nicht-*fey*[††] erbte meine Mutter Amuri das Amt des *tharavar*.

---

[*] Oberster Beschützer, Heerführer, auch Attentäter. Waffenmeister.
[†] „Das das Eins zerstört", „das das Sein bekämpft"; der Namenlose.
[‡] Brin dachte naheliegend an die Nivesen.
[§] Liska war eine der Himmelswölfin, eine der Gottheiten der Nivesen.
[**] Ein luchsartiges Geisterwesen, das Zerzal zugeordnet wurde.
[††] Elf, Elfe.

Als Orima erfuhr, dass die *feyra*[*] Simias Sternenstein und Nurtis Träne erbeutet und nach Ryl'Arc, die Stadt unter den Wassern, gebracht hatten, sandte sie Caseya in den Norden, und meine Mutter Amuri, die *tharavar*, begleitete sie.

Ich konnte nicht mit ihnen gehen, denn ich hatte mich endlich mit Yala vereint. Vielleicht lag es an Amuris wölfischem Erbe, dass wir lange Zeit brauchten, um weder sie noch mich zu verlieren. Doch letztlich gelang es und so wurden wir *tharavar*, als Amuri in Ryl'Arc fiel.

Wir lernten Visarlyr Rabenfeder kennen und glaubten, unsere Lieder würden die Harmonie verstärken. So brachten wir ihn nach Liretena, damit das *tharavar* fortbestehen würde. Doch wir hatten uns täuschen lassen. Visarlyr war es, der Taînobhal Totenamsel das erste Mal zu Zerzal schickte und ihm das Schwarze Licht raubte.

Caseya und wir verfolgten ihn. Sie sang für uns einen Weg in die Stadt unter den Wassern, wie sie es schon für unsere Mutter getan hatte, doch dieses Mal fand sie ihr Schicksal und ging zurück ins Licht. Uns traf die Schmach, als Erste der *tharavar* lebend gefangen zu werden. Viele Lebensalter deiner Rasse verbrachten wir in den Verliesen Ryl'Arcs. Dann endlich fand uns Frynn. Mit ihrer Hilfe und der Hilfe von Eisblüte gelang es uns Visarlyr das Schwarze Licht zu nehmen und zu entkommen."

„Das Schwarze Licht ist das Siegel, welches ich nun trage, nicht wahr? Ich habe es gesehen."

„Höre nun weiter. Wir *fenvar* hatten immer gefürchtet, dass unsere Verbündeten dem *dhaza* nicht standhalten könnten. Doch am Ende waren wir selbst es, die das *êona*[†] preisgaben.

---

[*] Dunkelelfen; mit den Elfen verwandt, aber deren Todfeinde. Dunkelelfen beten Pardona-Bhardona und den Namenlosen an. Sie selbst nennen sich *shakagra'e*.

[†] Das Gesetz.

Als wir zurückkehrten, war die Königsstadt Tie'Shianna zerstört und der letzte Hochkönig Fenvarien gefallen. Liretena, unsere Heimat, war zu lange ohne *tharavar* gewesen und auch ihr Lied war verklungen. Viele *fey* waren ins Licht zurückgekehrt. In Mandalya, der Stadt in einem Berg aus Feuer, regierte Panlariel. Aber sie hatte mit ihrer Melodie die Harmonie in den Liedern ihrer beiden Heerführer zerstört. Avarion war im Kampf gegen die Rotstruppigen gefallen. Daleonë Feuerruferin hatte sie nach Êi-Flanathil, den Flammenhorst, verbannt.

Wir blieben bei Daleonë, denn die Melodie des *tharavar* erklingt, um den Hochkönig und das Bannland zu beschirmen. Zusammen mit ihr, mit Herpergon Mit-dem-ehernen-Schild, Rhanera Atmet-das-*zerza* und Salrasa Vollbringt-das-*nurdra* und ihren *thara*[*] sangen wir erneut das Lied der Lichtwache und konnten das *dhaza* noch einmal zurückwerfen.

Wir blieben bis zu dem Tag bei Daleonë, als sie die Gleißende Hymne gegen die Rotstruppigen rief und den letzten Feuersturm befahl. Zerzals Siegel hatte uns vor dem Gleißen bewahrt, doch unsere Stätten waren vergangen.

So gingen wir auf die endlose Wanderschaft, um das Siegel Zerzals vor dem *dhaza* zu beschützen, bis wir das zweite Lied von Taînobhal Totenamsel vernahmen. Wenn unsere Lieder auch nicht in Harmonie erklangen, so half er uns doch, eine neue Heimat im Horst des Totenvogels zu finden, dem Ort, an dem du unsere Musik gehört hast."

Im Laufe der Erzählung war Feyalas Stimme erst bitter, dann traurig geworden. Brin hatte von alledem nur wenig begriffen. Eigentlich nur, dass sie alt war und zu den Großen des Elfenvolkes gehörte. Sie

[*] Krieger.

kam aus einer Welt, die lange vergangen war. Er hatte auch verstanden, dass sie sich schämte, weil sie so lange in den Verliesen von Ryl'Arc gefangen gewesen war und so viel Unheil nicht hatte verhindern können. Er mochte sie, und sie tat ihm leid.

Lange dachte er über das Gehörte nach. Dann sagte er: „Ich danke dir, dass du deine Geschichte mit mir geteilt hast. Ich werde sie im Herzen bewahren. Es tut mir leid, dass ihr diese eure letzte Heimat nun wieder habt verlassen müssen. Aber vielleicht führt es dazu, dass sich das Ziel eures Lebens nach so langer Zeit erfüllt. Ich will euch dabei helfen."

„Dein Leben ist zu dem unseren wie eine Woche zu einem Jahr. Wieso glaubst du, dass sich unser Leben in dieser Zeit erfüllen wird?"

„Das Rad des Lebens dreht sich schnell in diesen Tagen."

Er erzählte ihr, was sich zugetragen hatte, als sie nach Donnerbach gekommen waren, von Thalia, dem Schwert der Lichtwache, und vom Bann des Schattenwolfkönigs.

Sie hörte aufmerksam zu, wie auch Frynn.

Als der zehnte Tag des Phex-Monds gerade anbrach, erreichten sie Travingen.

Frynn und Feyala wollten das Dorf nicht betreten, da sie fürchteten, die Bauern würden die Rabenfrau für einen Dämon halten. Sie verabredeten mit Brin, dass sie in einem kleinen Wäldchen ein paar Meilen südöstlich des Dorfes lagern und am nächsten Morgen an der Straße zum Roten Pass auf die Gefährten warten würden.

Dann ging Brin zur Palisade des Dorfes und wartete auf den Sonnenaufgang. Ihm war kalt, er stapfte auf und ab und konnte gar nicht erwarten, Assadra wiederzusehen. Endlich wurde das Tor geöffnet. Er ließ seine Schwerter mit orangen Wollfäden in ihren Scheiden festbinden, wie es hier Sitte war, und ging dann geradewegs zum Pilgerquartier.

Die anderen saßen gerade beim Frühstück, als er eintrat: „Den Zwölfen zum Gruße. Da bin ich wieder.“

Er sah sich im Refektorium um. Alle saßen sie da. Assadra sprang auf und kam mit leuchtenden Augen zu ihm gelaufen. Kurz vor ihm blieb sie stehen und rümpfte die Nase: „Puh. Du stinkst.“

Er hielt sie auf Armeslänge und musterte sie von Kopf bis Fuß. Dann seufzte er erleichtert: „Dir fehlt nichts. Ich hatte gefürchtet ...“

„Und ich hatte Angst, dass du nicht zurückkommen würdest.“

„Du weißt doch, wie vorsichtig ich bin. Es ist schon beinahe unschicklich für einen Diener der Leuin.“

„Gerade deswegen.“ Sie lächelte.

„Ich war die ganze Nacht auf den Beinen. Jetzt will ich mich erst mal waschen und ausruhen.“

Assadra schickte einen der Knechte, die Schwitzhütte anzuheizen. „Warum bist du des Nachts gewandert?“

„Das ist eine lange Geschichte. Ich werde euch alles erzählen, wenn ich wieder vorzeigbar bin.“

Brin ging in den Schlafsaal, holte saubere Kleidung aus seinem Gepäck und ging in die Schwitzhütte. Als er aus der Hitze kam, stand Assadra in ihrer Tunika da und goss ihm einen Eimer eiskaltes Wasser über den Kopf. Dann betrachtete sie ihn.

„Keine Kämpfe, aber du bist mager. Wo bist du gewesen? Und was ist das für ein Amulett?“

„Brrrrr.“ Er zog sie an sich, und sie begann zu zappeln, als sie nass wurde. Dann zog sie seinen Kopf zu sich und küsste ihn. Es endete damit, dass sie der heiteren Rahja huldigten, bis einer der Knechte irgendwann lautstark an die Tür bollerte:

„Die Frau Herdgard ruft euch in den Tempel! Sie hat mit euch zu reden!“

Als die beiden Arm in Arm in die Halle traten, saßen die anderen schon an dem großen Tisch. Herdgard stand aufrecht neben dem

heiligen Herdfeuer, wo sie Reiseproviant aufgestapelt hatte und nun Schüsseln mit Essen füllte und austeilte.

Brin fand, dass sie viel wacher und kräftiger aussah als beim letzten Besuch. Ihr Stock war nirgendwo zu sehen. Als Assadra und er sich gesetzt hatten, blickte Herdgard sie alle an und sagte freundlich, aber mit Nachdruck:

„Ihr alle, seid willkommen an diesem Herd! Man braucht Mut, um sein Heim aufzugeben. Es beweist Treue, dieses Opfer zu bringen, um die Heimat der vielen anderen zu beschützen. Wie die wilden Gänse sollt auch ihr eure Heimat im Herzen tragen."

Dann musterte sie Falk und Sibel. Mit einem Zwinkern nahm sie einen goldenen Becher und gab ihn Falk: „Teilt diesen Becher. Es wird euch und vor allem ihr, guttun."

Falk dankte ihr, nippte an dem Getränk und sein Gesichtsausdruck wandelte sich zu ungläubigem Staunen: „Das ist ja Tharf."

Herdgard blickte Assadra und Brin an und fuhr fort: „Es ist nicht so, dass die Gebote der einen denen der anderen widersprechen." Wieder lächelte sie. „*Wir sind ein Rudel*, so hat meine wilde Schwester gesagt. Die Klänge unserer Lieder verbinden sich zu einer großen Melodie, die überall vernommen werden kann."

Während sie sprach, begann das goldene Ei im Schoß der Travia-Statue langsam, aber immer kräftiger in orangefarbenem Licht zu strahlen.

Herdgard nahm das Ei und brachte es Sibel: „Du bist weder allein noch verloren, noch wurdest du aufgegeben. Der Weg der Buße, den du dir gewählt hast, ist steinig und gefahrvoll. Aber am Ende führt er zum Ziel."

Zögernd nahm Sibel das Ei, dann begann sie plötzlich zu weinen und zog sich ihren Umhang über den Kopf.

„Wir sollten eure Gefährten an den Herd holen. Niemand sollte ohne Not allein in der Kälte ausharren", sagte Herdgard.

„Ich gehe“, sagte Brin, und die anderen sahen ihn fragend an.

Er nahm Umhang und Waffen und verließ den Tempel. Als er durch die Palisade schritt, kamen Frynn und Feyala ihm schon entgegen.

„Wir haben deinen Ruf gehört und sind gekommen.“

„Nicht ich war es, der euch gerufen hat. Aber ich bin sehr froh, dass ihr mir entgegengekommen seid. Bitte kommt mit mir zum Tempel.“

Feyala gestattete, dass der Torwächter den Griff ihres langen Wolfsmessers mit einem orangen Wollfaden festband. Sehr erstaunt musterte der Mann Frynn.

„Das sind zwei Elfen, die von Mutter Herdgard in den Tempel geladen wurden“, erklärte Brin.

„Ich weiß, ich weiß. Eines der Kinder hat mir Bescheid gesagt. Es ist nur so, dass ich noch niemals eine solche Art von Elf gesehen habe, mit Verlaub.“ Er verbeugte sich vor Frynn.

Bald waren sie alle in der Tempelhalle. Mutter Herdgard hieß auch Frynn und Feyala willkommen: „Willkommen Jägerin Zerzals, wir haben deine Stimme im Sturm vernommen. Es ist wahr, ein Faden deiner Melodie ist verklungen, da ein anderer dein Erbe angetreten hat, doch bevor du das Siegel nahmst, wähltest du das *tharavar*. Dein Amt bindet dich an die Welt und siehe, auch Fenvarien, dein König, lebt noch. Schau auf deine Gefährtin Frynn. Sie wurde gegen ihren Willen gewandelt und doch wählte sie zu sein.“

Währenddessen war Frynn neben Sibel niedergekniet und berührte behutsam das leuchtende Ei. Sie lächelte, dann stand sie auf und streichelte Sibel, die immer noch weinte, ganz sanft und sacht über den Kopf.

Herdgard redete währenddessen weiter: „Feyala, spürst du die Harmonie in den Liedern deiner neuen Gefährten? Du ahnst es: Das

shavar[*] stellt sich erneut gegen das *dhaza*, im Osten erklingen wieder die Lieder der Lichtwache. Du bist *tharavar*, Jägerin und Schild meiner wilden Schwester, du wirst ihrer Tochter und der Lichtwache beistehen und so deinem Erbe gerecht werden!“

Dann sprach Herdgard wieder zu allen: „Ihr, die ihr das Licht sucht. Bedenket, dass auch Wesen wie die *fey* aus dem Licht gekommen sind.“ Sie schien in weite Ferne zu blicken. „Der Deich wird von einer ehernen Kette zusammengehalten. Doch wenn nur eins ihrer Glieder bricht, so kann er nicht halten, und alles Land dahinter wird überflutet.“ Dann lächelte sie. „*Wenn Feuer und Wasser sich verbinden, wenn der Delfin die Vergossene Träne und das Fliegende Feuer vereint, dann wird der Kreis erneut beginnen*.“

Nachdem sie dies gesagt hatte, wurde die Tempeltür mit lautem Quietschen aufgezogen, und ein Kind schob einen Rollstuhl herein, in dem Mutter Herdgard saß.

„Bitte entschuldigt meine Verspätung!“, rief sie.

Als die Lichtsucher sich verblüfft nach der anderen Mutter Herdgard umdrehten, war diese verschwunden. Aber der Reiseproviant war geblieben und das goldene Ei leuchtete noch immer.

„Seht das Ei! Wie es leuchtet!“, sagte Mutter Herdgard sichtlich erfreut. „Euer Besuch hier steht wahrlich unter dem Segen der Mutter!“

Angerührt und schweigsam saßen sie da, und eines jeden Gedanken hingen dem nach, was sie gerade erfahren hatten.

Etwas später berichtete Brin den anderen, wie es ihm in den Tagen zuvor ergangen war und wie er Feyala und Frynn getroffen hatte. Dann erzählten die anderen von dem Schneesturm, in den sie geraten

[*] Hüter der strahlenden Sonne; ein Titel, ein heiliger Gegenstand, auch ein Gruß.

waren, und von einer Elfe mit blauen Augen, die sie unterwegs getroffen hatten.

„Die Elfe war auch auf dem Weg hierher, und wir sind das letzte Stück gemeinsam gewandert“, sagte Falk. „Sie hat einige Orks getötet, die uns womöglich aufgelauert haben. Wir haben die Kadaver gefunden. Sie hat hier ein paar Tauschgeschäfte gemacht und ist dann wieder in den Norden gezogen.“

„Eine einzelne Elfe? Mit einem Pferd?“, fragte Brin. „Ich glaube, wir sind ihr ebenfalls begegnet.“

„Und sie hatte blaue Augen?“, mischte Feyala sich ein.

Leira nickte. „Ihre Augen waren blau. Aber nicht nur die Iris, sondern auch die Augäpfel.“

„Sie war eine *feyra*. Ich habe es geahnt ... Hätte ich ihre Augen gesehen, hätte ich sie getötet.“

„Und doch hast du gesagt, dass ihre Melodie von anderer Art war“, wandte Brin ein.

„Es mag sein, dass sie zu Eisblüte gehört.“

„Die, die dir einmal geholfen hat?“

Feyala nickte nur.

Später kam Leira zu Brin: „Assadra hat es gar nicht gut vertragen, dass du weg warst. Eines Nachts ist jemand draußen vor dem Fenster des Schlafsaals gewesen. Sie hatte solche Sorge um Falk, dass sie die ganze Nacht mit gezogenem Säbel an der Tür gestanden hat. Sie hat uns alle verrückt gemacht. Das orangefarbene Band hat sie einfach zerrissen. Der Priester hat schon gedroht, uns hinauszuwerfen.“

„Wer war das vor dem Fenster?“

Leira hob kurz die Schultern. „Fanja ist ihm ins Norbardenlager nachgegangen, hat ihn aber verloren.“

Am nächsten Morgen sagten die Gefährten Mutter Herdgard Lebewohl und brachen zum Roten Pass auf.

Sibel war fröhlicher, als Brin sie jemals zuvor gesehen hatte. Sie und Falk ließen sich immer wieder zurückfallen, Hand in Hand und ins Gespräch vertieft. Brin beschwerte sich bei den beiden: „Wir rechnen mit einem Angriff, und ihr lustwandelt hier, als währt ihr in einem Park in Gareth. Passt auf, was um euch herum vorgeht, und bleibt gefälligst bei uns."

„Es sind Beichtgespräche", sagte Falk bedrückt.

Die langen Unterhaltungen schienen Sibel zu helfen, aber Falk sah danach immer gequält aus.

Doch auch Brin war in diesen Tagen nicht sehr aufmerksam. Assadra war anhänglich und zärtlich. Wenn sie sich hinsetzten, dann saß sie auf seinem Schoß. Sie küssten sich dauernd, und als sie gerade vorsichtig durch einen langen Hohlweg gingen, hinter ihnen die Wagen, griff sie nach seiner Hand.

„Assadra, wir bilden die Vorhut", sagte Brin. „Jede Wette, dass wir vor dem Pass noch auf Feinde treffen. Ich liebe dich ja auch, aber was ist eigentlich mit dir los? Hast du wirklich geglaubt, ich käme nicht wieder?"

Assadra begann tatsächlich fast zu schluchzen: „Es sind die Träume, die ich gehabt habe. Und Mutter Herdgard. Ich würde so gern einfach irgendwo mit dir wohnen, mit dir und unseren Kindern." Dann wurde sie zornig: „Und natürlich hatte ich Sorge, dass du nicht wiederkommen würdest. Du warst allein unterwegs und ein Schneesturm ist aufgekommen. Und wenn du in eine Horde Orks geraten wärst, wärst du jetzt in Rondras Halle."

„Ich hätte mich vielleicht herausreden können."

„Ha! Du und deine Zunge." Sie schnaufte. „Und dann war ich krank vor Sorge, dass Falk etwas passieren könnte, ein Messer im Dunklen oder so etwas, und dass die Suche scheitert. Ich konnte meine Augen nicht überall haben."

Brin konnte es nicht ertragen, wenn sie weinte, und war erleichtert, dass sie nun wütend war. Er nahm sie in die Arme und küsste sie. Prompt strahlte sie ihn wieder an.

„Es wird Zeit, dass wir nach Donnerbach kommen“, sagte er, „und uns mal ein paar Wochen sicher fühlen können.“

Über ihnen raschelte es. Brin fuhr herum, aber es war nur Feyala, die einen Ast schüttelte und sie missbilligend ansah.

„Über euch ist niemand“, sagte sie. „Aber es waren zwei Rotpelze hier, die weggeschlichen sind, als sie euch gehört haben.“

Schuldbewusst gingen Brin und Assadra weiter.

Je näher der Schlittenzug dem Roten Pass kam, desto schlechter wurde der Untergrund. Es hatte getaut, der Boden war schlammig geworden und das Schmelzwasser hatte tiefe Furchen in den Weg gewaschen.

Die beiden Wagen wurden nun wieder auf ihre Räder gehoben. Trotzdem kamen sie in dem klebrigen Schlamm nur langsam vorwärts, und die Pferde mussten sich mächtig anstrengen. Dann kam die erste richtige Steigung. Fanja und Alriksej nahmen schließlich das Gespann des hinteren Wagens und spannten es mit vor den vorderen Wagen. Die vier Pferde zogen den Wagen ein Stück den Anstieg hinauf. Die Räder pflügten mehr durch den aufgeweichten Boden, als dass sie rollten. Nachdem die Pferde den Wagen eine Viertelmeile weit die Steigung hinaufgeschleppt hatten, wurden die Räder festgekeilt und Fanja und Alriksej gingen mit den beiden Gespannen wieder hinunter, um den anderen Wagen nachzuholen. So ging es bei jedem Anstieg, und davon gab es viele.

Frynn reiste in Assadras und Brins Wagen, aber Feyala hatte den Schutz des Gefährts nach zwei Tagen verlassen und streifte durch das Brachland zu beiden Seiten des Weges.

Eines Abends kam sie zurück und berichtete, dass sie *fialgrâ*[*] und *gobiana*[†] gesehen habe.

„Wie viele sind es und wie weit sind sie weg?“, fragte Brin.

„Es sind einige Dutzend. Sie befinden sich zwischen uns und dem Pass. Einen Späher, der euch beobachtet hat, haben wir getötet.“ Sie grinste. „Aber da ist noch etwas: Wir glauben, bei dem Trupp ist ein *nurka*[‡], voll von *zertaubra*.“

„Was ist *zertaubra*?“

„Das ist *taubra*[§], aber *badoc*[**].“

Brin verstand ihre Denkweise nicht, und Feyala hatte Mühe, es zu erklären: „In deinem Lied spüren wir auch *zertaubra*, in dem, was vergangen ist.“

Schließlich begriff Brin, dass sie mit *zertaubra* schädliche, nicht den Elfen gemäße Magie meinte. Demnach wartete da draußen eine Horde von Feinden mit einem magiebegabten Troll auf die Gefährten.

„Wir haben keine Zeit, umzukehren“, sagte Brin. „Was denkst du, sollten wir tun?“

„Wir werden ihre Späher jagen. Das wird sie blind machen. Bleibt ihr auf dem Weg, aber macht nicht mehr so viel Lärm.“

Damit nahm sie ihren Bogen und ging wieder in die Nacht hinaus. Ab dieser Nacht verdoppelten sie die Wache.

Am nächsten Tag war der Untergrund immer noch nicht besser geworden. Die Gefährten mussten leise sein, und wegen der Gefahr wagten sie nicht, den hinteren Wagen weiter als hundert Schritte

[*] Orks.
[†] Goblins.
[‡] Troll.
[§] Magie.
[**] Unelfisch, unrein, verweltlichend, Begehren auslösend.

zurückzulassen, wenn sie vorspannen mussten. Als sie die Passhöhe endlich über sich sahen, waren sie bereits zwei Tage zu spät.

Es war zum Verzweifeln, aber Nidaria sagte: „Dieses Wetter ist nicht natürlich. Vielleicht hat es jemand gesandt, der den Pass sperren will. Womöglich ist es auf der anderen Seite besser."

Plötzlich stand Feyala zwischen ihnen. Sie war aufgetaucht wie aus dem Nichts. „Sie sind hinter dem Kamm zur Rechten. Wir haben ihre Späher getötet und noch wissen sie nicht, dass ihr hier seid. Eilt euch und seid leise."

Feyala blieb nun bei ihnen. Mit der Eile war es so eine Sache, da die zwei schwerfälligen Wagen nur abwechselnd bewegt werden konnten.

Sie hatten die Passhöhe fast erreicht, da erklang hinter ihnen kehliges Gebrüll. Eine struppige Schar aus Orks und Goblins kam von unten her den Passweg hinauf.

„Das sind nur Strauchdiebe!", rief Brin.

Da tönte die Stimme von Assadra, die mit Leira an der Spitze ging: „Sie haben den Pass gesperrt!"

Ein großer Troll und ein Dutzend Orks zeigten sich über ihnen auf dem Pfad. Sie wirkten entschlossen und viel gefährlicher als der Haufen hinter ihnen.

„Brin, ganz in der Nähe muss eine Hexe meines alten Zirkels sein. Ich kann sie spüren", murmelte Sibel.

Brins Gedanken rasten. „Wir dürfen nicht warten, bis sie sich um uns sammeln. Leira und Nidaria, ihr bleibt bei den Wagen. Schießt auf die Orks hinter uns, sobald sie in Reichweite kommen! Haltet sie so lange wie möglich hinter den Felsen! Sibel, bleib auch hier. Wirke Zauber, wie es dir nützlich erscheint, aber halte dich für die Hexe bereit und vergeude deine Kraft nicht! Fanja, Alriksej, schirrt die Pferde aus und bringt sie hinter den Wagen in Deckung! Ihr alle, bleibt dicht

zusammen, wenn sie euch angreifen! Assadra, Feyala, wir stürmen den Pass und holen uns den Troll!“

Alriksej hatte einen Bogen, einen Säbel und einen alten Schild hervorgeholt, sah aber ängstlich aus.

„Das klingt ziemlich verrückt“, sagte Leira.

„Nun gut, koste es, was es wolle!“ Assadra bleckte die Zähne.

„Ich will mit euch mit“, sagte Leira und sah Brin beinahe flehend an.

Frynn, die die Unruhe mitbekommen hatte, war aus dem Wagen geklettert. Mit einem langen Dolch in der Hand trat sie neben Feyala.

„Gut“, sagte Brin. „Ihr beide kommt mit uns. Assadra und ich greifen den Troll an, mit der Hilfe der Donnernden werden wir ihn besiegen. Bleibt dicht neben uns.“

Es waren nur wenige Augenblicke vergangen, seit die Orks sich auf der Passhöhe gezeigt hatten. Brin legte Leweschilt und den Schild ab und zog Mahabor aus seiner Scheide.

„Rondra!“ Damit begann er zu laufen.

Assadra und Leira waren neben ihm. Feyalas Füße berührten kaum den Schnee, und schon bald war sie weit vor ihnen.

„Warte! Halte die Formation!“, rief Brin ihr hinterher.

Sie hatte ihn wohl nicht gehört, sondern stürzte sich mitten in die Orks. Im Rennen legte Brin die Hand auf das Medaillon unter seinem Kettenhemd.

„Milde Frau Marbo, wir stehen gegen eine große Übermacht. Verhehle uns vor unseren Feinden.“

Er versuchte, den Funken in seiner Seele zu fassen, und mit einem Mal erhoben sich Nebelschwaden um sie herum.

„Was hast du getan?“, brüllte Assadra.

Brin sparte sich den Atem, denn sie hatten die Schlachtreihe der Orks erreicht. Hinter ihnen stand der Troll. Er war einäugig, trug eine schwarze Lederrüstung, einen schwarzen Helm und eine riesige

Streitaxt, die er spielerisch in der linken Hand schwang. Höhnisch streckte er ihnen die Rechte entgegen, an der der kleine Finger fehlte.

Da stieg der Nebel höher und hüllte sie alle ein. Zwei der Orks begannen zu schreien und liefen den Hang hinunter.

Assadra schrie und sprang in die Lücke. Sie schwang ihr Krummschwert, aber der Troll wehrte den Hieb mit seiner Streitaxt ab und lachte. Brin trat neben sie und holte mit seinem Zweihänder aus. Der Troll wehrte den Streich mit seiner gepanzerten Faust ab. Die Orks rieben sich die Augen. Dann schlugen sie blindlings nach Brin und Assadra, aber Frynn und Leira waren da und deckten die beiden.

Assadra traf den Troll in sein mächtiges Bein, er heulte auf und dann brach ein Schwall schwarzen Feuers aus seiner Hand. Assadra riss den Schild hoch. Brin bekam gerade noch den Unterarm vor sein Gesicht. Kleider und Haare standen augenblicklich in Flammen, er war geblendet. Assadra brüllte vor Zorn, dann erbebte der Boden. Als Brin wieder sehen konnte, lag der Troll vor ihm. Assadra hatte ihm ein Bein unter dem Leib weggesäbelt.

Der Troll schrie und warf erneut sein schwarzes Feuer. Abermals wurde Brin getroffen. Er biss die Zähne zusammen, rührte an den Funken in seiner Seele und tat einen mörderischen Streich, der dem Troll das Gesicht spaltete. Die Orks gaben Fersengeld.

„Irgendetwas stimmt nicht mit den Wagen!“, rief Leira.

Doch Brin hatte gerade andere Sorgen. Er riss den brennenden Umhang herunter und wälzte sich im Schnee. Die anderen rannten, so schnell sie konnten, den Hang hinunter. Benommen blickte Brin ihnen hinterher. Fanja, Alriksej, Nidaria und Falk hatten sich bei den Wagen verteilt und hackten in die leere Luft. Sibel verrenkte sich in einem seltsamen Tanz.

Dann sah Brin an sich herunter. Die Haut an seinen Armen und Händen war verkohlt. Eine seiner Hände war zu einer schwarzen

Klaue geformt. Er tastete nach seinen Haaren. Nichts. Als er an die Haut seines Unterarms rührte, löste sich ein Fetzen.

Assadra kam auf ihn zu. Die Vorderseite ihres Schilds war verkohlt.

„Wie ... Wie sehe ich aus?“, fragte Brin verwirrt und voll Angst. Er konnte sich selbst kaum hören. „Und was ist mit meinem Ohr?“

Assadra antwortete nicht, sah aber sehr blass aus. Mit einem Mal überkam ihn Schwindel.

Da hielt Assadra ihm eine der kostbaren Flaschen von Leatmon Phraisop hin. „Trink.“

„Ich kann sie nicht greifen“, stöhnte er. Allmählich begann er, seine Verletzungen zu spüren.

Assadra setzte ihm die Flasche behutsam an die Lippen. Er hustete, verschluckte sich, dann trank er. Langsam ließ der Schmerz nach. Vorsichtig ballte er seine Hand zur Faust. Keine Schmerzen, nur schwarzer Schorf, der bereits abfiel.

„Was ist bei den Wagen los?“, erkundigte er sich noch etwas matt.

„Es manifestieren sich immer wieder Schattenwölfe, aber sie verschwinden gleich wieder. Sibel versucht einen Gegenzauber. Sie sagt, die Hexe müsse hier irgendwo sein. Sie hat sich unsichtbar gemacht!“

„Aber wo?“

Assadra zeigte vage den Hang hinauf. „Feyala sucht sie. Sie kann ihre Angst wittern.“

Immer noch umhüllte sie der Nebel. Brin, der sich inzwischen deutlich besser fühlte, wollte eine Kette bilden, aber Feyala war schon auf und davon. Schließlich stiegen Leira, Assadra und er den Hang neben dem Weg hinauf.

Hinter einem Stein fand Leira einen Rucksack. Der Inhalt war in aller Eile auf den Boden gekippt worden: Proviant, Kleidung und viele Tiegel und Döschen. Sorgsam sammelte sie alles ein.

Es dauerte nicht mehr lang und der Kampf war vorbei. Die Orks und Goblins, die ihnen den Rückweg hatten verlegen wollen, waren geflohen, und auch bei den Wagen war Ruhe eingekehrt. Nidaria ging zwischen den Felsen umher und sammelte ihre Pfeile auf. Einmal bückte sie sich mit ihrem langen Dolch in der Hand, dann war ein ersterbendes Röcheln zu vernehmen.

„Wir wollen über den Pass“, sagte Brin, der sich immer noch etwas benommen fühlte. „Sind alle da? Wo ist Feyala?“

Frynn kauerte sich auf alle viere und machte seltsame Armbewegungen, doch keiner von ihnen wusste etwas damit anzufangen.

Plötzlich fiel bei Leira der Heller: „Sie ist eine Katze, die mit einer Maus spielt!“

Frynn stand auf und nickte.

„Ist sie in Gefahr?“, fragte Brin. „Kann sie uns folgen?“

Frynn schüttelte den Kopf, dann nickte sie wieder.

„Was machen wir mit den Orks, die Nidaria erschossen hat? Sollen wir sie liegen lassen?“

„Gibt es hier irgendwo Holz?“, fragte Assadra.

„Hinter dem Pass, ein paar Hundert Schritt tiefer, beginnt der Bergwald“, wusste Nidaria.

„Dann verbrennen wir sie dort“, entschied Assadra.

Sie warfen die Kadaver auf die Kutschböcke. Schwerfällig setzten die Pferde sich wieder in Bewegung.

An der Passhöhe lagen vier tote Orks, drei, die tiefe Stiche von Feyalas schmaler Klinge trugen, und einer, den Leira aufgespießt hatte. Alle anderen waren entkommen.

Zudem war da noch der Troll. Nachdem sie kurz nachgedacht hatten, banden sie ihn mit Seilen hinter Assadras und Brins Pferde. Die Tiere waren etwas widerwillig, schleiften den Körper dann aber brav hinter den Wagen her bergab.

Zu Brins großer Erleichterung war die Schneedecke auf der anderen Seite des Passes unberührt. Fanja und Alriksej nahmen den Wagen wieder die Räder ab, und bei Anbruch der Dämmerung befanden die Gefährten sich unter der Waldgrenze.

Die Sieger fällten einige dürre, abgestorbene Bäume und entzündeten ein enormes Feuer, auf das sie die toten Orks warfen. Als sie den Troll in die Flammen rollten, fiel Leira ein silbernes Amulett auf, das dieser um den Hals trug. Es war ein ziemlich wertloses Ding, aber Leira war fasziniert davon.

„Darf ich es haben?“

„Besser nicht, es ist namenlos“, sagte Brin misstrauisch.

„Aber es ist eine schöne Arbeit, und es soll meine Erinnerung an diesen Sieg sein.“

„Viele namenlose Dinge locken ihre Träger zum Dienst an ihrem Herrn. Dieses hier dürfte ziemlich wertlos sein, aber wir wollen nichts riskieren.“

Als Brin nach einiger Zeit nach Leira sah, starrte sie immer noch ganz verzückt auf das Amulett. Da nahm er es, zerschlug es mit dem Schwert und warf die Teile in die heißeste Stelle des Feuers.

Als das getan war, ging er sich waschen. Unter all dem Ruß waren die Verbrennungen geheilt und zarte rosa Haut hatte sich gebildet, nur die Haare fehlten.

Assadra besah ihn kritisch. „Haare hast du nur noch im Nacken. Es sieht lächerlich aus.“

Sie nahm ihren Dolch und schnitt die verbliebenen Haare ab.

„Au! Das ziept.“

„Das wäre nicht geschehen, wenn du diesen Nebel nicht gerufen hättest. Damit hast du diesen Kampf geschmälert.“

„Hör mal, wir haben bergauf einen namenlosen Troll gestürmt und eine Horde von Orkkriegern, die uns allein mehr als doppelt

überlegen waren. Ach, und dann war da auch noch eine Hexe. Wir mussten die Waagschalen etwas ausgleichen."

„Die Donnernde wiegt schwerer als ein paar Orks und ein Diener des Namenlosen."

Brin fing Falks Blick auf, der grinste und den Kopf schüttelte.

„Ich will nicht mit dir streiten, Assadra", sagte Brin schließlich. „Gefalle ich dir noch, ohne Haare?"

„Du siehst jetzt aus wie Klein-Halman, nur größer." Sie lächelte und küsste ihn.

Das Feuer brannte und stank die ganze Nacht hindurch.

Am Morgen, als sie gerade aufbrechen wollten, kam Feyala zurück. Sie sah unzufrieden aus.

„Hast du die Hexe getötet?", wollte Sibel wissen.

„Sie ist uns entwischt. Aber wir haben ihre Krähe getötet und sie gezeichnet."

„Sie gezeichnet? Wie?", fragte Sibel.

„Auf der Wange. Mit unserem Wolfsmesser."

„Du bist nahe genug an sie herangekommen, um sie zu zeichnen, und sie ist dir trotzdem entwischt?", fragte Brin. „Hast du mit ihr gespielt?"

Feyala guckte schuldbewusst. „Ein bisschen. Aber sie war auch viel stärker, als wir erwartet haben."

Die Reisenden kamen nun sehr gut voran und schafften täglich weite Strecken. Als sie über die Ebene von Hardorp kamen, begannen sie davon zu sprechen, dass sie es doch noch bis zum Glückstag nach Donnerbach schaffen könnten. Alle waren zufrieden, nur Assadra wurde sehr still und melancholisch.

„Was ist mit dir?", fragte Brin.

„Ich kann es dir nicht sagen."

Hinter Niritul, die Straße verlief jetzt entlang des Neunaugensees, begann es zu regnen. Es war das Ende des Winters, und Fanja und Alriksej bauten die Räder an die Wagen.

In den letzten beiden Tagen vor Donnerbach begann Assadra ihre Waffen und Rüstung zu putzen, wusch ihre Kleider und pflegte und kämmte sich sehr gründlich, wie sie es tat, wenn sie vor die Göttin treten wollte. Immer noch mochte sie nichts erklären.

Am letzten Abend bat Brin sie, mit ihm zum Ufer des Sees zu gehen. Als sie für sich waren und auf das weite Wasser blickten, sagte er: „Assadra, nun kommt eine große Frage. Ich möchte in Donnerbach noch einmal den Willen der Göttin ergründen, und wenn sie uns kein Unheilzeichen sendet, dann bitte ich dich, tausche den Schwur mit mir. Willst du?“

„Ja, natürlich. – Aber warum hast du deine Meinung nun geändert?“

„Ich habe sie nie geändert. Ich wollte dich immer heiraten, aber nicht gegen den Willen der Leuin. Jetzt glaube ich, dass die Gefahr wächst. Einmal sind da deine Träume, von denen du mir nicht erzählen willst, dann das Siegel, das nun auf mich gekommen ist. Der Angriff am Pass.“

„Ich empfinde es genauso, aber ich fürchte mich nicht.“

„Ich mich schon“, gab Brin zu.

Er trat hinter sie und schlang die Arme um sie. Assadra lehnte sich an ihn und legte ihre Hände auf die seinen. So standen sie lange da und sahen auf die Wellen hinaus.

Als Donnerbach am nächsten Nachmittag in Sicht kam, ließ Nidaria sie halten. „Ich habe euch bis hierher gebracht, wie ich es versprochen habe. Hier werde ich euch nun verlassen.“

Die anderen bestürmten sie, doch mit zum Tempel hinter dem Wasserfall zu kommen und einige Tage zu rasten, aber sie sagte: „Der

Weg hat länger gedauert, als ich gedacht habe. Es zieht mich zurück, denn ich habe keine Nachricht von Walbirg. Ich bin schon viel zu lange fort gewesen."

Allen wurde das Herz schwer, denn sie war eine stille, aber fröhliche Reisegefährtin gewesen. Schweigend und traurig standen sie da.

Dann räusperte Falk sich: „Wir danken dir, dass du uns sicher geführt und in zwei Kämpfen an unserer Seite gestanden hast. Ich werde es nicht vergessen."

Die anderen stimmten ihm zu.

Falk holte den Beutel mit seinem Gold aus dem Gepäck. „Bitte nimm es für deinen Tempel. Es soll keine Bezahlung sein, aber vielleicht kannst du es brauchen."

Sie grinste ihn nur freundlich an: „Behalte es. Die Schwanengleiche hat keine Verwendung dafür."

„Ist das dein Ernst?", fragte er erstaunt.

Auch Alriksej war der Mund offen stehen geblieben.

Nidaria holte mit dem Arm aus und zeigte auf die Wälder rings um sie herum. „Wenn du sehen könntest wie ich, dann würdest du hier alles finden, was du brauchst."

Dann drehte sie sich um und ging mit langen Schritten davon, begleitet von vielen Segenswünschen.

Nach einer Weile kamen die Reisenden ans Stadttor. Der Torwächter musterte sie und salutierte.

Brin fragte: „Willst du uns sagen, welcher Tag heute ist?"

„Heute ist der Tag des Glücks, Euer Gnaden. Darf man fragen, woher ihr kommt?"

„Dann sind wir rechtzeitig angekommen. Es war eine lange Reise."

„Seid ihr Lichtbringer Falk Retogauer und Gefährten?"

Verdutzt nickte Falk. „Ja, das sind wir. Ich bin Falk."

„Ihr werdet bereits erwartet, Euer Gnaden. Die Fürst-Erzgeweihte bittet euch in den Tempel, sowie ihr es einrichten könnt.“

Er pfiff nach einem Jungen, der sie zu einem Feld an der Palisade führte, das mit Zelten und Wagen gefüllt war. Ein Quartiermeister wies ihnen einen freien Platz zu. Sie ließen die Wagen und Pferde in Alriksejs Obhut zurück und machten sich auf den Weg zum Tempel.

Phex 1033 BF, Donnerbach
Der Schwurtausch

Ein Brausen, das mit jedem Schritt lauter wurde, kündete von der Nähe des Wasserfalls. Von Norden her wehte ein Wind und trug den Sprühnebel über das Tal des Donnerbachs, sodass der Felssims, über den der Weg zum Wasserfall hinaufkletterte, von Nässe tropfte.

Assadra erklomm die schmale Steintreppe, die das letzte Stück des Weges bildete, trat in die Wasserwand und war verschwunden.

Brin wollte mit einem großen Schritt durch den Wasserfall treten, rutschte aber aus und dachte für einen schrecklichen Augenblick, dass die strudelnden Wassermassen ihn in die Tiefe reißen würden. Dann hatte Assadra ihn gepackt und er stand in der Eingangshöhle, die vom Licht, das durch den Wasserfall fiel, grünlich beleuchtet wurde.

Einer nach dem anderen kamen die übrigen Gefährten durch die Wasserwand. In der Eingangshöhle wachten wie immer zwei Novizen, von denen der eine sie grüßte und der andere ging, um ihre Ankunft zu melden. Nach nicht langer Zeit kehrte Letzterer zurück und führte sie in einen Saal, wo Thalia sie erwartete, mit ihr Thundra von Rathilstein, der Hüter der Kavernen. Thalia hielt einen kleinen Jungen bei der Hand. Außer ihnen war da noch eine Geweihte, die Brin nicht kannte, und in ihrem Gefolge Alrik, der Junge, den Fanja aus den Schwarzen Landen nach Donnerbach gebracht hatte. Er war offenbar als Knappe angenommen worden.

Thalia hieß sie froh willkommen und lud sie zu einem Hochamt ein, das am Abend auf dem Heleonsberg gefeiert werden sollte. Dann umarmte sie alle und zeigte stolz den Jungen her: „Das ist Lanthir. Mein Sohn. Er ist jetzt zweieinhalb Götterläufe alt.“

Fanja, Leira und Assadra begannen sogleich, den Knirps gebührend zu bewundern.

Währenddessen besah Thalia Brins stoppeligen Kopf: „Was ist mit deinen Haaren geschehen? Hast du ein Gelübde abgelegt?“

„Sie sind verbrannt. Ich erzähle es dir gern nachher, es war ein guter Kampf. Aber nun sag, warum hast du uns gerufen?“

„Ich werde es euch gleich erklären.“

Alrik hatte die Gefährten sehr förmlich begrüßt und etwas frostig. Vielleicht nahm er es ihnen immer noch übel, dass sie ihn damals hiergelassen hatten. Besonders kritisch musterte er Frynn, Feyala und Sibel, welche die Kapuze ins Gesicht gezogen hatte und hinter den anderen stehen geblieben war. Sie und Thalia nickten sich kurz zu, aber begrüßten sich, als würden sie sich nicht kennen.

Die Geweihte war Sarhild von Birselburg, aus altem Donnerbacher Adel.

Endlich stand Thalia auch vor Feyala, und die beiden musterten sich neugierig.

„Darf ich euch vorstellen“, mischte Brin sich ein. „Thalia Ljosvaki, das Schwert der Lichtwache, und Feyala *tharavar*, der Schild der Lichtwache. Sicher habt ihr euch einiges zu sagen.“

„Warum nennst du uns Schild der Lichtwache?“, fragte Feyala.

„In Travingen bist du der Schild genannt worden, der der Lichtwache beistehen wird.“

Da räusperte sich Thalia, und als das Stimmengewirr verstummt war, sagte sie: „Bevor wir gleich zum Hochamt gehen, möchte ich euch erklären, warum ich euch gerufen habe. Im Herbst vor drei Jahren haben wir den Schattenwolfkönig besiegt. Danach ist es in unseren Landen für einige Zeit friedlich geblieben. Aber nicht lange. Ständig werden unsere östlich gelegenen Gehöfte und Ansiedlungen von Goblins oder unheimlichem Getier beunruhigt. Auch Schattenwölfe wurden uns immer wieder gemeldet. Erst wollten wir es nicht glauben, aber Prinz Arlan und ich haben sie selbst gesehen.

Die Störungen scheinen ihren Ursprung jenseits unserer Grenzen zu haben, in der Ebene von Hardorp. Deswegen haben meine Mutter und ich beschlossen, die Grenze vorzuverlegen und dort Wehrdörfer anzulegen. Unser Volk hat an Köpfen zugenommen und kann diese Kolonisierung wohl leisten. So haben wir in den letzten beiden Jahren Siedler, Ritter und Priester in die Hardorper Ebene entsandt. Doch beide Male sind die Versuche fehlgeschlagen, unter Verlusten an Vieh und auch an Menschen.

Von Anfang an dachte ich daran, euch um Hilfe zu bitten. Doch ich tat es nicht, weil ich eure Lichtsuche nicht stören wollte. Wir dachten bereits an Aufgabe. Doch dann, als ich Rat in den Widerhallenden Grotten suchte, habe ich aus dem Brausen des Wassers eine Stimme vernommen: *Auch im Westen sollen erneut die Lieder der Lichtwache erklingen. Doch wähltet ihr die falschen Klingen, denn die Lichtwache kann sich nur aus sich selbst neu erschaffen. Ruft die Rote Löwin, ruft die Wolfsjäger, denn dies ist ihre letzte Prüfung. Der Zyklus beginnt schon bald von Neuem, aber erst wenn der Delfin Feuer und Wasser, Leben und Tod vereint, sind die Phosphoroi bereit, die Klingen geschmiedet und die Prüfungen vollendet*. – Deswegen habe ich euch schließlich gerufen.

Unser Ziel ist richtig, und es mag sein, dass uns nicht viel Zeit bleibt. Den Beginn dieser neuen Unternehmung haben wir auf den Glückstag gelegt, denn auch der Segen des Herrn Phex soll auf diesem Vorhaben liegen.

Hier an meiner Seite steht Sarhild von Birselburg. Sie soll den Bau des ersten Dorfes leiten. Ich bitte euch im Namen unserer Freundschaft, sie zu begleiten."

„Und wann willst du, dass wir aufbrechen?", fragte Brin.

„Heute Abend werden wir den Segen der Donnernden erbitten und das Unternehmen beginnen. Die Ochsenwagen werden morgen früh

ziehen. Sie sind langsam. Ihr könnt noch ein paar Tage rasten und sie dann einholen."

Brin wollte noch weitere Fragen stellen, aber Thalia hob die Hand: „Wir werden morgen weitersprechen. Nun versammeln wir uns alle im heiligen Hain."

Draußen war es bereits dunkel. Im Gefolge von Thalia zogen die Gefährten auf den Heleonsberg. Hier lag der Harug, der heilige Hain der Fürstenfamilie. Es war ein kalter, klarer Abend, über ihnen funkelten Sterne, und im Westen war noch rot die Sonne zu erahnen. Im Harug hatte sich schon eine große Schar des Volkes versammelt, viele hatten Fackeln bei sich.

Zwölf große Steineichen bildeten hier einen weiten Kreis. In ihrer Mitte stand ein noch größerer Baum derselben Art, ein Riese, dessen ausladende Äste das Rund überspannten. Dort wartete Thalias Mutter, Aldare Donnerhall, die Fürst-Erzgeweihte von Donnerbach. Während sie ihren Blick noch über das Volk schweifen ließ, begann ihre Tochter, Harz und Kräuter in Feuerschalen zu streuen. Weißer Rauch stieg empor, und bald erfüllte ein würziger Duft den Hain.

Ganz im Sinne der sangesfreudigen Donnerbacher begann der Gottesdienst mit einem Choral, an den sich eine lange Predigt der Fürst-Erzgeweihten anschloss. Sie erinnerte an die Gründung Donnerbachs, an den unverbrauchten Pioniergeist der Donnerbacher und gemahnte die Siedler, den Tugenden ihrer Heimat treu zu bleiben, allen voran denen der Frau Rondra. Dann rief sie Sarhild nach vorn und händigte ihr einen kleinen Stoffbeutel aus, aus dem ein kahler Zweig herausragte. Es war ein Reis der mächtigen Eiche, jenes Baumes, den der Hl. Heleon einst selbst gepflanzt hatte. Dann opferte die Geweihte einen Ziegenbock und mehrere Hammel. Nachdem ein letztes Lied gesungen worden war, sprach sie einen Segen. Als das donnernde „So sei es!" verklungen war, zogen alle den Berg hinunter, wo Tische aus

groben Brettern aufgebaut waren und wo alle Siedler, ob Bauer, Knecht oder Ritter, die Opfertiere gemeinsam verspeisen wollten.

Beim Mahl ergab sich für Brin und Assadra endlich die Gelegenheit, allein mit Thalia zu sprechen. Brin blickte Assadra an, aber sie sagte: „Rede du."

„Thalia, wir haben eine Bitte an dich. Wir möchten im Rondra-Bund vereint werden, und es würde uns sehr freuen, wenn du die Zeremonie vollziehen könntest."

Sie sah die beiden sehr zufrieden an: „Das will ich gern tun."

Als Brin und Assadra nach dem Festmahl endlich im Bett lagen, begann Brin, Zukunftspläne zu schmieden: „Was hältst du davon: Ich beziehe einen Tempel in der Nähe von eurer Burg und kümmere mich dort um die Ausbildung der Novizen. Damit steht es im Argen, weil die Tempel überall so dünn besetzt sind. Ich hätte also genug zu tun, und ich glaube, ich wäre gar nicht schlecht darin. Dann bitte ich Ayla von Donnerbach, dass sie dich entsendet, um mich zu unterstützen. Die Ausbildung mit den Waffen würdest du hervorragend machen, und du hättest auch sonst einen guten Einfluss auf die Neuen. Es wäre eine hilfreiche Geste einer Schwesterkirche gegenüber, die sich in den Kämpfen mit den Schwarzen Landen aufgerieben hat. Warum sollte Ayla nicht zustimmen? Was meinst du?"

„Es ist besser als dein Vorschlag, dass ich ein Kontor oder so etwas führen soll", antwortete Assadra. „Aber Ayla würde mich trotzdem in der Burg sehen wollen, und dann wären wir getrennt. Und was wäre mit den Kindern?"

„Halman und Azila könnten bei mir bleiben. Sibel oder sonst ein Lehrmeister könnte ihn unterrichten, wenn Madas Gabe nicht verfliegt. Dazu bräuchten wir Geld. Wir sollten Ayla von der Prophezeiung berichten, dass sie nicht getrennt werden dürfen. Ich glaube nicht, dass sie so etwas einfach abtun würde."

„Aber ich will nicht von dir getrennt sein."

„Es wäre immer nur zeitweise. Und wir beide könnten lernen, wie wir uns Botschaften schicken können. Aber ich werde weiter nachdenken, möglicherweise fällt mir noch etwas Besseres ein."

„Sibel und Falk wollen zurück in den Retogau. Wir könnten zu ihnen ziehen."

„Die goldene Au. Wogende Kornfelder. Zu viel Peraine und Praios und zu wenig Rondra."

„Eben darum."

„Gareth ist nur einen Katzensprung entfernt. Dort werden alle Novizen der weiteren Umgebung unterrichtet. Ich würde lieber in einem Grenzland wohnen."

So redeten sie noch ein Weilchen, bis ihnen die Augen zufielen.

Für den nächsten Morgen hatte Thalia die Gefährten zu einer Beratung mit Sarhild von Birselburg geladen. Mit dabei war auch Alrik, ihr Knappe.

Er wirkte angespannt und war rot im Gesicht, seine Hände ballten und öffneten sich vor mühsam unterdrückter Erregung. Immer wieder warf er Blicke auf Sibel, die neben Falk am Feuer stand. Dann, sie wollten gerade beginnen, holte er tief Luft und zeigte auf die Hexe: „Das ist eine Mörderin und Dienerin des Namenlosen! Sie gehört auf den Scheiterhaufen!"

Sarhild erstarrte. „Alrik, wie kannst du es wagen, einen Gast so zu beleidigen? Du wirst dich sofort bei ihr entschuldigen! Und dann geh in deine Kammer. Wir beide reden später. Bevor du das nächste Mal jemanden eines Verbrechens anklagst, solltest du darüber schlafen und mit mir sprechen." Sie wandte sich an Sibel. „Meine Dame, bitte nehmt meine Entschuldigung an, offensichtlich habe ich in meiner Erziehung versagt."

Thalia fing sich als Erste: „Sarhild, ich kann persönlich für diese Frau bürgen. Ich ..."

Noch während sie sprach, streifte Sibel ihre Kapuze zurück. Mit Tränen in den Augen, aber mit fester Stimme fiel sie Thalia ins Wort: „Frau Sarhild, bitte bestraft Euren Knappen nicht. Er tat genau, was Ihr ihm beigebracht habt, denn er hat mich schon gestern erkannt. Er spricht die Wahrheit. Ich war es, die seine Eltern getötet hat und ihn und seine Schwester entführt hat. Einst war ich Mitglied eines namenlosen Hexenzirkels und bekannt als die Geißel Seweriens. Und es gab eine Zeit, da war ich stolz auf diesen Namen."

Es folgte entsetztes Schweigen.

Da zog Sarhild ihr Schwert: „Hexe, mit diesen Worten hast du dich selbst gerichtet. Mein Knappe, ich bitte dich um Verzeihung. Ich hätte mehr Vertrauen in dich setzen sollen."

Falk, der das Wortgefecht starr verfolgt hatte, trat jetzt zwischen die beiden: „Diese Frau steht unter meinem Schutz. Sie hat sich längst vom Namenlosen abgewandt und ist nun eine Streiterin des Lichts. Sie hat uns schon oft geholfen. Die bornische Praios-Kirche hat ihre Seele geprüft und verfügt, dass ihr nichts geschehen soll!"

„Aus dem Weg, Praiot! Mein Knappe hat mir von seiner Familie berichtet. Kennst du nicht die Unzahl ihrer Verbrechen? Sie hat zwölfmal den Tod verdient!"

Sibel begann zu weinen: „Falk, lass gut sein. Sie spricht die Wahrheit, mir gebührt diese Strafe."

„Nein, nicht mehr. Du bist nicht mehr die Bestie, als die du dich immer noch siehst. Seit ich dich wiedergetroffen habe, hast du alles getan, um deine Verfehlungen wiedergutzumachen. Du hast seine Schwester zurückgebracht. Wie Arras gesagt hat: Du bist nun eine Streiterin des Lichts und ein Teil unserer Gemeinschaft. Assadra hat es hier in Donnerbach prophezeit: *Ein jeder frevelt in seinem Herzen, doch wer bereut, dem wird vergeben.* Ich werde nicht zulassen, dass dir etwas geschieht."

„Was ist hier los?“, ließ sich da die Fürst-Erzgeweihte vernehmen. Sie stand mit einem ihrer Schreiber plötzlich bei ihnen.

„Diese Frau hat gestanden, die Eltern meines Knappen ermordet zu haben, und eine Unzahl weiterer todeswürdiger Verbrechen!“

„Mutter, ich bürge für diese Frau“, rief Thalia. „Ohne Sibel, ja, wir kennen uns, würden weder ich noch dein Enkel, heute hier stehen. Ich wusste nicht, dass sie zu den Wolfsjägern gehört, aber ich hätte es mir denken können. Unser Zusammentreffen damals hatte etwas Schicksalhaftes.“

Sarhild schob Falk einfach beiseite: „Du wirst mich nicht davon abhalten, meine Pflicht gegenüber den Zwölfen und meinem Knappen zu tun!“

„Falk, bitte, mach es mir nicht noch schwerer“, weinte Sibel. „Ich habe solche Angst, aber seit Travingen hoffe ich auf Vergebung, wenn ich meine Strafe annehme. Die Dunkelheit wird immer ein Teil von mir sein. Wie willst du das Licht finden, wenn du die Dunkelheit beschützt?“

Da trat Assadra neben Falk. „Brin, es tut mir leid. Frau Sarhild, ihr habt recht. Es bleibt nur noch eine Wahl.“

Falk wirkte mit einem Mal verzweifelt: „Assadra, nicht auch noch du! Bitte nicht!“

Assadra stand nun Auge in Auge mit der wütenden Sarhild: „Mein Blut für das meiner Gefährtin. Und so fordere ich stellvertretend für meine Gefährtin Sibel aus Retogau im Angesicht der Göttin Blut, um ihren Namen im Gottesgericht reinzuwaschen!“

„Das verbiete ich!“, rief die Fürst-Erzgeweihte.

Sibel schluchzte: „Nein, Assadra, nein. Sie hat doch recht. Ein Gottesurteil wird dein Tod sein. Vergeude nicht dein Leben!“

„Ich werde sterben, aber du wirst leben. Ich weiß nicht, wer du wirklich bist, aber das ist auch gleichgültig. Ich habe Falk einen Blutschwur geleistet. Eins sehe ich ganz klar: Wenn du hier stirbst, dann

wird er sich selbst verlieren und seine Suche nicht zu Ende führen. Aber eins musst du mir versprechen: Hilf Suleyscha, meine Kinder zu beschützen, falls auch Brin fallen sollte. Versprich mir, dass du ihnen helfen wirst, ihren Weg durch die Dunkelheit zu finden."

„Hört nicht auf sie!", brüllte Brin. „Es macht keinen Sinn! Nur ein Richter kann ein Gottesurteil festsetzen, wenn die Wahrheit nicht anders zu beweisen ist! Aber die Wahrheit ist unstrittig, Sibel hat bereits alles gestanden!"

Sibel nickte schluchzend: „Assadra, ich verspreche es dir!"

Dann wandte Assadra sich Brin zu: „Ich habe nie so sehr am Leben gehangen wie jetzt, und dafür danke ich dir. Du wirst dir an meiner Stelle Nakikas Kopf holen. Vergiss es nie, sie will unsere Kinder töten!"

„Ich werde in die Schwarzen Lande gehen und sie töten."

„Hört ihr mich nicht?", rief die Fürst-Erzgeweihte mit bebender Stimme. „Ich untersage diesen Kampf!"

„Das könnt nicht einmal Ihr mir verbieten, Aldare." Sarhild war aschfahl geworden. In ihrem Gesicht arbeitete es. Nun sprach sie, und ihre Stimme kam mühsam: „Ich nehme die Aufforderung zum Zweikampf an. Es soll ein Gottesurteil sein."

Alle waren vor Überraschung und Entsetzen wie versteinert.

Da griff Sarhild entschlossen nach Assadras Klinge, umklammerte sie mit fester Hand und zog diese schließlich zurück. Das Blut rann. Dann hob sie ihre blutige Hand und sprach: „Blut wurde gefordert, Blut wurde vergossen, ich erkenne meine Niederlage im Göttergericht an. Ich hätte die Lektionen meines Knappen selbst beherzigen sollen. Man hüte sich vor voreiligem Handeln."

Damit drehte sie sich auf dem Absatz um und ging mit schnellen Schritten fort.

Alrik, ihr Knappe, stand da und verstand nichts: „Was hat das zu bedeuten? Soll die Hexe etwa ungeschoren davonkommen?"

„Nein. Es bedeutet, dass sie, dass wir nicht mit dem Tod, sondern mit unserem Leben für ihre Taten büßen müssen!“, sagte Falk.

„Deine Schildmutter hat schnell gedacht und etwas sehr Tapferes getan“, sagte Brin zu Alrik. „Eines Tages wirst du es verstehen und stolz auf sie sein.“

Aber der Junge beachtete ihn gar nicht. „Wisst ihr nicht, was die Hexe getan hat?“

„Doch, wir wissen es. Sie hat es uns gebeichtet“, sagte Falk. „Und du hast recht: Es war ungeheuerlich. Aber wir beide werden alles tun, um ihre Verfehlungen wiedergutzumachen, soweit dies menschenmöglich ist.“

Alrik war noch immer wütend und aufgebracht und ging fort, um nach seiner Schildmutter zu sehen.

Aldare Donnerhall vertagte die Beratung seufzend und ließ die Gefährten allein.

Etwas später saßen Brin und Assadra an einem Fenster, von dem sie Ausblick auf das Tal hatten. Unter ihnen brauste das Wasser. Assadra konnte kaum stillhalten vor Erregung. Immer wieder sprang sie auf und schritt auf und ab.

„Ich hatte mit meinem Leben abgeschlossen, und nun ist es mir zurückgegeben worden.“

Auch Brin fühlte sich noch ganz zittrig. „Es kam aus dem Nichts. In einem Augenblick warst du in ein Gottesurteil verwickelt. Ich habe es überhaupt nicht kommen sehen.“

„Ich könnte nun im Tempel knien und auf meinen Tod warten.“

„Du hast großmütig und mutig gehandelt. Nur bin ich dankbar, dass Sarhild eine Lösung gefunden hat. Es wird ihr viel üble Nachrede und Schande einbringen. Wir sollen nicht vergessen, dass es auch eine andere Art von Mut gibt, als den auf der Wahlstatt.“

Wieder und wieder besprachen sie das Geschehnis. Irgendwann sagte Brin: „Sollen wir zu den Widerhallenden Grotten gehen?“

„Ich bin noch ganz fahrig. Vielleicht morgen. Ich will so nicht vor die Göttin treten."

Stattdessen nahmen sie ihre Mäntel und gingen zu dem Opferstein im Wald. Als sie an den Stein kamen, sahen sie, dass jemand dort gewesen war und ein Feuer entzündet hatte. Brin fühlte endlich so etwas wie Beruhigung.

„Ja. Hier haben war es, wo wir Luwika gefunden haben."

„Ich frage mich manchmal wirklich, ob es vernünftig ist, eine Löwin um unsere Kinder zu haben."

„Wie kannst du das sagen? Sie ist nicht irgendeine Löwin. Ich kann überhaupt nur ruhig schlafen, weil sie wachsam um die Alm schleicht und ein Auge auf alles hat."

„Du vermenschlichst sie."

„Sie ist nicht nur ein Tier. Hast du vergessen, wie schnell sie gewachsen ist und wie sie sich benimmt? Sie ist eine Dienerin der Göttin. Warum siehst du das nicht?"

„Weil Luwika ein Tier ist, eine Raubkatze."

„Du hast dich in eine Löwin verwandelt, als wir uns von ihr verabschiedet haben. Kann ein einfaches Tier das bewirken?"

„Das kam aus mir selbst, aus dem göttlichen Funken in meiner Seele."

„Sonst gibst du vernünftigere Sachen von dir."

Brin ging zu dem kleinen Feuer auf dem Stein, dann ritzte er seinen Unterarm und ließ das Blut in die Flammen rinnen. Er dankte der Donnernden dafür, dass der heutige Tag gut ausgegangen war und dass Sarhild einen Ausweg und den Mut gefunden hatte, diesen zu beschreiten.

Auch Assadra opferte von ihrem Blut, aber als es in die Glut rann, verbreitete sich ein übler Geruch wie von verdorbenem Fleisch.

Alarmiert sah Brin sie an. „Was ist falsch? Die Göttin verschmäht dein Opfer?"

Doch Assadra schien es gar nicht zu bemerken.

Am nächsten Morgen gingen die beiden zum Kampfplatz. Brin hoffte darauf, Unterweisung mit dem Zweihänder zu finden, und Assadra hatte den Anderthalbhänder mitgenommen, den Brin ihr geschenkt hatte.

Es waren einige Geweihte da, die beinahe ehrfurchtsvoll baten, sich mit ihr messen zu dürfen. Auch Brin gegenüber zeigten sie großen Respekt, aber es war wohl in erster Linie ein Abglanz von Assadra, der auf ihn fiel. Dann trat auch Feyala hinzu. Assadra grüßte sie und war offensichtlich erpicht darauf, einen Übungskampf mit der Elfe auszufechten. Bald hatte sich eine ganze Schar von Beobachtern um die beiden gesammelt.

„Assadra ist keine Elfe und keine tausend Jahre alt“, dachte Brin, „aber bei Rondra, sie ist gut. Sie sind sich fast ebenbürtig.“

Als sie sich wuschen und ankleideten, hörte er, wie einige der Kämpen Sarhilds Verhalten kommentierten. Es waren harte Worte.

„Erst geredet, dann gedacht.“

„Erst das Maul aufgerissen, dann gekniffen.“

„Sie hat ein heiliges Göttergericht zum Theater verkommen lassen.“

„Lieber sterben, als sich so zu entehren.“

„Ein trauriges Bild für ihren Knappen.“

Schließlich mischte Brin sich ein: „Sarhild von Birselburg hat auch eine Art von Mut bewiesen. Sie wusste, dass sie sich entehrt, aber sie hat es angenommen, um nicht auf einem falschen Weg weiterzuschreiten.“

Ein paar von den jüngeren Geweihten begannen ein Wortgefecht mit ihm, aber er ließ sich nicht lange darauf ein. Sie würde er sowieso nicht überzeugen. Aber der eine oder andere würde ihm vielleicht später im Stillen beipflichten.

Zurück im Quartier wartete Feyala auf ihn. Sie trat vor ihn hin und legte ihm die Arme auf die Schultern: „Wir haben deine Worte von vorgestern bedacht, Rabe. Wir sind *tharavar* und sollen doch der Roten Löwin beistehen. Vereinige dich mit uns, auf dass ein Erbe geboren wird, der das *tharavar* tragen kann, wenn wir ins Licht gehen."

Für eine Weile verlor sich Brin in ihren blassblauen Augen, die tief waren wie ein See.

Assadra, die neben ihm stand und alles mitbekommen hatte, schnaubte vor Zorn. „Wie kannst du es wagen!"

„Habe keine Furcht. Wir wollen ihn nicht für uns behalten."

„Wie kommst du auf mich?", fragte Brin.

„Unsere Melodien sind im Einklang. Hörst du es nicht?"

„Ich bin ein Mensch. Es gibt in meiner Heimat einige Kinder aus Verbindungen zwischen Menschen und Elfen. Sie leben meistens unter uns Menschen, weil ihnen die Gabe eurer Sprache fehlt, so sagt man. Es wäre wohl besser, wenn du hier unter den Elfen einen Mann suchen würdest."

„Wie du meinst", sagte sie. „Ich werde zu ihnen gehen und auf ihre Melodien lauschen, obwohl sie Angst vor mir haben."

Damit ging sie. Es schien ihr nicht weiter peinlich zu sein.

„Sie ist eine Elfe und hat andere Sitten als wir Menschen", sagte Brin zu Assadra. „Nimm es ihr nicht übel."

Assadra fluchte vor sich hin, auf Tulamidya und in Worten, die Brin noch nicht untergekommen waren.

Nach dem Frühstück gingen Brin und Assadra in die Widerhallenden Grotten. Sie knieten nieder und begannen, sich im Gebet zu versenken. Brin leerte seinen Geist und dachte nur noch an die Zeremonie, bei der Assadra und er die Schwüre tauschen würden. Das Wasser dröhnte ohrenbetäubend. Irgendwann merkte er seine Beine

und war plötzlich wieder in der Wirklichkeit. Er versuchte, sich erneut zu versenken, aber es wollte ihm nicht gelingen. Auf einmal hörte er in all dem Dröhnen Assadras Stimme: „Nein! Dieses Mal bin ich nicht bereit dazu. Dieses Mal nicht!“

Er ging zu ihr. Ihre Augen hatten sich gelb gefärbt und sahen durch ihn hindurch. Er setzte sich neben sie und störte sie nicht.

Irgendwann kam ein Bote: „Ich habe euch gesucht, ihr werdet schon erwartet. Die Fürst-Erzgeweihte möchte eure Aufgaben bei der Landnahme besprechen.“

Brin wies nur auf Assadra: „Unsere Gefährten werden für uns sprechen. Ich werde hier bei ihr bleiben.“

Da ließ der Bote sie allein. Es war kalt in den Grotten, und so nahm Brin seinen Umhang und legte ihn Assadra um.

Als sie endlich sprach, wie aus weiter Ferne, musste draußen schon Abend sein: „Brin?“

„Ich bin hier.“

Sie erhob sich schwankend. „Ich will zurück in unsere Kammer.“

Er nahm ihren Arm und steuerte sie aus den Grotten und zurück in ihr Quartier. Assadras Geist war weit, weit weg. Brin legte sie ins Bett, wo sie bald eingeschlafen war.

Während die beiden in den Widerhallenden Grotten gewesen waren, hatten Falk und die anderen die Beratung fortgesetzt, die am Tag zuvor durch den Knappen Alrik so bemerkenswert gestört worden war. Es war festgelegt worden, dass die Lichtsucher den Bauplatz bewachen und ein Auge auf das Umland haben sollten.

Darüber hinaus hatte Fanja Alriksej freigegeben und ihn mit reichlich Zehr- und Reisegeld ausgestattet. Er wollte sich mit seinem Wagen an den nächsten Kaufmannszug anhängen, der zurück ins Bornische ging.

Als Brin endlich schlief, erschien ihm im Traum Brianna. Sie stand in ihrer altertümlichen Lederrüstung vor ihm und sagte: „Unser Gast

ist auf dem Weg zu euch. Wir kommen, so schnell wir können. Hüte dich."

Es dauerte zwei Nächte, bis Assadra wieder ganz in die Wirklichkeit zurückgekehrt war. Danach war sie schlecht gelaunt und ruppig zu den Freunden, zu den Dienern des Tempels, die sie mit viel Nachsicht behandelten, und auch zu Brin.

Schließlich verlor er die Geduld: „Was hast du gesehen? Hat die Göttin dir untersagt, dass wir heiraten?"

Augenblicklich besserte sie ihre Laune. „Nein, dazu hat sie nichts gesagt. Über das andere will ich jetzt noch nicht sprechen. Ich erzähle es dir später."

„Ich habe auch kein Zeichen erhalten. Dann lass uns heute Abend mit Thalia reden."

An diesem Nachmittag gingen sie noch einmal zu dem Stein im Wald. Brin schlug Assadra vor, sich in ihr Seelentier zu verwandeln und eine Beute zu erjagen, die sie opfern könnten. Für einen Augenblick meinte er, eine Waldlöwin zu sehen, die sie beobachtete. Aber Assadra wollte nicht.

Dann stand plötzlich Tionna vor ihnen. Brin zog sein Schwert und schob sich vor Assadra, die nicht recht verstand, was los war. Tionna hob beide Arme, zeigte ihre leeren Hände und sprach die Formeln der Begrüßung.

„Ich komme in Frieden und bin keine Gefahr für euch", sagte sie. „Ich kann spüren, dass du das Siegel bei dir trägst, und mein Bruder wird es auch spüren können. Du bist in höchster Gefahr. Deswegen habe ich dir dieses mitgebracht."

Sie zog die schwarze Feder hervor, die Brin so lange bei sich getragen hatte, und legte sie vor sich auf den Stein. Dann trat sie mehrere Schritte zurück.

„Nimm sie. Sie wird dich und das Siegel verbergen."

„Aber die Feder verbirgt dich doch vor deinem Bruder?“

„Ja, das vermag sie. Doch es ist wichtiger, dass er das Siegel nicht erspüren kann.“

Brin legte die Hand auf das Medaillon unter seinem Kettenhemd und berührte den kleinen göttlichen Funken in seiner Seele. Leise betete er: „Gütige Frau Marbo, ich brauche einmal mehr Eure Hilfe. Unsere Feinde können dieses Siegel spüren. Ich bitte Euch, verhehlt es vor ihnen, so wie Ihr es im Kloster am Rabenpass schon einmal verhehlt habt.“

Es schien ihm, als ob die Wirklichkeit sich etwas zurechtrückte, anders konnte er es später nicht beschreiben. Das Siegel lag nun auf seiner Brust, als würde es dort hingehören. Er nahm es kaum noch wahr, und sein Kettenhemd fiel faltenlos darüber.

Tionna sah ihn zweifelnd an: „Ich spüre das Siegel immer noch.“

„Es ist gut“, sagte Brin zuversichtlich. „Nimm die Feder. Beeile dich, bevor dein Bruder dich findet. Übrigens ist Brianna auf dem Weg hierher. Sie hat uns vor dir gewarnt.“

„Sie hat euch vor mir gewarnt? Dann muss etwas passiert sein! Ich muss zurück!“

Mit langen Schritten ging sie davon.

Als Brin und Assadra wieder zum Tempel kamen, wurden sie schon erwartet und sogleich zur Fürst-Erzgeweihten geführt. An ihrer Tür wachten einer der Priester und ein Mann in einer schwarzen Lederrüstung. Als Assadra und Brin eintraten, fanden sie Aldare Donnerhall und ihre Tochter Thalia in höflichem Gespräch mit niemand anderem als Brianna.

Brin grüßte, dann wandte er sich an Brianna: „Ich kann dich beruhigen. Wir haben euren Gast bereits getroffen. Wie du siehst, geht es uns gut. Sie kam, um uns eine Feder anzubieten, die uns vor unseren Feinden unsichtbar machen sollte. Ich habe abgelehnt und andere Maßnahmen ergriffen. Es schien mir zu gefährlich, sie ohne den

Schutz der Feder zurückzulassen. Sie ist bereits wieder auf dem Rückweg."

Brianna stutzte. „Sie hat euch nicht angegriffen?"

Brin schüttelte den Kopf. „Nein, sie hat sich eigentlich benommen wie immer."

„Es gab einen Angriff, wild und brutal, wie von jemandem, der die Kontrolle verloren hat ... Vielleicht hat sich jemand als sie ausgegeben. Bist du sicher, dass sie es war?"

„Wie gesagt, sie hat uns die Feder angeboten."

„Womöglich sind wir getäuscht worden", überlegte Brianna. „Wir müssen sofort zurück."

Sie verneigte sich vor Thalia und ihrer Mutter, trat aus der Tür, winkte ihrem Soldaten und ging mit schnellen Schritten davon.

Aldare Donnerhall fragte Brin: „Wer war das? Ich verstehe überhaupt nichts mehr. Ich muss wissen, wer in mein Haus kommt. Erklär mir das."

„Was hat sie euch erzählt?"

„Ihren Namen hat sie genannt, aber sag du mir, wer sie ist."

„Sie dient der Marbo, der milden Tochter des Herrn Boron. Sie ist im Offiziersrang, aber ich kann nicht sagen, was für einer Einheit sie angehört. Wir haben sie getroffen, als ich vor drei Jahren wegen meiner immerwährenden Albträume Hilfe suchte. Ihr erinnert euch? Ich hatte hier damals um eine Seelenprüfung gebeten."

„Ich war zu jener Zeit versteinert. Offensichtlich seid ihr sehr vertraut miteinander. Ich hatte ein seltsames Gefühl bei ihr. Erzähl mir mehr."

„Es hat wohl so ausgesehen, als ob wir miteinander vertraut sind. Ich habe damals lange mit ihr und ihrem Priester geredet und ihnen mein Innerstes anvertraut."

„Und was hat sie nun mit dir zu schaffen? Wer war es, die euch getroffen hat, und was ist das für eine Feder?"

„Sie lebt an einem heiligen Ort, zu dem wir gewiesen wurden, als wir in die Rabenmark kamen, wie es mir hier empfohlen worden ist. Die Kirche des Herrn Boron beherbergt einige seltsame Geschöpfe, manche sind nicht ganz ungefährlich. Brianna kümmert sich um sie. Es erinnerte mich ein wenig an die Noioniten, nur dass Brianna mehr der Frau Marbo anhängt. Einer ihrer Schützlinge ist uns heute begegnet. Sie ist wunderlich, aber ich habe sie immer für harmlos gehalten. Als ich bei Brianna weilte, hatte ich den Eindruck, dass sie mich mochte. Heute hat sie mich aufgesucht, um mir ihren Lieblingstalisman zu bringen, eine schwarze Feder. Sehr borongefällig, ihr versteht? Ich habe sie nach Hause geschickt."

„Und was waren das für Maßnahmen, die du ergriffen hast?"

„Was sollte ich wohl mit ihrer schwarzen Feder? Ich habe ihr höflich gedankt und habe ihr gesagt, sie möge sie behalten."

„Willst du sagen, dass eine entflohene Irre durch unsere Länder streift?"

„Bitte, nennt sie nicht so. Auch sie verdient unseren Respekt. Sie verfügt über eine ihr eigene Magie, wie auch die Elfen, die sich damit in ihre Seelentiere verwandeln. Sie wird schon längst über alle Berge sein."

Als sie endlich entlassen waren, seufzte Brin. „Puh, ich dachte, sie hört nie auf zu fragen. Das ist gerade noch einmal gut gegangen."

„Ich wollte dich nicht unterbrechen", sagte Assadra missbilligend, „aber warum hast du sie angelogen? Warum hast du den Eindruck erweckt, Tionna wäre aus einem Noioniten-Kloster ausgebüxt?"

„Pst. Ihr Name darf nicht erwähnt werden. Wenn man meine Worte auf die Waage legt, habe ich genau genommen nicht direkt gelogen. Unsere drei Freunde sollten unbekannt bleiben. Wäre ich aufrichtig zu Aldare gewesen, hätte ich sagen müssen: *Es ist besser, wenn Ihr das nicht wisst, deswegen werde ich schweigen*. Dann wäre sie wohl böse geworden. Wenigstens hätte es ihre Neugier geweckt.

Glaube mir, es ist besser so. Außerdem wollte ich auf keinen Fall auf das Siegel zu sprechen kommen."

„Was für ein Siegel?", fragte Assadra.

Brin sah sie verblüfft an. „Sag mal, was habe ich euch erzählt, warum ich im Kloster am Rabenpass war?"

„Du hast dort Feyala und Frynn getroffen, die uns begleiten werden."

Voll Bangen zog Brin das Siegel aus seinem Gewand hervor und hielt es Assadra hin. „Und was ist hiermit?"

„Das Blitzmal an deiner Hand soll dich daran erinnern, deine Kraft nicht nur für dich selbst zu gebrauchen, sondern auch für andere."

„Und am Roten Pass? Der Nebel?"

„Die Götter waren mit uns. Er kam genau zur rechten Zeit. Ohne den Nebel hätte es wohl auch anders ausgehen können. Aber warum stellst du mir all diese Fragen?"

Brin seufzte. Er würde die Last des Siegels allein tragen müssen, ohne eine Möglichkeit, sich mit ihr beraten zu können. Dennoch war er mehr als beeindruckt, wie mächtig dieses Artefakt sein musste, dass es sogar Assadras Gedächtnis beeinflusste.

Vor dem Schlafengehen suchten die beiden noch einmal Thalia auf. Sie fanden Frynn bei ihr, die mit Lanthir spielte. Die beiden verstanden sich offensichtlich blendend.

„Wir sind gekommen, um die Feier unseres Rondra-Bundes zu besprechen", sagte Brin.

„Ich weiß, ich habe es euch angeboten. Aber ich kann es nicht tun." Thalia zog den Ärmel ihres Gewandes zurück, entblößte ihren Unterarm und zeigte vier tiefe Kratzer, die aussahen, als stammten sie von einer großen Pranke. „Ich bin zu Bett gegangen und habe noch an euch beide gedacht. Dann hatte ich einen Traum. Eine große Löwin stand vor mir und hat mich grollend gefragt, warum ich ihr zuwiderhandeln wolle. Obwohl ich mich nach Kräften gewehrt habe, hat sie

mich hin- und hergeworfen wie eine Katze eine Maus. Ich dachte, sie würde mich gleich verschlingen. Als ich aufwachte, hatte ich diese Kratzer. Also nein, ich werde euch nicht im Rondra-Bund vereinigen. Dies ist mein letztes Wort.“

Brin starrte auf die Kratzer. Er war verblüfft, aber irgendwie hatte er eine derartige Wendung der Dinge erwartet.

„Was ist es, das eurer Verbindung im Wege steht?“, fragte Thalia.

Assadra sagte mit großer Bitterkeit: „Wenn ich einen Bund mit Brin eingehe, so wird mich mein Volk verstoßen. Unser Gesetz befiehlt, dass die Treue nicht geteilt sein darf.“

„Der Kern des Rondra-Bundes ist es, dass zwei Menschen sich bis in Rondras Hallen Waffentreue geloben“, überlegte Brin. „Vielleicht könnten wir uns gegenseitig ganz einfache Eide leisten, und Assadra könnte in ihre Eidesformel aufnehmen, dass sie von allen Verpflichtungen entbunden ist, wenn ich mich gegen ihr Volk stellen sollte. Wir könnten auch auf die zwölf Hiebe und zwölf Wehren verzichten, die gemeinhin zum Rondra-Bund dazugehören. Auf diese Weise hätten wir den Kern des Bundes bewahrt und vermieden, dass der Eid Assadra in einen Konflikt zwischen der Treue zu mir und zu ihrem Volk bringt. Zudem würde es ihre Priester nicht so offen herausfordern wie ein echter Rondra-Bund.“

„Was für eine Eidesformel schwebt dir denn vor?“, fragte Thalia.

Brin schlug etwas vor, eine Verknappung der Verse aus der Zeremonie des Rondra-Bundes.

Assadra runzelte kurz die Stirn, als er zu den Worten kam, mit denen ihr Eid seine Einschränkung erfahren sollte. „Es könnte so gehen“, meinte sie. „Aber willst du deinen Eid nicht auch einengen?“

„Du oder dein Volk werdet wohl kaum dem Königreich Albernia oder der Kirche der Donnernden die Fehde erklären.“

Assadra nickte.

„So könnte ich euch im Bund vereinigen“, sagte Thalia. „Es gibt eine Schwurzeremonie aus den alten Tagen des Schwertbundes, die passend wäre.“

Die Nacht verbrachten Brin und Assadra wachend in der Tempelhalle. Brin wog noch einmal alles ab, was für und gegen ihre Schwüre sprach, aber es gab nichts, was ihn an seiner Entscheidung zweifeln ließ.

Irgendwann ging die Sonne auf und Thalia erschien. Brin erhob sich und streckte seine Glieder. Assadra trat aus ihrer Ecke hinzu. Er blickte sie an, sie nickte, und er sah wieder diese kleine Falte zwischen ihren Augenbrauen, die erschien, wenn sie sich konzentrierte.

Langsam versammelten sich die Gläubigen. Der Tempel war ein wenig voller als sonst. Falk, Fanja, Leira und Sibel kamen, auch Feyala und Frynn, obwohl zumindest Feyala den Götterdiensten keine Bedeutung zumaß.

Thalia feierte das Opfer, aber dann, anstatt den Gottesdienst zu beschließen, rief sie Assadra und Brin an den Altarstein.

„Assadra und Brin. Ihr seid Diener der Göttin und geht großen Gefahren entgegen. Ihr habt mir gesagt, dass ihr euch in allen Kämpfen und Fährnissen beistehen und dies mit heiligen Eiden besiegeln wollt.“

Beide bekräftigten.

Dann nahm Thalia Brin dieses Gelübde ab: „Herrin des Sturms, vor dir gelobe ich: Wie mein Schwert an meiner Seite ist, so will ich von nun an Assadra zur Seite stehen. Ihr Kampf soll auch mein Kampf sein und ihr Feind auch der meinige. Meine Klinge soll ihr dienen, und niemals werde ich sie ziehen gegen sie, denn in deinem Namen stehen wir uns näher als Bruder und Schwester.“

Danach wiederholte Assadra die Eidesformel, nur dass sie einen Satz hinzufügte: „... und niemals werde ich sie ziehen gegen ihn, solange er nicht sein Schwert erhebt gegen dein erwähltes Volk, ...“

Thalia winkte einen Novizen heran, der zwei Schälchen brachte. Die Priesterin goss klares Wasser ein. Dann ritzte sie Assadras Unterarm mit ihrem Dolch. Aus dem kleinen Schnitt rannen ein paar Blutstropfen, welche sie in der Schale auffing. Anschließend ritzte sie auch Brin den Unterarm.

Brin und Assadra tauschten die Schalen und tranken davon. Das Blut war in dem Wasser nicht zu schmecken. Danach nahm Thalia die Schalen zurück und goss das Wasser in das Kohlebecken, wo es zischend verdampfte. Sie betete: „Herrin des Sturms, lass ihre Seelen eins sein bis in deine Hallen. So sei es!“

Für einen Augenblick schien es Brin, als würde das Brausen des Wasserfalls zustimmend anschwellen. Aber wenn er Sibel beobachtet hätte, so hätte er gesehen, wie sich ihr Gesicht vor Entsetzen verzerrte, als sie die Schwurformeln hörte.

Abends saßen die Gefährten zusammen, Frynn, Feyala und Thalia waren auch da. Auch Thalias Mutter kam eine kleine Weile zu ihnen, so lange, wie sie es einrichten konnte.

Nur Sibel fehlte. Sie war direkt nach der Trauung in den Süden aufgebrochen, um den Großinquisitor da Vanja zurückzubringen.

Die Küche des Tempels hatte alles aufgetragen, was im Vorfrühling angerichtet werden konnte, und Brin sah zufrieden um den vollen Tisch herum. Fanja und Falk hatten sich bereit erklärt, die Braut und den Bräutigam nach guter albernischer Sitte mit einigen Versen zu verspotten.

Falk lieferte eine Gegenüberstellung darüber „Was Brin sagt und was er damit meint“, die Brin die Röte ins Gesicht trieb. Dann folgte Fanja mit einer Erläuterung zum Thema „Warum Assadra im Lager nur den Tee kochen darf“.

Die anderen grienten. Später kamen Harfner. Brin saß neben dem Feuer, ihm war warm und er war ein bisschen müde. Assadra lehnte sich an ihn. Er blickte auf die Gesichter seiner Freunde, die satt und

sehr zufrieden aussahen, lauschte dem Gesang und dem Harfenspiel und war für den Augenblick wunschlos glücklich.

Nachher lagen sie zufrieden im Bett. Assadra hatte sich auf die Seite gedreht und Brin seinen Arm um ihre Taille gelegt. Seine warme Hand lag auf ihrer Brust. Ganz langsam fuhr er mit den Fingernägeln die Kontur ihres Ohres nach und säuselte: „Wir sind jetzt ver-hei-ratet. Du gehörst jetzt ganz allein mi-ir."

Assadra rollte sich herum, schubste ihn auf den Rücken und lehnte sich auf seine Arme. Er versuchte, sie abzuwerfen. Da musste sie lachen und sah ihn mit blitzenden Augen an.

„Männer", hauchte sie, beugte sich vor und küsste ihn.

„Hättest du nicht gern noch ein Kind?"

Sie lächelte. „Ja."

Als sie später in dem zerwühlten Bett lagen und schliefen, hatte Brin wieder einen Traum ...

Er lief über weites Grasland, neben ihm her trabte eine große Löwin. Dann blieb sie stehen und grollte. Er sah sie an und ihre gelben Augen schienen bis in seine Seele zu blicken.

„Du hast meiner Tochter Waffentreue gelobt", knurrte sie. „Nun beschütze sie."

„Was soll ich tun?"

„Sieh zu, dass sie die Fährte nicht verliert."

„Aber darum bemühe ich mich doch schon die ganze Zeit."

Nach dem Schwurtausch wurden die Gefährten träge. Es war, als ob die Monate, die sie in Schnee und Kälte in der Wildnis und auf der Landstraße verbracht hatten, nun ihren Tribut forderten. Sie hätten längst dem Siedlerzug nachreisen sollen, aber Brin fand, dass die gut gekochten Mahlzeiten, die warmen, trockenen Betten und der

regelmäßige Tagesablauf des Klosters ihnen guttaten. Niemand hatte etwas einzuwenden, als er vorschlug, noch eine Woche zu rasten.

Er selbst verbrachte die Zeit damit, sich im Kirchenrecht und in einigen Liturgien, die in der Kirche der Donnernden sehr verbreitet waren, unterweisen zu lassen. Die anderen Geweihten behandelten ihn mit Respekt und wie einen der ihren, und es war ihm etwas peinlich, wie wenig er doch über die Kirche der Leuin wusste.

Assadra und Leira bekamen von Feyala Unterricht im Bogenschießen. Zwei Stunden jeden Tag verbrachten sie auf der Bahn und stanzten kleine Löcher in die Papierziele. Und Yelaya sang in langen Stunden zu einem Eibenstämmchen, bis sie einen neuen Bogen für die Amazone geformt hatte.

Nur den Rondra-Dienst ließ Assadra schleifen. Sie widmete sich zwar mit großer Konzentration ihren Waffenübungen, ließ die meisten Götterdienste jedoch aus und blieb morgens lange im Bett. Als sie sich wieder genüsslich in den Kissen rekelte und maulte, weil Brin schon aufgestanden war, musste er plötzlich loslachen. Ihm war eingefallen, dass Löwen sich mehrfach in der Stunde paarten, wenn die Hitze sie überkam, und das über Tage.

„Was ist so lustig?“, wollte Assadra von ihm wissen.

„Nichts.“ Brin lächelte. „Warte, ich komme wieder zu dir ins Bett. Miau.“

Assadra schenkte ihm Farben, die sie bei einem Elfen in Donnerbach gefunden hatte. Brin besorgte sich eine Tafel aus Steineichenholz und malte ein Bild von ihnen beiden in ihrem Ornat. Zu ihren Füßen drapierte er den toten Troll, damit es nicht gar zu sehr wie ein Hochzeitsbild aussah. Als das Gemälde fertig war, war es zwar nicht brillant, aber doch gut gemacht. Thalia versprach, ihm irgendwo im Tempel einen Platz dafür zu geben.

So zogen die Tage vorbei. Es war ein herrliches Lotterleben, und der Beginn von Assadras und Brins morgendlichen Waffenübungen rückte immer weiter nach hinten.

Eines Morgens, sie hatten später angefangen als je zuvor, schlenderte eine junge Geweihte herein. Sie entkleidete sich bis auf eine dünne, sehr knappe, modisch bestickte Tunika und begann sich aufzuwärmen.

Unwillkürlich blieb Brins Blick an ihr hängen. Sie war wirklich ein Hingucker: Tulamidin oder Almadanerin, gebräunte, makellose Haut, schwarzes Haar, das sie zu vielen kleinen Zöpfen geflochten hatte, groß, schlank und ein niedliches Gesicht mit großen schwarzen Augen. Seiner Meinung nach wäre sie auch in einem Rahja-Tempel gut aufgehoben gewesen.

Sie vollführte versuchsweise einige Hiebe und Stöße, dann trat sie vor Brin und Assadra und verbeugte sich anmutig.

„Ich weiß, wer ihr seid, aber wir sind uns noch nicht vorgestellt worden. Ich bin Amelthona von Punin."

Sie wandte sich an Brin und grüßte mit ihrer Klinge.

„Ich bin Assadra sunya Asirfa", knurrte Assadra sie an. „Ich bin die beste Kämpferin hier. Ich bin diejenige, mit der du dich messen solltest."

Sie begannen mit einem langsamen Schattenkampf und Brin beobachtete interessiert, wie ähnlich ihre Kampfstile waren. Die Geweihte richtete das Wort jetzt nur noch an Assadra und vermied es, Brin anzusehen, vermutlich, um sie nicht zur Eifersucht zu reizen. Schließlich nahmen die beiden Helme, wattierte Lederschutze und Übungsschwerter, gingen in Stellung und begannen den Kampf.

Sie waren sich in Aussehen und Stil so ähnlich, dass es einen Vergleich herausforderte. Amelthona war vielleicht sechs Jahre jünger als Assadra, jugendlich und schmaler gebaut. Assadra war athletischer, hatte etwas breitere Schultern und trug dünne silbrige Narben an

Armen und Beinen und an ihrem Hals die dunklen Blitzmale. Amelthona war nicht schlecht, aber Assadra war härter, schneller und auch technisch besser. Amelthonas Art hatte etwas Verspieltes, sie wollte zeigen, was sie konnte, während Assadra auf schnelle, tödliche Treffer aus war. Brin fühlte sich von Amelthona an ein kleines Kätzchen mit einem Wollknäuel erinnert und von Assadra an eine Mutterkatze auf Mäusefang.

Nach dem Übungskampf standen sie zusammen.

„Dein Stil ist sehr elegant, anders als bei den Geweihten hier", sagte Assadra. „Wer hat dich unterrichtet?"

„Ich habe auf Yeshinna gelebt", sagte Amelthona, „und das meiste dort gelernt."

„Dann bist du aus meinem Volk", sagte Assadra erfreut.

„Nein. Ich bin als Heranwachsende auf die Burg gekommen, aber ich habe das Gelübde nicht abgelegt. Ich bin später nach Punin gegangen. Aber wie du siehst, hat der Ruf der Göttin mich trotzdem ereilt."

„Und warum hast du das Gelübde nicht abgelegt?" Assadra runzelte die Stirn.

„Wenn du so direkt fragst: Männer. Ich will nicht auf sie verzichten. Es wäre so langweilig ohne sie. Also bin ich einige Zeit gewandert und dann in den Tempel in Punin eingetreten."

„Und was führt dich nun nach Donnerbach?", mischte Brin sich ein.

Amelthona sah ihn an und zog eine Schnute: „Der Sennemeister meinte, ich solle mein Blickfeld erweitern und einige Zeit in den Norden gehen."

Sie und Assadra begannen ein Gespräch über gemeinsame Bekannte. Es war offensichtlich, dass sie sich gut leiden mochten.

„Was hältst du von ihr?", fragte Brin Assadra später.

„Sie kämpft gut. Sie hat bestimmt Talent, und man merkt die Schule, durch die sie gegangen ist. Bei ihr ist der Kampf mehr ein Tanz und weniger dieses plumpe Dreinhacken, das man hier im Norden so oft sieht."

„Ich mag sie nicht. Sie ist ziemlich frivol, und sie hat deinem Volk den Rücken gekehrt."

„Sie hatte den Eid noch nicht geleistet und es stand ihr frei zu gehen. So etwas kommt vor."

„Ich weiß nicht, ob es Zufall ist, dass sie hierhergekommen ist. Mir ist nicht wohl dabei. Sie wird dich noch zur Abkehr ermuntern."

Assadra guckte verständnislos drein.

Brin hatte gehört, dass Königin Gilia von Kurkum eine Botschafterin an den herzoglichen Hof in Perainefurten entsandt hatte. Er setzte nun ein Schreiben an sie auf, in dem er eine genaue Beschreibung von Amelthona lieferte und ihre Geschichte wiedergab. Er fügte sogar eine Skizze von ihr bei. Dann bat er, ihm mitzuteilen, was über diese Person bekannt sei.

Als Assadra und er am Abend beisammensaßen, hatte sie Neuigkeiten: „Thundra von Rathilstein hat mich zu sich gerufen und mich gebeten, dass ich Amelthona unter meine Fittiche nehmen solle."

Brins allgegenwärtiges Misstrauen regte sich sofort: „Warum du?"

„Er sagte, wir würden sehr gut zusammenpassen. Der Sennemeister der Mittellande hat sie hergeschickt, weil ... Nun ja, es fehlt ihr an Selbstdisziplin und Härte, an Respekt sich und anderen gegenüber, und den soll sie hier im Norden lernen. Aber die Göttin hat sie als Dienerin angenommen, und sie ist eine talentierte Kämpferin."

„Es behagt mir gar nicht, ganz und gar nicht."

Brin ging auf die Suche nach Thundra von Rathilstein, den er noch in seiner Schreibstube fand.

„Mir wurde gesagt, Ihr hättet Assadra sunya Asirfa einen Pflegling zugewiesen? Ich muss offen sagen, dass ich das für keine gute Anordnung halte."

„Und warum denkst du so? Die beiden passen gut zusammen. Sie haben den gleichen Hintergrund."

„Ich will ganz offen reden: Assadra sunya Asirfa kann noch auf Jahre nicht zu ihrem Volk zurückkehren. Ich fürchte, dass sie dabei ist, sich von ihm zu entfremden, und ich bin sicher, dass das gegen den Willen der Göttin ist. Deswegen ist es nicht gut, ihr eine Renegatin vor die Nase zu setzen, die ihr das Volk der Amazonen schlecht macht. Deswegen bitte ich Euch, sucht Amelthona einen anderen Mentor."

„Ich kann deiner Bitte nicht entsprechen, Brin. Assadra sunya Asirfa passt perfekt. Ich habe gehört, wie sie Sarhild herausgefordert hat. Sie ist fest in ihren Überzeugungen und gradlinig. Aber wenn du willst, so können wir sie selbst fragen."

„Ich vermute, sie würde Euch zustimmen. Mein Einwand war nur der eines besorgten Freundes."

„Ich bin sicher, du hast es gut gemeint."

Damit war Brin entlassen.

Nachher sagte er zu Assadra: „Ich beglückwünsche dich zu deiner neuen Schülerin. Als ich sie gesehen habe, dachte ich, wie gut sie aussieht. Sie ist wirklich eine Schönheit. Sie hat etwas an sich, das Männer in ihren Bann zieht. Gertenschlank und biegsam, ihre Bewegungen sind grazil und dabei ist sie ganz ungekünstelt. Euer Kampf war eine Augenweide. Sie wird dir große Ehre machen."

Assadra warf ihm einen finsteren, finsteren Blick zu, und Brin dachte, dass sich dieses Problem wohl erledigt hatte.

Als er am nächsten Tag zu seiner Lehrstunde bei Thundra kam, sagte der Alte: „Amelthona hat mich aufgesucht. Deine Schwurgefährtin will nicht mehr mit ihr üben. Amelthona ist enttäuscht."

„Ach? Mit mir hat sie darüber nicht gesprochen. Aber ich habe mir gleich gedacht, ob sie sich nicht zu ähnlich sind."

Als sie an diesem Abend beisammensaßen und das Nachtmahl hielten, bat Feyala um Ruhe.

„Dieses soll unser Abschiedstrunk sein", sagte sie. „Wir haben uns nun entschieden: Wir wollen in dieser Nacht in den Süden ziehen."

Brin wurde das Herz schwer. „Willst du nicht bis morgen warten?"

„Wir wandern gern im Licht der Sterne, wie du wohl weißt."

„Dann wünsche ich dir einen sicheren Schritt auf ebenem Pfad. Und Frynn? Was ist mit ihr? Wird sie dich wieder begleiten?"

„Es gefällt ihr hier in den Höhlen, und sie möchte bei Lanthir bleiben."

„Kannst du sehen, wohin dein Weg dich führen wird?"

„Die Elfen am Seeufer haben uns gesagt, dass Taînobhal Totenamsels Melodie bei der Ulme Argareth wieder erklinge. Wir wollen ihn suchen und hören, ob unsere Lieder diesmal in Harmonie sind. Wenn es so ist, so wollen wir zum Tor der Lichtwache gehen, das zu König Fenvarien führt. Er soll uns gestatten, einen Erben zu benennen und das *tharavar* zu gegebener Zeit an ihn zu übergeben."

Dann fragte Brin so leise, dass nur sie es hören konnte: „Soll ich nun mit der Frau sprechen, die du im Traum gesehen hast?"

Sie sah ihn verwundert an. „Mit wem?"

„Du hast mir im Kloster von ihr erzählt. Du wolltest sie im Süden finden und bist deswegen ein Stück des Weges mit uns gegangen."

Feyala sah ihn nachdenklich an. „Wir wissen nicht, wovon du sprichst. Aber da ist etwas, was wir vergessen hatten. Du trägst etwas mit dir, etwas sehr Wichtiges. Ist es Nurtis Träne?"

Traurig sagte Brin: „Nein, das ist es nicht."

Dann verabschiedete sie sich von ihnen allen. Besonders Frynn fiel der Abschied sehr schwer, aber auch Brin trauerte.

Es war ihm fast, als würde ihre Gemeinschaft zerbrechen. „So trennt sich also unsere Gruppe. Ich hoffe, dich wiederzusehen."

„Ich spüre, dass wir wieder zusammentreffen werden, ehe meine Melodie verklingt."

Später kam Falk zu ihm: „Es tut mir leid, ich weiß, dass du traurig bist. Aber hier ist ein Brief von Sibel für dich. Sie hat mich gebeten, ihn dir ein paar Tage nach der Hochzeit auszuhändigen. So wie sie ausgesehen hat, fürchte ich, dass es schlechte Nachrichten sind."

„Weißt du, worum es geht?"

„Sie hat es mir nicht gesagt. Ich dachte, dass es vielleicht mit dem Siegel zusammenhängt."

„Du kannst dich daran erinnern?", fragte Brin aufrichtig verblüfft.

Jetzt war es an Falk, verwundert zu sein: „Warum sollte ich mich nicht daran erinnern können?"

„Ich habe das Siegel verhehlt. Assadra und Feyala haben es vergessen."

„Seltsam ... Aber da ist noch etwas, was ich dir sagen wollte: Ich war in der Stadt, bei einem Maler, Golodion Seemond. Womöglich hast du von ihm gehört. Dort, wo ich herkomme, ist er berühmt. – Wie auch immer: Geht nicht dorthin."

„Warum nicht?"

„Lasst es einfach bleiben."

„Du kennst mich jetzt lange genug. Wenn du mir nicht sagst, was es dort zu entdecken gibt, werde ich morgen früh bei ihm anklopfen und mich umsehen."

„Er hat eine Schülerin, Morvray Sieht-schwarze-Federn-fallen. Ihre Bilder sind sehr lebendig, aber düster, wirklich beängstigend. Das schlimmste Bild zeigt eine Elfe in einer Landschaft aus Eis. Ihre

Augen lodern golden, und ... das Bild scheint sich zu bewegen. Ich habe gesehen, wie sie Assadra getötet hat. Geh nicht mit ihr dorthin."

„Sie ist bereits dort gewesen und hat Farben für mich gekauft. Sie hat nichts davon gesagt."

Brin nahm sein Messer und öffnete Sibels Brief. Sie entschuldigte sich für ihre überstürzte Abreise und schrieb, dass sie entsetzt über die Gelübde sei, die Assadra und er getauscht hatten. Sie sagte, dass er nun kein Gegengewicht mehr für Assadra sei und dass sie die Dunkelheit fürchte.

„Worum geht es?", wollte Falk wissen.

„Sie hat Bedenken wegen eines Schrittes, den wir bereits getan hatten, als sie diesen Brief verfasst hat. Es ist mir schleierhaft, was sie damit bezwecken will."

Brin war sehr nachdenklich, aber noch aus einem anderen Grund: Er redete mit Fanja und Leira, und auch sie beide konnten sich selbstverständlich an das Siegel erinnern. Warum also nicht auch Assadra? Schließlich bat er sie um eine erneute Seelenprüfung und ging mit ihr zu Thundra von Rathilstein.

Erst kam er selbst an die Reihe.

„Dein Seelentier ist ein weißer Rabe, aber das weißt du. Er ist quicklebendig, aber etwas mager, wie nach einem langen Winter. Dann sehe ich auch drei göttliche Funken in deiner Seele, blutrot, golden und grau. Wie kann das sein?"

„Die Frau Rondra, der Herr Praios und die Frau Marbo oder der Herr Boron. Bibernell von Hengisford hat sie bei meiner Weihe auch gesehen. Es ist etwas ungewöhnlich, aber so ist es nun einmal bei uns Lichtsuchern."

Dann blickte Thundra auf Assadra. Als er fertig war, sah der Geweihte entsetzt aus. „Darf ich frei sprechen?"

„Ich habe keine Geheimnisse vor Brin."

„Also gut: Ich habe zwei Funken gesehen, einen blutroten und einen goldenen. Aber ich habe auch etwas gesehen, was mich mit großer Sorge erfüllt. Dein Seelentier ist eine rote Löwin, wie du weißt. Ihre rechte Vorderpfote ist verletzt. Sie hat sich entzündet, und die Entzündung hat sich ausgebreitet. Das ganze Bein ist angeschwollen. Sie sieht sehr schlecht aus."

Assadra war entsetzt. „Ihre Vorderpfote ist verletzt?"

Thundra nickte. „Als wäre sie von etwas gebissen worden oder in eine Falle getappt."

„Wenn die Verletzung von außen kommt, wird sie dann nicht wieder heilen?", fragte Brin hoffnungsvoll.

„Ich kann es nicht sagen. So etwas habe ich noch nie gesehen. Das Tier sieht sehr krank aus."

„Aber ich bin glücklich", sagte Assadra ungläubig. „Wie kann das sein?"

Traurig sagte der Priester: „Ich kann es mir auch nicht erklären."

„Was glaubst du, wird geschehen?", fragte Brin.

„Ich kenne mich mit so etwas nicht aus. Aber die Löwin sieht so schlecht aus ... Wenn ich ein Jäger wäre und die Löwin ein Jagdtier, würde ich alles daransetzen, sie zu heilen, oder sie von ihren Leiden erlösen."

Wie vom Donner gerührt gingen Brin und Assadra zurück.

Brin flehte fast: „Erinnere dich und gehe in dich, was könnte dir fehlen und das auslösen? Bitte erlaube mir, heute Nacht deine Träume zu sehen. Versucht dich der Vampir oder ein Dämon?"

„Mir ist so oft mein Tod angekündigt worden, erst im Norden, dann am Nagrach, und vor zehn Tagen hatte ich hier mit dem Leben abgeschlossen. Als wir in den Grotten waren, habe ich gehört, dass die neue Siedlung untergehen wird, es sei denn, ich würde sterben. Ich wollte es dir die ganze Zeit erzählen, aber du sahst so glücklich aus. Dann ist Thalia gekommen und hat mir gesagt, dass sie neben

mir fallen werde. Sie hofft, es ist noch lange hin, damit sie ihren Sohn aufwachsen sehen kann. Darüber hinaus gibt es hier einen Elfen, der malt. Bei ihm habe ich die Farben für dich gekauft. Dort war ein Bild von mir, wie ich im Eis getötet werde."

„Falk hat es auch gesehen und mir davon erzählt", sagte Brin bedrückt.

Assadra hatte Tränen in den Augen. „Ich will nicht sterben, Brin. Nicht jetzt."

Brin war starr. Nachdem er eine Weile nachgedacht hatte, sagte er: „Man stirbt nur einen Tod. Dein Tod lauert im Norden, im Eis. Die Siedlung wird gedeihen, weil wir dabei sind. Sie kann nur gelingen, wenn du stirbst. Das eine schließt das andere aus. Daraus können wir Hoffnung schöpfen."

„Ich würde mein Leben geben, falls es sein muss, aber nicht für ein Dorf im Nirgendwo, das mir nichts bedeutet."

„Es ist eine Last", sagte Brin grimmig, und plötzlich brach es aus ihm heraus: „Ich weiß nicht, was die Götter sich dabei denken. Es ist grausam, einem Menschen ständig seinen bevorstehenden Tod unter die Nase zu reiben. Ich kann überhaupt keinen Sinn darin finden. Ein Herr, der seine Diener ständig Männchen machen lässt, nur um zu sehen, ob sie ihm noch gehorchen, verdirbt seine Leute."

Assadra schlug nach ihm. „Rede nicht so über die Götter."

Mit einem Mal brach eine gewaltige Wut sich Bahn. Brin sah rot, und das Blut rauschte in seinen Ohren. „Du hast recht. Ich gehe und sage es ihr selbst."

Er stürmte in die Tempelhalle, jetzt kochend vor Zorn, und beschwerte sich lauthals bei der Donnernden, Assadra und ihm sei klar, dass sie eines Tages in ihrem Dienst ihr Leben lassen würden, dafür hätten sie schließlich das Gelübde geleistet, aber sie solle ihnen bis dahin wenigstens eine glückliche Zeit gönnen und aufhören, sie mit Prophezeiungen zu traktieren.

„Kannst du uns nicht mal für ein paar Monate in Ruhe lassen? Und wenn du mich nun mit einem Blitz niederstrecken willst, nur zu, dann musst du dir einen neuen Diener suchen."

Ein Geweihter sah ihn an und machte ein Zeichen zur Dämonenabwehr. Brin war drauf und dran, ihm an den Kragen zu gehen.

„Suchst du Streit?", brüllte er ihn an. „Ich werde schon keinem Dämon anheimfallen, da war ich schon, das hat mir gereicht. Willst du sonst noch was von mir?"

Brin war rot angelaufen und griff nach seinem Schwert, aber es lag in seiner Kammer.

Der Geweihte trat zurück: „Ich werde nicht mit dir streiten, du bist ja nicht bei Sinnen."

Brin ging zum Kampfplatz, nahm ein Übungsschwert und begann wütend und methodisch, eines der hölzernen Phantome zu demolieren. Anschließend war er schweißüberströmt, das Phantom war kaputt und zwei Schwerter auch.

Todmüde ging er zurück zu ihrem Quartier, wo Assadra ihn bereits erwartete.

„Was ist passiert?", fragte sie ihn.

„Ich bin zornig geworden wie noch nie zuvor in meinem Leben. Ich habe die Statue der Donnernden angeschrien, sie solle uns für eine Weile in Ruhe lassen. Stolz bin ich wahrlich nicht darauf, aber ich habe nichts gesagt, was lästerlich gewesen wäre, und ich habe niemanden beleidigt. Forderungen zum Zweikampf erwarte ich keine."

„Du wirst mit den Folgen deiner Tat leben müssen, und deswegen werde auch ich es müssen. Es wäre auch nicht richtig gewesen, zu verheimlichen, wie du empfindest. Nur hättest du es mir früher sagen sollen."

„Ich habe Angst, dass du dich von der Donnernden entfremdest, wie damals in Aranien, als dein Schwert gerostet ist."

„Ich habe mich nie von der Göttin entfremdet. Wie kommst du nur darauf?“

Brin ließ es gut sein. Irgendwann war Assadra eingeschlafen, aber er konnte nicht zur Ruhe kommen. Als er meinte, dass sie träumte, legte er die schwarze Kette um und ließ seinen Geist in ihren Traum hinübergleiten. Aber da war nichts, nur Schwärze.

Er war zu besorgt, um Schlaf zu finden. Irgendwann musste er jedoch eingenickt sein, denn er empfing ein Traumgesicht von Brianna: „Marwun ist angegriffen worden, allerdings nicht von Tionna. Er ist verletzt, wird aber genesen.“

Dann wachte Brin auf. Der Traum brachte ihn auf eine Idee, und er schickte den weißen Raben aus seinem Ring zu Tionna. Der Gedanke, dass sie Assadra vielleicht helfen könnte, gab ihm neue Hoffnung, und getröstet schlief er endlich ein.

Am nächsten Tag mied Brin das Refektorium und hielt sich von den anderen Geweihten fern. Aber dann kam einer der Novizen und rief ihn zu Thundra von Rathilstein.

Der alte Mann stand vor seinem Schreibpult und sagte verärgert: „Was ist mir da zu Ohren gekommen? Warum hast du dich nicht von selbst gemeldet und nach einer Buße gefragt?“

„Ich habe den Schaden ersetzt, den ich auf dem Kampfplatz verursacht habe, und mehr. Seht im Opferstock nach.“

„Ich denke an deine lästerlichen Worte im Tempel.“

„Ich weiß genau, was ich gesagt habe. In mir ist der Zorn übergekocht, aber ich habe nichts gesagt, was lästerlich oder beleidigend gewesen wäre. Ist die Frau Rondra nicht auch die Göttin des Zorns?“

„Komm mir nicht so!“ Nun wurde der Geweihte laut. „Du hast Frechheiten sondergleichen von dir gegeben. Und das weißt du auch. Behaupte nicht, du seist im Reinen mit dir und der Welt!“

„Das hat nichts mit meinem Zornesausbruch zu tun, und irgendwelche Buß-Exerzitien werden nichts daran ändern."

„Dann erzähl mir doch einmal, was dich bedrückt."

Brin traute dem Alten nicht mehr so recht, seit er mit so viel Nachdruck versucht hatte, ihnen diese zweifelhafte Amelthona aufs Auge zu drücken.

„Ich mache mir Sorgen um Assadra sunya Asirfa. Ihr habt ihr Seelentier gesehen. Wir sind den ganzen Winter durchs Bornland gewandert und haben in Zelten und Schneekuhlen geschlafen. Wir hatten mehrere Zusammenstöße mit den Dienern des Namenlosen. Wir sind müde."

„Der Zustand ihres Seelentieres ist besorgniserregend, ja. Sie sollte sich dringend in Meditation und Einkehr üben."

„Genau das meine ich auch."

„Aber man kann viel mehr leisten, als man von sich denkt. In dir stecken noch gewaltige Reserven an Kraft. Also hör gefälligst auf zu jammern. Es ist eine Gnade, zum Werkzeug der Göttin erwählt zu werden. Ich hatte eigentlich vor, dich für den Ritterschlag zu empfehlen. Dein Wissen und Waffenhandwerk genügen, und Thalia sagte mir, dass du zwölf Taten vollbracht habest, die der Donnernden wohlgefällig seien. Aber ich werde sie enttäuschen müssen. Du bist offensichtlich nicht reif für diese Auszeichnung."

Wenn Thundra mit Zerknirschung gerechnet hatte, so wurden seine Erwartungen nicht erfüllt.

Brin hob kurz die Schultern. „Da habt Ihr wohl recht."

„Ja, ist es dir denn gleichgültig, was die Kirche von dir denkt? Dass andere zu dir schauen, um ein Beispiel zu haben?"

„Nein, das ist mir nicht gleichgültig. Aber ich habe genug Selbsterkenntnis, um zu wissen, dass ich nicht als Vorbild tauge. Ich tue die Arbeit der Göttin, das hoffe ich zumindest, aber es wäre nicht gut,

wenn andere Geweihte mir nacheiferten. Bei mir schlägt der Herr Phex durch, unter dessen Mond ich geboren bin."

„Ein Knappe der Göttin rechtfertigt sich nicht! Versteck dich gefälligst nicht hinter deinem Geburtsmonat, das ist lächerlich! Man kann auch an sich arbeiten. Der Kampf mit sich selbst ist auch ein Kampf, der der Donnernden wohlgefällig ist."

„Lasst uns darüber reden, sobald meine Arbeit getan ist. Dann werde ich Euch gern mein Hauptbuch offenlegen, sozusagen."

„Unsere Arbeit ist nie getan. Und lass mich dir eins sagen. Du bist der Donnernden nicht so fern, wie es dir erscheint. Ich vermag so etwas zu sehen. Also gib dir Mühe. Und wenn du einen Rat annehmen könntest: Eine Buße würde dir helfen, mit dir selbst Frieden zu schließen."

„Das ist alles sehr bedenkenswert. Ich werde bei Zeiten zu Euch kommen."

„Komm mir nicht so! Das bedeutet: *Leck mich am Arsch*! Ich bin alt, aber nicht vertrottelt! Jetzt verschwinde! Und denk darüber nach!"

Damit war die Unterredung beendet.

Trotzdem, als Brin wegging, musste er zugeben, dass das Gespräch mit diesem alten Streitflegel ihn aufgemuntert hatte. Dass Thundra ihn nun nicht für einen Ritterschlag empfehlen würde, berührte ihn nicht weiter.

Aber Assadra war betrübt, als er ihr alles erzählte. Sie sagte ihm, dass er ein treuer und entschlossener Kämpfer sei. Sie war traurig, weil andere ihn nicht so sahen, wie sie es tat. Sie erzählte ihm auch, dass sie ein Kettenhemd für ihn in Auftrag gegeben hätte, versilbert, damit er beim Rondra-Dienst oder dereinst bei seinem letzten Kampf den richtigen Eindruck machen würde.

Als Brins Wut endlich verraucht war, und als einsank, was er getan hatte, war er äußerst niedergeschlagen. Er schämte sich vor den anderen Geweihten und vor der Göttin. So war es ihm ganz recht, dass die

Gefährten bald wieder aufbrechen wollten. Die Leute begannen schon zu munkeln, dass die Lichtsucher der Führung einer Ehrlosen nicht trauten und lieber in Donnerbach bleiben wollten.

Endlich war auch dieser Tag vorbei, und Assadra und er lagen nebeneinander auf ihrem Lager. Sie beugte sich zu ihm, um ihn zu küssen, aber er zuckte unwillkürlich vor ihr zurück.

„Brin, was ist los?“

„Assadra, du machst mir Angst. Irgendetwas Fremdes ist in dir. Ein Seelentier wird nur bei starker dämonischer Präsenz oder etwas Ähnlichem so krank.“

Völlig entsetzt sah sie ihn an: „Du traust mir zu, einen Dämonenpakt einzugehen?“

„Ich weiß nicht, was geschehen ist. Aber dein Seelentier ist krank und ich glaube, dass deine Träume vor mir verborgen werden, dass dich jemand im Traum besucht. Ich hatte Mühe, dich zu erreichen, als ich die Liturgie der Verständigung gelernt habe. Hinzu kommt, dass du ein paar wichtige Sachen vergessen hast, die du eigentlich wissen müsstest. Jetzt, wo wir darüber sprechen, denke ich schon daran, dir nichts mehr zu sagen, was einem Feind nützen könnte. Es tut mir leid, aber du weißt, wie leicht mein Misstrauen geweckt werden kann.“

„Und nun zweifelst du an mir?“

„Ja. Es tut mir leid, aber so ist es.“

„Du hast gesagt, du hättest Tionna benachrichtigt. Stimmt das?“, fragte sie ganz ruhig.

Brin nickte. „Ja.“

„Hoffentlich kann sie mir helfen.“

Brin hatte gefürchtet, dass sie verzweifeln würde, und war ihr zutiefst dankbar, dass sie reagierte, wie sie es tat.

Den nächsten Tag verbrachten sie mit Packen. Brin kaufte Bannstaub. Fanja hatte sich nach guten Maultieren umgesehen, ein Ersatz für die Tiere, die sie in Urischalur gelassen hatten.

Es schien Brin, dass sich alle verschworen hatten, ihn nicht schlafen zu lassen, denn in dieser Nacht besuchte ihn Tionna. Im Traum sagte sie zu ihm: „Unser Lehrer ist angegriffen worden, aber lebt. Warum hast du mich gerufen?“

„Das Seelentier meiner Freundin ist sehr krank. Wir haben keine Erklärung dafür. Ich fürchte, dass ein Feind sie ruft.“

Er beschrieb ihr alles, was er beobachtet hatte.

„Ich komme, so schnell ich kann“, sagte Tionna.

„Danke, das hatte ich gehofft. Wie lange wirst du brauchen?“

„Von da, wo ich nun bin, zwei Tage.“

„Du weißt, wo wir sind. Wir werden die Straße nach Osten nehmen. In dem Ort, wo sie den Fluss quert, wollen wir dich übernächsten Abend treffen. Wird das gehen?“

Er meinte das Dorf Niritul.

„Ich kenne den Ort und werde da sein.“

Damit endete der Traum.

Es war eine ziemlich missgestimmte Truppe, die am nächsten Morgen von Donnerbach wegtrabte.

Mit dabei waren einige Späher, die Falk auf seinen Streifzügen durch die Stadt angeheuert hatte, und ein Magier, den Brin kurzerhand angeworben hatte, „um in Niritul einige magische Phänomene zu begutachten“, wie er ihm gesagt hatte. Zwei der Kundschafter kannten sie bereits, es waren die Waldelfe Lairyana Feuerauge, die sie damals in die Salamandersteine geführt hatte, und der Jäger Angrimm, der sie durchs Nebelmoor geleitet hatte. Der dritte Späher war ein Halbelf namens Notker.

Die Schneeglöckchen blühten am Wegrand, aber es war kalt und nass, und der Boden war aufgeweicht. Brin spürte Gewissensbisse wegen seines Wutausbruchs im Tempel. Er dachte daran, wie er Luwika noch vor ein paar Tagen gelobt hatte und wie sehr es ihn beruhigte, sie um die Kinder zu wissen. Auch Assadra war schweigsam und in sich gekehrt. Falk vermisste Sibel. Nur Fanja und Leira waren gut gelaunt wie immer.

Am darauffolgenden Nachmittag, sie waren schon kurz vor Niritul, wurde Assadra plötzlich unruhig. Sie lockerte ihr Krummschwert, stellte sich in den Steigbügeln auf und sah sich nach allen Seiten um.

„Was ist?“, fragte Brin, der sich die ganze Zeit in ihrer Nähe gehalten hatte.

„Etwas ist hier und lauert auf den Weg.“

Brin sah sich unauffällig um, konnte aber niemanden entdecken. Dennoch stieg er vom Pferd ab und hing den Zügel an Fanjas Wagen.

„Ich will lieber zu Fuß kämpfen“, sagte er leise.

Assadra zögerte einen Moment, dann tätschelte sie ihrem Pferd den Hals und sprang ebenfalls ab. Brin zog seinen Zweihänder blank und legte ihn sich über die Schulter. Die beiden setzten sich an die Spitze des Zuges, hinter ihnen kamen Fanja und Leira auf dem Wagen, dann Falk und der Magus mit den Maultieren am Zügel und schließlich die anderen zu Fuß.

Da begann es zu nieseln. Langsam wurde der Regen stärker und färbte die Landschaft grau. Dann, sie konnten die ersten Häuser des Städtchens schon erahnen, erhob sich am Straßenrand vor ihnen eine Gestalt. Sie trug eine dunkle, schmutzige Kutte und hatte die Kapuze tief in die Stirn gezogen.

Assadra zog ihr Krummschwert, ließ den Schild von der Schulter gleiten und ging langsam vor. Brin tat zwei Schritte nach rechts auf den grasigen Randstreifen des Karrenweges und folgte ihr. Die

Gestalt strich ihre Kapuze zurück. Sie sah aus wie Tionna Madaraestadin.

„Den Zwölfen zum Gruße!“, rief Brin.

„Brin, Assadra, seid gegrüßt!“

„Sicherlich weißt du noch, was am ersten Morgen im Haus deines Meisters passiert ist? Als wir aufwachten?“

Tionna überlegte einen Moment. „Ich habe euch Tee gebracht. Assadra ist aufgesprungen und hat ihren Stuhl umgestürzt.“

„Du bist es wirklich“, sagte Brin erleichtert. „Ich danke dir, dass du gekommen bist!“

Er legte sein Schwert ab und umarmte sie. Assadra schob ihre Klinge zurück die Scheide. Dann musterte Brin Tionna. Sie sah rosig aus und ihre Haut fühlte sich warm an.

„Ich bin so schnell gekommen, wie ich konnte. Es hat mich sehr viel Kraft gekostet, und ich musste mich stärken.“

„Du hast getrunken? Hast du Vieh gefunden oder einen Menschen?“

„Es ist unziemlich, so etwas zu fragen. Lasst uns zusehen, dass wir aus dem Regen kommen.“

Sie troff vor Nässe. Der Wächter am Stadttor kannte die Lichtsucher inzwischen und ließ sie und ihr Gefolge ohne Umschweife durch die große Hecke.

Brin hielt geradewegs auf den Rondra-Tempel zu und winkte Assadra und die zögerliche Tionna hinein. Dann atmete er auf. Wenn Assadra nun angegriffen würde, so waren sie auf geweihtem Grund und würden sich in dem festen Bau eine Weile halten können.

Der Geweihte, der sich als Leugrimm von Donnerbach vorstellte, begrüßte sie freundlich. Er war nur wenig älter als Brin und musste neu sein, denn bei ihrem letzten Besuch im Tempel hier hatten sie ihn noch nicht angetroffen. Sein rechter Unterarm fehlte ihm.

Brin trat mit Assadra und Tionna zum Altarstein. „So lasst uns denn beginnen. Ich hoffe, du kannst Assadra helfen, Tionna."

„Was genau ist es, das dir fehlt?"

Assadra erzählte alles, was Thundra von Rathilstein ihnen gesagt hatte. „Aber es geht mir gut", protestierte sie. Sie trat in einen Türdurchgang, sprang hoch, fasste den Türsturz und machte mühelos einen Klimmzug.

„Das kann ich auch", sagte der Rondra-Geweihte. Er packte das Gesims mit der linken Hand und zog sich einarmig nach oben. Falk und Leira, die inzwischen hereingekommen waren, klatschten höflich, was ihm sehr zu gefallen schien.

Mit leiser Stimme sprach Tionna zu Assadra: „So, wie du es mir geschildert hast, glaube ich, dass ein Vampir von deiner Lebenskraft gestohlen hat."

„Aber ich habe mich niemals beißen lassen!"

„Ein Vampir muss dich nicht unbedingt beißen. Manche Vampire können auch mit dir schlafen, was sehr lustvoll ist, und manchen ist es genug, dich zu berühren."

„Ich habe auch niemals mit einem Vampir geschlafen!"

„Waren deine Begleiter deswegen so böse, als du mir bei Marwun die Hand aufgelegt hast?", fragte Brin Tionna.

„Ja", sagte sie und wandte sich wieder Assadra zu: „Einem sehr mächtigen Vampir mag es bereits genügen, dich anzusehen. Und wem der Vampir einmal Lebenskraft gestohlen hat, der ist ihm verfallen. Der Vampir kann ihn zu sich rufen, und es braucht einen starken Willen, um diesem Ruf standzuhalten. Und je mehr Lebenskraft er gestohlen hat, desto schwerer fällt es. Das ist es, woran deine Seele krankt."

„Du meinst, der Vampir brauchte Assadra nur anzusehen? Warum stellt er sich dann nicht auf den Garether Marktplatz und schafft sich ein Heer von Leuten, die seinem Ruf Folge leisten müssen?"

„Ganz so einfach ist es nicht. Der Vampir muss sein Opfer lange unverwandt fixieren, eine Viertelstunde vielleicht."

„Kannst du dich daran erinnern, dass jemand dich so lange angesehen hat?", fragte Brin Assadra. „Es müsste dir doch seltsam vorgekommen sein?"

„Ich weiß nicht ... Und wenn, ist es mir offenbar entfallen. Ich will nicht, dass ein Vampir mich rufen kann. Wie werde ich davon geheilt?"

„Du bist gesund und stark, deswegen glaube ich, dass sich deine Lebenskraft inzwischen erneuert hat. Das geschieht langsam, aber es geschieht. Das Sicherste ist es, den Vampir zu vernichten."

„Dann werden wir ihn töten", sagte Brin.

„Kennt ihr ihn denn?"

„Ich habe in einem von Assadras Träumen den Vampir gesehen, der unter der Kapelle an der Quelle des Nagrach geschlafen hat. Er hat sie gerufen, und sie war versucht, ihm zu gehorchen. Also muss er es gewesen sein."

„Brianna, Marwun und noch ein paar andere, die ihr nicht kennt, suchen ihn. Seine Spur führt in den Süden."

„Vielleicht könnten wir ihn herlocken", überlegte Brin.

Sie redeten hin und her, aber es fiel ihnen nichts ein.

„Was sonst können wir tun?", fragte Brin schließlich.

„Ein mächtigerer Vampir, als er es ist, kann dich ihm wegnehmen. Ich könnte dich küssen und dir ein wenig von deiner Lebenskraft nehmen. Du würdest es kaum merken, und deine Kraft würde sich bald erneuern."

„Dann wärst du es, die mich zu sich rufen könnte?"

Tionna nickte. „So ist es. Aber ich will dir nichts Böses."

„Brin! Ich will nicht in ihrer Macht stehen!"

„Ich kann mich auch nicht damit anfreunden. Was gibt es noch für Möglichkeiten?"

„Die Kirche der Frau Rahja kennt eine Liturgie, die den Geist eines Menschen von Ängsten und Zwängen reinigt. Marwun beherrscht sie ebenfalls, er hat sie auf mich gewirkt. Diese Liturgie vermag Assadra zu heilen. Jedoch, wenn der gleiche Vampir ihr noch einmal Lebenskraft stiehlt, dann wird sie seinem Zwang wieder verfallen, schlimmer als zuvor."

„Das ist nicht gut genug", sagte Brin aufgebracht. „Du wusstest, weswegen wir dich gerufen haben. Als du dich auf den Weg hierher gemacht hast, musst du doch einen Plan gehabt haben?"

„Ich habe die Feder hier. Auch sie würde Assadra helfen."

„Bis wir sie verlieren. Und du brauchst die Feder ebenfalls. Das ist doch keine Lösung."

„Ich bin zu euch gekommen, weil ich spüre, dass ihr wichtig für mich und auch für viele andere seid. Deswegen will ich euch helfen, so gut ich kann."

„Der beste Weg ist wohl, wir kehren nach Donnerbach zurück. Dort ist eine Dienerin der Frau Rahja. Sie soll die Liturgie sprechen."

„Und was soll mit den Siedlern geschehen?", fragte Leira, die zugehört hatte.

„Ihr folgt ihnen. Immerhin habt ihr die Späher dabei. Assadra und ich werden so schnell wie möglich nachkommen."

So sagten die beiden Tionna und den anderen am Morgen Lebewohl und ritten mit dem Magus zurück nach Donnerbach. Brin hatte in der Nacht Assadras Träume besucht, aber da war nichts gewesen, außer einigen kurzen Bildern von Keshal Rondra und ihrer Schwester.

Am nächsten Abend waren sie zurück in der Stadt am Donnerfall, wo die Leute ihnen neugierig hinterhersahen. Brin entließ den Magus aus seinem kurzen Dienst, dann suchten sie den Gasthof auf, in dem sich, wie sie gehört hatten, die wandernde Rahja-Geweihte Alyssa Tausendschön einquartiert hatte.

Die Dienerin der heiteren Göttin hörte an, was Brin und Assadra ihr berichteten. Sie war bereit, die Liturgie zu wirken, um welche die beiden gebeten hatten. Aber davor brauchte sie Ruhe und Sammlung und musste manche Vorbereitungen treffen, kurz, Assadra und Brin sollten in fünf Tagen zurückkehren.

Die beiden dankten ihr und stiegen schweren Herzens zum Tempel hinter dem Wasserfall hinauf.

Die Leute waren verblüfft, sie schon wiederzusehen: „Was ist mit der Siedlung? Seid ihr schon in Schwierigkeiten?“

„Unsere Gefährten sind dort“, erklärte Brin stets aufs Neue. „Wir sind zurückgekehrt, weil wir Thundra von Rathilstein in einer dringenden Sache sprechen müssen.“

Der alte Geweihte ließ sie warten. Als er endlich Zeit hatte, berichteten sie ihm, dass die Krankheit von Assadras Seelentier wahrscheinlich von einem Vampir herrührte und dass die Kirche der heiteren Göttin dagegen zu helfen wüsste. Dann baten sie ihn um eine erneute Seelenprüfung. Der Geweihte runzelte die Stirn.

„Ich bin nicht euer Heilkundiger“, knurrte er. „Es strengt mich zu sehr an. Aber gut, ich werde Assadras Seele untersuchen, nachdem die Rahja-Dienerin ihre Liturgie gewirkt hat.“

Am Ende der Unterredung bat Brin, wegen seiner Verfehlung vor einer Woche ein Sühneopfer im Tempel leisten zu dürfen.

„Du hast es dir also überlegt. Nun gut. Dann beschaffe ein Opfertier und sei morgen Abend zur Vesper im Tempel.“

Am nächsten Morgen kaufte Brin aus den Herden des Tempels einen großen Bock und ließ ihn zum Tempel führen. Anschließend schlenderte er zur Donnerbacher Magierakademie und kaufte dort einen klaren orangeroten Zitrin. Der Stein war ungefähr so breit wie sein Finger, quadratisch und facettiert. Brin brachte ihn zu einem Elfen, der sich darauf verstand, Geschmeide anzufertigen, und bat ihn,

den Stein mit einer Öse zu versehen, sodass man ihn als Anhänger tragen könne. Es sollte ein Geschenk für Assadra sein, und vielleicht könnte Falk den Stein weihen, sodass er den Vampir abschrecken würde.

Der Abend rückte heran und mit ihm der Götterdienst. Brin erschien der Tempel voller als sonst, auch die Geweihten und Novizen der Donnernden waren offenbar nicht frei von Neugier.

Der Priester sprach über die Gebote der Kirche, wie sie der Göttin wohlgefällig waren. Dann rief er Brin nach vorn und fragte laut und vernehmlich, von welcher Tat er sich reinigen wolle.

„Ich möchte die Donnernde um Kraft bitten, die Aufgaben, die vor mir liegen, frisch anzupacken."

„Eine solche Bitte steht einem jeden Geweihten wohl an. Aber was ist es, dass du sühnen möchtest?", bohrte der Geweihte nach.

Interessierte Stille hatte sich ausgebreitet. Alle Augen waren auf Brin gerichtet. Es war wirklich peinlich.

„Die Frau Rondra hat mir Wohltaten erwiesen, und ich habe keinen Grund, an ihr zu zweifeln. Trotzdem, eine Woche ist es nun her, habe ich mich hier vor ihrem Abbild beschwert, ich sei ihres Dienstes müde und bräuchte eine Ruhepause. Das war unwürdig, und es beschämt mich."

Jetzt war es heraus. Brin schwieg. Der Geweihte sah ihn erwartungsvoll an.

„Und hast du dann nicht Eigentum des Tempels mutwillig beschädigt?", fragte er schließlich.

„Lass gut sein", erwiderte Brin. „Das steht nicht zwischen mir und der Göttin."

„Und hast du nicht auch mich angepöbelt?"

„Ich habe dich im Zorn gefragt, ob du Streit suchest, aber du hast Besonnenheit bewahrt und dich nicht herausfordern lassen. Ich bitte dich um Verzeihung."

Aus der Tempelhalle kicherte es. Der Priester wurde rot.

„Nun denn, so bring dein Opfer dar und sieh, ob die Leuin gewillt ist, es anzunehmen."

Brin trat langsam und ruhig zu dem Schafbock, der neben dem Altar angebunden war. Dann nahm er ihn mit sicherem, geübtem Griff, hob ihn auf den Altarstein und warf ihn auf die Seite. Noch während der Bock den Kopf schüttelte, durchtrennte Brin ihm mit einem langen, glatten Schnitt die Kehle. Die Augen des Tieres brachen. Der Geweihte trat hinzu und fing das heraussprudelnde Blut auf. Dann goss Brin etwas davon langsam in das Kohlebecken. Es dampfte und zischte, und eine Rauchwolke stieg senkrecht empor. Das Opfer war zu Brins großer Erleichterung angenommen.

Der Geweihte dankte, sprach den Segen über die Versammelten und beendete den Gottesdienst.

Ein paar Tage später ging Brin zu dem Elfen, um den Anhänger abzuholen. Er hatte den Stein mit einem starken Draht aus weißem Mondsilber eingefasst, welcher den Stein gleichsam umrankte und zwei große, milchige Perlen trug, wie Beeren. Alles war solide und glatt, sodass Assadra den Anhänger gut würde tragen können.

Brin fand ihn noch schöner, als er es erwartet hatte, und der orangerote Stein mit den weißen Perlen würde einer Priesterin der Donnernden wohl anstehen. Er bedankte sich sehr, entschädigte den Elfen für seine Mühen und wickelte den Anhänger behutsam in ein Tüchlein.

Dann war endlich der Tag gekommen, zu dem Alyssa Tausendschön die beiden zu sich bestellt hatte. Die Priesterin nahm Assadra am Arm und führte sie in ihre Kammer. Als sie nach langer Zeit herauskamen, wirkte Assadra gelöst und entspannt, die Geweihte hingegen war weit entrückt.

„Hat es geklappt?", fragte Brin.

Die Geweihte schmiegte sich an ihn und küsste ihn auf die Lippen. „Die Göttin ist euch gnädig gewesen."

Zum Abschied reichte sie ihm die Hand. Als Brin sie öffnete, fand er darin ein einzelnes Rosenblütenblatt.

Voll Dankbarkeit kehrten Assadra und er zurück zum Tempel hinter dem Donnerfall. Abermals sprachen sie bei Thundra von Rathilstein vor.

Er legte Assadra seine Hand auf, dann sagte er zufrieden: „Deine Seele ist gesund. Ich kann nichts finden, was falsch ist."

Kurz darauf waren Assadra und Brin zurück in ihrem Quartier. Brin hockte am Fenster und ließ den Tag vorüberziehen, da trat Assadra vor ihn hin. Sie trug nur ihre Tunika und sah ihn abwartend und aufmerksam an. Er fasste sie um die Beine, zog sie zu sich und küsste sie auf ihren flachen Bauch. Sie versuchte, in seine Haare zu greifen, aber die waren immer noch zu kurz.

Erleichterung und Lust schwappten wie eine Welle über ihn. Er stand auf, hob sie hoch und setzte sie auf den Tisch. Sie zog seinen Kopf zu sich heran, fand seinen Mund und sie küssten sich. Brin vergaß die Welt um sich herum. Er tastete nach ihrem Gürtel, knotete ihn auf und zog ihr die Tunika über den Kopf. Oder versuchte es zumindest, bis ihr Kopf im Halsausschnitt festhing. Er lachte und begann, ihre Brüste zu küssen. Dann, während sie noch versuchte, ihre Arme zu befreien, trug er sie zum Lager und flüsterte ihr ins Ohr, wie schön er sie fände.

Nachher lagen sie müde und verschwitzt auf dem Bett. Assadra hatte den Kopf auf seinen Arm gelegt und spielte mit dem Siegel, das ihm um den Hals hing. Plötzlich wurde ihm klar, dass sie es sehen konnte. Als er sie danach fragte, konnte sie sich nicht erinnern, dass es jemals anders gewesen war.

In den Tagen und Wochen, die nun kamen, wurde es zu einem festen Ritual, dass Brin sie morgens bat, das Siegel anzutippen. Sie fand ihn etwas abergläubisch, aber tat ihm den Gefallen.

So kam es, dass sie zwölf Tage nach ihrem letzten Aufbruch erneut von Donnerbach wegritten, doch dieses Mal gut gelaunt und vergnügt.

Brin war beschwingt. Das Wetter war milder geworden und Assadra an seiner Seite war gesund.

Als sie Niritul hinter sich gelassen hatten und die Ebene von Hardorp vor ihnen ausgebreitet lag, begann er, den Landstrich in Augenschein zu nehmen, in dem sie siedeln wollten. Das Land war wellig, und ein stetiger, trockener Wind blies von den Hängen der Salamandersteine her. Vereinzelt lagen Wäldchen von krüppeligen Bäumen, aber im Grunde wuchsen hier nur Grasbüschel, hart und kaum mehr als kniehoch. Der Boden war sandig und die Ackerkrume dünn. Es sah aus, als habe der stetige Wind die feine Krume fortgeweht und nur Sand und Steine zurückgelassen. Die Rücken der Hügel waren trocken und kahlgefegt, sodass runde Felsbrocken zum Vorschein kamen, das Skelett des Landes. Es schien ihm nicht verwunderlich, dass diese Gegend von Siedlern gemieden worden war.

„Wie werde ich wohl mit Sarhild zurechtkommen?“, fragte Assadra sich. „Nach allem, was in Donnerbach geschehen ist.“

„Ihr habt euch beide nichts vorzuwerfen. Ich bewundere sie für die Lösung, die sie gefunden hat.“

„Ich glaube, ich werde ihr in den ersten Wochen etwas aus dem Weg gehen, bis Gras über die Sache gewachsen ist. Und du, sei bitte nett zu ihr!“

„Das habe ich vor.“

Die beiden eilten sich nicht sonderlich, und so kam es, dass sie erst am Abend des vierten Tages zu dem Platz kamen, der für die Siedlung bestimmt worden war. Das Gelände fiel hier ganz sanft nach Süden hin ab, und an einem niedrigen Felsband trat Wasser zutage.

Irgendjemand hatte den Quelltopf zu einem Becken erweitert, das zwei Schritt im Durchmesser war. Die Quelle speiste einen Bach, der nach Süden abfloss und schon nach zwei Meilen wieder versickert war. An seinen Ufern hatte sich ein Streifen Bewuchs gebildet, ein paar Weiden und Erlen, auch Birken und Eichen.

Die Bauplätze waren um die Quelle herum und zu beiden Seiten des Karrenweges nach Hardorp abgesteckt worden. Mit Fähnchen waren Gevierte markiert, in denen die Wagen standen. Daneben hatten die Leute Löcher gegraben, den Aushub zu Erdwällen aufgeworfen und die Wagenplanen als Dächer darüber gespannt. Die Planen waren verstaubt und schon reichlich geflickt.

Angrenzend hatte jemand begonnen, einen großen Erdhaufen aufzuschaufeln. Überall lag Dung und es roch. Etwas abseits standen die Rinder um ein paar Fuder Heu und muhten. Sie hatten die Ufer des kleinen Baches in Matsch verwandelt. Das alles wirkte mehr als schäbig.

Da kamen ein paar kläffende Köter angesprungen, gerieten den Pferden zwischen die Beine, und es gab ein ziemliches Durcheinander. Unter den Planen erschienen einige Köpfe, dann kam eine Schar Kinder angelaufen und beäugte die Ankömmlinge neugierig.

Assadra erstarrte. „Bei Rondra, sie haben tatsächlich ihre Kleinen mitgebracht. Ich fasse es nicht!“

Einer der Siedler trat vor und legte die Hand an die Kappe.

„Wo ist Sarhild?“, fauchte Assadra ihn an.

Er zeigte zu einem großen Zelt in der Nähe des Erdhaufens.

Assadra gab ihrem Hengst die Sporen, sprengte zu dem Zelt und sprang ab. „Sarhild!“

Der Knappe Alrik lugte aus dem Zelteingang.

„Hol deine Herrin“, befahl Assadra ihm. „Sofort!“

Alrik verschwand. Brin, der eine öffentliche Auseinandersetzung befürchtete, schob Assadra kurzerhand ins Zelt. Ihre Anführerin war

gerade dabei, ihren Umhang festzustecken. Sie grüßte die beiden Ankömmlinge und schien erleichtert, sie zu sehen.

„Du hast Kinder hierhergebracht. Bist du übergeschnappt?“, fuhr Assadra sie an. Es folgte eine Reihe tulamidischer Flüche.

Sarhild von Birselburgs Gesicht verfinsterte sich. „Es sind die Kinder der Bauern. Sie hätten sich wohl kaum von ihnen getrennt.“

„Du kannst nicht bei Trost sein! Was glaubst du eigentlich, was wir hier tun?“

Die Birselburg wurde weiß. „Wie kannst du es wagen?“

„Schick sie weg. Wie kannst du nur Kinder in einen Kampf führen? Du bist es, die sie auf dem Gewissen haben wird!“

„Es sind freie Bauern, keine Leibeigenen. Sie sind aus freien Stücken hier. Unser Volk ist die Härten der Grenze gewohnt.“

„Du begreifst es offenbar nicht ganz: Die Göttin hat uns hierher gesandt, um dir zu helfen. Das hätte sie nicht getan, wenn es hier nur um ein paar Goblins oder Orks ginge, oder was ihr hier sonst so habt.“

Wieder gebrauchte Assadra Flüche, wie Brin sie selten aus ihrem Mund gehört hatte.

Die Hand der Birselburg wanderte unwillkürlich zu ihrem Schwert.

„Lasst gut sein, Assadra, es reicht!“, mischte Brin sich nun ein.

Assadra schnaubte, dann stürmte sie hinaus. Kurz darauf hörten sie den Hufschlag ihres Pferdes. Alrik stand mit offenem Mund da.

Die Birselburg sah Brin an. Sie war blass. „Hat sie vergessen, dass ich die Herrin dieses Ortes bin? Ich kann es nicht dulden, dass sie so zu mir spricht!“

„Ich werde mit ihr reden. Bevor du weitersprichst: In den Widerhallenden Grotten hat sie gehört, dass diese Ansiedlung nur gelingen würde, wenn sie ihr Leben lässt. Trotzdem ist sie gekommen. Sie rechnet mit einem schweren Kampf. Da ist es ganz natürlich, dass sie sich Sorgen um die Kinder macht.“

„Meine Herrscherin hat mir gesagt, dass sie der Göttin sehr nahe sei. Aber auf mich wirkt sie, als sei sie nicht recht bei Verstand!“

„Wir sollten die Kinder von hier wegbringen, so wie sich ein Kampf abzeichnet.“

„Ihre Eltern werden es nicht gestatten!“

„Wir werden noch mal darüber sprechen, wenn es an der Zeit ist, so wahr ich hier stehe.“ Brin holte tief Luft. „Und nun bringe ich dir Grüße aus Donnerbach. Unsere Verrichtungen dort waren erfolgreich. Wie ist es euch hier inzwischen ergangen?“

„Ich kann nicht einfach darüber hinwegsehen, wenn eine Dienerin der Göttin in mein Zelt kommt und mich beleidigt. Auch sie muss mich für ehrlos halten!“

„Nein, das stimmt nicht. Sie rechnet dir hoch an, was du in Donnerbach getan hast. Sie wird sich bald beruhigt haben. Und von deinen Leuten hat niemand etwas von diesem Wortwechsel gehört außer deinem Knappen, und ich bin sicher, er hat inzwischen gelernt, seine Zunge im Zaum zu halten.“

Brin warf Alrik einen drohenden Blick zu. Der senkte den Kopf und nickte.

„Du verlangst viel“, sagte die Birselburg.

„Assadra ist die beste Kämpferin, die du finden kannst. Sie trachtet nicht nach deinem Amt und Ehren, und sie würde sich tatsächlich töten lassen, wenn es sein müsste.“

„Glaubst du an diese Weissagung?“

„Sie steht im Widerspruch zu anderen Orakelsprüchen. Ich werde alles tun, damit es nicht dazu kommt. – Aber nun müssen wir über ein paar andere Dinge reden. Ihr seid mittlerweile seit zwei Wochen hier, und es ist kaum etwas geschehen. Was ist das Problem?“

„Wir hatten einen Staubsturm, der die Zelte zerrissen hat. Und wir haben mit dem Bau der Motte* begonnen."

Brin sank das Herz. „Alles, was wir sprechen, wird unter uns bleiben. Wir wollen, dass ihr Erfolg habt. Der Peraine-Mond ist eine wichtige Zeit zum Säen und Pflanzen. Wie stellst du dir die Landwirtschaft hier vor?"

Sie sagte etwas von Viehzucht, aber offensichtlich hatte sie sich hierzu keine tieferen Gedanken gemacht.

„Euer Vieh ist abgemagert. Man kann die Rückenwirbel zählen."

„Das ist vom Marsch."

„Besorg Vieh aus Hardorp, das an diese unwirtliche Gegend angepasst ist. Wirb einen Viehhirten an, der sich mit den hiesigen Gegebenheiten auskennt. Was schwebt dir außer Viehzucht vor?"

„Die Leute sollen schöne Gärten haben."

„Der Boden ist trocken und arm und gibt nichts her."

„Wir haben die Quelle, sie spendet reichlich."

„Also Gartenbau. Dazu benötigt der Boden alle Pflege. Lass den Mist sammeln und einen ordentlichen Haufen anlegen. Es ist ein Durcheinander. Und der Frühling kommt. Du musst Hecken pflanzen lassen, um Pferche einzufrieden und die Gärten vor dem Wind zu schützen. Jetzt ist die beste Zeit dafür."

„Du verstehst dich auf die Landwirtschaft?"

„Nein, ich komme aus Havena. Aber ich war einmal ein Baumeister und verstehe mich auf die Einrichtung von Bauplätzen. Du solltest nach einem Priester der Frau Peraine oder wenigstens nach einem ihrer Laien senden, der alles beaufsichtigt."

---

* Eine hölzerne Verteidigungsanlage, eigentlich nur ein Turm auf einem künstlichen Hügel mit Graben drum herum, daneben eine von einer Palisade geschützte Vorburg. Motten waren schnell zu bauen und dienten als Schutz für Bauplätze oder als Wohnsitze des niederen Adels.

Die Birselburg sah müde und erschlagen aus. „Vieh, Hirten und einen Priester. Das wird Geld kosten."

„Es ist unabdingbar und es eilt. Du kannst Furlgar von Rüsterbach schicken. Und wie sieht es mit Holz aus?"

„Es gibt ein Wäldchen."

„Schont es. Ihr werdet später alle Gehölze in der Gegend brauchen, um Brennholz klauben zu können. Und das Bauholz muss nun gefällt werden, bevor die Bäume im Saft stehen. Es kann dann erst mal liegen bleiben. Hast du schon einen Waldhüter bestimmt?"

„Fanja Fantinen."

„Gut. Nur glaube ich nicht, dass sie sich mit der Holzwirtschaft auskennt. Es wäre besser, du benenntest einen deiner Leute. Und nun zum Militärischen: Warte mit dem Erdhügel. Zieh zuerst eine Palisade um den Brunnen. Wie viele Seelen sind hier?"

„Sechs Dutzend und die Kinder."

Brin rechnete. „Die Palisade benötigt einen Durchmesser von vierzig Schritt. Das ist genug, damit wir uns im Notfall dorthinein flüchten können."

„Aber wir sind hier, um eine Motte anzulegen."

„Die Palisade kann später als Vorburg dienen. Ich glaube nicht, dass uns viel Zeit gegeben ist. Warum hat Thalia uns gerufen? Wohl kaum, weil es hier sieben fette Jahre gibt."

Die Birselburg sah ihn nachdenklich an. Dann brach es aus ihr heraus: „Du musst mich für ein Kind halten, so wie du mit mir redest."

„Ich habe allergrößten Respekt vor dir. Deine Tat in Donnerbach hat eine seltenere Art von Mut erfordert als den Mut der Schlacht. Das habe ich auch jedem gesagt. Nimm mir meine freimütigen Worte nicht übel. Sie werden hier im Zelt bleiben."

Sie schien vorerst besänftigt, und Brin ließ sie zunächst allein.

Er fand Assadra bei Fanja, Falk und Leira. Sie saß auf einem Schemel, hielt einen Becher mit Tee in der Hand und hatte sich augenscheinlich etwas beruhigt.

„Was habt ihr wegen der Kinder entschieden, Brin?“, wollte sie sogleich von ihm wissen.

„Ihre Eltern wollen sie bei sich haben. Wir werden mit ihnen reden müssen, so wie sich Gefahr abzeichnet.“

„Fast habe ich geglaubt, sie hätte sie mitgebracht, um mich hier festzuhalten. Aber so etwas würde sie nicht tun. Was habt ihr so lange beredet?“

Brin setzte sich und bekam auch einen Becher mit Tee.

„Sie wird ihren Stellvertreter Furlgar von Rüsterbach nach Hardorp und ins Reich schicken, um einen Priester der Frau Peraine zu holen und Vieh zu kaufen, das hier gedeihen kann. Dann sollen die Leute Bäume fällen, damit wir im Herbst ordentliches Bauholz haben. Und wir beginnen, eine Palisade um die Quelle zu ziehen. Und noch ein paar kleinere Sachen.“ Er seufzte. „Ich glaube, sie ist nicht besonders praktisch veranlagt ... Nun, wie ist es euch hier ergangen?“

Die Siedler hatten ziemliches Pech mit dem Wetter gehabt. Leira und Lairyana Feuerauge waren aufgebrochen, um einen Steinbruch zu erkunden, der eine halbe Tagesreise entfernt liegen sollte. Er war aufgegeben worden. Das Einzige, was sie gefunden hatten, war ein verfallenes Haus. Dann waren sie von einem Rudel Wölfe angegriffen worden und hatten sich auf einen Felsen flüchten müssen. Dort waren sie belagert worden, hungrig, durstig und von der Sonne verbrannt, bis zwei Tage später Falk, Fanja und die anderen beiden Waldläufer erschienen waren. Die Wölfe waren geflohen, aber es war klar, dass das Rudel von einem Schattenwolf angeführt worden war.

Darüber hinaus hatte es einen Staubsturm gegeben, der die Wagenplanen zerrissen und alles mit einer dünnen Schicht feinen braunen Puders bedeckt hatte.

Notker, der Halbelf, war nach dem Sturm nicht zurückgekehrt. Erst nach drei Tagen hatten sie ihn gefunden, mit entzündeten Bisswunden, dick geschwollenem Knie und völlig verwirrt. Sein Bein war geschient gewesen, aber er konnte sich an nichts seit dem Tag seiner Anwerbung erinnern. Nun saß er tagein, tagaus an der Quelle, wusch vorsichtig seine Wunden, die immer noch entzündet waren, und sprach kein Wort.

Am nächsten Morgen schickte Sarhild den Ritter Furlgar mit seinem Knappen nach Hardorp und weiter ins Reich. Zudem ordnete sie an, dass ein Graben um die Quelle gezogen und der Aushub innen zu einem Wall aufgeschüttet werden solle. Diese schwere Arbeit wurde auf die Zeit des Nachmittags beschränkt.

Immer im Wechsel wurden die Leute eingeteilt, in einem entfernteren Wäldchen Bäume zu fällen. Sie sollten entastet werden, aber ansonsten für den Herbst liegen bleiben.

Den größeren Kindern trug man auf, passende Pflänzchen auszugraben und Stecklinge für die Hecken zu setzen. Es war viel Arbeit, alles feucht zu halten, denn der Boden war bis in die Tiefe trocken und sandig. Aber Brin war sicher, dass sich zumindest in den Gärten durch reichlich Mist und Asche im Laufe der Zeit ein guter Boden erzeugen ließe.

Die beiden Waldläufer und die Gefährten unternahmen weite Streifzüge um die Baustelle. Sie blieben stets zu zweit, waren leise und vorsichtig und gingen nie den gleichen Weg zurück, den sie gekommen waren. Sie fanden das Land karg. Nichts Üppiges wuchs hier, es gab kaum Wild, und die Tiere, welche sich erlegen ließen, waren klein und mager.

Brin begleitete die anderen, so oft er konnte, aber die meiste Zeit verbrachte er an einem kleinen Meiler, denn sie hatten keine Kohle für ein Schmiedefeuer und mussten doch die Werkzeuge reparieren,

die sich beim Graben in der steinigen Erde schnell abnutzten. Auch zimmerte er an der Quelle einen Schwingbalken; eine Wippe mit einem Seil und einem Eimer an einem Ende und einem Gegengewicht am anderen Ende. Damit konnte man Wasser in ein Gerinne schöpfen, das zu einer Reihe von Holztrögen für die Herde führte.

Alle paar Tage hielten Assadra und Sarhild mit den Siedlern Waffenübungen ab. Die beiden behandelten sich außerordentlich höflich und korrekt.

So gingen die Wochen ins Land, und die Gefährten lebten sich allmählich ein. Sarhild hatte auch ihnen Grundstücke abstecken lassen, aber keiner von ihnen machte Anstalten, sich eine feste Behausung zu bauen.

Dann kam der Frühling mit Macht, und ein Meer kleiner, unscheinbarer Blumen mit gelblich weißen Blüten schob sich aus der Erde. Die Bäume wurden grün und die ersten Stecklinge begannen, kleine, zarte Blätter zu treiben. Die Hirten hatten alle Hände voll zu tun, diese vor den Ziegen zu schützen, die ganz versessen auf das frische Grün waren.

Notker, der Waldläufer, konnte seinen Dienst immer noch nicht ausüben und verbrachte seine Tage an der Quelle. Wann immer er seine Beine belastete, brachen seine Wunden wieder auf. Brin konnte es nicht verstehen, aber Fanja erklärte ihm, dass Bisswunden sehr schlecht heilten, besonders, wenn sie nicht gleich ordentlich gereinigt worden waren. Der Halbelf wurde immer knurriger und streitsüchtiger, obwohl sich Fanja wirklich sehr um ihn bemühte. Er fluchte auf die Magie, die ihn vergiften würde. Falk besuchte ihn ein paar Mal, aber Notker wurde dann so einsilbig, dass Falk ihn schließlich in Ruhe ließ.

Brin kramte Tuscheblöcke und Pinsel aus seinen Bündeln, setzte sich an die Quelle und begann, das entstehende Dorf zu zeichnen. Notker blieb einsilbig, aber Brin ließ sich nicht vertreiben.

Inzwischen hatte er festgestellt, dass die Quelle sehr stetig floss, unabhängig davon, ob es geregnet hatte oder nicht. Eines Nachmittags hatte er vier Leute mit Eimern tüchtig schöpfen lassen und dann gewartet, bis der Wasserstand im Becken das alte Niveau erreicht hatte. Es dauerte nicht lange, und er schätzte den Zufluss auf einen Zuber pro Herzschlag, was reichlich war.

Irgendwann erzählte Brin Notker von den Schneestürmen auf der Grünen Ebene, und wider Willen fasste der Waldläufer Interesse. Er erzählte knapp von schlimmen Nächten, die er selbst in Schneehöhlen verbracht hatte, und gab Brin Ratschläge. Nach einer Weile kam Assadra dazu, mehr aus Gutmütigkeit denn aus echtem Interesse. Notker verstummte augenblicklich. Als sie sich schließlich wegdrehte, meinte Brin für einen Moment, Hass in seinem Gesicht zu lesen. Dann hatte der Waldläufer sich wieder unter Kontrolle.

Erschrocken ging Brin weg und dachte darüber nach, was er gerade gesehen hatte. Konnte er sich geirrt haben? Assadra war sich sicher, Notker niemals zuvor begegnet zu sein.

Am nächsten Nachmittag suchte Brin ihn erneut auf und begann, ihn zu seinem Unfall zu befragen.

Sofort wurde Notker unwirsch: „Ich habe euch schon hundertmal gesagt, dass ich nichts mehr weiß. Und mit Euch will ich nicht reden. Ihr seid jemand, der den Leuten in den Kopf gucken kann."

Damit erhob er sich, nahm seinen Stock und humpelte davon.

Verblüfft blieb Brin sitzen, zeichnete und dachte nach. Etwas später ging er zu Assadra und fragte sie, ob er wohl gegen Notkers Willen in seine Träume eindringen dürfe?

„Ich glaube nicht, dass die Gebote der Göttin sich auch auf Träume erstrecken", sagte sie.

„Dann werde ich es tun."

So wartete Brin, bis alle schliefen. Er bat die Frau Marbo und den Herrn Boron um Verzeihung für das, was er nun tun würde. Dann

schlich er zu dem kleinen Zelt, das Notker neben der Quelle errichtet hatte. Er lauschte auf Notkers tiefe Atemzüge, streifte die schwarze Kette über und legte sich außen neben die Zeltwand. Dann horchte er. Notker hatte sich nicht gerührt. Leise lockerte Brin das Tuch und schob erst den Arm und schließlich seinen Kopf unten hindurch. Er wartete, bis seinen Augen sich an die Finsternis gewöhnt hatten, dann berührte er Notker ganz sachte am Nacken und glitt in seinen Traum hinüber.

Der Waldläufer lag am Fuß eines Baumes. Um ihn herum standen Wölfe und bleckten die Zähne. Er stöhnte, seine Hosenbeine waren zerrissen und blutig. Da trat ein Mann in den Ring der Tiere. Er war klein und breitschultrig und trug die abgewetzte Lederkleidung eines Waldläufers. Sein rechtes Auge war geschlossen und das Lid eingesunken. Darüber zog sich eine lange rote Narbe.

Der Mann knotete Notker ein paar Lappen um sein verdrehtes Knie. „Ich gestatte dir, zu gehen. Aber vergiss nicht: Die Amazone und die Norbardin sind es, die das Unglück deiner Familie zu verantworten haben. Es ist gefügt, dass sie sich nun in deiner Reichweite befinden. So wirst du Rache nehmen können. Aber hüte dich vor dem Praioten und dem Rondrianer! Sie können dir die Gedanken vom Gesicht ablesen. Hör gut zu und vergiss nicht ...“

Damit wiederholte sich der Traum, und wieder und wieder.

Brin zog sich zurück, ging zu Falk und rüttelte ihn wach. Aufgeregt, aber leise erzählte er ihm, was er gesehen hatte. „Was sollen wir nun tun?“

„Es scheint mir, dass dieser Einäugige eine Art Beherrschungszauber auf Notker gewirkt hat. Morgen, im Licht der Sonne, werde ich die Liturgie sprechen, die solche Flüche zu bannen vermag. Du kennst sie, ich habe sie auf Sibel gewirkt. Aber wir werden ihn vermutlich dazu zwingen müssen.“

Sie waren beide zu aufgeregt, um zu schlafen. Als der Tag graute, weckten sie leise Assadra, Fanja und Leira. Leira wurde zu Sarhild von Birselburg geschickt, um sie auf das Vorhaben vorzubereiten.

Als Notker sich zu regen begann und aus seinem kleinen Zelt kroch, standen Brin und Assadra bereit. Sie packten ihn an den Armen, und obwohl er sich heftig sträubte und Assadra mit allen Dämonen drohte, zerrten sie ihn zu Fanjas Wagen und banden ihn an eines der Räder. Da trat Falk hinzu und schlug seinen Gong, bis Sarhild, ihre Waffenknechte und der Knappe Alrik gelaufen kamen. Auch die Dörfler strömten zusammen. Notker schrie.

Falk erklärte mit lauter Stimme, dass Notker unter einem verderblichen Zwang stehe, der ihm die Gedanken verwirre. Dann fachte er sein Kohlebecken an und opferte Bernstein und Olibanum. Er bat Notker um Verzeihung und begann, ihn mit seiner Geißel zu züchtigen. Zum Schluss befahl er Assadra und Brin, Notkers Kopf zu Sonne hinzuwenden, nahm seine Linse und bündelte das Sonnenlicht auf Notkers Stirn. Der Halbelf erzitterte und sackte zusammen.

„Es ist vollbracht“, sagte Falk.

Brin und Assadra banden Notkers Arme los und legten ihn auf den Boden, während Falk dem Herrn Praios dankte.

Nachdem Fanja Notker den Rücken eingerieben hatte, was er teilnahmslos über sich ergehen ließ, versammelten sich alle um sein Lager. Der Halbelf war sehr ruhig, und Brin, der ihn genau beobachtete, las Vorwürfe in seinem Gesicht, aber keinen Hass. Er bat Notker um Verzeihung für das, was sie getan hatten, und schenkte ihm seinen Tabaksbeutel mit dem ganzen Bestand an Tabak, den Notker schätzte, wie er inzwischen wusste.

„Kannst du dich nun erinnern, was mit dir geschehen ist?“, fragte Brin.

Der Halbelf sah ihn mit angstvollen Augen an. „Ich kann mich wirklich nicht erinnern. So glaubt mir doch!“

Schließlich tastete Brin nach dem Medaillon, das unter seinem Kettenhemd hing. Im Stillen bat er die gütige Frau Marbo und den gestrengen Herrn Boron, die über den Tod, den Schlaf und auch über die Verwirrungen des Geistes geboten, dass sie diesem Mann seine Erinnerungen wiedergäben. Dann rührte er an den göttlichen Funken in seiner Seele.

Notker riss die Augen auf, in der nächsten Sekunde zog er sich seine Decke über den Kopf. Nach einiger Zeit fasste Fanja ihn sanft an der Schulter, zog ihn hoch und reichte ihm einen Becher mit Branntwein.

„Weißt du nun, wie dir geschehen ist?“, fragte Brin.

Mit einem Mal sprudelten die Worte nur so aus dem Halbelfen heraus: „Ich war nach Norden gegangen, dorthin, wo ihr mich gefunden habt. Nun kann ich mich endlich erinnern, wie habt ihr das gemacht? Es begann zu winden und ich sah im Norden eine Wolkenwalze. Da habe ich mein Bündel gerafft und einen Schutz gesucht. Ich habe immer ein Öltuch bei meinen Decken. Aber plötzlich war da Wolfsheulen. Sie können im Frühjahr gefährlich werden, weil sie noch so mager sind. Also habe ich einen starken Baum gesucht. Das Rudel kam näher und ich bin gerannt. Sie haben mich wie zum Spaß gehetzt. Ich habe ein Wäldchen gefunden und einen Baum, der es getan hätte. Aber als ich mich hochziehen wollte, haben sie mich gepackt und zurückgerissen. Ich dachte, das war’s. Da ist ein Jäger zwischen den Wölfen hervorgetreten. Ihm haben sie gehorcht, als wären sie seine Hunde. Er hat mir mein Knie verbunden und gesagt, dass die Amazone und Ihr, Fanja, unser Unglück zu verantworten habet. Aber wie kann das sein? Danach hat er mir die Hand an die Stirn gelegt und ist gegangen. Ich habe gewartet. Es war kalt und ich konnte nicht laufen, aber mich bringt so schnell nichts um. Und dann habt ihr mich gefunden.“

„Wie sah der Mann aus?“, fragte Brin.

„Er war stark, aber nicht sehr groß. Das rechte Auge fehlte ihm.“ Notker lieferte eine Beschreibung des Mannes, den Brin in seinem Traum gesehen hatte.

Brin nickte. „Ich glaube dir. Bitte nimm uns nicht übel, was wir getan haben. Es musste sein.“

Notker nickte zögernd.

Sarhild, die alles mitangehört hatte, sagte: „Das ist eine seltsame Geschichte. Ich habe noch nie von so etwas gehört. Aber ich kann nicht erkennen, dass hier etwas Falsches getan wurde, und so soll diese Sache vergeben und vergessen sein. Doch ich lege hiermit fest, dass sich von heute an niemand mehr allein vom Lager entfernen soll, bis dieser Mann, der den Wölfen gebietet, gefunden ist.“

Weitere Wochen gingen ins Land. Die Lichtsucher hielten eifrig Ausschau nach Wolfsspuren, aber die Gegend um das Lager war still und wie tot. Auch Furlgar von Rüsterbach war noch nicht zurückgekehrt.

Schließlich wurde Brin ungeduldig: „Wir sollten noch einmal zum Steinbruch gehen. Vielleicht greifen die Wölfe uns an. Dann können wir zumindest den Schattenwolf vernichten, der das Rudel anführt.“

„Und wie willst du es anstellen?“, fragte Leira.

„Nur wir fünf, mit Wagen und Werkzeug. Damit sie sich an uns heranwagen. Ich weiß nicht, wie klug Schattenwölfe sind. Aber es kann nicht schaden, wenn wir uns als Arbeitsleute verkleiden. Werkzeuge statt Waffen.“

Assadra hob die Brauen. „Falls du im Ernst glaubst, dass ich mich vor ein paar Wölfen verkleide und meine Rüstung ablege …“

Es endete damit, dass Assadra als ihr Geleit an der Spitze ritt, in Rüstung und bewaffnet. Hinter ihr kam Fanja mit ihrem Wagen, die anderen liefen nebenher. Mahabor lag blank unter einer Decke hinter Fanja auf dem Kutschbock.

Die Gefährten hatten den größten Teil des Weges hinter sich gebracht, da quiekte Fanja plötzlich auf: „Au! Mich hat was gestochen."

Sie alle kannten inzwischen dieses Zeichen drohender Gefahr. Assadra zügelte ihr Pferd. Brin trat an den Kutschbock und legte die Hand auf Mahabors Griff. Doch um sie herum war nur der weite Horizont.

„Vielleicht sind Schattenwölfe in der Nähe und haben noch keine Form angenommen", murmelte Brin, während er sich aufmerksam umsah.

Sie machten sich kampfbereit. Doch um sie herum war es ruhig.

„Ich will die Bienen fragen", beschloss Fanja schließlich.

Sie stieg vom Kutschbock ab und setzte sich neben den Wagen, den Rücken an eines der Räder gelehnt. Dann verfiel sie in eine Art Starre. Nach einer halben Stunde klappte sie schlagartig die Augen auf und rieb sich das Kreuz.

„Au, die Nabe hat sich in meinen Rücken gebohrt."

„Was sagen die Bienen?", fragte Falk.

„Es gibt keine Bienen hier. Ein paar kleine Wespenvölker. Sie sagen, die Gegend sei verdorben. Sie sei schon längst tot, wenn es nicht die Quelle gebe. Ich werde dort Bienenstöcke aufstellen. Hier hat es einen großen Frevel gegeben, als die Wespenkönigin einen Nistplatz suchte, also vor drei, vier Wochen. Es seien zwei Verderber, von denen einer wie Donner über die Ebene schreite, wie sie gesagt hat. Der andere bliebe vor ihnen verborgen. Er sei da, aber sie könnten ihn nicht sehen und nicht schmecken. Der Frevel muss in der Gegend des Steinbruchs geschehen sein."

„Ein Grund mehr, uns dort umzusehen", sagte Brin.

Es war bereits später Nachmittag, als sie den Steinbruch erreichten. Es handelte sich um einen Talkessel mit gestuften, nicht besonders hohen Felswänden, der sich in die Flanke einer kleinen Erhebung gefressen hatte. Brins geschultes Auge erkannte in den

unteren Terrassen einen schönen Kalkstein, der sich gut als Werkstein eignen würde. Am Grund lag eine Menge Schutt und einige übermannshohe Brocken waren stehen geblieben.

„Diesen Stein vergesse ich nie“, sagte Leira mit Schaudern und zeigte auf einen der Brocken. „Darauf haben Lairyana und ich zwei Nächte ausgeharrt.“

Mit einem Mal ertönte aus der Richtung, aus der sie gekommen waren, lang gezogenes Heulen. Es war noch nicht verklungen, da fielen von links und rechts weitere Stimmen ein.

„Ich glaube, wir sollten uns einen Ort suchen, der sich besser verteidigen lässt“, meinte Brin. „Leira, hattest du nicht von einem Stollen erzählt?“

Die Efferd-Dienerin führte sie zu einem kurzen Stollen, der zwei Dutzend Schritte in die Klippe hineinreichte. In einer Nische lagen die Trümmer einer Statue des Herrn Ingerimm, davor waren braune Flecken.

„Hier können wir uns verschanzen“, meinte Brin.

„Es gibt keinen zweiten Ausgang“, warnte Fanja. „Und guck dir die Statue an. Dieser Ort ist unheilig.“

Die anderen weigerten sich, den Stollen zu betreten.

„Wir könnten auf meinen Stein klettern“, schlug Leira vor.

„Dann würden sie die Pferde fressen.“

Das Wolfsgeheul klang lauter. Die Zeit rann ihnen davon. Am Rand des Steinbruchs lagen die Trümmer einer Steinhütte. Die Wände waren nach außen gekippt und kaum mehr als hüfthoch. Dazwischen waren menschliche Knochen zerstreut.

Die Gefährten spannten in aller Eile die Pferde aus und führten sie in die Ruine. Den Wagen schoben sie in den Tordurchgang. Assadra begann, mit der Spitze ihres Krummschwerts einen Bannkreis gegen Schattenwölfe um die Mauern zu ziehen. Brin half ihr, so gut er konnte.

Da erschienen die ersten grauen Gestalten, und bald waren die Mäuerchen von unzähligen Wölfen umlagert. Es mussten Dutzende sein. Sie kräuselten die Nasen, bleckten die Zähne und gaben ein grollendes Knurren von sich. Unter ihnen befanden sich mindestens drei große Schattenwölfe.

„Ich kann nicht glauben, dass wir so einfach in diese Falle getappt sind“, sagte Brin.

„Es war deine Idee“, sagte Falk leise.

„Anscheinend nicht meine beste.“

Der Boden begann zu beben. Unwillkürlich hielt Brin nach einem Riesen Ausschau. Da erschien ein Mann hinter den Wölfen. Der Boden erzitterte mit jedem seiner Schritte. Er trug abgenutzte Lederkleidung und ihm fehlte ein Auge. Die Wölfe wichen winselnd und mit eingeklemmten Schwänzen zur Seite. Brin lief ein kalter Schauer über den Rücken, und sein Magen krampfte sich zusammen.

Da riss der Mann den Mund auf und begann zu brüllen. Es war das Geheul eines Berserkers, der alle Gedanken an Selbsterhalt fahren lassen hat und daran ist, sich auf seinen verhassten Feind zu stürzen.

Brin hätte sich am liebsten verkrümelt. Er sah zu Assadra, sie hatte ihren Schild am Arm und das Krummschwert gezogen. Leira hatte die Hände um ihren Dreizack gekrampft, dass ihre Knöchel weiß hervortraten. Falk und Fanja hatten sich unter den Wagen geflüchtet.

Inbrünstig bat Brin die Donnernde, seinen Mut vor diesem Feind zu stärken. Mit einem Mal erfüllte ihn kalte Wut. Vielleicht war dies der Kampf, in dem Assadra fallen würde.

„Du bist eine Warze auf Deres Angesicht, und im Namen der Leuin werde ich dich vertilgen!“, hörte er sich brüllen.

Der Mann lachte fröhlich und unbeschwert: „Und du bist nur ein Furz im Wind! Gebt mir den Kopf der Amazone und das Herz der Norbardin, dann erlaube ich euch, zu gehen.“

„Assadra, du musst etwas für mich tun“, sagte Brin leise. „Wirke die Liturgie, die uns zu einem ehrlichen Zweikampf verpflichtet, auf ihn. Ich habe sie noch nicht gelernt.“

In ihren Augen las er Stolz. „Willst du nicht mich kämpfen lassen?“

„Keine Zeit. Ich habe ihn bereits herausgefordert, und ich habe sehr schwerwiegende Gründe. Du musst die Liturgie wirken und ich muss kämpfen. Die Göttin wird mit mir sein.“

Assadra zog ihren Krummdolch und begann einen Gesang.

„Noch etwas: Wenn mir etwas zustößt, dann warte bis zum zweiten Abend, ehe du meinen Leichnam verbrennst.“ Brin dachte an sein Siegel und an die rätselhaften Gaben, die die Frau Marbo den Sterblichen hin und wieder zuteilwerden ließ.

Assadra sah ihn völlig verständnislos an.

„Mach es einfach. Hab Dank für alles und vergiss es nicht.“

Assadra hatte ihren Gesang noch nicht beendet, da trat Brin aus der Ruine. Die Wölfe grollten, rührten sich aber nicht. Der Mann trug in der Rechten ein Schwert und in der Linken ein schmales Beil an einem langen Stiel, wie ein Waldläufer es führte. Es war gleichzeitig Waffe und Werkzeug.

Die Wölfe hatten eine Gasse gebildet.

„Wie soll ich dich, den ich töten werde, nennen?“, fragte Brin.

Der Jäger lachte nur und hob das Schwert, von dem sich schwarzer Rauch kräuselte.

„Was willst du mit dem Kopf und dem Herz?“

„Das werde ich dir sagen, wenn ich dich wiedererweckt habe“, sagte der Mann.

Brin hob den Zweihänder und ging bedachtsam vor. Sein Gegner erwartete ihn lässig, fast gelangweilt.

Der erste tastende Hieb mit Mahabor wurde mühelos abgewehrt. Dann testete der Jäger seinerseits Brins Deckung. Sie tauschten eine

Reihe Hiebe, aber Brin drang nicht durch und sein Gegner schien nur darauf aus zu sein, dichter an ihn heranzukommen.

So ging es eine Weile hin und her. Brin hielt gebührenden Abstand zu der schwarzen Schwertklinge.

Endlich ließ der Jäger das Schwert sinken und gähnte. „Mehr vermagst du nicht?“

Konzentriert und vorsichtig griff Brin ihn an. Es war eine unangenehme Wahrheit, dass das Netz, welches Assadra um sie beide gesponnen hatte, bald verfliegen würde.

Zur Überraschung seines Gegners trat Brin einen kleinen Schritt vor. Der Mann stolperte fast in ihn hinein, und Brin schlug eine Schleife. Es war ein mächtiger, mit Schwung geführter Hieb, der den Jäger völlig unerwartet an der Schulter traf. Nur schien es ihm nicht viel auszumachen.

Dann prasselten die Hiebe. Der Jäger schlug mit Beil und Schwert nach Brin, doch dieser wich diesmal nicht zurück, sondern hackte mit einem Schlachtruf in die aufziehenden Hiebe.

Wieder schlug es bei dem Mann ein, aber auch Brin wurde am Arm gestreift. Es war nur eine Schramme, aber so musste es sich anfühlen, vom Blitz getroffen zu werden. Brin sprang zurück und sah entsetzt auf seinen Ärmel, von dem das Blut rann.

Der Jäger lachte und setzte nach. Wieder schlug Brin zu, traf aber nur die schwarze Klinge. Abermals rief er die Donnernde zu Hilfe. Da schien sich die Zeit zu verlangsamen. Brin sah den nächsten Hieb des Fremden kommen. Nicht zu langsam und nicht zu schnell fiel seine Klinge in die Blöße, die sich ihm nun eröffnete. Er traf den Mann voll in die Seite, aber die schwarze Klinge schrammte über sein Kettenhemd und ritzte seinen Oberschenkel. Erneut durchzuckte ihn ein Blitz, und beinahe wäre er gestürzt.

Nun gab es keinen kontrollierten Kampf mehr, der den Beifall eines Fechtmeisters gefunden hätte, nur noch ein wildes Gehacke. Brin

wurde langsam zurückgedrängt. Auch die Kleidung des Jägers war blutig, aber er lachte, ließ die Klinge kreisen, und sprang wiederholt auf Brin zu. Abermals überstürzte der seine Abwehr. Er spürte, wie er in der Seite getroffen wurde, erwischte seinen Feind aber noch an der Schläfe.

Brin wurde schummrig vor Augen, und im nächsten Moment kam der Boden auf ihn zu. Mit Mühe drehte er den Kopf und sah Grashalme und blauen Himmel. Mit seinem unverletzten Arm tastete er nach dem Siegel unter seinem Kettenhemd.

„Gütige Marbo, ich bin hier noch nicht fertig."

Dann schwanden ihm die Sinne.

Brin hörte Stimmen. Irgendjemand rief nach ihm, immer und immer wieder. Mit einem Mal wurde ihm schlecht. Alles tat ihm weh. Als er die Augen öffnete, sah er grelles Licht.

„Lebe ich noch?", murmelte er. „Wie lange war ich fort?"

„Es ist Nacht. Du warst bewusstlos." Das war Fanjas Stimme.

Brin versuchte, sich zu rühren. Schmerz schoss durch seinen Körper. „Ist noch alles dran?"

„Die Waffe des Jägers war verflucht. Sie ist vergangen. Aber die Wunde an deinen Rippen sah schlimm aus. Ich habe das Ilsurer Wasser gebraucht."

„Was ist mit dem Bein?"

„Ich habe es verbunden."

„Tu deinen Honig darauf", sagte er matt. „Ich will es nicht verlieren."

Brin merkte, wie sie Stoff schnitt. Dann durchzuckten ihn Schmerzen, und wieder wurde es dunkel um ihn.

Brin hörte das Knistern von Feuer und kam allmählich zu sich. Als er die Augen aufschlug, sah er hellen Himmel. Assadra beugte sich

über ihn und setzte ihm behutsam einen Becher an die Lippen. Gierig trank er. Jeder kleine Atemzug tat ihm weh.

„Komme ich wieder in Ordnung?“

„Fanja war zufrieden.“

„Und der Jäger?“

„Ich habe ihn der Löwin geopfert. Die Klinge seines Schwertes ist verflogen wie Rauch. Deine Wunden waren ein purpurnes Durcheinander, aber Fanja hat es mit ihrem Honig in Ordnung gebracht. Als sie sie zum zweiten Mal verbunden hat, sahen sie ordentlich aus.“

„Hatte er ein Dämonenmal?“

„Nein. Und Falk hat keine Magie bei ihm gespürt. Er war wohl ein Diener des Namenlosen.“

„Die Göttin war mit mir. Sie ist mir wegen meines Fehltritts in Donnerbach nicht fern.“

„Ich konnte sehen, was du tun würdest, weil ich dich kenne. Deinen Gegner hast du mit deinen überstürzten Hieben überrascht. Ich habe keinen Augenblick gezweifelt, dass du ihn treffen würdest.“

„Er war zäh.“

„Sein Herr hat ihm geholfen. Aber die Donnernde ist mächtiger.“

„Was ist mit den Wölfen passiert?“

„Die Schattenwölfe sind vergangen. Da haben die anderen sich gebissen und sind auseinandergelaufen.“

„Der Mann war der, den ich in Notkers Traum gesehen habe. Es hat sich schon gelohnt, dass wir hergekommen sind.“

Zufrieden schloss er die Augen und war bald eingeschlafen.

Als Brin aufwachte, war es Mittag, und er hatte brennenden Durst. Vorsichtig schlug er die Decke zurück und sah an sich herunter. Sein Brustkorb war verbunden, sein rechter Oberschenkel und der linke Arm ebenfalls. Alles tat ihm weh, aber zumindest pochte es nicht wie bei einer entzündeten Wunde. Ganz sachte drehte er sich auf die Seite,

nahm einen Stock und stand auf. Dann humpelte er zu einem Busch, um sich zu erleichtern.

Die anderen waren bereits dabei, das Lager abzubrechen.

„Falk hat einen Heilsegen auf dich gesprochen, du bist nicht mehr in Gefahr“, sagte Fanja. „Du kannst im Wagen mitkommen. Ich werde ganz langsam fahren, damit du nicht so durchgeschüttelt wirst.“

„Danke“, sagte er und sah sich zwischen den Trümmern um. „Sammelt die Knochen ein, die hier liegen, wenn ihr es nicht schon getan habt.“

Er bekam reichlich zu trinken, dann wurde er auf den Boden des Wagens gebettet, gestützt von Kissen und Decken, und sie fuhren langsam los. Für Brin war das Gerumpel eine Tortur, aber spät am Abend kamen sie an der Baustelle an.

An ihrem Lagerplatz hatte jemand ein kleines Zelt aufgeschlagen. Daneben stand Amelthona von Punin.

Sie führte die Faust zur Brust und grüßte schneidig. „Ich bin gekommen, um eure Hilfe zu erbitten.“

Erstaunt sah sie zu Brin, der von Assadra gestützt mühsam aus dem Wagen kletterte.

„Wer hat ihn denn so zugerichtet?“

„Ich habe einen Zweikampf geführt. Der Frevler ist tot“, sagte Brin. Es klang etwas lahm, wie er fand.

„Ah. Aber du hast gesiegt.“ Dann wandte sie sich an sie alle: „Bitte hört mich an. Ich muss etwas ausholen und euch einiges erzählen, damit ihr versteht, warum ihr mir helfen müsst.“

„Wir müssen erst abladen“, sagte Fanja, „und zu Abend gegessen haben wir auch noch nicht. Du bist an unserem Feuer willkommen.“

Amelthona sah aus, wie Brin sie in Erinnerung hatte: umwerfend. Nun trug sie ein neues Kettenhemd, das ihr vermutlich extra

angepasst worden war, und einen makellosen, gut geschnittenen Wappenrock. Nicht so recht dazu passen wollte der alte, zerschrammte Helm, den sie unter den Arm geklemmt hatte. Er war von einfacher Machart, vorn offen bis auf ein Nasenblech, und hatte an seiner stumpfen Spitze eine Öse, an der eine Helmzier befestigt werden konnte.

Nachdem sie gegessen hatten und die Becher gefüllt waren, begann Amelthona zu erzählen: „Ich will euch sagen, wer ich bin, und warum ich hier bin. Ich stamme aus dem Haus da Vanya, Ragather Zweig. Das ist eine bedeutende und alte Familie in Almada mit engen Beziehungen zur Praios-Kirche. Mein Vater ist lieblos und streng erzogen worden, wie auch seine Geschwister. Erstaunlicherweise hat er dennoch den Weg des Sonnengottes eingeschlagen. Auf einer Reise lernte er meine Mutter Rajanna kennen. Sie war eine Zahori, eine wilde und stolze Hazaqi, die Tochter des Mhanah aus der Sippe der Bursa."

„Entschuldige, dass ich die unterbreche. Ich habe von den Zahori gehört, aber was ist eine Hazaqi und was ist ein Mhanah?", fragte Brin.

„Die Mhanah sind die Oberhäupter der Sippen. Die Hazaqi, Feuerpfaue, sind Tänzer. Sie sind von Mada gesegnet. Du musst sie gesehen haben, um es zu begreifen. Gegen den Willen ihrer beiden Familien haben sich meine Eltern zusammengetan. Es war Liebe. Meine Mutter unterwarf sich unserem Vater und ließ sogar die Purgation über sich ergehen, damit sie sich vor Travia das Eheversprechen geben konnten. Meine Großeltern haben meinen Vater enterbt. Trotzdem ist er in der Kirche des Sonnengottes aufgestiegen, weil sein Großonkel ihn protegiert hat. Meine Eltern haben ein kleines Weingut im Yaquirbruch gekauft, und hier sind mein Bruder Gurvan, meine Zwillingsschwester Cathay und ich zur Welt

gekommen. Meine Mutter hat sich mit den Ihrigen ausgesöhnt, als wir geboren waren, und wir sind oft mit ihrer Sippe durch Almada gereist.

Dann kam der Tag, der alles änderte. Soldaten des Bannstrahl-Ordens kamen in unser Lager und haben uns mitgenommen. Novadis hatten meine Eltern getötet. Die Bannstrahler brachten uns zu meinem Großvater, und die Sippe meiner Mutter habe ich danach nie mehr wiedergesehen, obwohl ich nach ihnen gesucht habe.

Unsere Großeltern waren streng. Das Einzige, was uns das Leben erträglich machte, war die Gemeinschaft des Schwarzen Stiers. Das wird euch vielleicht nichts sagen."

Falk stöhnte leise und dozierte leicht gelangweilt wie in einem Rechtsseminar: „Nicht nötig, wir wissen schon Bescheid. In Almada werden die weiße Mondkuh und der schwarze Stier als Symbole der weiblichen und der männlichen Fruchtbarkeit, als Attribute und Begleiter der Frau Peraine, verehrt. Sie werden von der Dorfjugend gehütet, bei Feiern der Dorfgemeinschaft geschmückt und sind Mittelpunkt verschiedener Wettkämpfe, wie Stierspringen, Stierkampf, Stierrennen. Die Milch der Kühe gilt als Schönheits-, die Stierhoden als Potenzmittel. Beides wird bei den Feierlichkeiten oft zugunsten der Armen und Kranken versteigert."

Er hielt sich die Nase zu und sprach näselnd weiter: „Unseren Novizen, insbesondere unseren späteren Inquisitoren, wird nahegelegt, solch ungewöhnliche Traditionen ebenfalls zu achten. Auch wenn sie zunächst wie Häresie erscheinen mögen, sind sie doch uralter Ausdruck wahrer Verehrung der Frau Peraine. Dennoch seid stets wachsam, auf dass es nicht etwa ketzerischen Stieranbetern, wie den Schnittern, gelingen möge, sich im Schutz dieses Kultes zu verbreiten. Merket, die Kirche der Peraine kennt keine personalisierte Verehrung der Stiere, es handelt sich immer nur um Symbole, wie es andernorts bei der Kornähre ebenfalls der Fall ist."

Amelthona musste grinsen: „Ich sehe, du bist im Bilde. Wir wurden eifrige Mitglieder in der Gemeinschaft des Schwarzen Stiers, die uns in ihrer wilden Art mehr zusagte als die Gemeinschaft der Weißen Kuh."

Sie wurde wieder ernst: „Dann kam die Inquisition in unser Dorf. Meine Großeltern hatten sie gerufen. Sie vermuteten Schnitter in unserer Gemeinschaft. Die Bannstrahler haben uns alle der Befragung unterzogen, auch Gurvan, Cathay und mich. Die Untersuchung ergab, dass unsere Gemeinschaft tatsächlich von Schnittern unterwandert war und dass Gurvan ihr Anführer sein sollte. Er beteuerte bis zum Schluss seine Unschuld. Trotzdem haben sie ihn verbrannt, obwohl er beinahe noch ein Kind war. Meine Großeltern haben zugesehen. Danach sind meine Schwester und ich weggelaufen.

Nach vielen Monden kamen wir nach Yeshinna. Wir haben uns dem Volk der Amazonen angeschlossen, den geschworenen Feinden unserer Namenspatrone, den von meinen Großeltern so sehr verehrten Priesterkaisern. Das muss kurz nach deiner Verbannung gewesen sein, Assadra, denn du bist für lange Zeit ein Gesprächsthema gewesen – und nett wurde damals nicht über dich gesprochen. Das hat sich erst ein wenig geändert, als Ayla von Donnerbach Suleyscha mitbrachte. Wir haben einige Zeit zusammen mit ihr Unterricht gehabt. Deine Schwester hat uns in der Schwertkunst geschult und deine alte Lehrerin hat sich bemüht, uns zu Rondra zu führen. Wenn die beiden Cathay anspornen wollten, haben sie ihr gesagt, dass du irgendwann ihr Tod sein würdest.

Na ja, es war eigentlich keine schlechte Zeit, aber letztlich wollten wir beide nicht dortbleiben. Nichts für ungut, aber auch wenn ich nun eine Geweihte der Leuin bin, so bin ich ganz bestimmt keine zölibatäre Kriegernonne, die nur auf Geheiß ihrer Königin einem Mann beiwohnt. Also wirklich, für meinen Geschmack waren dort viel zu viele Frauen und viel zu wenig attraktive Männer. Ich kann mit eurem

Männer- und Frauenbild wirklich nichts, aber auch gar nichts anfangen. Auch wenn ich eine Kriegerin bin: Sobald ich meine Rüstung ablege, ist mir Levthan einfach näher. Ich möchte, dass mir ein Mann sagt, wo es langgeht.

Nachdem wir deinem Volk den Rücken gekehrt haben, sind Cathay und ich zurück nach Almada gezogen und haben eine Heimat gesucht. Diese fanden wir zuletzt im Dörfchen Mondfelden, wo wir in den Tempel der Donnernden eintraten. Ich verliebte mich in Aramir, der das Tempelchen übernommen hatte, und Cathay begann ein Verhältnis mit dem Sohn des Gutsherrn. Es gab noch ein paar andere Novizen, aber wir waren ihnen weit voraus und wurden bald ordiniert. Mir wurde die Ehre zuteil, zusammen mit Aramir die Ausbildung der Novizen zu übernehmen. Es war die beste Zeit meines Lebens.

Aber auch das war bald vorbei. – Und wieder ging es um die Gemeinschaft des Schwarzen Stiers. Wieder kam die Inquisition, Heliopais von Anderath an der Spitze einer Gruppe von Bannstrahlern. Sie kannten wir schon. Sie schien damals die Einzige meinem Bruder Gurvan geglaubt zu haben. Sie hatte einen alten Steinkreis im Nachbartal als Versammlungsplatz der Schnitter ausgemacht, und wir Rondrianer sollten den Bannstrahl bei dem Zugriff unterstützen. Ich sollte mit den Novizen den Ausgang des Tales sichern und Cathay mit Aramir den anderen Talausgang, einen Ziegenpfad über die Berge. Die Bannstrahler würden frontal angreifen. Der Plan war einfach. Aber als die Bannstrahler in das Tal vorrückten, fanden sie niemanden mehr. Die Kultisten waren gewarnt worden und hatten das Tal über die Berge verlassen. Dort fanden wir nur Aramir, in seinem Rücken Cathays Weihedolch, den sie stecken gelassen hatte. Ich hielt die Totenwache, die anderen ritten zum Gutshof, wo Cathay mit ihrem Geliebten wohnte. Auch er war ermordet worden, seine Eltern ebenfalls, und Cathay war über alle Berge. In ihrem Zimmer wurde so manches gefunden. Sie war die Anführerin der Schnitter gewesen,

und sie hatte Gurvan damals ihre eigenen Untaten in die Schuhe geschoben.

Ich habe sie wochenlang verfolgt. Am Bosquir habe ich sie eingeholt. Wir kämpften lange und hart, aber wir waren uns ebenbürtig und keine konnte den entscheidenden Schlag führen. Dann gelang es mir, ihr Gesicht zu zeichnen. Für einen Moment war sie mir ausgeliefert, doch ich habe gezögert. Sie stürzte sich in den Fluss und entkam.

Ich selbst bin nach Punin zurückgekehrt. Mein Versagen und meine Weigerung, die Gemeinschaft des Schwarzen Stiers zu verlassen, machten mich verdächtig. Aber die Gemeinschaft ist mir lieb, und sie ist für mich der letzte Rest von meiner Familie und Heimat."

Herausfordernd sah sie die Gefährten an, aber alle schwiegen, bedrückt von dem gerade Gehörten.

„Ich habe dann in zahlreichen Liebschaften Trost gesucht. Das, und dass ich den wilden Levthan der sanften Rahja vorziehe, hat es den anderen Geweihten nicht leicht gemacht. Und als der Novizenmeister dahinterkam, welcher Art meine Schwertübungen mit seinen beiden Favoriten waren, da haben sie mich nach Donnerbach geschickt.

Nun haben auch hier die Schnitter ihr blutiges Haupt gezeigt. Es ist kurz nach meiner Ankunft passiert, und so bin ich verdächtig. Thundra von Rathilstein hat mir befohlen, mich von jedem Verdacht reinzuwaschen, indem ich den hiesigen Kult zerschlage und ihm die Schuldigen ausliefere."

Amelthona stand auf, verneigte sich in die Runde und sagte: „Ich bitte euch hiermit um eure Hilfe bei diesem Unterfangen, denn allein auf mich gestellt werde ich es nicht schaffen, sie alle zu fassen. Außerdem benötige ich glaubwürdige Zeugen meiner Taten."

Brin, der auf einem Strohsack lag, stützte sich auf: „Hast du einen Ansatzpunkt für deine Nachforschungen? Wie willst du die Schnitter finden?"

„Ich bin ziemlich sicher, dass sich Schnitter am Hof des Barons in Niritul befinden. Der Jäger dürfte verstrickt sein. Als ich durch Niritul gekommen bin, war er gerade unterwegs. Ein Einäugiger, aber sehr zäh, wie die Leute sagen."

„Klein, vierschrötig, Lederkleidung, eine Narbe über dem rechten Auge?", fragte Brin.

„Kennt ihr ihn?"

„Er ist tot. Er war mein Gegner im Zweikampf, und er war ein Diener des Namenlosen. Du weißt, dass die Burgherrin in Niritul, Aldare von Birselburg, die Schwester unserer Anführerin ist? Du musst hier sehr vorsichtig sein, gegen wen du Beschuldigungen aussprichst."

Amelthonas Gesicht wurde lang. „Das ist eine Enttäuschung. Aber ich habe noch eine zweite Spur. Yanderan von Rüsterbach, der Sohn von Rodegar von Rüsterbach, Herr auf Rüstertrutz. Er ist zurzeit auf einer Pilgerreise im Bornland."

Eine Weile besprachen sie das Gehörte, schließlich sagte Brin jedoch: „Amelthona, du weißt, dass wir einen Auftrag haben, der uns an diesen Ort bindet. Wir müssen uns beraten, und dabei wird einiges erwogen werden müssen, was nicht für fremde Ohren bestimmt ist. Deswegen bitte ich dich, uns nun allein zu lassen. Morgen werden wir dir unsere Entscheidung mitteilen."

„Ich verstehe. Ich werde zu Sarhild gehen. Sie hat mir Unterkunft angeboten."

„Ich weiß nicht, wie sie einen Zirkel von Schnittern unterwandern will", meinte Brin, nachdem Amelthona gegangen war. „Sie ist so heimlich wie mein Wappenrock mit der roten Löwin. Vielleicht will sie mit einem der Verdächtigen ins Bett steigen, um ihn zu umgarnen?"

„Vergiss nicht, dass sie eine Dienerin der Leuin ist", sagte Assadra empört.

Die Gefährten waren bald einig, dass sie in dieser Gegend zu bekannt waren und auch nicht genug Zeit hatten, um eine Gruppe von Schnittern zu unterwandern. Allerdings kam der Jäger vom Hof in Niritul, und es war anzunehmen, dass er dort Vertraute hatte. Man könne nach Art der Inquisition vorgehen, schlug Brin vor: Mit Waffenknechten in Niritul einreiten, den gesamten Hofstaat festsetzen und alle planvoll befragen. Aber hierzu fehlten ihnen die Vollmachten, und Fanja und Leira wollten davon nichts wissen.

Zudem mussten sie Thundra von Rathilsteins Weisung bedenken: Er hatte diese Aufgabe Amelthona zugewiesen, um sich zu rehabilitieren, und niemandem sonst.

Nach ihrer Beratschlagung war Brin so müde, dass er sich ins Zelt schleppte. Im Einschlafen hörte er noch, wie sich das Gespräch der Frage zuwandte, warum der Jäger ausgerechnet Assadra und Fanja hatte tot sehen wollen. Fanja erinnerte sich an die Schamanin in Festum: „Sie hat mir gesagt, ich solle auf Assadra achten, denn an ihr hänge der Bann. Und Assadra solle mich beschützen, weil das Herz die Gemeinschaft erhalte."

Am nächsten Morgen kehrte Amelthona zurück.

Brin hatte sich in dieser Sache zum Sprecher der Gefährten gemacht. „Wir haben beraten. Wir könnten nach Niritul reiten und das Hofgesinde verhören. Aber dazu haben wir nicht das Recht, auch wenn es Verdachtsmomente gibt. Und noch etwas: Thundra von Rathilstein hat diese Aufgabe dir auferlegt, und er wird seine Gründe gehabt haben. Sollten wir nun nach Niritul reiten, dann nehmen wir dir diese Arbeit ab."

„Das macht mir nichts, wenn nur dieses Nest von Schnittern ausgeräumt wird."

„Sammle mehr Beweise. Und sobald sich ein Kampf abzeichnet, leihen wir die gern unsere Schwerter. Das ist unser Entschluss."

Nun brachen geruhsame Tage an. Amelthona hatte sich für eine Weile bei ihnen einquartiert und half Assadra und Sarhild, die Siedler im Waffenhandwerk zu üben.

Brin saß die meiste Zeit an der Quelle und sah den Arbeiten an der Befestigung zu. Holz fehlte, aber Graben und Wall waren schon recht weit gediehen. Ab und zu kam Notker zu ihm und ließ ihn seine Pfeife stopfen. Der Jäger war inzwischen ganz wiederhergestellt.

Falk hatte die Folianten, die er seit dem Kloster der Morgenröte mit sich herumtrug, wieder hervorgeholt.

Sarhild ließ Versuche mit Ziegeln aus Kuhdung und aus dem sandigen Boden anstellen. Brin hielt den Boden für zu mager, aber nachdem er es einmal gesagt hatte, hielt er den Mund. Er wollte ihr nicht ständig dreinreden.

Amelthona zog überall bewundernde Blicke auf sich. Die Männer der Siedlung hatten es ihr angetan. Nur von Brin und Falk hielt sie sich fern. Brin beobachtete, wie sie den Gastwirt anlachte, ihre Zähne blitzen ließ und sich durchs Haar strich. Als er auf etwas deutete, lehnte sie sich gegen ihn. Der Mann stutzte, guckte verblüfft, dann breitete sich ein frohes Grinsen auf seinem Gesicht aus.

Schließlich kam der Tag, als Sarhild wutschnaubend zu den Gefährten ins Zelt rauschte und ihnen Amelthonas Satteltasche und Decken vor die Füße warf: „Sie ist eure Freundin! Sie kann ab nun bei euch wohnen!“

„Was ist denn los?“, fragte Fanja.

„Das Weib ist sich nicht zu schade, meinen Knappen zu verführen. Der Junge ist fast noch ein Kind. Er hat noch keinerlei Verstand in diesen Dingen.“

Damit stapfte sie davon.

„Assadra, kannst du nicht mit ihr reden?“, bat Brin. „Von Priesterin zu Priesterin und von Amazone zu Amazone?“

„Und was soll ich ihr sagen?“

„Sie benimmt sich nicht, wie es einer Geweihten geziemt. Sie macht sogar den Bauern hier schöne Augen.“

Unbekümmert machte Assadra sich auf die Suche. In solchen Sachen konnte sie sehr direkt sein. Es dauerte nicht lange, und sie kam zurück, ziemlich unbeteiligt.

„Und? Wie ist es gelaufen?“, fragte Brin.

„Sie hat einen roten Kopf bekommen und gesagt, sie habe schon länger keinen Liebhaber gehabt, und das mache sie ganz wuschig.“ Schließlich sagte Assadra wie jemand, der ein abschließendes Urteil gefällt hat: „In mein Volk hätte sie nicht gepasst.“

Nach ihrer Unterredung mit Assadra war Amelthona sehr förmlich und korrekt. Der Knappe Alrik strich ein paar Mal um ihren Lagerplatz herum, aber als Fanja, die ihn sehr ins Herz geschlossen hatte, ihm ein paar Honigplätzchen anbot, murmelte er etwas und verzog sich schüchtern.

Am nächsten Morgen brach Amelthona auf und machte sich auf den Weg nach Niritul.

Leira hatte sich die ganze Zeit für die Quelle interessiert. Es war ausgezeichnetes Wasser, sagte sie, rein und wie neu, wenn diese Beschreibung auf Wasser passte. Es erinnerte sie ein wenig an die Ilsurer Quellen.

Eines Abends, als die Bewohner in ihren Erdlöchern saßen und es still geworden war, ging sie zu dem Wasserbecken, um zu sehen, wie der Mond sich darin spiegelte. Sie blieb lange fort, und als Fanja ihr schließlich nachging, musste sie feststellen, dass Leira verschwunden war.

Jetzt wurden alle munter. Brin hatte das kleine Becken gerade erreicht, da begann das Wasser silbrig zu leuchten, darin schwamm Leira. Ihre Augen waren offen, aber ihr Blick ging ins Leere. Auf ihrer

Stirn strahlte etwas. Die anderen zogen sie aus dem Wasser, und langsam verblasste der Schimmer.

Mit einem Mal sprach sie: „Bin ich wieder zurück?“

„Du warst zwei Stunden weg“, sagte Fanja. „Wo bist du gewesen?“

Als alle um Fanjas kleines Feuer versammelt waren, begann Leira leise zu erzählen: „Die Quelle hat gerauscht, und der Mond hat sich so schön gespiegelt. Es war magisch. Da habe ich mein Medaillon genommen und es ins Wasser getunkt. Es hat geschimmert, und das Licht hat sich ausgebreitet, bis alles Wasser aus sich heraus geleuchtet hat. Und da waren zwei kleine Seemenschen mit Fischschwänzen. So wie wir, wenn wir geboren werden.“

„Du bist mit einem Fischschwanz geboren worden?“, fragte Fanja.

Leira nickte abwesend. „Sie haben sich verneigt und haben gesagt, sie würden mich zu ihrer Herrin bringen. Dann haben sie mich an den Fingern genommen und ins Wasser gezogen. Ich hatte keine Angst. Wir sind getaucht, und als wir wieder hochgekommen sind, waren wir in einem klaren Strom.“

Nun überlegte sie lange. Die anderen warteten ungeduldig, aber wussten, dass es wenig Zweck hatte, sie zu drängen.

„Am Ufer standen große, alte Bäume, in denen viele Lichter hingen. Und da war Musik. Die Seemenschen haben mir gesagt, das sei das Auenherz. Da war eine Wiese mit langen Tischen, auf denen Schüsseln mit vielen Speisen standen. Überall waren Feenwesen, Seemenschen, aber auch Tiere des Waldes. Sie haben mir Essen gebracht, das sehr köstlich war. Tang und Seegras, salzig und süß und etwas bitter. Ich habe mir alles angesehen, und viele von den Geschöpfen sind gekommen, um mich zu begrüßen. Dann hat einer der Meermenschen mich an der Hand genommen und mich vor einen Thron geführt, der im Fluss stand, an einer flachen Stelle mit vielen bunten

Kieseln. Das Wasser ging mir gerade bis zu den Knöcheln. Auf dem Thron da saß eine Frau ...“

Wieder überlegte sie lange.

„Alt und jung, ich weiß nicht, wie ich sie beschreiben soll. Sie hat gesagt, dass sie Pandlaril sei, dann ist sie aufgestanden, hat mich umarmt und mich in ihrem Reich willkommen geheißen. Sie wollte mein Siegel sehen und hat es lange betrachtet. *Nun sage mir, warum du gekommen bist, Abgesandte Efferds*, hat sie gesagt. Ich habe ihr von der Prophezeiung aus Travingen erzählt: *Wenn Feuer und Wasser sich verbinden, wenn der Delfin die Vergossene Träne und das Fliegende Feuer vereint, dann wird der Kreis erneut beginnen*. Sie hat gesagt, dass das Fliegende Feuer einst Daleonë Feuerruferin gehört habe und dass es mit ihr aus Pandlarils Reich verschwunden sei, als sie aus der Elfenstadt Mandalya verbannt wurde. Außerdem hat sie gesagt, dass in Mandalya einst eine Träne Nurtis aufbewahrt worden sei. Die Stadt sei vergangen, aber hin und wieder spüre sie, dass Nurtis Träne immer noch in ihrem Reich sei.“

Wieder schwieg Leira.

„Und was dann?“, wollte Brin wissen.

„Dann hat sie mich zum Abschied auf die Stirn geküsst.“ Gedankenverloren rieb sie sich über die Stirn und plötzlich hatte sie etwas in der Hand.

„Seht nur.“

Es war eine große, milchige Perle.

Die Gefährten beredeten das Gesagte. Es schien ihnen eindeutig zu sein, dass Leira, der Delfin, das Fliegende Feuer und eine von Nurtis Tränen finden müsse.

Schließlich sagte Brin: „Ich versuche mich an etwas zu erinnern, das mir Feyala erzählt hat. Hätte ich nur genauer nachgefragt. Daleonë Feuerruferin hat nach ihrer Verbannung in Êi-Flanathil gewohnt, im Flammenhorst. Feyala hat mir die Richtung gewiesen, als wir vom

Roten Pass herabgekommen sind. Er liegt zur Roten Sichel hin. Ich schlage vor, wenn ich wieder gesund bin, suchen wir diesen Ort.“

Der Vorschlag wurde einstimmig angenommen.

Am nächsten Tag ritten Leira und Assadra nach Niritul, um dort die Gebeine aus dem Steinbruch würdig zu bestatten.

Ein paar Tage später waren sie zurück. Die Steinbrucharbeiter waren nicht aus Niritul gewesen und niemand dort wurde vermisst, mit Ausnahme des freiherrlichen Jägers. Von Amelthona hatten sie nichts weiter gehört.

Eine Woche nach Brins Kampf zog Fanja die Fäden, mit denen sie seine Verletzungen vernäht hatte. Die Heilung schritt gut voran, und Brin begann, vorsichtig seine Muskeln zu dehnen, um seine Beweglichkeit wiederzuerlangen.

So ging der Ingerimm zu Ende.

Dann, eines Mittags, kam Furlgar von Rüsterbach zurück. Er ritt an der Spitze einer Herde aus Schafen und Rindern, die von zwei Hirten und ihren Hunden mühsam vorangetrieben wurde. Hinterdrein rumpelten zwei Ochsenwagen. Die Nachhut bildete der Knappe. Das Vieh, kleine, zäh aussehende Biester, blieb am Dorfrand zurück, die Wagen fuhren die Dorfstraße entlang und hielten vor Sarhilds Zelt.

Neugierig liefen die Siedler zusammen, und auch die Gefährten fanden sich ein. Dann stieg Furlgar ab und stellte sich neben fünf Neuankömmlinge, die von den Wagen geklettert kamen. Es waren ein Mann in Reisekleidung und ein Mann und eine Frau in grünen Überwürfen. Hinter ihren Beinen versteckten sich zwei Kinder.

Assadra stupste Brin an: „Wie sind die niedlich!“ Doch schon in der nächsten Sekunde wurde sie wütend: „Aber was denken sich die Leute, wo wir hier sind?“

Sarhild trat vor und Furlgar sagte: „Hier bringe ich Euch einen Schmiedegesellen und zwei Jünger der Frau Peraine. Die beiden

kamen mir kurz vor Trallop entgegen und möchten sich uns anschließen. Und bei den Tieren sind zwei Hirten aus Rathila."

Das Paar verneigte sich vor Sarhild und der Mann überreichte ihr ein zusammengefaltetes Schriftstück. Sie erbrach das Siegel, schlug den Brief auf, las ihn und sagte freudig: „Es ist ein Gruß von niemand anderem als Leatmon Phraisop, dem Oberhaupt der Peraine-Kirche. Er hat diese beiden Akoluthen ausgewählt, damit sie uns bei der Urbarmachung des Bodens helfen. Euch, seinen lieben Freunden", damit nickte sie Falk und den Gefährten zu, „richtet er seine besten Wünsche aus."

Dann wandte sie sich wieder an die drei Neuankömmlinge: „Seid uns herzlich willkommen! Wenn ihr es wünscht, so werde ich euch in diese Siedlung aufnehmen. Ihr sollt wie die anderen Siedler Land und Anteil an der Allmende erhalten und mir Dienste und Abgaben leisten, wie es im Dominium Donnerbach Sitte ist."

„Wir nehmen an", sagten die drei.

Nun sprach Sarhild zu den beiden Peraine-Dienern: „Wenn ihr es wünscht, so werde ich euch freies Land für eine Kapelle der Frau Peraine zuweisen, und einen Anteil des Tempelzehnts, wie es Brauch ist."

„Wir wünschen es!"

Da trat Sarhild vor, umarmte die Neuankömmlinge, legte ihnen die Hände auf den Kopf und sagte: „Ich nehme euch in diesen Ort auf. Bei der Frau Rondra schwöre ich, dass ich mit meinem Schwert vor euch stehen will wider alle Gefahren."

Der Mann antwortete ihr: „Wir werden Euch Gefolgschaft leisten und Euch Rat geben in der Kunde des Feldbaus, das geloben wir bei der Frau Peraine."

Sarhild wies den Wirt an, das Beste zuzubereiten, was sich noch unter den Vorräten fand. Dank dieser Verstärkung besserte sich die

Stimmung im Ort schlagartig, und alle fassten neues Vertrauen in den Erfolg der Gründung.

Rahja 1033 – Praios 1034 BF, Ebene von Hardorp
In Êi-Flanathil und Shir'Vadyr

Zwei Wochen nach seinem Kampf war Brin so ziemlich wiederhergestellt.

Nun sprachen die Gefährten mit der Elfe Lairyana Feuerauge und baten, dass sie sie noch einmal führen möge, diesmal zum Flammenhorst. Brin beschrieb ihr dessen Lage, so gut er es vermochte.

„Ich bin niemals in Êi-Flanathil gewesen", sagte sie. „Diese Stätte wird in unseren ältesten Liedern genannt. Es muss ein flammender Berg sein, und er ist in einer Gegend, die von meinem Volk gemieden wird. Aber ich werde euch führen, weil Thalia Schwert-der-Lichtwache mich gebeten hat, euch zu helfen."

So beluden die Gefährten Fanjas Wagen mit Proviant für zwei Wochen und verabschiedeten sich. Sarhild war gar nicht froh, sie ziehen zu sehen, aber seit die von Leatmon Phraisop gesandten Peraine-Diener gekommen waren, sah sie mit neuer Hochachtung auf die Gefährten und mochte ihnen nichts abschlagen.

Das Reisewetter war bis zum Mittag des zweiten Tages gut. Die Gefährten waren einige Stunden nördlich von Hardorp, als sich im Norden eine Wolkenbank aufbaute. Der Himmel darüber war blau und klar, die Wolken darunter fast schwarz.

„Wenn wir trinken müssten, was gleich herunterkommt, dann würden wir bis zum Glückstag schiffen", fluchte Fanja.

Sie lenkte den Wagen in ein kleines Wäldchen. Alle stiegen ab und schirrten die Pferde aus, die sich sofort dicht zusammendrängten. Fanja zog in aller Eile zwei Seile vom Wagenkasten zu einigen starken Baumwurzeln.

Mit einem Mal war es, als ob eine schwarze Decke über alles gezogen würde. Der Himmel war dunkler, als Brin ihn je gesehen hatte.

Es begann zu schütten wie aus Kübeln. Zweige und Blätter flogen. Der Wagen schwankte und krachte.

Als das Unwetter endlich über sie hinweggezogen war, standen sie in ihren durchnässten Kleidern da und hielten Umschau. Die Bäume waren teilweise entlaubt, der Boden war schwer von Nässe und in den Senken hatte sich Wasser gesammelt.

„Die in der Siedlung werden viel Wasser abbekommen“, sagte Brin düster. „Hoffentlich saufen sie in ihren Erdlöchern nicht ab.“

„Das war kein Sturm der Göttin“, meinte Assadra. „Ich habe ihre Nähe nicht spüren können.“

„Es hat sich seltsam angefühlt“, sagte Falk. „Ich mag solches Wetter nicht, wer täte das schon. Aber dieser Sturm war mir unangenehmer als alles sonst.“

Nur Leira war zufrieden. Als es heller zu werden begann, hatte sie ihre Kleider abgelegt und sich voll Wohlbehagen von den großen Regentropfen begießen lassen.

Es war zu nass zum Lagern, und so holten die Gefährten trockene Kleidung aus dem Wagen und machten sich wieder auf den Weg. In dem sandigen Boden versickerte das Wasser schnell, und obwohl der Karrenweg teilweise ausgewaschen war, kamen sie doch fast wie gewohnt voran und fanden abends einen annehmbaren Lagerplatz.

Am dritten Tag begann der Weg langsam anzusteigen. Gegen Nachmittag kamen sie am Roten Pass an und erreichten die Stelle, von der aus Feyala Brin die Richtung zum Flammenhorst gewiesen hatte.

Ab hier führte sie Lairyana Feuerauge. Die Elfe ging ihnen weit voraus, fast ohne Spuren zu hinterlassen, und erkundete einen Weg für den Wagen. Langsam und leise mussten die Gefährten den Wegzeichen folgen, die sie ihnen hinterließ.

Dann stand die Elfe plötzlich wieder vor ihnen und zeigte auf eine breite Spur: „Nur starke Wildschweine, die tief in den Boden getreten

haben. Keine schwachen Tiere und keine Frischlinge. Und seht her!“ Sie wies auf einen Stiefelabdruck. „*Gobiana*[*]. Sie fühlen sich sicher, sonst wären sie nicht so breit über diesen Weg getrabt.“

„Was sollen wir tun?“, fragt Brin.

„Wir müssen nun heimlich sein und uns verborgen halten. Den Wagen werden wir nicht mitnehmen können. Es wäre auch besser gewesen, wir hätten die Pferde zurückgelassen.“

„Jetzt ist es zu spät dafür.“

Die Gefährten schoben den Wagen in ein großes Gebüsch und verwischten unter Aufsicht der Elfe die Räderspuren. Anschließend wurden die Pferde mit Decken, reichlich Nahrung und viel anderer Ausrüstung beladen.

Weiter ging es zu Fuß, mit den Pferden am Führstrick. Die Elfe verschwand immer wieder zu weiten Erkundungsgängen und führte sie durch schmale Täler oder gedecktes Gelände, welches zu ihrem Leidwesen sehr unwegsam war. Soweit es ging, führten sie die Pferde über harten Grund oder durch Bäche, wo ihre Spuren weniger sichtbar waren. Unermüdlich ging es voran. Brin, der lange krank gewesen war, fiel es mit der Zeit immer schwerer, mit den anderen mitzuhalten.

Dann, drei Tage waren sie nun schon in den Wäldern, kam die Elfe von einem ihrer Erkundungsgänge zurück und berichtete: „Ich habe *gobiana* auf ihren Reitschweinen gesehen. Sie trugen norbardische Kleider und Eisenwaffen. An ihren Sätteln baumelten Orkköpfe. Dann habe ich einen Berg gefunden, über dem eine dünne Rauchfahne steht, wie eine Feder. In seinem Inneren ist Feuer. Vielleicht ist das der Flammenhorst, den ihr sucht? Dort wimmelt es von *gobiana*, es ist wie eine Kaninchenkolonie am Abend.“

[*] Rotpelze, Goblins.

„Es wäre ein großer Zufall, wenn es hier einen zweiten Feuerberg gäbe, für den die Rotpelze sich zufällig interessieren“, meinte Brin. „Kannst du uns ungesehen dort hinbringen?“

Die Elfe bejahte, dann führte sie die Gefährten in einen tiefen, dornenüberwucherten Talkessel und verschwand wieder. Es dauerte bis zum Einbruch der Nacht, bis sie zurückkehrte.

„Es gibt einen sicheren Weg, der in drei Stunden an den Fuß des Berges führt. Dort liegen einige tote *gobiana*, groß und kräftig, und auch eine ihrer zauberkundigen Frauen. Den Spuren nach gab es einen Kampf unter ihnen. Die Sieger sind auf den Berg zurückgekehrt.“

Lange berieten die Gefährten, wie sie den Berg heimlich ersteigen könnten, wie sie dabei mit Wachen verfahren sollten und was dieser Kampf zu bedeuten hätte.

Schließlich ergriff wieder die Elfe das Wort: „Am Fuß des Berges ist ein Teich. Er ist sehr tief, das Wasser ist klar und rein. Es ist warm, als ob es aus dem Inneren des Berges kommt.“ Neugierig sah sie zu Leira: „Dein Lied ist das Lied des Wassers. Ist es nicht so?“

Etwas schüchtern sagte Leira: „Ich kann die Quelle erkunden, wenn ihr alle es wollt.“

„So komm mit mir“, sagte Lairyana. „Ich werde dich führen und am Ufer über dich wachen.“

Leira nahm ihren Dreizack, dann schlichen die beiden zum Berg.

Als sie zurückkamen, wurde es im Osten schon hell. Die beiden setzten sich zu den anderen – Feuer zu entzünden hatten diese nicht gewagt – und zogen sich Decken um die Schultern.

„Nun erzählt, wie ist es euch ergangen?“, fragte Brin neugierig.

Wie immer überlegte Leira lange, bevor sie sprach. Schließlich sagte sie: „Ich bin in den Quelltopf getaucht. Das Wasser ist sehr sauber. Es kommt tief aus dem Berg, durch einen Gang. Wenn man ihm folgt und weit genug taucht, dann steigt er an, bis man Luft findet. Dort sind Schriftzeichen an den Wänden, die den Gang erleuchten.“

„Könnten wir auf diesem Weg in den Berg gelangen?“, fragte Brin.

„Ich glaube nicht, dass ihr weit genug tauchen könnt. Außerdem war da noch ein Wächter, ein Krakenmolch.“

„In der Quelle ist ein Krakenmolch?“, fragte Falk.

„Ich habe ihn mit meinem Dreizack getötet.“

„Du hast im Wasser einen Krakenmolch getötet?“, fragte Brin tief beeindruckt.

Leira lächelte. „Ja. Aber er war noch klein.“

„Unsere Leira hat sich mit der Zeit zu einem echten Schrecken gemausert, scheint mir.“

„Du dich vielleicht nicht?“, schoss sie zurück.

„Wie weit muss man tauchen?“, fragte Brin.

Leira überlegte. „Es sind zwanzig oder vierundzwanzig Schritt.“

„Könntest du nicht wieder ein Seil spannen, an dem wir uns entlangziehen können?“

„Und das würdet ihr versuchen?“

Falk sah gar nicht glücklich aus. Aber Brin sagte: „Es ist ein verborgener Weg direkt in den Berg und in die Höhlen der Elfen. Irgendjemand muss die leuchtenden Schriftzeichen angebracht haben. Die andere Möglichkeit wäre, den Berg zu erklimmen, heimlich durch Massen von Rotpelzen hindurch.“

So wurde der Vorschlag angenommen.

Den Tag über hielten die Lichtsucher sich verborgen, dösten und rührten sich nicht. Die Elfe lehnte an einem Baumstamm und träumte mit offenen Augen.

Am Abend rüsteten sie sich mit Haken, Talglichtern und langen Seilen aus. Langsam schlichen sie durch die Finsternis, die Elfe ging voran und warnte sie leise vor Hindernissen, die sie selbst nicht zu sehen vermochten. Schließlich blieb sie so abrupt stehen, dass Assadra in sie hineinstolperte.

„Das Wasser ist nah“, flüsterte sie. „Ich werde euch nicht begleiten, denn mein Volk hat diesen Ort vor vielen Wintern aufgegeben.“

Die anderen schlichen ein kleines Stück und fanden sich vor einem runden Wasserbecken, von dem warmer Nebel aufstieg. Leira ließ sich hineingleiten, den Dreizack in der Hand und eine Seilrolle um die Schultern, und war schon verschwunden. Bald tauchte sie wieder auf, ein Seilende in der Hand, das sie an einer Wurzel verknotete.

„Der Weg ist bereit. Wer möchte zuerst?“

Assadra stieg ins Wasser.

„Hol zehn Mal tief Luft“, riet Leira ihr. „Ich werde direkt hinter dir sein. Wenn du an einen großen Knoten kommst, hast du es fast geschafft, dann sind es nur noch fünf Schritte. Und denk daran: Stetig und bedächtig!“

Beide tauchten unter. Blasen zerplatzten an der Oberfläche. Dann waren sie fort.

Es dauerte nicht lange und Leira kam zurück. „Assadra wartet auf euch.“

Sie tauchte erst mit Falk und dann mit Fanja ins Innere des Berges, zuletzt war Brin an der Reihe. Das Wasser war warm und das Kettenhemd zog ihn nach unten. Er hatte keine Mühe, sich an dem Seil vorwärtszuziehen, doch der Drang zu atmen wurde immer stärker. Dann endlich fühlte er den Knoten. Hektisch zog er sich weiter vorwärts. Es wurde heller. Schließlich durchbrach er die Wasseroberfläche und schöpfte gierig Atem. Die Luft war einfach nur wunderbar.

Er war in einem Gang, der langsam anstieg. Die Wände trugen lange Zeilen von unbekannten Schriftzeichen, die sanft leuchteten und alles erhellten. Sie führten bis ins Wasser, so als sei der Wasserspiegel vor Zeiten tiefer gewesen.

Die Gefährten verschnauften eine Weile und warteten auf Leira, die die Seile losband. Dann folgten sie dem Gang in den Berg hinein.

Die Felswände waren streckenweise natürlich belassen, aber begradigt worden, Unebenheiten im Boden hatte man geglättet und ausgeglichen. Die Gefährten kamen an eine Gabelung. Brin setzte sich an die Spitze und nahm den Weg, der ihm aufwärts und zum Herzen des Berges zu führen schien.

Sie gelangten an einen Schacht, der sich über die ganze Breite des Gangs erstreckte und ihn unterbrach. Es war unmöglich, dieses Loch zu umgehen. Brin trat vorsichtig an den Rand. Die Wände waren glatt behauen, und der Schacht verlor sich tief unter ihnen in der Dunkelheit. Vier Schritte weiter, auf der anderen Seite, führte der Gang weiter.

„Es könnte eine Art von Verteidigungsanlage sein“, dachte Brin laut. „Ein Elf kann so einen Abgrund ohne Mühe überspringen, aber einem Rotpelz wird das kaum gelingen.“

„Sollen wir umdrehen?“, fragte Leira.

Brin schüttelte den Kopf. „Ich glaube, dass wir hier richtig sind. Dass der Weg an dieser Stelle unterbrochen ist, bestärkt mich darin. Meint ihr, ihr könnt über den Schacht hinwegspringen?“

„Du bist wohl nicht ganz bei Trost“, sagte Fanja.

Brin wandte sich an Assadra. „Du könntest springen. Dann werfen wir dir die Seile zu und du vertäust zwei davon, eins in Fußhöhe und eins in Kopfhöhe. Daran könnten wir uns festhalten.“

„Sie ist deine Frau und du willst sie springen lassen?“ Fanja war empört. „Wenn sie stolpert oder ausrutscht, ist sie tot.“

„Ich habe sie im Gebirge einige solche Sprünge meistern sehen.“

„Es wird schon gut gehen“, sagte Assadra und trat vor.

Sie besah sich den Boden. Es war fester Fels. Dann schnallte sie ihre Rüstung und ihren Schwertgürtel ab und nahm Anlauf. Alle hielten den Atem an, da war sie bereits drüben.

Brin fand einen natürlichen Spalt im Felsen, schlug zwei Keile hinein, knotete zwei Seile fest und warf Assadra die Seilrollen zu. Nach

einigem Suchen fand sie auf ihrer Seite ebenfalls einen feinen Spalt, in dem sie Haken verankern konnte. Sie spannte die Seile, so sehr sie konnte, und lehnte sich anschließend darauf, um sie ruhigzuhalten. Leira kletterte als Erste über den Schacht, gefolgt von Fanja und Falk. Brin warf sein Kettenhemd und ihre Ausrüstung hinüber, löste die Seile auf seiner Seite und band sich eines davon um. Dann pries er die Göttin, nahm Anlauf und war ebenfalls drüben.

Sie kreuzten noch einige Wege, und nach einiger Zeit öffnete sich neben ihnen eine Höhle, in der Amphoren und Fässer gestapelt waren. Einige davon waren zerfallen, andere sahen aus, als wären sie gerade erst dort deponiert worden. Hinter dem Durchgang lag bäuchlings ein Körper, ausgedörrt und mumifiziert, im Rücken eine Steinklinge. Falk warnte sie vor diesem Raum, und so gingen sie weiter.

Es wurde wärmer, und der Weg verlief in einer sanften Linkskrümmung stetig aufwärts. Zur Linken waren immer wieder Öffnungen in die Wand des Gangs geschlagen, wie Fenster und Türen, die den Blick in einen Vulkanschlot freigaben. Tief unten glühte es.

Da drang plötzlich ein Rumpeln aus dem Schacht. Die Gefährten eilten zu einer der Fensteröffnungen und blinzelten in die flimmernde Hitze. Die flüssige Schlacke tief unter ihnen schlug Blasen und hob sich langsam. Immer wieder knallte es. Da formte sich die aufsteigende Lava zu einer Säule und schließlich zu einer Gestalt, die größer und größer wurde, bis sie durch das Fenster auf die Gefährten sehen konnte.

„Wer wagt es, die Gleißende Flamme zu wecken?“, fragte die Erscheinung mit tiefer, knackender Stimme.

Brin sprach für sie. „Unsere Namen sind Falk, Assadra, Fanja, Leira und Brin. Wir suchen das Fliegende Feuer, um es mit der Vergossenen Träne zu vereinen, damit der Kreislauf erneut beginnen kann. Wie ist Euer Name, o gewaltigste und Ehrfurcht gebietendste aller Feuerlohen?“

Das Wesen betrachtete sie. „Ich bin Shi'Flanath, die Gleißende Flamme, auch Bändiger der Flammen genannt."

„O Shi'Flanath, Bändiger der Flammen, wir sind gekommen, um das Fliegende Feuer zu holen. Wir bitten Euch, sagt uns, wo wir es suchen müssen."

„Ich selbst habe es für meine Freundin Daleonë Feuerruferin erschaffen."

„Wollt Ihr uns sagen, Meister der Flammen, wo es nun ist?"

„Daleonë Feuerruferin hat es hierher gebracht und es der Zerzal geweiht."

„Wohin müssen wir gehen?"

„Seid ihr Freunde?"

„Eine Freundin aus Daleonës Volk hat uns diesen Ort genannt. Feyala ist eine Freundin und Kampfgefährtin von Daleonë."

„Geht weiter auf dieser Straße, aber folgt ihr nicht bis zum Gipfel meines Berges. Sobald sie sich gabelt, nehmt die breite Straße abwärts und geht dorthin, wo es kälter wird. Wenn ihr es zu nehmen vermögt, so sollt ihr das Fliegende Feuer haben." Seine Stimme begann tief zu rumpeln: „So befreit mein Haus von den wimmelnden *gobiana*. Sie sind frech und ohne meine Erlaubnis hier eingedrungen. Ich habe sie zu Asche verbrannt, bis auf eine, die zaubermächtig war. Ihr konnte ich nur das Fell versengen."

„Es sind zu viele", sagte Brin. „Wir werden wohl Eure Hilfe benötigen."

Wieder musterte die Gestalt aus Feuer und Lava sie. Brin brach der Schweiß aus, die Haut seines Gesichts brannte.

Endlich sprach der Riese. „Vielleicht seid ihr hier, um die Aufgabe meiner Freundin zu beenden. Aber ihr seid klein, begebt euch nicht in unnötige Gefahr. Die *gobiana* sind nichts als Läuse in meinem Pelz."

Damit sank die Lavasäule in sich zusammen und war bald in der Schmelze tief unter ihnen aufgegangen.

Die Gefährten gingen weiter und kamen wirklich bald zu einer großen Abzweigung, wo ein breiter Weg vom Schlund wegführte. Auch dieser Gang wurde von leuchtenden Schriftzeichen erhellt. Er krümmte sich sanft abwärts und endete in einer Halle, in der in großen Wandnischen Statuen standen, ein Drache und drei Elfen, von denen eine weinte, eine die Augen geschlossen hielt und eine einen Luchskopf trug.

„Pyr, Orima, Nurti und Zerzal“, sagte Brin, der nicht umhinkonnte, sein hesindegefälliges Wissen zur Schau zu stellen.

Die Statuen strahlten große Hitze aus und schienen sich zu regen, aber dieser Eindruck entstand bloß, weil Flammen in ihnen leckten. Es sah aus, als seien sie aus Feuer, das der Erschaffer in eine feste Form gezwungen hatte.

Die Statue Zerzals trug einen Bogen und einen Köcher mit acht Pfeilen. Brin trat vor sie, verneigte sich und sprach: „Wir bitten dich, gestatte uns, den Bogen und die Pfeile zu nehmen. Wir benötigen Daleonës Fliegendes Feuer, damit der Kreislauf erneut beginnen kann.“

Er streckte die Hand aus und fasste nach dem Bogen. Die Statue fauchte. Brin sprang zurück und sah entsetzt auf seine brennende Hand. Er warf sich auf den Boden, die Hand unter sich, und versuchte, die Flammen zu ersticken. Assadra lief mit ihrer Wasserflasche zu ihm. Es zischte.

Brin kniete da und starrte verständnislos auf seine verkohlte Hand. Die Finger waren schwarz und verkrümmt. Entsetzen schwappte über ihm zusammen. Er wollte weg, aber Assadra hielt ihn an den Schultern fest und drückte ihn nieder.

Fanja kam hinzu und tupfte behutsam eine sirupartige Flüssigkeit auf seine Hand. „Kannst du die Finger bewegen?“

Brin wackelte mit den Fingern. Die Kohleschicht brach auf und gab rosa Haut frei.

„Danke“, sagte er ganz zittrig.

„Das war Wasser mit dem letzten Rest meines Honigs. Uns ist nur noch eine von Leatmons Flaschen geblieben. Du musst ab nun wirklich vorsichtiger sein, Brin."

Brin rutschte so weit von den Statuen weg, wie er konnte. Er saß da, betrachtete seine Hand und bewegte langsam die Finger.

„Leira, es ist der Delfin, der Feuer und Wasser vereinen muss", sagte Falk. „Die Vergossene Träne und das Fliegende Feuer. Versuch du, den Bogen zu nehmen."

Leira machte große Augen. „Bist du verrückt?"

„Nimm das Siegel und halte es an den Bogen."

„Und wenn es auch verbrennt?"

Zögernd ließ Leira sich im Schneidersitz vor der Statue der Zerzal nieder. Sie zog die Schnur mit dem Siegel über den Kopf, ließ es von den Fingern baumeln und betrachtete es gedankenversunken. Schließlich stand sie auf und hielt es sachte gegen die Nock des Bogens.

Da begann das Siegel zu leuchten, und auch Leiras Haut fing an silbrig zu schimmern. In der Halle wurde es mit einem Mal kalt, wirklich kalt. Zaghaft berührte sie den Bogen mit der Spitze ihres kleinen Fingers. Nichts geschah. Da nahm sie Bogen und Köcher von den Schultern der Statue, und nach und nach verblasste das Schimmern.

Assadra war aus der Halle geflüchtet, als sich die Kälte ausbreitete. Brin fand sie an einer der Fensteröffnungen zum Schlund. Sie lehnte sich weit über die Brüstung und sah in die glühende Lava hinunter.

Geistesabwesend sagte sie: „Ich glaube, mein Weg führt durchs Feuer."

„Aber nicht heute", sagte Brin, faltete seine Finger in ihre und zog sie von dem Abgrund weg. „Komm, wir haben den Bogen."

„Nein, nicht heute", erwiderte sie leise.

Da sie nun hatten, weshalb sie gekommen waren, machten sich die Gefährten auf den Rückweg. Weit waren sie noch nicht gekommen,

da floss auf dem Weg vor ihnen etwas Gallertartiges zusammen. Der Klumpen quoll auf sie zu.

Brin, der voranging, hackte ihn mit seinem Schwert in Stücke. Als er in den Resten herumstocherte, fand er einige Zähne, wohl von Menschen oder Elfen, so genau kannte er sich da nicht aus, einen Dolch mit schwarzer Klinge und silbernes Geschmeide, das den Verdauungssäften des seltsamen Tiers widerstanden hatte.

Falk meinte, die Fundstücke seien magischer Natur. Besonders bei dem Dolch hatte er ein übles Gefühl.

Die schwarze Klinge erinnerte Brin an das Schwert des Jägers und an den Dolch der alten Hexe in Falkenroden. Da fasste er den Dolch vorsichtig mit zwei Fingern am Griff, lief zurück und schleuderte ihn durch eine der Fensteröffnungen in die Lohe des Vulkans. Der Dolch fiel und tauchte in die Magmaschmelze, es gab einen dünnen, aber gut hörbaren Schrei, der bald verstummte.

Schließlich erreichten sie den Gang, durch den sie eingestiegen waren, und waren bald am Wasser.

Leira ließ sich hineingleiten, um das Seil zu befestigen, war jedoch bald unverrichteter Dinge zurück. „Am Weiher sitzen Goblins. Ich glaube, sie halten Wache."

„Haben sie dich gesehen?", fragte Brin.

„Nein, ich glaube nicht."

„Dann warten wir."

Lange saßen sie in der Stille des Gangs. Brin breitete die Schmuckstücke, die er gefunden hatte, vor sich aus. Es waren eine dünne silberne Kette mit einem klaren weißen, facettierten Stein, ein Armreif und ein dünner silberner Ring, darin ein roter Stein, der matt aus sich heraus leuchtete.

Als er die Kette aufnahm, begann der Stein golden zu strahlen. Brin besah sie und fand, dass die Kettenglieder äußerst fein gearbeitet waren, sodass der Eindruck einer lebenden Ranke entstand. Auch die

Fassung des Steins war so gemacht. Im Inneren des Steins befanden sich feine Zeichen. Er gab die Kette herum, und Fanja erkannte die Buchstaben als Alaani, die alt-überlieferte Schrift ihres Volkes. Aber die Zunge verstand sie nicht, es schien ihr Nujuka zu sein, die Sprache der Nivesen.

„Es ist von elfischer Machart, aber mit nivesischen Worten. Es erinnert mich deswegen an den Bund der Himmelslichter, von dem Feyala mir erzählt hat“, sagte Brin. „Das war ein Bund beider Völker, um das *dhaza* zu bekämpfen. In Travingen ist ihr gesagt worden, dass die Himmelslichter zurückkehren würden. Ich werde die Kette für sie aufbewahren. Sie soll entscheiden, wer sie erhalten soll.“

Damit wickelte er die Kette in ein Tuch und steckte sie in seine Gürteltasche.

Der Armreif war aus Gold und glich einer geflügelten Schlange. Brin gab ihn Fanja: „Nimm du ihn, er pass gut zu deinem Schlangenstab.“

Der Ring war von gleicher Machart wie die Kette: aus weißem Silber und wie die feine Ranke einer Waldrebe, die einen roten abgerundeten Stein umklammerte. Aus einem Impuls heraus steckte Brin ihn auf den kleinen Finger. Es kribbelte wohlig.

Als er aufsah, blickte er in die Augen Assadras, die ihn liebevoll und ehrfürchtig ansah. „Was ist?“

„Wie du hier sitzt und entscheidest, was geschehen soll, erinnerst du mich an einen König in alter Zeit. So einer, der mit Eichenlaub bekränzt unter Bäumen saß und Recht gesprochen hat.“

Brin grinste und zog den Ring ab. „Es muss eines von diesen magischen Dingen sein, die Ausstrahlung und Charisma verstärken. Leira, du sollst ihn haben. Der wertvollste Spieler auf dem Platz.“ Er warf ihr den Ring zu und wandte sich wieder an Assadra. „Ich gebe ihn Leira, denn so ein zauberisches Ding ziemt sich nicht für eine

Dienerin der Leuin. Außerdem bist du auch so schon schön genug. Ich will nicht, dass dir halb Donnerbach hinterherläuft.“

Der Ring schien seine Wirkung noch nicht verloren zu haben, jedenfalls kam Assadra zu Brin und küsste ihn lange und für ihre Verhältnisse sehr sanft. Dann lehnte sie sich zufrieden gegen ihn und hielt seine Hand. „Danke, Fanja, dass du Brin abermals geheilt hast.“

Als es draußen wieder Nacht sein musste, wagte Leira einen erneuten Tauchgang ins Freie. Von den Rotpelzen war diesmal keine Spur, und so kehrten die Gefährten auf die gleiche Weise zurück, wie sie gekommen waren.

Als sie aus dem Wasser stiegen, ließ sich die Elfe lautlos neben ihnen aus einer Baumkrone fallen und hob die Hand zum Gruß. „Ihr seid lange weg gewesen, und nun wimmelt es hier nur so von *gobiana*. Los, folgt mir!“

Schnellen Schrittes führte die Elfe sie zurück zu ihrem verborgenen Lagerplatz, nur um dann gleich wieder zu verschwinden. Erst als der neue Tag anbrach, kehrte sie zurück und ließ sich müde zwischen ihnen nieder.

„Für eine kurze Weile sind wir sicher“, sagte sie. „Habt ihr das gefunden, weswegen ihr gekommen seid?“

Leira wickelte den Bogen und den Köcher aus einer Decke.

Ehrfürchtig betrachtete die Elfe ihn. „Alte Lieder berichten von ihm, aber ich dachte nicht, dass er noch in der Welt sei.“

Leira hielt ihn ihr hin, aber Lairyana zuckte zurück.

„*Badoc*“, zischte sie.

„Kannst du mir beibringen, wie man ihn gebraucht?“

Die Elfe rührte sich nicht, ihre Miene wirkte abweisend.

„Ich kann es dir zeigen, zumindest die Anfänge“, sagte Assadra.

„Lasst niemanden ihn sehen“, sagte Brin eindringlich, „und sprecht nicht davon. Wer weiß, wer ihn alles begehrt, wenn sich herumspricht, dass wir ihn haben.“

Unverzüglich machten sie sich auf den Rückweg. Die Elfe trieb sie zur Eile, blieb dicht bei ihnen und verzichtete auf ihre Erkundungszüge. Laufen und schlafen, laufen und schlafen. Als sie endlich Fanjas Wagen erreichten, war Brin todmüde, und nur sein Stolz hielt ihn davon ab, um eine Pause zu bitten. Sie saßen auf und in doppelter Geschwindigkeit ging es zurück zum Roten Pass.

Kurz vor der Passstraße schlugen Assadra und Brin einen Haken und bezogen einen Ausguck etwas oberhalb ihrer Fährte, während Fanjas Wagen weiterrumpelte.

Nach zwei Stunden kam ihnen auf ihrer Spur eine Schar bewaffneter Rotpelze auf Reitschweinen entgegen. Assadra und Brin gaben ihren Pferden die Fersen und fegten mit Kriegsgeschrei in die Horde hinein, die sofort auseinanderstob. Sie erschlugen einige der Goblins, doch die meisten entkamen.

Der restliche Rückweg zum Bauplatz, oder Dana'lêa'mar*, wie die Elfe den Ort nannte, war ereignislos.

Der Regensturm hatte im Dorf schlimm gewütet. Viele der Schäden hatten die Bewohner bei der Rückkehr der Gefährten bereits behoben, aber Teile des Erdwalls waren eingesunken und in den Graben gerutscht. Unzählige der gehegten und gepflegten Heckenpflänzchen waren aus dem Boden gespült worden.

Der Erdwall würde in der Neigung flacher gemacht werden müssen, um nicht beim nächsten Regen wieder abzurutschen, und es gab immer noch nicht annähernd genug Holz für eine Palisade. So schlug Brin vor, Schanzkörbe zu flechten. Das waren hohe, bodenlose Körbe, die mit Pfählen auf der Krone des Walls verankert und dann mit Aushub aus dem Graben vollgeschaufelt wurden. Hierdurch bekam der flache Wall eine hohe und stabile Brustwehr.

* Quelle auf der Distelebene. Die Siedler nannten den Platz inzwischen Lehamak oder Neu-Birselburg.

Den Versuch, Ziegel zu brennen, hatte Sarhild aufgegeben und befohlen, die Häuser in Fachwerk-Bauweise zu errichten.

Brin wollte sogleich weiter nach Donnerbach, weil er hoffte, im Hesinde-Tempel eine Spur zu Nurtis Träne zu finden.

So ritten die fünf am nächsten Morgen gen Niritul. Amelthona hielt sich nicht mehr dort auf, war aber Stadtgespräch. Sie hatte einen der Waffenknechte in aller Öffentlichkeit geschmäht und geohrfeigt, sodass er sie schließlich gefordert hatte, bis zum ersten Blut. Die Geweihte hatte ihn bereits mit dem ersten Stich tödlich getroffen. Dem Sterbenden hatte sie die Geldbörse abgenommen und war fortgeritten. Eine Rondra-Priesterin gegen einen Kriegsknecht: Für Brin klang es fast wie Mord, und so wurde es von den Leuten genannt, wie Fanja erzählte, auch wenn niemand wagte, vor Brin oder Assadra so zu sprechen.

Zwei Tage später kamen sie wieder in der Stadt des Höhlentempels. Ihre unerwartete Ankunft hinter dem Wasserfall löste Bestürzung aus. Aldare Donnerhall ließ sie sogleich rufen, auch Thundra von Rathilstein war da, nur Thalia fehlte.

Der alte Mann befragte die Gefährten unverzüglich eingehend über die Fortschritte der Siedlung. Sie berichteten wahrheitsgemäß, dass der Anfang mühsam gewesen sei, inzwischen jedoch zwei Diener der Frau Peraine dazugestoßen seien, was sich noch als entscheidend herausstellen mochte.

Schließlich ergriff Aldare selbst das Wort und fragte unumwunden: „Wird die Siedlung gelingen? Ist Sarhild von Birselburg für diese schwere Aufgabe wirklich geeignet? Uns haben beunruhigende Nachrichten erreicht.“

„Der Ort stirbt“, sagte Assadra unberührt.

Brin sah der Fürst-Erzgeweihten fest in die Augen: „Die Ansiedlung wird gelingen, daran gibt es keinen Zweifel. Sarhild wächst an

ihrer Aufgabe. Mit den Schwierigkeiten, die nun auftreten, musste gerechnet werden."

„Wem soll ich jetzt glauben? Ist die Motte bereits fertiggestellt?"

„Die Vorburg ist fast fertig. Aber es gibt viel zu wenig Bauholz, auch nicht für Häuser und Scheunen, sodass anstatt der Palisade ein Erdwall und eine Brustwehr aus Schanzkörben aufgeführt werden. Die Siedler werden sich verteidigen können."

„Ich werde euch ein paar Wagenladungen Balken und Bretter schicken lassen. Ihr hättet früher danach fragen sollen."

„Habt Dank. Könnten wir auch noch zwölf Dutzend Wurfspeere bekommen?"

„Thundra wird das veranlassen."

Damit waren die Gefährten entlassen.

Auf dem Weg nach draußen blieb Brin kurz bei Thundra von Rathilstein stehen: „Wir werden zum Tag des Schwertes hier in Donnerbach sein, falls das Geschick es uns gestattet. Wenn ich hier sein kann, werde ich mich unter diejenigen einreihen, die die Schwertleite erhalten wollen."

Thundra knurrte und Aldare sah ihn überrascht an, aber der alte Mann sagte nichts.

Da sagte sie: „Wenn du den Erfordernissen genügst, an Reife und Kraft, und wenn du den Ruhm der Göttin und der Kirche durch zwölf Taten gemehrt hast, dann werde ich dich zum Ritter der Göttin schlagen."

Etwas später fiel Brin auf, wie ruhig und blass Assadra war. Da zog er sie zu der kleinen Fensternische hoch über dem Donnerbach, wo sie schon so oft gesessen hatten, wenn sie allein sein wollten.

„Du bist still heute."

„Bist du dir sicher, dass die Siedlung gelingen wird?"

„Ich musste es so sagen. Sonst hätte Aldare einen ihrer Getreuen geschickt oder wäre selbst zu einer Inspektion gekommen. Und das ist das Letzte, was wir im Moment dort brauchen können."

„Aber glaubst du daran? Dass es gut gehen wird?"

„Ich denke, wir kommen voran."

Assadra senkte den Blick. „Dann werde ich also sterben."

Mit einem Mal fiel Brin ihre Prophezeiung wieder ein. Tatsächlich war es ihm irgendwie gelungen, diesen bedrückenden Gedanken zu verdrängen.

„Hör mir zu", sagte er, „du kannst nicht sowohl hier als auch im Norden sterben. Ich glaube nicht, dass dein Weg ganz vorherbestimmt ist, und ich werde alles tun, was in meiner Macht steht, damit dir nichts Böses zustößt."

Trotz dieses Versprechens war Assadra in den folgenden Tagen traurig und niedergedrückt und nichts vermochte ihre Laune zu heben.

Am nächsten Morgen gingen die Gefährten ins Haus der Frau Hesinde. Als sie einen Priester gefunden hatten, brachte Brin ihr Anliegen vor: „Wir sind tagelang gereist, um Euren Rat zu suchen. Was können die gelehrten Jünger der Allweisen uns über die Elfenstadt Mandalya sagen?"

Der Geweihte in seiner gelb-grünen Robe führte sie in eine prächtig eingerichtete Bibliothek.

„Es kann als gesichert gelten, dass es eine Stadt der Hochelfen war, dem Element Feuer gewidmet. Sie soll an einem feurigen Berg im Pandlarin, vulgo Neunaugensee, gelegen haben, also vermutlich am Ceälan. Es sind in jüngerer Zeit Nachrichten über die Städte Simyala und Tie'Shianna zu uns gekommen, wie du vielleicht bereits weißt. Es steht zu vermuten, dass Mandalya wundersam gewesen ist, mit Bauten, die der Schwere trotzten, Zauberwerken von unvorstellbarer

Macht und gefüllt von Kunstwerken. Dort hat es sicherlich auch eine Bibliothek gegeben, mit Büchern geschrieben auf Blättern ...“

Der Geweihte, offensichtlich ein Enthusiast für dieses Thema, erging sich in begeisterten Spekulationen, bis Brin ihn behutsam auf das Thema brachte, aufgrund dessen sie hergekommen waren.

„Was ist aus dieser herrlichen Stadt geworden?“, fragte er den Priester.

„Sie ist gleichsam aus der verfassten Geschichte verschwunden. Mir sind keine glaubhaften Zeugnisse bekannt, dass jemand sie gesehen hat. Aber einige alte Fischer wissen, wo man in klaren, stillen Mondnächten liebliches Geläute aus den Fluten des Pandlarin hören kann. Das wäre eine Aufgabe für unerschrockene Helden, diesen Erzählungen einmal systematisch nachzugehen! Und einer Dienerin des Herrn Efferd, die das Blut der Loualil in sich trägt, sollte eine solche Unterwassererkundung geradezu leichtfallen!“

Er sah Leira erwartungsvoll an, die jedoch eisern schwieg. Brin spitzte die Ohren.

Schließlich fuhr der Diener der Schlange fort: „Wir haben stetig alles gesammelt, was bei der Lokalisierung der Stadt nützlich sein mag. Seht her!“ Er ging an eines der Regale und holte eine Rolle aus dünnem Papier hervor, die er auf dem Tisch ausbreitete. „Es ist der Abrieb einer Felsritzung. Sicherlich erkennt ihr, was es darstellt?“

„Ihr müsst es uns schon erklären“, sagte Brin, dem die Art der Hesinde-Jünger gut vertraut war.

„Die Zeichen sind in Asdharia. Kannst du die Schrift lesen?“

„Es sieht mir elfisch aus, aber ich hatte nie die Gelegenheit, es zu lernen.“

„Wie schade, wie schade. Es ist hochinteressant und eröffnet den Zugang zum Verständnis vieler Hinterlassenschaften dieser letzten Hochzivilisation vor der unsrigen ... Die Karte zeigt den Neunaugensee mit der Vulkaninsel Ceälan. Und dort ist Mandalya. Und siehe:

Es gibt drei Häfen am Ufer des Sees, welche zum Land hin befestigt sind. Gleichsam Brückenköpfe. – Gegen wen sie wohl gekämpft haben?“

„Wir wissen sicher, dass sie gegen das Namenlose und die Rotpelze Krieg geführt haben. Bitte gestattet mir einen Wunsch. Ich war vor Jahren Akoluth in der Kirche der Allweisen, und ich erinnere mich, dass es eine Liturgie gibt, mittels der man in einem Kodex schnell die relevanten Textstellen ausfindig machen kann. Nun bitte ich Euch: Versucht diese Liturgie mit einer Landkarte Weidens. Wir suchen etwas, das sich Nurtis Träne nennt.“

„Ein interessantes Thema. Und ein wahrhaft neuartiger Ansatz. Es ist nicht leicht, diese Liturgie zu zelebrieren, und ich werde danach sehr erschöpft sein.“

„Wir werden Euch für Eure Mühen gern entschädigen. Es wird uns eine Freude sein, diesen Hort des Wissens zu unterstützen.“

„Nur mit Gold ist es nicht getan. Ihr müsst mir versprechen, hier einen genauen Bericht eurer Erlebnisse zu deponieren. Wenn euch die Darstellung Mühe bereitet, so werde ich euch befragen und ein Protokoll anfertigen, welches ihr dann zeichnen könnt. Das soll meine Belohnung sein.“

„Wir sind einverstanden.“

Der Hesinde-Jünger holte eine weitere Karte aus dem Regal und breitete sie auf dem Tisch aus. Er setzte sich auf einen hohen Stuhl, platzierte die Handflächen auf die Ränder der Karte und begann, leise zu beten und die Allwissende anzurufen. Brin, dem manches wieder einfiel, sprach die Gebete mit. Dann schien der Priester sie vergessen zu haben. Er saß über die Karte gebeugt und fuhr mit den Fingerspitzen die Linien und Beschriftungen nach, als ob er den Ort erfühlen wollte. Plötzlich stutze er, schob die Karte beiseite und widmete sich der elfischen Zeichnung, die darunter gelegen hatte. Nach langer Zeit machte er den Rücken gerade und seufzte zufrieden.

„Es ist mir gelungen, der Allwissenden sei Preis und Dank. Nur habe ich nichts auf der Karte von Weiden gefunden, aber etwas auf dieser elfischen Zeichnung.“ Er zeigte auf einen der Häfen, der sich am Ostufer des Neunaugensees befunden hatten. Über den Mauern war wie ein Wappen eine liegende Mondsichel eingezeichnet. „Das ist Shir’Vadyr. Nur wo dieser Ort gelegen hat, ist uns heute nicht mehr bekannt.“

„Niemand weiß es?“, hakte Brin nach.

„Viele Gelehrte haben Theorien entwickelt. Wenn ihr lange genug bleibt, so werdet ihr die meisten von ihnen kennenlernen. Manche haben sich, nun ja, etwas verrannt, will mir scheinen. Aber auch sie sind Sucher auf dem Pfad der Allwissenden.“

„Was bedeutet es, dass die heutige Karte Weidens nichts zeigt, aber diese Frottage einer alten elfischen Felsritzung?“

„Es ist an euch, das herauszufinden.“

Die Gefährten dankten und befanden sich bereits auf dem Rückweg, als Brin plötzlich einen Geistesblitz hatte: „Die Allweise sei gepriesen! Golodion Seemond, der Maler, der hier in Donnerbach wohnt. Er ist berühmt für seine Bilder der Elfenstädte. Es sind nur Bilder aus seinen Träumen, aber möglicherweise ist eines von Shir’Vadyr dabei. Ich werde mich dort mal umsehen.“

So schlenderte Brin in das Städtchen und zu Golodion Seemond.

„Hast du ein Bild von dem Hafen Shir’Vadyr?“, fragte er nach den Worten der Begrüßung.

„Seltsam, dass du danach fragst“, erwiderte der Elf. „Ich hatte eine Skizze, aber eine Dienerin eurer Frau Rondra hat sie gekauft.“

Augenblicklich erwachte Brins allgegenwärtiges Misstrauen. „Schlank, braune Haut, langes schwarzes Haar, tulamidisch aussehend? Sehr schön? Nannte sich Amelthona?“

Golodion Seemond nickte. „Sie war sehr grazil, fast wie mein Volk. Sie hat unbedingt einen meiner Äpfel haben wollen und dann noch die Skizze ausgesucht und ein Bild meiner Schülerin.“

„Schade.“ Brin war mehr als enttäuscht. „Könntest du vielleicht eine neue Skizze von der Stadt anfertigen?“

„Es würde mich langweilen. Warum sollte ich das tun?“

Brin seufzte. „Das ist eine lange Geschichte.“

Der Elf setzte sich. „Ich habe Zeit.“

„Die Geschichte reicht weit zurück. Sicherlich erinnerst du dich an Feyala, die Elfe, die mit uns hergekommen ist?“

„Sie ist eine der Letzten eines lang vergangenen Volkes. Ich fürchte, sie hängt zu sehr an dieser Welt, um noch den Weg zurück ins Licht zu finden.“

„Ich glaube, eine sehr alte Geschichte erneuert sich, seit wir uns begegnet sind.“

„Liebst du sie, wie ihr es nennt?“

„Was? Nein.“

„Ich habe nur gefragt, weil ihr Rosenohren euch manchmal in uns vernarrt.“

Brin erzählte ihm nun alles, was er von dem Flammenhorst und der Träne und dem Fliegenden Feuer wusste, und dass der Kreislauf neu beginnen müsse.

Als er geendet hatte, sagte der Elf: „Es ist auch Teil von meinem Lied, denn ich sehe diese alten Städte in meinen Träumen.“

„Kannst du uns Shir’Vadyr noch einmal malen? Es ist wichtig. Ich kann dir geben, was du dafür verlangst. Wie viel hat dir Amelthona geboten?“

„Sie hat mir ihren Schmuck gegeben.“

„Ihren Schmuck?“

Der Elf zog eine Schublade hervor, in der ziemlich achtlos tulamidisch aussehende Halsketten, Arm- und Fußreife und Ohrgehänge lagen.

„Ich brauche es nicht, aber es wäre unhöflich gewesen, es abzulehnen. Ich werde es tun. Komm in ein paar Monden wieder vorbei."

Brin seufzte. Da war wohl nichts zu machen. Er bat den Elfen darum, die Bilder seiner Schülerin Morvray Sieht-schwarze-Federn-fallen sehen zu dürfen. Amelthona habe ein Bild von ihr ausgewählt, erzählte diese, von einer Elfe, schön und furchtbar, in einer Welt aus Eis.

Aus einer Eingebung heraus fragte Brin sie: „Kannst du die Geweihte, die hier war, für mich malen? Amelthona?"

„Warum willst du ein Bild von ihr?"

„Sie kommt aus dem Volk meiner Seelengefährtin, und sie hat uns um Hilfe gebeten. Aber ich traue ihr nicht recht. Du blickst hinter die Schleier, so scheint mir, und ich würde gern wissen, wie du sie gesehen hast."

„Es ist sehr unschicklich, eine lebende Person ohne ihre Erlaubnis zu malen."

„Wenn du möchtest, kannst du auch mich malen und ihr das Bild zeigen, sollte sie wiederkommen. Auf diese Weise wären wir quitt."

Sie sah Brin an und lächelte. „Das klingt interessant. Aber ich werde dir dein Bild nicht zeigen, nicht, bevor sie das ihre gesehen hat."

Damit begann sie, auf eine Schiefertafel zu kritzeln, während Brin sich gemütlich hinsetzte. Die Elfe sah ihn aufmerksam an und zeichnete, aber bald schon schienen ihre Gedanken abzuschweifen. „Ich bin fertig. Es ist gut. Sei in einer Woche wieder hier."

So ging er zurück. Im Tempel suchte er noch einmal Thundra von Rathilstein, um mit ihm über Amelthona zu sprechen.

„Sie war hier“, sagte der, „nachdem ihr ihr geholfen habt, zwei Schnitter zur Strecke zu bringen. Jetzt ist sie unterwegs nach Greifenfurt und will dort auf euch warten.“

„Was?“, Brin war wie von Donner gerührt. „Von den zwei Schnittern wissen wir nichts. Ich habe auf der Ebene von Hardorp einen Diener des Namenlosen besiegt, von dem Amelthona glaubte, dass er vom Hof in Niritul komme. Sie hat dort einen Waffenknecht getötet, der womöglich ein Schnitter war. Aber ich höre jetzt zum ersten Mal, dass sie nach Greifenfurt aufgebrochen ist.“

Thundra runzelte die Stirn. „Ich mag keine Widersprüchlichkeiten. Sie hat mir drei Bilder zur Aufbewahrung gegeben, die keinesfalls in falsche Hände gelangen dürfen.“

„Darf ich sie sehen?“

Es waren die Bilder, die sie bei Golodion Seemond gekauft hatte. Ein Bild eines Apfels, so plastisch, dass er zu duften schien. Dann war da die Elfe im Eis, unheimlich schön und unheimlich zornig. Und schließlich die Skizze von der Elfenstadt, drei Spannen mal zwei Spannen groß.

Brin bat sich die Bilder aus und nahm sie mit in ihr Quartier. Das Bild von Shir’Vadyr zeigte einen Kai mit Booten und Schiffen, die beladen wurden. Die meisten Elfen waren nur angedeutet, aber bei zwei ausgearbeiteten Elfen im Vordergrund meinte Brin Halsketten zu erkennen, wie die, die sie im Flammenhorst gefunden hatten. Im Hintergrund waren fünf Türme einer Befestigung zu sehen.

„Ich begreife nicht, warum Amelthona sich für diesen Ort und für die Elfe im Eis interessiert“, sagte Brin, „und es macht mich misstrauisch. Die Prophezeiung von Nurtis Träne kennt sie nicht, und auch nicht Assadras Vorahnungen. Womöglich ist sie bei ihrer Verfolgung der Schnitter auf etwas gestoßen. Aber warum sollten die sich für diese Dinge interessieren? Es sind keine Gelehrten. Ihr kennt die Geschichten über Golodion Seemonds Bilder. Ich möchte hineingehen.“

„Du willst was?“, fragte Assadra alarmiert.

„Die Bilder sind seine Träume. Mit der schwarzen Kette kann ich in fremde Träume hineingleiten. Vielleicht gelingt es auch bei den Bildern.“

„Und wie willst du mit den Elfen reden? Du sprichst nicht ihre Sprache.“ Fanja dachte stets nüchtern.

„Ich kann inzwischen ein bisschen Isdira. *Freund* und so was. Außerdem werde ich die Kette aus dem Flammenhorst dabeihaben. Wenn sie die sehen, dann wissen sie, dass ich ihnen freundlich gesinnt bin. Und mit der anderen Kette kann ich in ihren Träumen zu ihnen sprechen, sobald sie schlafen.“

„Und wenn du nicht zurückfindest?“ Die anderen sahen ihn zweifelnd an.

„Trennt mich von dem Bild, nehmt mir die Kette ab und weckt mich auf.“

Er rollte das Blatt auf dem Tisch aus, beschwerte die Ecken und setzte sich davor. Dann hängte er sich die Kette um, legte die Hand aufs Blatt und glitt in das Bild hinein.

Alles fühlte sich fremd an. In der Welt, in der Brin sich wiederfand, waren die Farben gleichzeitig eintönig und grell. Er stand auf der Mole. Rings um ihn wurden Boote und seltsame Wasserfahrzeuge beladen und seeklar gemacht.

Er grüßte die Elfen, aber niemand erwiderte seinen Gruß oder nahm überhaupt Notiz von ihm. Schließlich vertrat er einem von ihnen den Weg, aber der wich ihm aus wie einer Pfütze, ohne ihn zur Kenntnis zu nehmen. Auch als er einer Elfe zögernd die Hand auf den Arm legte, reagierte diese nicht. Die Gesichter der Elfen um ihn herum waren leer und nichtssagend. Golodion hatte ihnen in seinen Träumen wohl keine besondere Beachtung geschenkt. Er fand die

beiden Elfen, welche die Halsketten trugen, aber auch sie nahmen keine Notiz von ihm.

Die Stadt war schnell durchmessen. Sie war gegen die Landseite von einer Mauer mit fünf hohen Türmen geschützt. Staunend sah Brin, dass der mittlere eine Plattform trug, an der Schiffe fest machten, die durch den Himmel fuhren, angetrieben von gewaltigen Rudern oder gezogen von angeschirrten Vögeln.

Niemand kümmerte sich um ihn, und so wagte er sich schließlich sogar in die Häuser hinein. Sie waren alle ähnlich eingerichtet, mit Schlafmatten, Wandschirmen, Kisten und Kasten, aber wie bei den Elfen hatte Golodions Geist sich nicht weiter mit ihnen aufgehalten.

Schließlich betrat Brin einen der Türme und stieg zur Mauerkrone hinauf. Von hier oben hatte er einen guten Blick auf das Umland, und er begann, die Umgebung zu zeichnen, Hügelkuppen und einen Fluss, der nahe dem Hafen in den Pandlarin einmündete. Immer wieder zeichnete er die Hügelkuppen und den Fluss, bis sich die Aussicht in sein Gedächtnis geprägt hatte.

Die Zeit verging auch hier, und allmählich wurde es dunkel. Brin bediente sich aus einem Korb an ein paar Äpfeln, dann ging er in einen der Türme und in eine Wachstube und legte sich auf eines der Lager.

Mitten in der Nacht wachte er auf. In der anderen Ecke des Raumes hatten sich ein paar Elfen niedergelegt. Brin, der gar nicht mehr erwartete, Beachtung zu finden, ging hinüber und versuchte, in ihre Träume einzutreten. Aber diese Marionetten, nur bewegt von Golodions Geist, träumten nichts.

Als er zum zweiten Mal erwachte, war es heller Tag. Draußen wurde eifrig verladen, und alles schien ihm eine Wiederholung des Vortages zu sein. Dann sah Brin ein Wasserfahrzeug wie eine große Schildkröte aus den Fluten emportauchen.

Eine Weile staunte er, irgendwann aber hatte er das Gefühl, alles gesehen zu haben, und er wollte zurückkehren. Doch es funktionierte nicht. Er versuchte es abermals, aber wieder ohne Erfolg. Langsam wurde ihm mulmig.

Er ging vor die Stadt, um die Grenzen des Traums zu erforschen. Entlang am Seeufer, bis die Stadt hinter einem Hügel außer Sicht kam. Ein kurzes Wegstück weiter tauchte sie wieder vor ihm auf.

Schließlich setzte Brin sich an die Mole und schrieb mit einem Stück Kohle auf eine Wand, die im Bild gut zu sehen sein musste:

Ich bin's, Brin. Holt mich zurück!

Doch nichts geschah. Er ging noch einmal durch die Stadt, dieses Mal wachsam und auf Heimlichkeit bedacht. Vielleicht gab es außer ihm noch einen anderen Eindringling? Da entdeckte er mitten auf der Straße einen goldenen Ring, der ihm wirklicher schien als die Welt um ihn herum. Brin hob ihn auf und sah, dass es ein Siegelring war.

Einen Moment später bemerkte er eine kostbar gekleidete Elfe. Sie sah traurig aus und wirkte viel sorgfältiger gezeichnet als die anderen Bewohner, als habe Golodion deutlicher von ihr geträumt. Brin folgte ihren Schritten. Sie beteiligte sich nicht an den Arbeiten, sondern lief planlos durch die Stadt, wie es Brin schien. An manchen Orten verweilte sie und weinte. Schließlich trat sie in einen der Türme und stieg eine lange Treppe hinunter. Brin, der ihr immer noch folgte, fand sich bald in einer Tempelhalle mit Standbildern von Nurti, Zerzal, Orima und Pyr. Dunkel war es nicht, denn an den Wänden leuchteten Glyphen. Die Nurti-Statue trug auf ihrer Hand ein Polster, auf dem ein Diadem mit einem großen blauen Stein lag. Es war nicht der gleiche Stein, den Brin auf dem Rabenpass gesehen hatte, aber es war ganz bestimmt eine der Tränen Nurtis.

Die traurige Elfe machte sich wieder auf den Weg und ging bis zu einer Höhle, vor der sich ein Sandstrand erstreckte. Dort lag eines der schildkrötenartigen Wasserfahrzeuge, wie Brin es im Hafen gesehen hatte. Die Elfe legte sich in den nassen Sand, halb ins Wasser, und schloss die Augen. Brin zog die schwarze Kette über, setzte sich neben sie und versuchte, in ihren Traum zu gelangen. Es waren Bilder von schauerlichen Seeungeheuern, riesenhaft, mit Tentakeln und runden Mäulern mit Reihen langer, spitzer Zähne, und er floh, so schnell er konnte.

Brin ging nun mehrmals den Weg vom Eingang des Turms zum Tempel und zu der unterseeischen Anlegestelle ab, um sich alles genau zu merken. Danach setzte er sich auf den Kai und wartete. Schließlich gab er es auf. Er tilgte die Nachricht aus, die er für seine Gefährten an die Wand geschrieben hatte, und versuchte, mit seinen Händen oder seinem Geist die Welt außerhalb des Bildes zu berühren.

Wie genau er es getan hatte, war ihm später nicht klar, aber nach einigen Stunden des Probierens zerrte es ihn, und er stand wieder neben seinem Bett im Pilgerquartier in Donnerbach.

Assadra war bei ihm im Zimmer. Sie musste etwas gehört haben, denn sie fuhr herum, schnappte seinen Arm und hielt ihn eisern fest.

Dann kam Falk mit seinen geweihten Kerzen herein. „Da bist du ja! Ich wollte das Bild gerade exorzieren."

„Wasser!", bat Brin und ließ sich aufs Bett nieder. „Habt ihr etwas zu trinken für mich?"

Ohne seinen Arm loszulassen, reichte Assadra ihm einen Krug, und er leerte ihn gierig.

„Du bist wirklich wieder da", sagte sie und knuffte ihn, halb böse und halb liebevoll. „Es war leichtsinnig, was du getan hast. Weißt du, was wir uns für Sorgen gemacht haben?"

„Warum habt ihr mich dann nicht aufgeweckt?", fragte Brin.

„Du warst verschwunden. Und irgendwann haben wir dich im Bild gesehen, wie du auf dem Kai herumgegangen bist."

„Wie viel Zeit ist vergangen?"

„Eine Nacht. Gestern Nachmittag bist du in das Bild getreten."

„Assadra hat kaum geschlafen", sagte Falk.

Brins Stimme war heiser. „Es tut mir leid. Aber ich habe herausgefunden, wo sich der Hafen Shir'Vadyr befindet. Ich glaube, er liegt an der Rathil-Mündung. Ich weiß auch, wo eine von Nurtis Tränen aufbewahrt wurde. Aber dann konnte ich nicht wieder zurück. Wie ich es schließlich geschafft habe, kann ich nicht sagen."

„Du solltest dich nicht mit derartigen Zauberspielzeugen einlassen, wenn du nicht weißt, was sie bewirken", begann Assadra zu schimpfen. „Du wirst immer leichtsinniger. Denke daran, Fanjas Honig ist aufgebraucht."

„Und das sagst gerade du? In dem Bild war eine Elfe, die war sehr traurig und einsam. Da habe ich dich vermisst. Komm mit, ich will in der Küche nach etwas Essbarem suchen. Dann will ich dir alles erzählen."

Die beiden verschwanden Hand in Hand.

„Die beiden turteln wie verknallte Halbwüchsige", sagte Fanja etwas knurrig, „da werden wir uns wohl gedulden müssen."

Tatsächlich dauerte es, bis die beiden zufrieden und gut gelaunt zurückkamen.

„Tut mir leid, dass ihr so lange warten musstet", sagte Brin etwas schuldbewusst. „Wir sind noch ins Badehaus gegangen, nach diesen Tagen im staubigen Papier."

Er lieferte eine genaue Beschreibung der Stadt und ihrer Wunder. Da fiel ihm etwas ein und er griff in seine Tasche. Darin befand sich der Ring, den er auf der Straße in Shir'Vadyr gefunden hatte. Er zeigte ihn herum.

„Magisch ist er nicht“, sagte Falk. „Es ist ein Siegelring aus dem Haus da Vanya, welche Linie weiß ich nicht genau.“

„Amelthona ist eine da Vanya, auch wenn sie ihre Familie nicht mag“, sagte Brin. „Mir gefällt das Ganze nicht. Was hat sie mit dem Bild zu schaffen? Falls sie jemandem eine Nachricht zukommen lassen wollte, hätte sie diese auf eine Wand schreiben können, wie ich es getan habe. Falls es ihr darum ging, den Ring zu verbergen, warum dann in dem Bild? Und wie ist sie überhaupt hineingekommen? Wenn ich genauer darüber nachdenke, könnte der Ring eine Art Alarm sein, etwas, das seinem Besitzer sagt: *Jemand ist in dem Bild und hat mich gerade aufgehoben*.“

„Aber der Ring ist nicht magisch“, sagte Falk abermals.

Brin zuckte die Achseln. „Wissen wir, was für finstere Wunder die Diener des Namenlosen beherrschen? Ich werde das Ding morgen jedenfalls einschmelzen lassen.“

„Aber er gehört Amelthona“, sagte Falk. „Was, wenn es ein altes Erbstück ist?“

„Dann werde ich es ihr erklären, sobald wir sie wiedertreffen.“

Am nächsten Tag brachte Brin den Ring zu einem Goldschmied und sah zu, wie dieser ihn in einem Tiegelchen auf ein heißes Feuer setzte, bis er geschmolzen war. Den kleinen Barren überließ er dem Schmied gegen ein paar Taler.

Noch am selben Tag kehrte Thalia zurück. Sie war fort gewesen, um Feyala und einen anderen Elfen, Taînobhal Totenamsel, zum Tor der Lichtwache zu führen. Die Gefährten kannten diesen Ort in den Salamandersteinen, sie hatten dort vor vier Jahren gegen die Schattenwölfe gekämpft. Frynn war in Donnerbach geblieben. Sie verweilte die meiste Zeit in dem Teil der Kavernen, der von je her den Elfen vorbehalten und den Menschen verboten war. Gelegentlich besuchte sie Lanthir, Thalias Sohn, um mit ihn zu spielen.

Lange erzählten sie, und Brin gab Thalia die Halskette aus dem Flammenhorst, weil er dachte, dass sie, das Schwert der Lichtwache, und Feyala, der Schild der Lichtwache, bald erneut zusammentreffen würden.

Thalia hatte einige Briefe für sie aufbewahrt. Der erste war an Falk gerichtet und kam von Heliopais von Anderath. Sie schrieb, dass sie nun von ihrem schweren Amt entbunden sei, das wieder sein rechtmäßiger Träger übernommen habe.

„Das bedeutet, Amando Laconda da Vanya ist zurück", sagte Falk. „Sibel hat ihn also gefunden. Aber ich habe nichts von ihr gehört." Er wurde zusehends unruhiger.

Außerdem war da noch ein Brief aus Perainefurten an Brin. Die Botschafterin Königin Gilias schrieb, dass zwei Schwestern, Cathay und Amelthona, eine Weile bei ihrem Volk gelebt hätten. Besonders Cathay habe sich nicht recht einfügen können, sondern sei andauernd angeeckt. Beide hätten das Volk vor drei Jahren verlassen.

Die Gefährten wären gern noch ein Weilchen in Donnerbach geblieben, aber wenn sie die Baustelle in den Namenlosen Tagen nicht sich selbst überlassen wollten, war es nun an der Zeit, wieder auf die Straße zu kommen.

Brin ging noch ein letztes Mal in die Werkstatt von Golodion Seemond. Morvray Sieht-schwarze-Federn-fallen hatte mit dem Bild von Amelthona begonnen. Brin verstand nicht, wie sie es gemacht hatte, aber wenn man das Gesicht von der einen Seite her betrachtete, war es so schön und anziehend, wie er es von Amelthona in Erinnerung hatte. Als er einen Schritt weiterging und das Bild aus einem anderen Winkel besah, zeigte es eine hasserfüllte, abstoßende Fratze.

Als sie drei Tage später nach Neu-Birselburg kamen, hatte es dort erneut einen Staubsturm gegeben. Die Zeltdächer waren weggerissen, das Vieh hatte sich zerstreut, und Brin sah traurig, dass alles mit

einem feinen Puder überzogen war. Auch die Quelle war zugeweht worden.

Die beiden Peraine-Diener fanden alles halb so schlimm; die Quelle war bereits gesäubert, und das Vieh war wieder zusammengetrieben worden. Es konnte ein paar Tage lang mit Heu gefüttert werden, bis Wind und Tau das Gras gereinigt hätten. Wenn die Hecken einmal gewachsen waren, würden sie einigen Staub abhalten können. Trotzdem waren die Leute entmutigt, auch Sarhild.

Aber um die Mittagszeit des nächsten Tages rumpelten zwei Ochsenwagen mit Bauholz über die Dorfstraße. Die Fuhrleute hatten sich mächtig beeilt, um die Namenlosen Tage nicht im Freien verbringen zu müssen. Das hieß, direkt mit dem Beginn des neuen Jahres würden die Dörfler den Bau der ersten soliden Häuser in Angriff nehmen können.

Dann begannen die Namenlosen Tage, eine Zeit der dämonischen Versuchung und des Unheils. Alle Arbeiten ruhten, und die Leute verkrochen sich in ihren Hütten. Assadra hielt an jedem Morgen einen Rondra-Dienst ab, wobei Brin ihr half, und auch Falk und die beiden Peraine-Jünger hielten Andachten. Sarhild erschien immer in ihren festlichsten Gewändern, aber obwohl auch sie eine Priesterin der Donnernden war, blieb sie in den Reihen der Gläubigen und verzichtete darauf, mitzuwirken.

Am zweiten Morgen hatte Fanja dunkle Ringe unter den Augen und erzählte von einem Albtraum. Ein formloses Wesen, ein schwarzer Schatten, war in ihrem Wagen erschienen und hatte sich zur Gestalt des Norbarden verdichtet, den Brin damals im Retogau getötet hatte. Näher und näher war er gekommen, und sie hatte sich nicht bewegen können.

„Er hat mir gesagt, ich solle ihm das Buch geben und ihm sagen, wo sich Shibani verbirgt. Das ist die Priesterin, die mir die

Aufzeichnungen hinterlassen hat. Sie muss seit Langem tot sein. Es kann nicht die Shibani sein, die Sibel getroffen hat. Ich dachte, gleich berührt er mich, aber dann ist seine Gestalt ausgefranst und verflogen."

Sie schüttelte sich und begann, ihren Wagen gründlich zu putzen.

Brin half ihr dabei. Irgendwann sagte er: „Wenn du es mir gestattest, werde ich ihm diese Nacht auflauern. Denk daran, beim letzten Mal hat es gewirkt."

„Du kannst es ruhig versuchen."

Brin bat Assadra und Falk, ein Auge auf ihn zu haben: „Ich habe noch nie in einem Traum gekämpft. Falls ich verletzt werde, werde ich vermutlich Nasenbluten oder Ähnliches bekommen. Das braucht euch noch nicht zu beunruhigen. Aber wenn ihr merkt, dass meine Lebenszeichen schwach werden, so zieht meine Hand von Fanja weg und weckt mich auf."

An diesem Abend konnte Fanja vor Aufregung nicht einschlafen und wälzte sich lange hin und her, aber schließlich, lange nach Mitternacht, nahm Boron sie in seine Arme.

Brin, Assadra und Falk hatten leise an ihrem Wagen gewacht. Nun schlich Brin an Fanjas Lager, setzte sich neben sie, legte ihr ganz sachte die Hand an den Nacken und ließ sein Bewusstsein in ihre Träume hinübergleiten.

Sie träumte, dass sie auf ihrem Lager lag und Brin neben ihr saß. Über ihnen war der weite Himmel der Ebene, aber er war verhangen wie von schwarzen Spinnweben, die sich über ihnen zu düsteren Wolken verdichteten. Es war erdrückend.

Brin sah sich nach dem Wesen um, welches Fanja diesen Traum gesandt hatte. Da bemerkte er eine große Wolke, die schwer und purpurn im Zentrum des dunklen Gespinstes hing. Er nahm seinen Zweihänder von der Schulter und überlegte, wie er den Traum

verändern konnte, um die Wolken aufzulösen. Ein riesiger Scheiterhaufen vielleicht?

Plötzlich stand der Knappe Alrik vor ihm.

Ganz schwach aus weiter Ferne hallte eine Stimme: „Bedenket, dass nur die Gemeinschaft besteht!“

Da begann Alrik mit ruhiger Stimme zu sprechen: „Ich will dir ein Angebot machen, Brin. Bedenke es gut, denn euer aller Leben hängt davon ab. Folgt mir, so soll euch nichts geschehen. Folgt ihr mir nicht, so werdet ihr den kommenden Tag nicht überleben, so wahr ich hier stehe.“

Alriks Stimme war immer drohender geworden und jagte Brin einen Schauer über den Rücken. Doch dann klang der Knappe wieder ganz beherrscht: „Gebt mir das Buch, an dem mir liegt, und sagt mir, wo meine Feindin Shibani wohnt. Unser Zwist ist alt und berührt euch nicht –“

Weiter kam er nicht, denn Brin ließ seine Klinge auf den Hals des Jungen niedersausen. „Niemals werde ich mit dir schachern!“

Noch in derselben Sekunde gab es ein mächtiges Krachen. Brin saß aufrecht in Fanjas Wagen und sah durch die Tür die aufgerissenen Augen der anderen. War er noch im Traum?

Fanja kämpfte sich auf die Beine. „Was ist los?“

„Es muss direkt hier eingeschlagen haben!“, rief Falk von draußen. Er war schon auf den Beinen.

Von den Hütten her klangen Schreie. Fanja und Brin kletterten aus dem Wagen. Von Sarhilds heiligem Hain her flackerte ein Brand. Einige der Bäumchen hatte es förmlich zerrissen. Der kleine Schössling, den sie aus Donnerbach mitgebracht hatte, stand in hellen Flammen.

„Seht nur! Seht!“, brüllten die Leute.

Entsetzt traten die Gefährten näher. Das kleine Bäumchen stand unversehrt, die kleinen Blätter waren unverletzt. Aber aus den Trieben loderten Flammen.

„Es ist ein Wunder!“, rief Assadra beglückt.

Die Leute drängten heran. „Es ist ein Zeichen! Die Frau Rondra sieht in diesen unheiligen Tagen auf uns!“

Das Bäumchen brannte während der Namenlosen Tage, aber es verzehrte sich nicht. Scheu kamen die Leute immer wieder her, um dieses Wunder zu bestaunen. Brin besuchte in der nächsten Nacht noch einmal Fanjas Träume, sah dort aber nur eine gewaltige Lohe, der sich niemand zu nähern vermochte.

Mit dem ersten Tag des Praios-Monds verlosch das Bäumchen. Es war unversehrt geblieben. Falk stürzte sich nun in Arbeit, um die Festlichkeiten zu Beginn des neuen Jahres auszurichten, wie es Brauch war. Sarhild gestattete, die verbliebenen Vorräte noch einmal großzügig anzugreifen. Alle waren ausgelassen und frohgemut, nur ihre Anführerin war in sich gekehrt und beteiligte sich nicht.

Irgendwann nahm Brin sie beiseite. Sarhild klagte, dass es mit dem Dorf in all den Monden nicht recht vorangegangen sei und sie sich der Göttin nie so fern gefühlt habe wie jetzt.

Da bot Brin ihr an, sie zu vertreten, ein Weilchen nur, damit sie wieder zu sich selbst finden könne. Sarhild aber wollte ihren Posten nicht verlassen.

Brin erzählte Assadra davon, und auch sie ging zu ihrer Anführerin, um mit ihr zu sprechen.

Nachher fragte Brin sie voll Neugier: „Was hast du zu ihr gesagt? Geht es ihr jetzt besser?“

„Ich habe ihr gesagt, wenn diese Siedlung scheitere, habe sie zumindest genug gelernt, um es woanders besser zu machen.“

Später ging das Gerücht um, Sarhild habe einen der Bauern gefragt, ob die Bäume des heiligen Hains umgepflanzt werden könnten. Entsetzt ging Brin zu ihr und machte ihr Vorhaltungen: „Wie kannst du auch nur daran denken? Dies ist der Ort, den die Donnernde

erkannt hat! Hier hat sie uns ein Zeichen gegeben und vor dem Namenlosen bewahrt!“

Er schrieb einen Bericht über das Geschehene und ließ ihn von Assadra, Sarhild und Falk bezeugen. „Die Kirche muss wissen, was sich hier zugetragen hat. Vielleicht kommen eines Tages Pilger. Das könnte das Dorf gut gebrauchen.“

Assadra wirkte plötzlich traurig. Als die beiden allein waren, sagte sie leise: „Du bemühst dich wirklich, diesen Ort gedeihen zu lassen. Auch wenn es meinen Tod bedeutet.“

Brin war sehr betroffen. „Thalia hat uns geschickt. Ich kann unsere Arbeit doch nicht absichtlich schlecht machen. Assadra, ich glaube immer noch, dass die Prophezeiungen nicht eindeutig sind und wir einen Ausweg finden.“

„Ich habe nicht gedacht, dass du es verpfuschen würdest.“

Sie ging zu dem Bäumchen und betete lange. Etwas später sah Brin, dass sie einen frischen Verband am Unterarm trug. Sie hatte den Schössling mit ihrem Blut gedüngt.

In den Tagen danach wirkte Assadra krank, obwohl Fanja nichts an ihr finden konnte. Es erinnerte Brin an die Zeit am Nagrach, und so besuchte er mit ihrer Erlaubnis ihre Träume, aber da war nichts Fremdes zu finden. Schließlich bat er Falk, den Schmuck zu segnen, den er für Assadra hatte anfertigen lassen, und gab ihn ihr.

„Siehst du, es ist ein roter Stein in einer silbernen Fassung. Die Farben werden einer Rondra-Geweihten gut stehen. Und Falk hat den Stein geweiht. Ich bitte dich, trage ihn. Ich kann mir denken, dass er den Vampir abschrecken könnte, wenn dieser dich noch einmal besucht.“

„Wo hast du ihn her?“

„Ein Elf in Donnerbach hat ihn für dich gemacht.“

Assadra besah sich den Anhänger und die feine Halskette und legte sie schließlich um. Dann suchte sie einen Spiegel und bewunderte sich zufrieden.

Nicht lange nach dem Greifenfest* zog es die Gefährten wieder fort. Es war die beste Reisezeit, Leira trug das Fliegende Feuer, und nun galt es, den Hafen Shir'Vadyr zu finden und womöglich einen Hinweis auf Nurtis Träne.

Über Hardorp führte der Weg nach Rathila. Hier überquerten sie den Fluss Rathil und folgten ihm an seinem linken Ufer bis zum Neunaugensee. Es ging durch offenes, aber wegloses Land.

An der Einmündung des Flusses bogen die Lichtsucher nach Süden ab und folgten dem Seeufer. Brin hielt eifrig Umschau. Irgendwann meinte er, die Gegend wiederzuerkennen. Ganz sicher war er sich jedoch nicht, weil bewaldete Hügelkuppen inzwischen kahl und kahle Stellen grün geworden waren. Elfische Ruinen oder überhaupt Reste alter Gebäude fanden sie nicht, trotzdem schlugen sie ein Standlager auf.

Am nächsten Morgen machte sich Leira daran, das Seeufer abzusuchen. Unter vielen Ermahnungen zur Vorsicht stieg sie ins Wasser, schwamm hinaus und tauchte. Nach einer halben Stunde kam sie wieder an Land. Nichts.

Die Gefährten zogen eine halbe Meile weiter am Ufer entlang, und Leira begab sich erneut auf einen Tauchgang, wurde aber auch diesmal nicht fündig. So arbeiteten sie sich langsam die Küste entlang. Es gab keine Ruinen, und auch am Seegrund fand Leira nichts Erwähnenswertes.

Am folgenden Tag suchten sie die Küste in Richtung Norden ab. Brin begann bereits, an seinem Gedächtnis zu zweifeln. – Oder hatte

* Am 2. und 3. Tag des Praios-Monds.

der Rathil in der Zwischenzeit vielleicht sein Bett verlegt? – Da blieb Leira aus. Die halbe Stunde, die sie normalerweise im Wasser blieb, war verstrichen. Auch eine weitere Stunde.

Schließlich, um überhaupt etwas zu tun, begannen die anderen, Holz für ein Signalfeuer zu sammeln. Es gab viel Totholz hier, und bald war ein ansehnlicher Haufen Reisig und Zweige aufgeschichtet.

Immer noch gab es kein Zeichen von Leira. Als es zu dunkeln begann, setzten sie den Holzstoß in Brand und er flammte mächtig auf.

Kurz darauf hörten sie über dem Feuerknistern lautes Platschen. Freudig liefen die Gefährten zum Wasser, aber was sie im Lichtschein sahen, nahm ihnen fast den Atem. Zwei Wesen mit Massen von Tentakeln hatten sich ein Stück weit aus dem Wasser gehoben und kamen den Strand herauf.

„Sie wollen zu uns!“, brüllte Fanja entsetzt. „Was ist das?“

„Lasst sie herkommen! Stellt euch vor das Feuer! Sie sollen gegen das Licht kämpfen!“, rief Brin und postierte sich.

Fanja trat neben ihn. Sie war blass, hatte den Schlangenstab aber kampfbereit erhoben.

Die Untiere hatten immer zwei Tentakel ineinander verschlungen zu vier Beinen, auf denen sie schaukelnd, aber schnell laufen konnten. Die anderen Tentakel trugen sie zum Angriff erhoben, wie Elefanten ihre Rüssel.

Da stieß Assadra einen Kampfschrei aus und stürzte sich auf eine der Monstrositäten. Sie landete einen mörderischen Hieb am Schädel des Wesens, es begann furchtbar zu kreischen und schlug nach ihr. Zwei der peitschenden Tentakel holten sie von den Beinen. Dann begann das Wesen, sie mit seinen Fangarmen zu seinem schnabelartigen Maul zu ziehen.

„Assadra!“, brüllte Brin, musste sich aber gegen das andere Untier wehren, das schon beinahe über ihm war.

Irgendwie kam Assadra frei. Sie blutete an Armen und Beinen. Erneut hackte sie nach dem Schädel des Wesens und es sackte zusammen. Mit Triumphgeheul hob sie ihr Schwert und nagelte den Kopf in den nassen Sand. Mit einem Mal wurde sie jedoch blass und begann zu schwanken.

„Das Dorf wird gerettet werden“, murmelte sie noch, dann brach sie zusammen.

„Assadra! Sie ist verletzt!“, brüllte Brin Fanja in Panik zu. Sie hatte Brin geholfen und lief nun zu Assadra.

Brin selbst lies Mahabor bedachtsam kreisen, um dem Wesen nicht zu nahe zu kommen. Es schien nicht recht zu begreifen, was ein Schwert war, und bald waren seine Tentakel blutig und zerschlitzt. Immer wieder traf Brin seinen Schädel oder den Schnabel, aber die Haut des Untiers war dick und ledrig. Schließlich war es einer von Falks Schleudersteinen, der es zu Fall brachte. Brin rammte dem Wesen die Schwertspitze ins Auge, dann rannte er zu Assadra.

„Was ist mit ihr?“

Fanja war gerade dabei, schnell, aber gründlich Assadras Wunden zu reinigen und eine Salbe aufzutupfen. „Sie ist bewusstlos. In den Wunden ist ein Gift, aber meine Salbe sollte es neutralisieren.“

„Kannst du sie heilen?“

„Ich glaube ja. Vermutlich wirkt das Gift ähnlich wie das mancher Kröten, aber ich habe solche Wunden noch nie gesehen. Und nun hör auf, mich abzulenken.“

Falk kniete ebenfalls neben Assadra, hatte ihr die Hände auf die Schulter gelegt und betete. Es sah aus, als ob ihr Gesicht wieder etwas Farbe bekam.

Brin wurde schwindelig. „Sieh bitte auch nach mir, wenn du mit Assadra fertig bist.“ Er musste sich hinsetzen. Alles drehte sich, sein Herz raste, aber er blieb bei Bewusstsein.

Fanja war noch dabei, die Abschürfungen zu verbinden, die Brin von der rauen Haut der Tentakel davongetragen hatte, da stand plötzlich Leira zwischen ihnen.

Sie war von der Landseite gekommen und trug einen leuchtenden Stern auf der Stirn, ein Diadem mit einem großen blauen Stein.

„Das ist sie!“, rief Brin. Dann zwang er sich zur Ruhe und flüsterte: „Du hast tatsächlich Nurtis Träne gefunden! Das ist großartig. Aber wo bist du gewesen?“

Leira sah ihn erschrocken an. „Was ist mit Assadra? Geht es ihr gut?“

„Sieh mal ans Ufer. Assadra hat sich an ihnen vergiftet, aber Fanja meint, sie wird gesund. Erkennst du diese Dinger wieder? Sind das Krakenmolche?“

Leira nickte. „Zwerg-Krakenmolche.“

„*Zwerg*?“ Brin konnte es nicht glauben.

„Die im offenen Meer sind viel größer. Aber diese beiden scheinen ungewöhnlich schwer zu sein und haben dreizehn Arme anstatt zehn. Sie haben mich gejagt, aber ich bin ihnen jedes Mal entwischt.“

„Erzähl uns alles, aber erst sollten wir vom Ufer weg“, sagte Fanja.

Leira und Falk improvisierten eine Trage, unterdessen war Brin zu den Kadavern gegangen. Sie hatten lange Zungen mit vielen spitzen Zähnchen darauf, und er schnitt sie heraus, um sie später der Donnernden zu opfern.

Zurück bei Fanjas Wagen, saßen sie behaglich am Feuer und hielten Becher mit heißem Tee in den Händen. Assadra war aufgewacht und kauerte in Decken gewickelt neben Brin.

Da begann Leira zu erzählen: „Ich bin am Ufer entlanggeschwommen und habe alles genau besehen, besonders dort, wo das Ufer steiler ist. An einer Stelle waren zusammengesunkene Mauern und ein Torbogen, der in die Böschung führte. Es passte ungefähr zu dem, was du beschrieben hast, Brin. Ich wollte hinuntertauchen, aber dort unten

lauerten die beiden Krakenmolche. Sie haben mich gesehen und mich gejagt. Sie sind klug. Während der eine mich verfolgt hat, ist der andere weggeschwommen, um mir den Fluchtweg zu verlegen. Es war ein Katz-und-Maus-Spiel. Da unten liegen große Trümmersteine, zwischen denen ich mich verbergen konnte. Aber mit ihren langen Tentakeln können sie in die kleinste Lücke hineintasten ...“ Leira schüttelte sich. „Irgendwann haben sie mich dann verloren. Vielleicht reagieren ihre Augen nur auf Bewegung. Jedenfalls bin ich in den Durchgang hineingetaucht, und da war ein Tempel. Und ein enormer Hummer, aber den konnte ich mit meinem Dreizack vertreiben. Der Tempel selbst lag trocken und wurde von einem Elementarwesen des Feuers bewacht, der mich nicht einlassen wollte.“

„Und dann?“, fragte Brin.

„Ich habe gelogen“, sagte sie schuldbewusst. „Ich habe ihm gesagt, dass mich die Gleißende Flamme geschickt habe. Da hat er mich eintreten lassen und ich habe das Diadem genommen. Er sagte, seine Wache sei nun zu Ende. Weil ich nicht zurück zu den Zwerg-Krakenmolchen wollte, bin ich dem Gang gefolgt. Er führte bis zu einer Steintreppe, über die ich nach oben gelangt bin. Ich habe euer Feuer gesehen, und da bin ich nun.“

Alle lobten Leira sehr und bewunderten das Diadem, welches schimmerte, sobald sie es aufsetzte.

Am nächsten Morgen war Assadra krank, obwohl auch Brin noch einen Heilsegen auf sie gesprochen hatte. Sie war so matt, dass Fanja eine Weiterreise an diesem Tag ausschloss.

Auch Leira kam, um nach Assadra zu sehen. Sie hatte das Diadem aufgesetzt und der blaue Stein leuchtete. Als der Schein auf Assadra fiel, reckte und streckte diese sich wie eine Katze in der Sonne. Es schien ihr wohlzutun, und so blieb Leira den Tag über geduldig bei ihr sitzen.

Brin ging zu der Treppe, die Leira ihm beschrieben hatte. Sie begann in einem Turmstumpf, und er meinte, sie wiederzuerkennen. Aber noch während er den Eingang untersuchte, polterten mürbe Steine aus dem verwitterten Gewölbe. Es sah so baufällig aus, dass er sich nicht hinunterwagte.

Assadra ging es zusehends besser, ihre Wunden waren nicht tief, und das Gift hatte sie überwunden. Eine Nacht noch blieben die Gefährten am Seeufer, dann machten sie sich wohlgemut und siegreich auf den Rückweg nach Neu-Birselburg.

Eine knappe Woche später kamen die Lichtsucher nach Neu-Birselburg zurück. Als sie die Dorfstraße entlangritten, fanden sie diese verwaist. Die Hunde streunten heran und bellten, das Vieh stand auf der Weide, aber die Bewohner waren nirgends zu sehen.

Vor der Befestigung hielt Fanja an. Das Tor stand offen, aber auch dort hielt sich niemand auf. Assadra war gerade durch das Tor getreten, da griff sie sich an den Kopf und begann zu taumeln.

„Blut, überall Blut ... Alle sind tot ...“, murmelte sie, hatte sich aber sogleich wieder gefangen.

Aus der Richtung des heiligen Hains tönte Gesang, ein Choral. Die Gefährten banden die Pferde an und folgten den Stimmen. Sie fanden die Dörfler dicht gedrängt vor dem Bäumchen. Jemand rief ihnen zu, dass der Baum verdorrt sei. So drängten sie sich durch die Menge und hin zu dem kleinen Bäumchen, das in den Namenlosen Tagen gebrannt hatte.

Es war sehr gewachsen, aber nun stand es da, und seine Blätter hingen vertrocknet und verschrumpelt an den Zweiglein. Als Assadra eines der Blätter vorsichtig zwischen die Finger nahm, raschelte und knisterte es trocken. Brin war zum Heulen zumute.

„Aber seht nur!“, rief Sarhild und zeigte auf einen einzelnen grünen Zweig, an dem eine Eichel hing. „Hört alle her! Das Bäumchen ist verdorrt, aber die Göttin hat an ihm eine Eichel wachsen lassen! Es ist ein Wunder! Sie will uns wohl damit sagen, dass wir diesen Ort aufgeben und die Eichel an einem neuen Ort einpflanzen sollen!“

„Wir können hier weg!“, jubelte Fanja.

Ein Stimmengewirr brach los.

„Halt, hört mich an!“, versuchte Brin, sich Gehör zu verschaffen. „Wir werden die Orakel befragen und morgen kundtun, was all das zu bedeuten hat!“

Aber niemand achtete mehr auf ihn. Die ersten Einwohner gingen bereits zu ihren Unterkünften zurück, andere standen in dicht gedrängten Grüppchen, redeten und gestikulierten.

Assadra und er gingen zu den Schafen und nahmen einen schönen Bock, den sie schmerzlich vermissen würden, denn er hatte eigentlich der Beginn der neuen Herde sein sollen. Sie trugen ihn zu dem Altar aus Feldsteinen und opferten ihn.

Lange blickte Assadra in ihre Schale mit dem kreisenden Wasser, in dem das Blut erst Wolken bildete und dann verwirbelte. „Ich sehe viele Tote, die Leute des Dorfes, und viel Blut. Es ist genau das, was ich bereits gesehen habe, als wir angekommen sind.“

„Was meinst du, hat das zu bedeuten?“

„Es wird einen schweren Kampf geben. Und ich glaube, dass es dieser Kampf ist, in dem ich fallen werde“, sagte sie leise. „Aber das Dorf wird gerettet werden. Wir sollten die Eichel neu pflanzen.“

Sarhild war hinzugetreten und hatte alles verfolgt. „Ich deute es anders: Die Göttin hat den Baum verdorren lassen und uns eine Eichel gegeben, die wir mitnehmen können, zu einem besseren Platz für ein neues Dorf.“

„So könnte es sein“, sagte Brin, „aber so recht glaube ich es nicht. Wir haben Feinde in der Gegend, vermutlich einen unerkannten Diener des Namenlosen. Denkt an den Frevel am Steinbruch. Es waren zwei Frevler, und nur einen haben wir getötet. Unser Feind könnte das Bäumchen vertrocknet haben lassen, um uns zu entmutigen. Der Baum hat sich gewehrt und eine Eichel hervorgebracht. Falk, hast du Magie bemerkt?“

Das hatte Falk nicht, was aber kein Beweis sein musste. Noch lange beredeten sie dieses Ereignis, ohne sich schlüssig zu werden.

Früh im ersten Licht ging Brin hinaus und besah sich das Bäumchen. Es war völlig ausgedörrt und die Blätter zerbröselten in seinen Fingern. Die Rinde des Stammes wies keine Verletzungen auf. Es war auch keine Nadel oder etwas Ähnliches hineingetrieben worden. Behutsam grub Brin die Erde um den Wurzelstock herum aus, um zu sehen, ob etwas die Wurzeln benagt hatte. Doch er fand keine Gänge von Nagern und auch keine Kröte oder Schlange, wie man es aus den Sagen kannte. Die Wurzeln waren unberührt und der Boden war feucht.

Wieder überwältigte ihn der Kummer. Er hatte das brennende Bäumchen als Zeichen genommen, dass dieser Ort und seine Bewohner unter dem besonderen Segen der Donnernden stünden und es mit der Siedlung nun aufwärtsgehen würde.

Er saß noch da, als Furlgar von Rüsterbach sein Horn erschallen ließ, damit sich die Leute versammelten.

Schließlich trat Sarhild vor die Einwohner und rief: „Das Orakel hat gesprochen. Die Göttin hat das Bäumchen verdorren lassen und uns die Eichel geschenkt, auf dass wir diesen Platz verlassen und woanders ein neues Dorf errichten. Nehmt euren Hausrat und die Vorräte, beladet die Wagen, wir werden noch heute Mittag aufbrechen. So will es die Göttin!“

Ein wildes Hasten begann.

Aufgeregt ging Assadra zu Sarhild: „Du musst mich völlig missverstanden haben. Das ist es nicht, was ich gesehen habe!“

„Die Leute brauchten eine Erklärung. Es ist das Beste.“

„Du erfindest eine Prophezeiung und nutzt die Frömmigkeit der Leute aus, damit sie dir Folge leisten?“ Brin war außer sich.

Sarhild antwortete kalt: „Es ist wie bei dem Gottesurteil. Ich tue das Richtige, auch wenn ich dafür Vorwürfe ernte. Diesmal bin ich

mir noch sicherer als damals. Oder willst du etwa, dass deine Frau hier fällt?“

„Es gibt sehr wohl einen Unterschied. Bei dem Gottesurteil hast du dich zurückgenommen und dein eigenes Ansehen für ein höheres Gut geopfert. Hier aber hast du gekniffen. Du hast schon vor Wochen den Mut verloren, und nun hast du dir als Rechtfertigung eine Prophezeiung erfunden. Gib mir die Eichel!“

Sarhild schüttelte den Kopf. „Nein. Ich werde sie hüten, bis sie woanders eingepflanzt werden kann.“

„Gib mir die Eichel oder, bei der Göttin, ich nehme sie mir mit Gewalt!“ Brin riss sich Mahabor von der Schulter.

Da stand Leira mit einem Mal zwischen ihnen. „Ich werde die Eichel aufbewahren und nach Donnerbach bringen“, sagte sie bestimmt und mit großem Nachdruck.

Sie streckte die Hand aus, und tatsächlich legte Sarhild die Eichel hinein, drehte sich um und ging zu ihrem Zelt.

Als sie weg war, flüsterte Leira: „Ich habe den Ring aufgezogen, ihr wisst schon.“

Nun wurden die Wagen mit Hausrat, Werkzeug und den inzwischen ziemlich geflickten Segeltuchplanen beladen. Das kostbare Bauholz würde vorerst liegen bleiben, und Brin trug noch Sorge dafür, dass es trocken lagerte.

Dann ritt Sarhild zur Spitze des Zuges. Sie hatte den weißen Wappenrock mit der roten Löwin abgelegt und trug nun das Wappen des Hauses Birselburg. „Ich werde die Gewänder einer Priesterin erst wieder anlegen, wenn das neue Dorf erbaut ist!“, rief sie und gab das Zeichen zum Aufbruch.

Die Ochsen ruckten an und die Wagen rumpelten los. Je weiter sie sich von dem Dorf entfernten, desto fröhlicher wurde Assadra und desto knurriger wurde Brin. Er konnte es Assadra nicht nachtragen, dass sie sich freute, aber er war wütend auf Fanja, weil sie Sarhild

sofort beigepflichtet hatte. Auf Sarhild selbst war er so zornig, dass er sich weigerte, sie auch nur anzusehen.

So kamen sie am Abend des nächsten Tages nach Niritul. Am Tor wartete bereits Aldare von Birselburg, Sarhilds Schwester, und sie begann sogleich mit Sarhild zu streiten. Schließlich erging der Befehl an die Leute, dass sie auf den Wiesen bei der Stadt lagern sollten, hier gab es noch reichlich unbebautes Land. Sarhild, Furlgar von Rüsterbach und die Gefährten würden vorerst nach Donnerbach weiterreiten, um Bericht zu erstatten.

Die Nachricht über den erneuten Fehlschlag war ihnen vorausgeeilt und als der Trupp in Donnerbach eintraf, schickte der Torwächter sie schnurstracks auf den Heleonsberg zur Burg. Dort nahm man ihnen die Pferde ab, dann führte ein Page die Gefährten, Sarhild und Furlgar in ein Beratungszimmer. Dort warteten Aldare Donnerhall, ihre Tochter Thalia und Thundra von Rathilstein, die rechte Hand der Fürst-Erzgeweihten. Alle drei sahen sehr bestürzt aus.

Aldare hielt sich nicht mit langen Vorreden auf und kam nach einer knappen Begrüßung sofort zur Sache: „Es sind bereits einige Siedlungsversuche gescheitert, aber wir waren uns sicher, dass es diesmal gelingen würde. Also was ist geschehen?“

Sarhild berichtete freimütig vom Verdorren des Bäumchens und von ihrer Deutung und dass sie die Siedlung nun verlegen wolle.

Nachdem sie geendet hatte, sprach Brin. Er sagte, der Ort sei insofern schlecht gewählt gewesen, als dass es wenig Holz gab und der Feldbau, wie ihn die Donnerbacher gewohnt seien, dort nicht betrieben werden konnte. Aber der Ort liege auf halbem Weg zwischen Niritul und Hardorp, er habe eine gute Quelle, die sich aus Pandlarils Reich speise, und die Donnernde hätte an diesem Ort in den Namenlosen Tagen ein Wunder getan. Seiner Meinung nach hätten sich die Schwierigkeiten in der Landwirtschaft überwinden lassen. „Kurzum,

die Siedlung hätte Aussicht auf Erfolg gehabt, wenn die Anführerin dieses Unternehmens nicht die Nerven verloren hätte.“

„Teilen deine Gefährten deine Einschätzung?“

Leira pflichtete ihm bei, Assadra und Fanja waren anderer Meinung, und Falk wollte sich nicht äußern. So befragte Aldare sie alle noch einmal genau zu dem verdorrten Bäumchen.

Brin wollte Sarhilds Deutung nicht gänzlich ausschließen, führte aber aus, dass es vermutlich der Akt eines Feindes gewesen sei, um sie zu entmutigen. „Und warum sollte die Donnernde ihr Bäumchen vertrocknen lassen, nachdem sie es in den ersten Praios-Tagen so kräftig hat gedeihen lassen? Sie hätte es mit Ende der Namenlosen Tage verbrennen lassen können. Hat schon einmal jemand gehört, dass die Frau Peraine ihre heiligen Gänse eingehen lässt, als ein Zeichen für ihre Gläubigen? Ich denke, wir haben uns ins Bockshorn jagen lassen und unserem Feind das Schlachtfeld überlassen, als die Entscheidung noch in der Schwebe hing.“

Thalia sah ihn ernst an: „Was ist mit Assadra? Du kennst die Prophezeiung. Die Siedlung würde gelingen, wenn sie stürbe.“

„Ach ja, Prophezeiungen ...“ Brin rollte die Augen. „Es gibt welche, die nicht eintreten. In dem Fall nennt man sie später Warnungen. Dann gibt es welche, die sich erfüllen, auch wenn man ihnen ein Schnippchen schlagen will. Die nennt man im Nachhinein Fingerzeige des Schicksals. Immer sind sie mehrdeutig, meistens verursachen sie Angst. Die Geschichten sind voll von so was. In diesem Fall: Du, Thalia, meinst, dass die Siedlung gelingen müsse, weil wir dabei sind. Assadra meint, eine Bedingung für das Gelingen sei ihr baldiger Tod. Darüber hinaus glaubt Assadra, ihr Tod lauere im Norden. Offensichtlich gibt es hier einen Widerspruch. Man soll sich

an die Gebote der Götter halten und auf Hesindes Gabe* vertrauen. Prophezeiungen taugen nicht als Wegweiser.“

Thundra hatte dies alles mit einem Stirnrunzeln zur Kenntnis genommen. Nun bat er Sarhild und Furlgar hinaus, um die Gefährten allein zu sprechen. „Ist Sarhild in der Lage, ein neues Dorf zu gründen?“

„Ja“, sagte Assadra.

„Nein“, sagte Brin.

Gereizt sahen sich die beiden an.

„Erklärt euch!“

„Sarhild hat viel dazugelernt“, sagte Assadra. „Sie ist inzwischen besser für eine solche Aufgabe gerüstet, als sie es anfangs war.“

„Sie war ein Lehrling, aber hat ihre Gesellenprüfung geschmissen“, meldete sich Brin nun zu Wort. „Und sie hat versagt, sogar zweimal, weil sie auch das Gewand der Donnernden abgelegt hat. Wenn bei der nächsten Gründung Schwierigkeiten auftreten, und Schwierigkeiten gibt es immer, dann werden die Leute sich daran erinnern. Sie werden den Mut verlieren, weil sie kein Vertrauen in ihre Anführerin haben. Außerdem klage ich sie der Gotteslästerung an, weil sie ein göttliches Zeichen erfunden hat, um die ihr Anvertrauten zu lenken. Falk Retogauer ist mein Zeuge.“

Falk nickte.

„Und wie sollen wir deiner Meinung nach mit ihr verfahren?“

„Als Anführerin ist sie verbrannt. Um ihrer selbst willen muss man auf sie achtgeben, dass sie sich in ihrer Verzweiflung nicht dem Widersacher zuwendet. Sie braucht Seelsorge und Gelegenheit, sich zu beweisen und die Scharte auszuwetzen. Wenn es schnell gehen muss,

* Der logische Verstand.

würde ich sie in ein Alveranskommando* stecken, aber nicht unter ihrer Führung."

„Etwas hast du nicht bedacht", sagte Thundra. „Ein Anführer muss an dem Platz, an den er gestellt ist, selbstständig und schnell entscheiden. Oft ist es besser, er trifft eine zweitbeste Entscheidung, als wenn er sich zu gar nichts durchringen kann. Deswegen kann es nicht angehen, dass eine jede seiner Entscheidungen später in einer trockenen, warmen Kammer von Leuten gelobt oder getadelt wird, die nicht in seinen Stiefeln gesteckt haben. Wenn wir so verfahren, dann verlieren unsere Anführer ihre Entschlusskraft. Zumal es die Pflicht eines treuen Untergebenen ist, denjenigen, der über ihn gestellt ist, zu unterstützen und ihm bei seinen Schwächen zu helfen."

„Mit dem ersten Punkt habt Ihr recht, und ich werde es mir merken. Wir können uns nun von mir aus gegenseitig den Schwarzen Peter zuschieben, wer außer Sarhild für dieses Debakel verantwortlich ist. Warum habt ihr eine eurer Ritterinnen einfach so ahnungslos ins Blaue geschickt?"

„Ich dachte, ihr würdet sie behüten und leiten."

„Das hättet Ihr uns zu Beginn klarmachen sollen. Der Auftrag an uns war, die Baustelle zu bewachen."

Damit waren die Gefährten entlassen. Als Nächstes wurde Sarhild angehört.

Später erfuhren die Gefährten, dass Thundra ihr auf die Seele geblickt und gesehen hatte, dass der Funke ihrer Weihe erloschen war. Sie war bis zu einer abschließenden Entscheidung der Fürst-Erzgeweihten auf ihren Hof verbannt worden.

Als die Gefährten abends trübsinnig im Pilgerquartier saßen, besuchte Thalia sie. Auch sie war niedergeschlagen, aber in ihrem Schlepptau hatte sie Arlan von Löwenhaupt, und so gab es ein langes

* Wichtiger und gefährlicher Auftrag mit zweifelhaften Überlebensaussichten.

Erzählen. Seit die Gefährten ihn vor vier Jahren das letzte Mal gesehen hatten, war er erwachsen geworden und hatte den Ritterschlag erhalten.

Irgendwann nahm Arlan Assadra beiseite und sagte ihr, dass seine Schwester Walbirg inzwischen ungehalten, ja zornig sei, weil Assadra sich nicht bei ihr gemeldet habe. Brin fing Assadras Blick auf und nickte ihr aufmunternd zu.

„Arlan, ich habe eine Nachricht für Eure Schwester", sagte sie, „bitte gebt sie ihr weiter. Ich habe einen Brief, den sie mir geschrieben hat, ungelesen verbrannt. Bitte sagt ihr das. Sie wird Bescheid wissen."

Verwundert hatte Arlan zugehört, aber er nickte. „Ich werde es sie wissen lassen."

In den nächsten Tagen war Assadra fröhlich wie eine zum Tode Verurteilte, die unverhofft begnadigt und in Freiheit gesetzt worden ist. Brin freute sich, sie so zu sehen, aber ihm selbst war es, als habe er aus Trotteligkeit eine Schlacht verloren. Außerdem fürchtete er, dass diese Flucht noch ein dickes Ende nach sich ziehen würde. Es war seit Langem die erste wirkliche Missstimmung zwischen ihnen beiden.

Falk bekam von alldem nicht viel mit. Seine Gedanken kreisten um Sibel. Er machte sich mehr und mehr Sorgen, weil er immer noch keine Nachricht von ihr erhalten hatte.

Dafür liefen ständig Nachrichten über Amelthona ein. Sie hielt sich in der Gegend von Greifenfurt auf, und die Leute beschwerten sich. Der Markverweser hatte sogar ein Ersuchen an Donnerbach gerichtet, ihrer Verhaftung zuzustimmen. Das alles war sehr unübersichtlich. Die so Gescholtene hatte den Gefährten einen Brief geschrieben, furchtbar ungenau, und bat um Unterstützung.

Rondra 1034 BF, Donnerbach
Brins zweite Weihe

Die Lichtsucher waren in diesem Frühjahr und Sommer keinen Schritt weitergekommen. Neue Anhaltspunkte für die Suche gab es keine.

Etwas verloren und missmutig saßen sie beisammen und überlegten, wie es nun weitergehen sollte. Am Ende beschlossen sie, nach Greifenfurt zu ziehen. Erstens hatten sie Amelthona Hilfe versprochen, und zweitens würde Falk sich dort nach Sibel umhören können, von der es noch immer keine Nachricht gab. Überdies lag Greifenfurt ein Stück weit in Richtung Aranien, und vielleicht könnten Assadra und Brin zum Winter ihre Kinder sehen.

Aber zunächst stand der Tag des Schwurs ins Haus, und bis dahin wollten die Gefährten in Donnerbach bleiben, damit Brin den Ritterschlag und die zweite Weihe erhalten konnte.

Thundra von Rathilstein fand ihn noch nicht reif für diese Rangerhöhung, aber Thalia hatte begonnen, ihn und sieben andere Knappen der Göttin zu unterrichten.

Die Lektionen handelten nicht nur von liturgischen Dingen, sondern auch von höfischen Umgangsformen, Kleidungsgebräuchen, Adelsrängen, den Zeitvertreiben bei Hofe, Ämtern, Verwandtschaftsbeziehungen, den Lehen der wichtigsten Familien des Mittelreichs und so weiter.

Brin machte es Spaß. Unter den Novizen, die vor zwei Jahren in Baburin die Weihe empfangen hatten, war er mit großem Abstand der Älteste gewesen. Ein besonders rotziger Knirps hatte ihn sogar frech mit „Papa“ angeredet, wenn er Perlen seiner Weisheit vor die Säue geworfen hatte. Nun befand Brin sich unter Gleichaltrigen, und auch mit seinen Taten brauchte er sich beileibe nicht zu verstecken.

Wenn er neben dem Unterricht Zeit erübrigen konnte, arbeitete er an dem Bericht über Shir'Vadyr, den er dem Hesinde-Tempel versprochen hatte. Brin beschrieb den Hafen und führte aus, dass er die Stadt in einer Art Traum besucht habe, was ihm nahe genug an der Wahrheit war. Eine Skizze legte er dazu. Dann schilderte er, wie sie die Reste der Stadt am Ufer des Neunaugensees gefunden hätten und dass die Gewölbe zu morsch für eine eingehende Untersuchung gewesen seien. Er warnte vor den Krakenmolchen. Nurtis Träne jedoch verschwieg er.

Dann war der Tag des Schwurs gekommen. Donnerbach platzte wegen der unzähligen Pilger und der Familien und Freunde der Novizen, die an diesem großen Tag ihre Weihe erhalten sollten, aus allen Nähten.

Es war auch Assadras Geburtstag, und Brin war am Tag zuvor durch die Wiesen gewandert und hatte ihr einen großen Blumenstrauß gesammelt. Sie hatte ihm ein Weiheschwert schenken wollen, aber obwohl es ungebräuchlich war, hatte er sein altes Leweschilt vorgezogen, das zu diesem Tag eine neue Scheide und eine neue Griffwicklung aus Silberdraht bekommen hatte und nun sehr vornehm aussah, wie er fand.

Die Priesterweihe ähnelte der, die Brin damals in Baburin erlebt hatte, war aber doch auch anders. Verhaltener vielleicht, wenn auch nicht weniger feierlich. Die Novizen wurden der Reihe nach vor Aldare Donnerhall gerufen und zeigten die zwölf Hiebe und Wehren. Dann nannte die Hochgeweihte ihre Namen und fragte die Göttin, ob diese sie annehmen wolle. Der Wasserfall brauste jedes Mal kurz auf, als wolle er antworten. Im Anschluss opferten die frisch gebackenen Priester.

Am Nachmittag war der Tempel rappelvoll. Die jungen Geweihten führten ihre Familien und Freunde herum und zeigten stolz, wo sie

die letzten Jahre zugebracht hatten. Abends gab es einen großen Festschmaus.

Irgendwann erhielten Brin und die sieben anderen Knappen einen leisen Wink, dass es nun für sie an der Zeit sei.

Sie versammelten sich in der dämmerigen Tempelhalle, dann kam Thundra, der ihre Reihe schweigend abschritt und einem jeden mit einer Paste, die nach Blut roch, Zeichen auf Stirn und Hände malte. Er bedeutete ihnen, ihm zu folgen, und stieg tief in die Kavernen hinab, bis in einen Teil, den Brin noch nie zuvor betreten hatte. Vor einem düsteren Durchgang blieb er stehen.

Dort warteten zwei Tempeldiener, gewappnet und mit blanken Schwertern in den Händen. Wollten sie Unbefugte am Eindringen hindern oder bewachten sie etwas, das nicht hinaus sollte?

Thundra reichte jedem Knappen einen hölzernen Becher mit einer silbrigen Flüssigkeit, die scharf nach Säure roch und unangenehm schmeckte. Als Brin geschluckt hatte, verschwammen die Umrisse seiner Gefährten. Im Dunst vor sich sah er kreisende und tanzende Gestalten. Er tat einen entschlossenen Schritt und trat über die Schwelle.

Brin fand sich in einem Grasland wieder. Neben ihm stand eine Löwin, groß wie ein Stier.

Mit Donnerstimme grollte sie: „Ihr habt mich gewählt und ich habe euch gewählt."

Mit einem Mal fühlte Brin tiefen Frieden und vergaß seine Enttäuschung und seine Besorgnisse. Dann sah er Bilder über Bilder. Es waren die Fragen aus seiner ersten Weihe, dazwischen wieder und wieder Sarhild, Amelthona und ein junger weiblicher Drache, bei dem es sich um Scathanaë handeln musste.

Sie alle sprachen zu ihm: „Weg und Waffen wurden gewählt. Ihr habt euch entschieden. Führet zu mir, wer von meinem Pfad irrt. Aber

wer abfällt, muss sterben.“ Dann sprach Sarhild: „Sage ihr, die Aufgabe muss beendet werden. Ich nehme den Handschuh auf.“

Die Löwin sah ihm direkt in die Augen und sprach weiter: „Hüte dich, dass du nicht wider den falschen Feind das Schwert erhebst. Wer strauchelt, dem helfe auf und leite ihn auf meinen Weg. Mein Sohn sucht die Karfunkelseele zu retten, beim Lichte! Meine Klingen, findet ihn und schirmt seinen Weg.“

„Wir sollen dem Herrn Kor helfen, seine Seele vor den Niederhöllen zu retten?“, fragte Brin ungläubig.

Dröhnendes Gelächter hallte in seinem Kopf wider.

„Aber wen meinst du dann?“

Er erhielt keine Antwort, aber sofort stürmten mehr Bilder auf ihn ein. Kämpfe, ein Wald des Nordens, er, Assadra und Suleyscha in einer Reihe von Weidenern, an ihrer Seite Elfen, sie alle bedrängt von Orks. Suleyscha fällt, durchbohrt von einem Arbach. Brin greift das Feldzeichen. Thalia deckt ihn und fällt getroffen. Grüne Äcker, ein Aufgebot des Mittelreiches, schlecht gerüstet. Neben ihm Heliopais, an seiner anderen Seite Amelthona, oder sieht er sie in der Schlachtreihe der Orks? Die Sonne brennt herab. Gesichtslose Kämpfer, unter ihnen Assadra und Suleyscha. Kämpft er mit ihnen? Gegen sie? Ein Mann, es muss Tionnas Bruder sein, opfert den Knappen Alrik. Eine Welt aus Eis. An seiner Seite die Lichtsucher, Feyala, Frynn und auch Suleyscha. Sie haben Erfrierungen in ihren Gesichtern. Dunkelelfen dringen auf sie ein. Ist es Assadra, die fällt, oder Suleyscha? Und immer wieder die neunfingrige Klaue.

Das Bild, das am meisten Eindruck bei ihm hinterließ, war jedoch ein anderes: Sein Pferd fliegt nur so dahin. Vor ihm drei Fuhrwerke, überschwärmt von einer Horde Wegelagerern. Mitten darin, Rücken an Rücken kämpfend, eine Amazone und ein Geweihter der Donnernden. Handelte es sich um Assadra und ihn?

Plötzlich spürte Brin, wie jemand ihn am Arm fasste und ihn mit sich zog. Völlig benommen fand er sich im vertrauten Teil der Kavernen wieder. Sein Geist war wie benebelt, aber etwas drang zu ihm durch: „... lagen da, sind tot. Und so etwas in meiner Zeit!“

Die Knappen wurden zurück in die große Tempelhalle geleitet. Die Gruppe schien Brin kleiner geworden zu sein, offenbar fehlte jemand. Er ließ sich vor der großen Statue auf die Knie fallen, während seine Gedanken noch immer den Traumbildern nachhingen.

Als die Sonne aufging, wuschen die Geweihten sich und legten ihre festlichste Kleidung an. Dann wurden sie zurück in die Tempelhalle geführt, die sich inzwischen gefüllt hatte. Vorn bei Thalia standen die anderen Lichtsucher.

Der Gottesdienst begann mit einem Choral, danach wurden ihre Taten verkündet, zum Ruhme der Kirche. Schließlich rief Aldare Donnerhall sie der Reihe nach zum Altar, wo sie noch einmal die zwölf Hiebe und Wehren vollführten. Anschließend hieß die Priesterin sie niederknien, nahm ihnen die Gelübde ab, segnete sie und gab ihnen mit Donnerhall, dem Senneschwert, einen leichten, flachen Schlag auf die rechte Schulter. Zum Schluss half die Geweihte ihnen auf und gürtete sie mit dem Wehrgehänge.

Brin war der Letzte. Er trat gemessenen Schrittes vor, nahm Leweschilt vom Altar und stellte sich vor Thalia auf, die das Gegenüber für seine Hiebe und Wehren abgab. Als sich beim achten Schlag ihre Klingen berührten, gab es einen scheppernden Ton und Leweschilt zersprang.

Entsetzt starrte Brin auf den Griff in seiner Hand. Bewegung kam in die Schar der Gläubigen. Assadra drängte sich nach vorn und hielt ihm den Griff ihres Krummschwerts hin.

„Nein. Es ist deins. Bring mir Mahabor.“

Sie lief hinaus. Raunen breitete sich aus. Brin stand da und alle starrten ihn an. Er zuckte die Schulter, als wollte er zu verstehen geben: „Ich weiß auch nicht, was hier geschehen ist."

Da kam Assadra zurück, seinen Zweihänder in den Händen. Er nahm das lange Schwert und maß seinen Abstand zu Thalia, die ihren Rondrakamm ergriffen hatte. Langsam und genau wiederholte er alle Bewegungsfolgen. Dann nahm Aldare ihm das Gelübde ab und rüstete ihn mit Mahabor, dem Schwert seiner ersten Weihe, das nun sozusagen zweifach geweiht war.

Brin war umringt von Leuten. Alle redeten auf ihn ein, aber er hörte sie kaum. Als er sich den göttlichen Funken in seiner Seele vergegenwärtigte, spürte er ihn deutlich wie nie, und auch den goldenen Funken und ein kleines graues Flämmchen.

Assadra schenkte ihm zu seiner zweiten Weihe ein prachtvolles versilbertes Kettenhemd.

An diesem Abend wurde wieder getafelt, aber die Stimmung war gedämpft. Zwei Geweihte waren tot geblieben in den Widerhallenden Grotten. Als Thundra von Rathilstein sie holen wollte, hatten sie da gelegen, steif, ohne Zeichen einer Verletzung, aber mit vor Entsetzen verzerrten Gesichtern. Dann war da noch die Sache mit Brins Schwert. Beides war seit langer, langer Zeit nicht vorgekommen.

Es dauerte eine Nacht, bis Brin wieder ansprechbar war und einen weiteren Tag und eine Nacht, bis er begann, sich dafür zu interessieren, was sich bei seiner Weihe zugetragen hatte.

Assadra erzählte ihm, dass sie am Abend zuvor in ihrem Quartier von einem Diener Iribaars besucht worden sei, von dem rot gewandeten Kobold. Er hatte in der Ecke ihrer Kammer gestanden, unter seinen Füßen hatte es gezischt und er war von einem Bein aufs andere gehüpft, als hätte er Schmerzen.

Voll Hass hatte er zu ihr gesagt: „Brin ist heute offenbar nicht anzutreffen, deswegen schickt mein Herr mich zu dir. Du sollst wissen, dass er vor Zorn kocht. Der Siegelring. Brin hat Zeichen getilgt, zu erkennen, was wahr ist und was Lüge, und solches ist allein meinem Herrn vorbehalten. Er sendet euch etwas, womit dieser Frevel geheilt werden kann. Und nun lebe wohl."

Damit war der Kobold verschwunden.

Am Morgen darauf hatte Assadra neben ihrem Lager ein kleines grünes Fläschchen gefunden, das sie Brin jetzt gab. Er rief sogleich Falk und Thundra zusammen, und Assadra erzählte noch einmal.

„Was glaubst du, hat der Kobold gemeint?", fragte Falk Brin.

„Ich weiß nur eins: Sein Meister ist böse und verschlagen und will uns übel. Das ist sicher. Deswegen werde ich gar nicht weiter über seine Worte nachdenken. Auch sie können Schlingen sein, um unsere Gedanken in eine gefährliche Richtung zu lenken."

Er bat Falk, das Fläschchen zu exorzieren. Danach ließ Brin den Inhalt langsam in den Donnerbach tropfen, um ihn zu verdünnen. Die Flasche selbst zerschlug er und warf die Scherben in den Strom hinaus.

Damit war die Sache für Thundra allerdings noch nicht erledigt. Er stellte umfassende Nachforschungen an, weil nicht zu erklären war, wie der Dämon sich innerhalb des Tempels hatte manifestieren können. Tatsächlich fand er eine selten genutzte Kapelle, die unbemerkt entweiht worden war und dem Dämon so womöglich als Portal gedient hatte.

Es wurde gemunkelt, dass Amelthona sich oft hier aufgehalten habe, und auch die beiden Geweihten, die in den Widerhallenden Grotten gestorben waren, hatten sie in jener Kapelle getroffen. Die beiden waren ein Paar gewesen und erst vor einem Jahr aus dem Süden gekommen.

Als die Aufregung abgeklungen war, nahm Brin einen alten Wappenrock, abgenutzt und dünngeschabt, aber sauber, und wickelte die Bruchstücke von Leweschilt hinein, die Assadra für ihn verwahrt hatte. Dann trug er das Bündel zu dem großen Altarstein im Wald und hob eine kleine Mulde aus.

„Du hast viele Male mein Leben verteidigt. Nun sollst du hier ruhen."

Damit legte er das Schwert hinein und scharrte alles wieder zu. Assadra, die mitgekommen war, räusperte und schnäuzte sich.

Brin ergriff ihre Hand. „Was ist los? Es war doch nur ein Schwert. Ich kann mir ein neues besorgen."

„Mein Volk glaubt, wenn so etwas passiert, ist es ein Zeichen, dass die Löwin sich nicht mit dem Schwert zufriedengibt, sondern die Trägerin haben will."

Brin lächelte matt. „Nun sei doch nicht so traurig. Wir beide wissen doch, dass wir vermutlich nicht den Strohtod sterben werden."

Er küsste sie, und sie begann zu weinen.

„Bitte weine nicht, Assadra. Ich habe in den Widerhallenden Grotten viele Visionen gehabt. Aber mein Ende habe ich dort nicht gesehen. Komm, ich erzähle dir alles."

Sie setzten sich auf einen Stein, und Brin legte seinen Umhang um sie. Dann begann er zu erzählen, in aller Ausführlichkeit und besonders von Scathanaë, dem Drachen, für den Assadra sich so sehr interessierte.

Auf dem Rückweg machte er bei dem Schmied halt, der Leweschilt angefertigt hatte. Der Mann fühlte sich offensichtlich geschmeichelt, ihn wiederzusehen. Brin versuchte einige Klingen, etwas länger, etwas kürzer, verschiedene Gewichte, und focht einige Gänge gegen Assadra. Der Schmied beobachtete alles mit Kennermiene. Schließlich half er Brin, eine Klingenform auszuwählen, schnell, aber doch so ausgewogen, dass sie wuchtige Schläge

austeilen würde, ohne ihm aus der Hand zu prellen. Das Schwert sollte aus Zwergenstahl geschmiedet werden. Es war eine Arbeit, die Genauigkeit, Zeit und große Sorgfalt erforderte.

Brin kaufte noch ein Schwert nach dem Muster der Bürgerwehr, wie der Schmied es mehrfach auf Lager hatte. Es war schmucklos und etwas grob, aber Brin wollte nicht auf eine einhändige Waffe verzichten, während er auf seine Sonderanfertigung wartete.

Im Tempel hinter dem Wasserfall wurde er nun mit großer, nur schlecht verborgener Neugier beobachtet. Aldare Donnerhall hatte verlauten lassen, dass Brin einen zweiten göttlichen Funken in seiner Seele trage und sein Schwert sozusagen karmal überlastet worden sei. Aber die meisten hielten es wohl eher für einen dämonischen Akt und behandelten ihn mit einer Art mitleidiger Scheu.

Er selbst dachte, dass an Assadras Worten vielleicht etwas Wahres war und die Göttin ihn zu sich holen wollte. Womöglich hatte er sich den Unwillen der Göttin zugezogen, oder es war eine Warnung. Vielleicht war es ein Hinweis, nach vorn zu sehen anstatt zurück, schließlich war Leweschilt sein erstes Schwert gewesen. Und dann war da noch Iribaar, sein alter Feind. Oder die Klinge hatte einen verborgenen Fehler gehabt. Es waren einfach zu viele Möglichkeiten, und Brin beschloss, sich nicht den Kopf darüber zu zerbrechen.

Jedoch, ein ungutes Gefühl blieb.